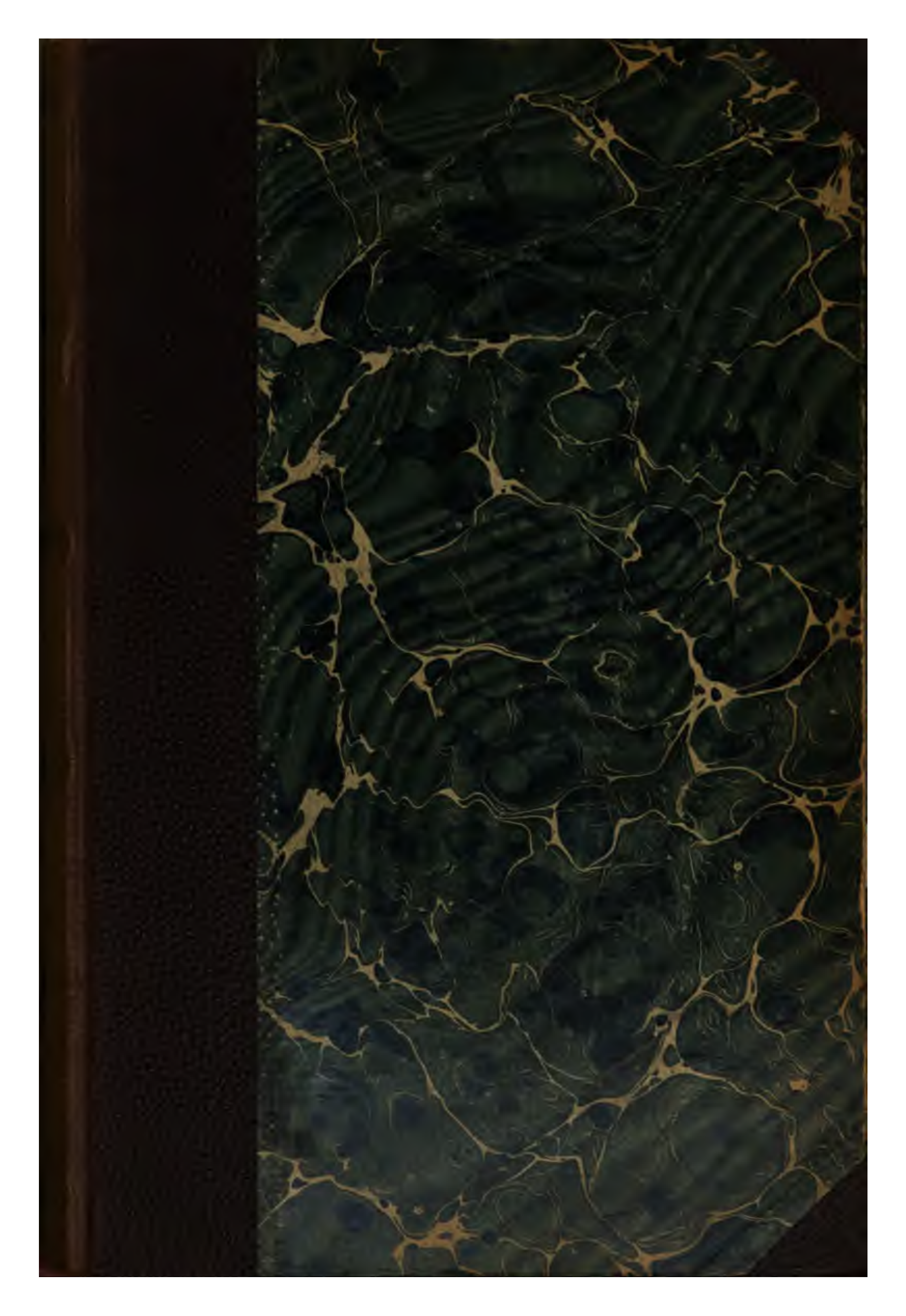
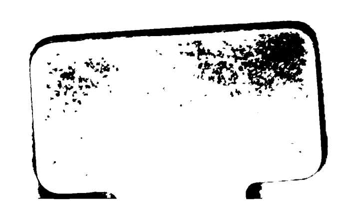








Neuer

deutscher Hausschatz

für

Freunde der Künste und Wissenschaften.

Mit vielen historischen Anmerkungen und Erläuterungen

von

Herrmann Joseph Landau.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

II. Theil, Literatur.

Prag 1866.
Druck von Senders & Brandeis Rittergasse Nr. 408—I.
Selbstverlag des Verfassers.

Herrn

Dr. Ludwig Goldhann

in Brünn

achtungsvoll

vom

Verfasser.

Prag am 1. Jänner 1865.



Anaxagoras. Der Philosoph Anaxagoras hatte freiwillig die größte Armuth gewählt, um sich den Wissenschaften ganz widmen zu können, aber in seinem Alter sah er sich von seinem Freunde Perikles vernachlässigt und dadurch jeder Hilfe beraubt. Er beschloß daher, seinem Leben durch einen heldenmüthigen Tod, nach der Idee der Griechen ein Ende zu machen. Er legte sich also auf sein Lager, enthielt sich jeglicher Nahrung und erwartete so das Herannahen seiner letzten Stunde. Perikles erfuhr und eilte zu ihm hin, aber er vermochte ihn nicht zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Anaxagoras richtete sich nur ein wenig von seinem Lager auf und sagte: „Mein lieber Perikles, derjenige, welcher das Licht einer Lampe braucht, muß sie auch zu rechter Zeit mit Oel versehen."

Aristipp. Von einem seiner Freunde gefragt, zu welcher Art von Frauen er ihm riethe? antwortete er: Ich kann Ihnen zu gar keiner rathen, denn: „Wenn sie schön ist, werden Sie von ihr hintergangen; ist sie häßlich, wird sie Ihnen mißfallen; ist sie arm, werden Sie ruinirt; ist sie reich, werden Sie commandirt; ist sie geistreich, werden Sie verachtet; ist sie unwissend, werden Sie sich langweilen; und ist sie böse, haben Sie die Hölle!"

— **Aristipp**, durch die Reize der berühmten und berüchtigten Laïs angelockt, (er stand mit ihr auf sehr vertraulichem Fuße). Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so viel Geld verschwende, die sich doch dem Diogenes unentgeldlich hingebe, antwortete er: „Ich zahle ihr, daß sie mir ihre Gunst gewähren, nicht aber, daß sie sie Andern versagen soll."

— **Aristipp.** Eine Hetäre meldete dem Aristipp, daß sie von ihm schwanger sei. „Du sprichst so bestimmt, gab er ihr zur Antwort, wie Einer, der sich auf Dornen gewälzt hätte, und spräche: diese da hat mich gestochen."

Abarbanel machte das Sprichwort „Herrendienste ehren nicht" zu Schanden, indem er zuerst Verwalter der Finanzen beim König Adolf V.

von Portugal war, dann bei Ferdinand dem Katholischen in Castilien. Hierauf beim Könige Ferdinand dem Bastard von Neapel und schließlich bei dessen Sohne Alfons II., dem er in die Fremde folgte, als die Franzosen das Land erobert hatten. Bei vier Königen erhielt er sich also das höchste Vertrauen in einem der schwierigsten Verwaltungszweige und zu einer Zeit, wo seine Religion Allen ein Stein des Anstoßes war. Aber nicht dieses allein, nach dem Tode von Alfons II. wurde er noch von Portugal auserkoren, die Handelsverhältnisse des letzteren mit der Republik Venedig zu ordnen. Es ist daher bewundernswerth, daß dieser Mann, dessen ganze Zeit und Thätigkeit von seinem Amte so ununterbrochen in Anspruch genommen wurde, dennoch in seiner Sphäre einer der größten Literatoren war, in welch' letzterer Eigenschaft er sich als einer der gelehrtesten Männer bewies, auf den seine Nation mit ebenso großem Stolz hinblicken kann, wie auf ihren großen Maimonides. *)

— Abarbanel stellte in einem Commentar über das 1. Buch Samuelis die merkwürdigen Sätze auf: „Ein unbeschränkter König ist dem

*) Vielleicht hat keine Nation so vollgültige Ursache, auf einen Gelehrten aus ihrem Schooße stolz zu sein, als die der Juden auf den Maimonides — geb. 1139, gest. 1205. — Dieser außerordentliche Mann war und bleibt gleich hoch berühmt als Philosoph, als Arzt, Linguist, Archäolog, Theolog und Kritiker. Ein unvergängliches Denkmal seines durchdringenden Scharfsinnes ist sein Versuch, die Lehren des alten Testamentes mit Vernunftgründen zu verbinden. Diese Schrift hat den Titel: More Nebuchim — Wegweiser der Verirrten. — Maimonides hat sie arabisch entworfen; eine lateinische Uebersetzung besitzt man von Buxdorf. Seine zahlreichen biblischen, anderweitigen theologischen, medicinischen und übrigen größeren Werke, seine Briefe und Tractate, von denen die meisten classisch sind, machen, daß die Juden ihn nach dem Moses für das größte Genie halten. Von den Weisesten, Besten und Gelehrtesten dieser kraftvollen und geistreichen Nation hört man den Maimonides den wahrhaften Meister nennen, den Ruhm des Morgenlandes, wohl auch den großen Adler. Wenn auch Viele der jüdischen Nation den Vorwurf machen, daß sie eben diesem Maimonides noch kein öffentliches Denkmal errichtete, so deuten wir unseres Erachtens nach gerade den Umstand der „Denkmalslosigkeit“ als edel und groß; denn ein Maimonides braucht ebenso wenig ein Denkmal als Moses. In neuester Zeit hat der berühmte Gelehrte und theologische Schriftsteller Rabbi Salomon Rapoport in Prag, wir wissen nicht mehr bei welcher gelegentlichen Predigt, hervorgehoben, daß die Juden bis zur Gegenwart vier Mosen aufzuweisen haben, die alle vier in ihrer Art und Weise der Stolz der jüdischen Nation für alle Zeiten sein werden und diese sind: Moses, der Gesetzgeber, Moses Maimonides, Moses Mendelssohn und Moses Montefiore.

Volke durchaus nicht nothwendig: nichts ist im Gegentheil gefährlicher, als wenn ein Mann ungestraft Alles thun kann. Ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Einziger, von Unwissenheit, Zorn und seinen übrigen Leidenschaften hingerissen, viel leichter in Pflichtvergessenheit fallen kann, als eine Versammlung von Männern, die sich gegenseitig auf dem Wege der Tugend erhalten?" — Sollten nicht gewisse Potentaten wohl daran thun, die Lehre eines Juden zu beherzigen?!

Alamanni zog sich nach Frankreich an den Hof Franz I. zurück, als die Mediceer die Herrschaft der Republik Florenz an sich rissen. Als ein Anhänger Frankreichs und Freund Karls V. schrieb er einen sehr satyrischen Dialog gegen den Kaiser, in welchem sich der Adler mit dem Hahn unterredet und unter andern auch folgende Stelle vorkommt:

— — L'aquila grifagna
Che per più divorar duoi capi porta.

Nach hergestelltem Frieden wurde Alamanni als Gesandter von Florenz an den Kaiser geschickt und hielt eine stattliche Rede an denselben, in welcher er besonders die großen, wunderbaren Eigenschaften des Adlers, nach den Begriffen seiner Zeit, hervorhob, um dem Kaiser dadurch zu schmeicheln. Da er, der Beschaffenheit seiner Rede nach, das Wort aquila oft wiederholte, so antwortete ihm Karl, nach geendigter Rede, ganz ernsthaft:

L'aquila grifagna
Che per più divorar duoi rostri porta!

Alamanni ward durch diese unerwartete Replik betroffen, aber keineswegs irre. Mit großer Geistesgegenwart erwiederte er: „Erhabner Fürst! damals sprach ich als Dichter, dem erlaubt ist, zu erfinden. Jetzt redete ich als Gesandter, der nur Wahrheit sprechen darf." („Magnanimo principe, allora io ragionava come gli poeti, a' quali è lecito di favoleggiare. Io ragiono in questo discorso come un Ambasciatore che non deve fingere.")

Ariost fing sehr früh an, Verse zu machen. Sein Vater, der eben kein Liebhaber davon war, schalt ihn deßhalb und hielt ihm oft lange Strafpredigten. Ariost hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, ohne ein einziges Wort zu seiner Rechtfertigung vorzubringen. Sein Bruder, der über dieses Schweigen in Verwunderung gerieth, da das Stillschweigen sonst nicht Ariost's Sache war, fragte ihn, als der Vater weg war, um die Ursache desselben. Ariost antwortete: „Ich mache jetzt eine Comödie und bin gerade bei der Scene, wo ein Vater seinem Sohne einen tüchtigen Verweis gibt, es fiel mir augenblicklich ein, sobald mein Vater den

Mund aufthat, daß er mir zur gelegensten Zeit das beste Muster dazu geben würde. Ich habe demnach aufmerksam zugehört, mir den Ton, die Gebärden, die Worte und Alles gemerkt, und will nun die getreueste Copie davon machen."

— Ariost wollte sein berühmtes Gedicht „Orlando furioso" dem Cardinal von Este zueignen, in der Hoffnung, eine ansehnliche Belohnung von ihm zu erhalten. Dieser aber schickte ihn mit dem Compliment, nachdem er das Gedicht ein wenig angesehen hatte, wieder fort: „Mein Herr, wo haben Sie doch so viele Narrenpossen hergenommen?"

— Ariost war ein Freund des Malers Benedetto Garofalo in Ferrara. Als dieser einst an einem Gemälde vom Paradiese arbeitete, sagte Ariost zu ihm, er möge ihn doch auch darin vorstellen. — Garofalo that dies und malte den Dichter sehr ähnlich, nur mit einem großen schwarzen Bart, auf der rechten Seite zwischen dem heiligen Sebastian und der heiligen Catharina. Als dies Ariost sah, dankte er dem Künstler dafür und setzte hinzu: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihr mich in Euer Paradies versetzt habt, denn wer weiß, ob ich in das andere kommen werde."

— Ariost. Ein großer Schwätzer sagte einst zu Ariost, nachdem er lange zu ihm gesprochen und keine Antwort erhielt: „Ich bin Ihnen vielleicht lästig und halte Sie von andern Dingen ab." — „Sprechen Sie nur immer weiter, ich höre nicht darauf," erwiederte Ariost.

— Ariost hatte sich zu Ferrara ein kleines einfaches Haus erbauen lassen, mit der Inschrift über der Thüre:

Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen acre domus.

In diesem und dem daran stoßenden Garten verfaßte er seine unsterblichen Gedichte. Als man ihn fragte, weßhalb er sein Haus so einfach aufrichten ließe, da er doch in seinem „Rasenden Roland" eine so bezaubernde Beschreibung von prächtigen Palästen gemacht habe? — antwortete er: „Man singt weit eher und leichter Worte, als Steine zusammen."

Abraham a Sancta Clara. Es ist ein Wörtlein mit vier Buchstaben, rath', was es thut in sich haben? Dasselbe hat dem allerweisesten Salomon den Verstand verrückt; dasselbe hat die zwei alten Lümmel und Schimmel zu der Susanna geführt; dasselbe hat dem David auf dem Altare das Herz entzündet. Es ist — es ist — das Wörtlein Lieb? —

Es ist ein Wörtlein mit vier Buchstaben, rath', was es thut in sich haben? Dasselbe thut der Unschuld eine Nase reiben; dasselbe thut die Gerechtigkeit bei der Nase ziehen; dasselbe gibt der Treu einen Nasen-

schneller; dasselbe macht Manchen nasenwitzig: es ist — es ist — das Wört'l Geld.

Es ist ein Wörtlein mit vier Buchstaben, rath', was es thut in sich haben? Dasselbe hat den Herodes zu einem halben Narren gemacht; dasselbe hat den Ammon zu einem ganzen Narren gemacht. Es ist — es ist — das Wörtlein Weib.

Es ist endlich ein anderes Wörtlein mit vier Buchstaben, rath', was es thut in sich haben? Dieses macht den Himmel leer, dieses macht die Hölle voll; dieses verlegt den Paß in die Glory, dieses bahnt den Weg zum Verderben, dieses beleidigt Gott und den Nächsten. Es ist — es ist — das Wörtlein Zung' — mit vier Buchstaben; aber nicht nur vier Uebel, nicht nur vierzig Uebel, nicht nur vierhundert Uebel, sondern unzählige Uebel entstehen von der Zung'. Sermo facile volat, sed graviter violat.

— Abraham a Sancta Clara sagt von dem Halten der h. Festtage: Man sieht an einem Festtage Kuchen rauchen, alle Pfannen, alle Wasser sieden, alle Bratenwender in Bewegung, alle Roste glühen, alle Schüsseln tragen, alle Tafeln prangen, alle Fässer rinnen, alle Kannen schöpfen, alle Becher schwappern, alle Gläser schwimmen, alle Gurgeln schlucken, alle Füße wanken, alle Köpfe summen. Hier trinkt ein Bürger, dort säuft ein Bauer; hier schwelgt ein Geselle, dort erbricht sich ein Knecht; hier stolpert ein Junger, dort fällt ein Alter; hier krabbelt der Herr, dort liegt der Diener; hier gähnt der Richter, dort schnarcht der Geschworene — so feiert man Festtage. — Hat Abraham hier nicht gesprochen, als ob er heute und mit uns gelebt hätte?

— Abraham a Sancta Clara. Vor hundert Jahren trugen alle Damen des Wiener Hofes, und selbst die Kaiserin, so tief ausgeschnittene Kleider, daß Abraham a Sancta Clara dagegen von der Kanzel herab eiferte und mit den Worten schloß: „Weiber, die sich so sehr entblößen, sind nicht werth, daß man ihnen in's Gesicht spuckt!" Die Kaiserin, darüber ergrimmt, ließ ihm sagen, daß er sein Amt verlieren würde, wenn er diese Worte nicht widerriefe. Am nächsten Sonntage that er's folgendermaßen: „Ich sagte neulich: Weiber, die sich so entblößt tragen, seien nicht werth, daß man ihnen in's Gesicht spuckt; dies widerrufe ich hiermit feierlichst und erkläre: sie sind es werth."

— Abraham a Sancta Clara predigte einst vom Mammon und berührte dabei, wie so viele Ehen nur des Geldes halber geschlossen würden. „Ja, ja," sagte er, „ist Eine am rechten Auge blind, so darf sie nur 1000 Ducaten darüber legen, so ist der Mangel bald bedeckt, hinkt Eine am rechten Fuße, so nimmt sie einen Geldsack am linken,

dieser macht durch die Schwere, daß der Leib in gleichem Gewichte bleibt. Ist Eine bucklicht, wie ein Kameel, ein gefüllter Ranzen mit Gold drückt den Höcker schon nieder und ebnet Alles. Hat ein Mädchen auch einen Kropf, wie eine Kropfgans oder Trommeltaube, so kommt sie doch an den Mann, wenn der Beutel nur kropflich ist. Manche hat große und tiefe Blatternarben; nur auf jede Narbe einen Doppellouisd'or gelegt, da bekommt sie ein goldenes Gesicht!"

— Abraham a Santa Clara beschreibt folgendermaßen:

Das Bild einer bösen Ehe.

Will er sauer, will sie süß,
Will er Mehl, will sie Gries,
Schreit er Hu, so schreit sie Ha,
Ist er dort, so ist sie da.

Will er essen, will sie fasten,
Will er gehen, will sie rasten,
Will er rechts, so will sie link',
Sagt er Spatz, so sagt sie Fink.

Will er Suppe, will sie Brocken,
Will er Strümpfe, will sie Socken!
Sagt er ja, so sagt sie Nein,
Trinkt er Bier, so trinkt sie Wein.

Will er Dies, so will sie Das,
Singt er Alt, so singt sie Baß;
Steht er auf, setzt sie sich nieder,
Schlägt er gar, so schlägt sie wieder.

— Abraham a Sancta Clara sprach einst in seinen Predigten über wahre Frömmigkeit, über das Gebet. „Wenn es uns vergönnt wäre, die Gedanken manches Betenden zu errathen, so würden wir nicht erstaunen, daß sein Gebet so ganz ohne Wirkung bleibt. Mag folgendes Gebet eines Kaufmannes zu Beweise dienen: Vater unser, der Du bist im Himmel, der Markt rückt heran, ich muß meine Anstalten treffen; geheiliget werde Dein Name, wo soll ich jetzt einkehren? Mein voriger Wirth ist gestorben; zu uns komme Dein Reich, er war ein guter Kerl. Wir haben manche Flasche zusammen geleert; Dein Wille geschehe, wie im Himmel, in der „blauen Traube" soll man gut essen und trinken: also auch auf Erden, es kömmt auf eine Probe an; gieb uns heute unser

täglich Brod, wenn ich nur könnte die zwei Stücke Seidenzeug an den Mann bringen; und vergieb uns unsere Schuld, zu Meßgewändern sind sie gut genug; wie wir vergeben unsern Schuldnern, aber für Frauenzimmer sind sie aus der Mode; führe uns nicht in Versuchung, für die Kirche ist Alles gut; sondern erlöse uns von allem Uebel, der Pfaff macht heut lange; Amen, sie warten gewiß mit dem Essen und ich komme zu spät auf die Kegelbahn.“ — „Das ist mir halt eine rare Sorte von Gebet.“

— Abraham a Sancta Clara eiferte einst gegen Titularwesen und schloß seinen Vortrag folgendermaßen: „Man hat vor Jahren etliche ungereimte Ueberschriften auf der Wienerschen Hauptpost aufgezeichnet und gefunden, daß man sogar einen Besenbinder den Titel Wohledelgeboren gegeben. Die Prädikate wachsen dergestalt, daß, wer nur Hans Hader heißt, sich gleich muß von Lumpenhosen nennen.

— Abraham a Sancta Clara sagt: Ein offener Helm adelt nicht allein, auch eine wurmstichige Nuß hat einen. Hochgeboren sein, adelt nicht, auch ein Storch ist hochgeboren, auch ist er nicht deshalb heilig, weil er sein Nest auf dem Kirchendache baut. Wollgeboren ist das Schaf. Von einem guten Hause sein, adelt nicht allein, denn eine Schildkröte hat auch ein gutes Haus. Hohe Ahnen hat der Elephant, und von hohem Stamme sein, adelt nicht allein, denn manch' saurer Holzapfel ist von hohem Stamme. Nur ein edles Gemüth adelt allein.

Abraham a Sancta Clara. Seine Schriften bilden eine Moral für alle Stände, aber keine in trockener, kalter, systematischer Form, sondern in lachender, lebendiger, ergreifender Sprachweise; oft sanft, öfter unsanft berührend, doch auch heilend für einen Jeden, der Ohren hat zu hören, oder wie der alte griechische Philosoph sagt, der kein Bauch ohne Ohren ist. Mit Wahrheit sagt a Sancta Clara von seinen eignen Sittenlehren:

> Meine Worte treffen gut,
> Sind sie Manchem eine Ruth,
> So wird Niemand doch beschädigt;

und gutmüthig fügt er hinzu:

> Folgt den Worten, die ich lehr'
> Und ruft mir auch zu Gehör:
> Wohl, wer selbst thut, was er predigt!“

Abraham a Sancta Clara eröffnet in seinem 1. Abschnitt „Der Regent“ mit einem kurzen Prolog, in welchem es unter anderen heißt:

> „Zähmt des Herzens Rebellen,
> Die täglich euch nachstellen!“

„Was unter dem Gestirn die Sonne, was unter den Vögeln der Adler, was unter den Thieren der Löw', was unter den Steinen der Diamant, was unter den Metallen das Gold, was unter den Blumen die Rose, das ist unter den Menschen der Landesfürst und Regent u. s. w." „Es sollen aber," fährt er fort „dergleichen Häupter nicht anders beschaffen sein als wie das Haupt an dem Bildniß des Nebukadnezar's, welches von purem und feinsten Gold gewesen; und gleich wie sie alle vergehen an Hoheit, Gewalt und Würde, also sollen sie nicht weniger vorleuchten in Tugenden und Vollkommenheiten sonst wird der Titel „Durchleucht" und „Durchleuchtigst" mit einer finstern Wolke überzogen.

— Abraham a Sancta Clara der unerschrockene Volksredner gibt in seinem güldnen A. B. C. einen trefflichen Fürstenspiegel, der sich in seiner Tendenz wenigstens mit dem von Engel aufgestellten wol messen darf; mißverstanden, wie der von Machiavell kann er wegen seiner hohen Popularität und Klarheit nimmer werden; so heißt es A. Andächtig: „Je größer das Haupt, je größer soll sein der Schein — Große Regenten sollen nicht allein haben eine große Obacht sondern auch eine große Andacht.

B. „Barmherzigkeit. Die Bienen oder Immen, obschon schwache Creaturen, haben einen sehr großen Zorn und sind absonderlich rachgierige Thierl; hingegen aber ist der König unter ihnen ohne Stachel und Waffen, Königen und hohen Regenten ist nichts besser anständig, als die Clemenz und Güte. Kaiser Friedrich pflegte zu sagen: wann ich bete, so begehre ich von Gott Barmherzigkeit und nicht die Gerechtigkeit; warum soll ich mich gegen meine Untergebenen nicht gnädig erzeigen? Nach Aristoteles ist der einzige Delphin ohne Galle, und eben darum ist er ein wahrer Entwurf eines lobwürdigen Fürsten, bei dem mehr Süß als Spies, mehr Zucker als Drucker, mehr Milde als Wilde soll gefunden werden."

C. Corona heißt auf Deutsch eine Kron' womit große Häupter prangen; es heißt aber auch zugleich ein Rosenkranz: also soll Kron' ohne Religion, Gebiet ohne Gebet, Altezza ohne Altar nicht sein."

Addison. Ein schlechter Reimer bat Addison, einige von seinen dichterischen Arbeiten durchzusehen und die eingeschlichenen Fehler zu verbessern. Der junge Schriftsteller hatte auf dem Titel seines Werkes als Motto eine Stelle aus dem Homer gesetzt. Addison gab ihm seine Handschrift zurück und hatte nur dieses Motto durchstrichen. Der Versemacher äußerte darüber sein Befremden. „Erinnern Sie sich je-

nes römischen Kaisers, auf dessen Bildsäule man wenig achtete, die man aber höchst lächerlich fand, als man auf ihnen die geheiligten Köpfe der Götter gesetzt hatte.“

d'Alembert. Als d'Alembert das „Collegium der vier Nationen,“ worin er studirt hatte, verließ, befand er sich ohne allen Anhaltspunkt und fast ganz allein in der Welt, da er gleich nach seiner Geburt als ein Findling ausgesetzt war. Er begab sich also in das Haus seiner Amme. Hier tröstete er sich mit der Hoffnung, daß sein geringes Vermögen ausreichend sein würde, die Umstände dieser Familie zu verbessern, die einzige in der Welt, die er als die Seinige ansehen konnte. In dem Hause dieser guten Leute widmete er sich ganz dem Studium der Geometrie, und führte hier viele Jahre das einfachste Leben. Er verwendete den Zuwachs seiner Einkünfte nur auf Werke der Wohlthätigkeit, verbarg seine wachsende Celebrität vor diesen guten Leuten, und machte ihre einfältigen rohen Sitten zuweilen zum Gegenstande seiner gutmüthigen Scherze und philosophischen Beobachtungen. Seine Amme sah seine unaufhörliche Thätigkeit, und hörte, daß er der Verfasser vieler Bücher sei, aber sie ließ es sich nicht einfallen, daß er ein großer Mann sei, und sah ihn vielmehr mit einer Art von Mitleiden an. „Sie wollen immer nur,“ sagte sie einst zu ihm, „ein großer Philosoph sein. — Und was ist denn ein Philosoph? — Ein Narr, der Tag und Nacht arbeitet, und sich lebenslang quält, damit die Leute von ihm reden mögen, wenn — er nicht mehr ist.“

— d'Alembert ging an einem Hause vorbei, als eben bei der Ausbesserung des Daches Scherben, dicht neben ihm herabstürzten, wovon eine sogar seine Schulter berührte. Er hob sogleich einige Stücke davon auf und schleuderte sie in die Fenster des zweiten Stockwerkes. Der Eigenthümer sah erschreckt aus dem Fenster, doch ehe er noch seinem Zorn Luft machen konnte, sagte d'Alembert freundlich: „Verzeihen Sie, ich konnte nicht höher reichen.“

— d'Alembert besaß in seiner Jugend das Talent der Nachahmung in einem ausgezeichneten Grade. Einst aß er bei dem genuesischen Gesandten Marquis von Lonelli, mit den berühmten französischen Schauspielerinen Goussin und Dumesnil. Der Gesandte brachte das Gespräch auf dies Talent d'Alembert's und Letzterer ahmte mit der auffallendsten Aehnlichkeit Ton, Stimme und Geberde der Schauspielerin Sarazin, Quinault, Dufresne und Anderer nach, und brachte auch ihre Fehler in der Declamation und Gesticulation höchst drastisch zur Anschauung. — Demoiselle Goussin wünschte nun auch sich nachgeahmt zu sehen; d'Alembert weigerte sich anfänglich mit der feinen Wendung, sie wäre zu voll-

kommen, als daß er sie nachahmen könne, endlich aber ließ er sich doch erbitten ihren Wunsch zu gewähren. Die Nachahmung war bewunderungswürdig und für die Schauspielerin zugleich sehr schmeichelhaft. — Jetzt wünschte auch Demoiselle Dumesnil mit stolzer Würde, daß er ihre Art zu spielen darstellen möge. d'Alembert ließ sich durch ihr Wesen nicht abschrecken, er fing sogleich an, sie zu copiren, kaum hatte er indeß sieben bis acht Verse declamirt, als Demoiselle Dumesnil von ihrem Stuhle aufsprang und ausrief: „Ach, das ist mein verwünschter linker Arm! Ueber zehn Jahre schon gebe ich mir alle erdenkliche Mühe, seine Steifheit los zu werden, und noch ist es mir nicht gelungen. — Ich sehe, daß Ihrem Scharfblick Nichts entgeht," fuhr sie fort, indem sie sich zu d'Alembert wandte „und ich verspreche Ihnen, daß ich mich fortdauernd bestreben werde, mich zu bessern. Versagen sie mir aber Ihren Beistand dazu nicht, Sie haben ein zu feines Gefühl, um nicht Andern die Kunst der Declamation und Action auf das Vollkommenste zu lehren."

— d'Alembert verlor hintereinander durch den Tod zwei Freundinnen, die er sehr geschätzt hatte. Die ihm zuletzt Entrissene war Madame Geofrin. — Bei der Nachricht von ihrem Tode sagte er: „Alle Vormittage brachte ich bei meiner jüngst verstorbenen Freundin zu, alle Abende bei Madame Geofrin. Ach! Jetzt gibt es weder Vormittag noch Abend mehr für mich."

— d'Alembert befand sich einst bei der Aufführung der Gluck'schen Oper „Alceste" mit einem Kammerherrn, der sich gerne das Ansehen geben wollte, als sei er ein großer Kenner der Musik, in einer Loge. Der Kammerherr tadelte unaufhörlich den Gesang der berühmten Lavasseur und wiederholte mehrmals die Worte: „Ach, mein Gott, wie falsch singt sie; sie zerfleischt mir die Ohren." — „Wenn Sie dadurch ein paar andere erhielten, könnten Sie sehr zufrieden sein, erwiderte d'Alembert."

— d'Alembert. Als Voltaire'n von französischen Gelehrten ein Denkmal errichtet werden sollte, wollte man alle Ausländer, die Beiträge dazu einliefern wollten, ausschließen. Nur wenige Ausnahmen wurden gestattet, zu diesen gehörte Friedrich der Große. Der König überließ es d'Alembert die Summe des Beitrages zu bestimmen.

„Sire!" schrieb ihm d'Alembert im Namen der Akademie: „Ihr Name genügt und ein Thaler."

d' Alembert wurde vom Friedrich den Großen in Gegenwart des Lord Marschalls befragt: „Was ist Langweile?" — d'Alembert antwortete: „Weder Ew. Majestät, noch dem Lord, noch mir darf man solche Fragen machen. Aber Sire, wenn Sie andere europäische Höfe

besuchen wollen, so könnten sie gute Nachrichten über diese Krankheit einziehen, und wohl selbst davon etwas angesteckt werden."

Alfieri. Alfieri trug bekanntlich sein Haar lang herabhängend. — Als er sich einst bei einem Besuch an einen mit kostbarem chinesischen Porzelan besetzten Tisch lehnte, hatte er das Unglück, bei einer schnellen Bewegung mit seinen Locken eine Tasse herabzuwerfen. Die Frau vom Hause, über diesen Unfall höchst entrüstet, äußerte ihren Unmuth darüber sehr unzweideutig und erklärte in der ersten Aufwallung ihres Verdrusses: da nun dadurch das Ganze zerstückelt sei, so hätte er ihretwegen alles zerbrechen mögen.

— Alfieri warf nun, ohne eine Silbe zu antworten und eine Miene zu verziehen, augenblicklich alles übrige Porzellangeschirr auf den Boden.

Als Alfieri sich einst im Theater zu Turin über eine Seitenloge lehnte, fielen seine langen dunkelbraunen Haare in dieselbe hinab. Eine Dame in dieser Loge war so sehr von Bewunderung über seine schönen Locken hingerissen, daß sie in laute Lobeserhebungen ausbrach, und nicht müde wurde, davon zu sprechen. Alfieri schien sehr ungalant, darauf nicht zu achten und blieb stumm. Am folgenden Morgen empfing jedoch die Dame ein Packet von ihm, in welchem alle Locken gewickelt waren, die am vorigen Abend noch des Dichters Haupt geziert hatten mit folgenden Worten: „Hier sind meine Haare, wenn sie Ihnen gefallen; allein um Himmelswillen, lassen Sie nur mich in Ruhe."

— Alfieri. In Asti fand im v. J. die Enthüllungsfeier der Statue Alfieri's statt. Die Straßen waren mit Fahnen und Kränzen geschmückt und dicht mit Menschen gefüllt. Um ¼ nach 1 Uhr fand die festliche Feier statt. Der Minister des öffentlichen Unterrichtes las eine Inaugurationsrede und als die Hülle von der Statue fiel, war der Jubel allgemein. Der Bildhauer Dini wurde am Festplatze decorirt. Hierauf hielt noch der Syndikus eine Ansprache an das Festcomité, worauf die Nationalgarde und die Studenten in Parade vor der Statue defilirten. Abends wurde die ganze Stadt festlich beleuchtet und eine Festvorstellung gegeben, während welcher eine eigene Hymne zu Ehren Alfieri's gesungen wurde. Der Platz, auf dem die Statue aufgestellt ist, bildet ein großes von regelmäßigen Gebäuden umschlossenes Viereck, und gleicht einem Garten, aus dem die in Bronze gegossene, auf einem Granitpiedestal stehende Figur des Dichters hervorragt. An dem Piedestal befinden sich Bronze-Reliefs, und über einer Maske Melpomene's stehen die einfachen Worte: „A Vittorio Alfieri." Nach der Enthüllung begaben sich die Festgäste zum Palast Alfieri. Derselbe war bereits mit Menschen gefüllt die sich durch alle Zimmer hindurch bewegten bis zum letzten, wo der

große Dichter das Licht der Welt erblickte und wo an einer Marmortafel an der Wand das Datum seiner Geburt angebracht ist. Auch befindet sich daselbst ein herrliches Porträt des Dichters von Fabre mit einem eigenhändigen Brief desselben an seine Schwester, welcher er dieses Bild zum Geschenk machte, und worin er unter Anderm wörtlich schreibt: „Mein Bildniß ist so getreu, daß man meinen möchte, ich hätte ein Loch in die Leinwand gemacht und den Kopf hindurch gesteckt."

Arago, François. Als Arago vom Bureau des Longitudes gewählt wurde, den Pariser Meridian im südlichen Spanien zu suchen — Arago war damals im zwanzigsten Jahre — verbrachte er, um die Gelegenheit zu einer Beobachtung zu erhaschen, sechs Monate auf einsamen Berggipfeln zu; dann, im Verfolge seiner Mission als Spion verhaftet, als Kriegsgefangener eingekerkert, als entronnener Leibeigener behandelt, konnte weder Gefahr noch Entbehrung ihn von der Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Forschungen abschrecken. Wie Archimedes bei der Erstürmung von Syrakus lieber ermordet, als in der Lösung seiner Aufgabe gestört sein wollte, so weigerte sich Arago, während seiner Gefangenschaft zu Rosas und Palamos, das Leben durch die Flucht zu retten, um nicht seine Instrumente und die Ergebnisse seiner Arbeit zurückzulassen.

Auerbach Berthold. Es giebt unter den lebenden Novellendichtern kaum zwei entgegengesetztere Persönlichkeiten als Berthold Auerbach und A. v. Sternberg. Nur in der schönen Begabung einer gefälligen graziösen Erzählungsweise besteht ein Berührungspunkt zwischen Beiden. A. v. Sternberg, eine schlanke Gestalt, trägt den Kopf hoch, um das Auge von dem Plebs abgewendet zu haben. Auerbach, eine kleine, gedrungene kernige Figur, hebt sein großes Auge, in dem Verstand und Herzlichkeit sich gleichmäßig abspiegeln, auch oft zum Himmel, aber um ihn herabzuzaubern auf seine lieben Mitmenschen. Sternberg erhebt sich stolz über die Masse; Auerbach hebt die Masse zu sich empor, es ist sein Stolz, sie in ihrem Werthe, in ihrer Empfänglichkeit für Belehrung und Fortschritt darzustellen. Als einst Herr von Sternberg und Auerbach in einer Gesellschaft Berlins sich zusammenfanden, äußerte Ersterer, der jeden Tropfen Tinte, den er verschreibt, durch zehn Tropfen Patschuli, die er sich in die Hände reibt, von seinem profanen Geruch befreit: Ihr Volksschriftsteller, bringt unsere Salons durch die schmutzigen Kleider eurer Bürger und Bauern in üblen Geruch." — „Nicht so!" versetzte Auerbach: „Ihr vornehmen Schriftsteller, habt durch Euere Patschuli eine so ungesunde Atmosphäre in dem Salon erzeugt, daß wir nur die Fenster aufgemacht haben, um frische Luft hineinzubringen.

Bion, zu Borysthene in Scythien, 300 Jahre vor Christi geboren, war einer der sogenannten sieben Weisen Griechenlands, und wird als der letzte der Cyniker genannt.

— Bion sagt von den Grammatikern, die mit unendlichem Fleiße die Irrfahrten des Odysseus zu ergründen suchten, daß sie selbst ohne es zu wissen, sich auf einer viel größeren Irrfahrt befänden, indem sie ihre Zeit mit unnützen Dingen verlieren.

— Bion's Gleichgültigkeit gegen Untersuchungen über die Natur der Güter rc. brachte ihn in den Ruf eines Atheisten und zog ihm viele Feinde zu, die ihn bei Antigonus Gonatas wegen seiner Abkunft verleumdeten. Als dieser Fürst ihn darüber befragte, antwortete ihm Bion mit edler Freimüthigkeit: „Wenn Du einen Bogenschützen bedarfst, fragst Du nicht nach seiner Geburt, sondern wählst den, der das Ziel trifft: also solltest Du auch bei deinen Freunden thun. Wisse denn, mein Vater war ein Freigelassener und handelte mit Salzfischen; meine Mutter war ein öffentliches Mädchen, das er heirathete. Mein Vater hatte einigen Unterschleif in der Einnahme öffentlicher Gelder gemacht, und wurde mit seiner ganzen Familie als Sclave verkauft. Ich ward einem Reder zu Theil, der Gefallen an mir fand, und mir sterbend sein ganzes Vermögen hinterließ. Ich verkaufte Alles, ging nach Athen und widmete mich der Philosophie. Mögen meine Feinde ihre Nachforschungen einstellen, denn das Alles können Sie von mir selbst erfahren. — Diese Offenheit gefiel Antigonus so sehr, daß er ihm seine Gunst bis an den Tod erhielt.

— Bion bemerkte, daß sich die Leute, wenn es ihnen unglücklich ging, die Haare ausrauften. Ob denn wohl ein Kahlkopf die Schmerzen des Unglücks weniger empfindet? äußerte Bion.

— Bion sagte von dem Wege in die andere Welt; es müsse derselbe gar eben sein, da man ihn mit geschlossenen Augen betrete.

— Bion lehrte seinen Schülern, sie sollten glauben, erst alsdann in der Ausübung der Tugend weiter gekommen zu sein, wenn sie mit eben der Gemüthsruhe diejenigen, die ihnen Uebels nachreden, anhören könnten, als diejenigen, die Gutes von ihnen redeten.

Bugenhagen, auch Pommeranus genannt, bereitete sich zu seinen Predigten durch die sorgfältigste Meditation nicht nur, sondern auch durch das ernstlichste Gebet vor, das er in seiner Sacristei mit solcher Inbrunst auch während des Gesanges fortzusetzen pflegte, daß er sich oftmals darüber vergaß; wie es ihm denn begegnet ist, daß, als er einst auf die Kanzel gestiegen, nachdem der Gesang lange aufgehört, und die Gemeinde schweigend dagesessen, gesprochen: „Verwundert Euch nicht. Ich bin von Gott aufgehalten worden; ich bin mit ihm in ein Gespräch hinein gerathen, von der Kirche, von der Universität, unserer guten Stadt und der gesammten werthen Christenheit. Er hat mich lange aufgehalten, und ich habe große Dinge mit ihm abreden müssen." So erzählt Kosegarten in seiner trefflichen Rede auf den Reformator Pommeranus, im zweiten Bande der „Reden und kleine prosaische Schriften", herausgegeben von Mohnike.

— Bugenhagen. Als Bugenhagen im Jahre 1530 von Wittenberg nach Lübeck berufen ward, um dort das Lehr- und Predigtamt nach Luthers Lehre einzurichten, ließ man ihn von Seiten des Magistrats wieder, unter Begleitung von zwei Reitern, zurückfahren. Einer dieser Reiter fragte Bugenhagen, ob Petrus im Apostelamt auch in einem solchen stattlichen Wagen und mit Vorreitern gefahren sei? — „Mein Sohn," versetzte Bugenhagen, „wenn er zu so gütigen und frommen Herren kam, wie die Herren von Lübeck, so ließen sie ihn auf diese Art fahren. Kam er aber zu solchen bösen Buben, als Du bist, so mußte er wieder zu Fuße heim gehen."

— Bugenhagen. Als einst Luther, Melanchton und Bugenhagen nach einer gemeinschaftlich vollendeten Arbeit zu essen im Begriff waren, stellten sie sich die Aufgabe, wer das kürzeste Tischgebet zu sprechen im Stande sei. — Luther begann:

Dominus Jesus sit potus et esus!
Bugenhagen folgte mit dem plattdeutschem Spruche:
Dit und dat, drucken un natt, gesegne uns Gott!
Melanchthon aber erkannten sie den Preis zu, als er sagte:
Benedictus benedicat!

Sonst war Bugenhagen's Tischgebet gewöhnlich:
Daß es wohl schmecke und wohl bekomme.
Ein truckener Bissen mit Fried' und Ruh
Ist besser als eine gebratene Kuh,
Wobei man hadert immer zu!

Brahe, Tycho de. Es äußerte sich bei Brahe von Jugend auf eine besondere Neigung zur Mathematik und den astronomischen Wissenschaften, in welcher er noch mehr bestärkt ward, da er in seinem vierzehnten Jahre sah, daß eine Sonnenfinsterniß zu der vorher berechneten Zeit richtig eintraf. Er legte sich aber wider den Willen seiner Eltern sowohl, als auch seines Hofmeisters, auf diese Wissenschaften.

— Als Brahe zu Rostock studirte, bekam er mit einem seiner Landsleute, Namens Paßberg, Händel, obgleich er sich den ganzen Tag zu Hause gehalten, weil er aus der Astrologie gesehen hatte, daß ihm ein Unglück bevorstehe. Es ward ihm in diesem Zweikampfe der vordere Theil der Nase abgehauen, welchen er aber mit einer silbernen Nase so wohl zu ersetzen wußte, daß man es kaum wahrnahm.

— Als Brahe von seinen Reisen durch Deutschland und Italien wieder nach Hause zurückkehrte, wünschte seine Familie ihn nun vermählt zu sehen. Man schlug ihm verschiedene reiche und vornehme Frauenzimmer vor. Tycho aber wählte ein Bauernmädchen aus seinem Dorfe, die sowohl an Schönheit, als auch an Tugend und Sittsamkeit wenig ihres Gleichen gehabt haben soll. Seine Freunde verfolgten ihn dieser Heirath wegen so sehr, daß er sich genöthigt sah, sein Vaterland zu verlassen.

— Brahe. Der König von Dänemark, Friedrich II. erwies sich besonders freigebig gegen Brahe, indem er ihm die Insel Huen, ein Landgut in Norwegen, ein Canonicat zu Rotschild, einen jährlichen Gehalt von zweitausend Thalern gab, und ihm noch an hunderttausend Thaler zur Erbauung des Schlosses Uranienburg und Anschaffung allerhand astronomischer Instrumente schenkte.

Nach dem Tode Friedrich II. wußten es seine Feinde, und besonders der Hofmeister Walkendorf, bei dem jungen König Christian IV. so weit zu bringen, daß ihm sein Lehngut in Norwegen und das Canonicat zu Rotschild genommen wurden; ja daß ihm, da er sich hierauf nach Kopenhagen wandte, nicht einmal erlaubt ward, astronomische Beobachtungen auf einem Stadtthurme anzustellen.

— Brahe spottete über Diejenigen, die bei einer Sonnenfinsterniß ängstlich waren, und er selbst wagte es nicht, einen Schritt weiter zu gehen, wenn ihm früh Morgens ein altes Weib oder eine Leichenprozession begegnete; er kehrte sogleich um, und ging geraden Weges wieder nach Hause.*)

*) „Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von Mehr als einer Welt, zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten; nach der neuesten französischen Auflage übersetzt, auch mit Figuren und Anmerkungen erläutert von Joh. Chr. Gottscheden, Professor und

— Brahe. Als im Jahre 1572 der neue Stern in dem Bilde der Cassiopäa erschien, prophezeihete Tycho de Brahe, es werde ein Prinz in Finnland geboren werden, und durch seine Waffen ganz Deutschland zittern machen, im Jahre 1632 aber wiederum verschwinden. Diese Prophezeihung, wenn es damit seine Richtigkeit hat, ist am Könige Gustav Adolph eingetroffen.

Budäus warf seiner Frau beständig vor, daß er am Tage der Hochzeit nur vier Stunden habe studiren können. — Wie viele Stunden mag wohl der eifrige Bücherwurm nach den Flitterwochen seiner lieben Ehehälfte täglich gewidmet haben?

Buchanan. Der Geschichtsschreiber Buchanan stand in dem Ruf, ein Hexenmeister zu sein.

Maggy, eine Alebrauerin in Schottland, bath ihn um Rath, wie sie es anfangen müsse, um die verlorenen Kunden wieder an sich zu ziehen.

„So oft ihr braut," sagte Buchanan: „geht dreimal um den Kessel herum, und bei jedem Gang werft eine Schaufel voll Wasser aus dem Kessel, in des Teufels Namen; dann geht wieder dreimal um den Kessel, und bei jedem Gang werft eine Schaufel voll Malz hinein, in Gottes Namen; da habt Ihr ein Amulet, „das traget, so lange Ihr lebt, und öffnet es nie, wenn Ihr nicht der Welt zum Spott werden wollt."

Die Abergläubige Maggy befolgte diesen Rath, und die Kunden vermehrten sich auffallend.

Collegiat zu Leipzig, und der königl. Preuß. Soc. der Wissenschaften Mitgliede. Dritte Auflage. Mit einer neuen Zugabe vermehrt. Leipzig, bei Bernhardt Christoph Breitkopf. 1738." Dieses ist der ausführliche Titel des Werkes, aus welchem wir (Seite 142) die obige Anekdote entnommen, und merkwürdiger Weise macht Gottsched selbst in diesem Werke über die Eigenheit Brahe's folgende Bemerkung: „Den guten Tycho zu entschuldigen, muß man die Zeiten bedenken. Der Aberglaube herrschte damals noch so sehr, daß auch die Allergelehrtesten sich nicht von den Vorurtheilen der Auferziehung befreien konnten. Die Furcht vor Hexen war auch schwerer abzulegen, als vor den Begebenheiten des Himmels. Hiervon hatte Tycho die mechanischen Regeln gefasset; aber in der Lehre von Geistern und den Wirkungen der irdischen Körper hatte man noch wenige Entdeckungen gemacht. Es war also kein Wunder, daß man viele Dinge für Zaubereyen hielte, davon keine natürliche Ursachen zu geben wußte. Hätte also Tycho zu unserer Zeit gelebet: So bin ich gewiß, daß er so wenig vor einem Hasen, als vor einem alten Weibe erschrocken sein würde."

Nach ihrem Tode öffneten ihre Erben das Amulet; es fand sich darin nichts als diese Zeilen:

Will Maggy gutes Alle brauen,
Wird sie auch viele Kunden schauen.

— Buchanan erhielt von einem Menschen, welcher ihn besuchte, das Kompliment: Salve, Magister sine libris! Bei einem Gegenbesuche machte Buchanan ihm das Gegenkompliment: Salvete, libri sine magistro. Denn die Bücher waren bestaubt!

— Buchanan. Jacob I. sprach sehr geläufig Latein, und brüstete sich viel damit. Der französische Gesandte machte einst, in einer Unterredung mit ihm, bei dem schnellen Wortwechsel einen Solöcismus. Der König lachte darüber laut und spöttisch, und reizte dadurch seine Umgebung zu gleichem Hohnlachen.

Der Gesandte, tief gekränkt, beurlaubte sich auf der Stelle. Auf der Treppe begegnete er dem ehemaligen Lehrer des Königs, Buchanan.

Wie ist es möglich, redete er ihn noch mürrisch an: daß Sie, ein so einsichtsvoller und gelehrter Mann, nichts weiter aus Ihrem König gemacht haben, als einen Pedanten?

„Einen Pedanten?“ erwiderte Buchanan, und hob die Hände zum Himmel: „ich würde dafür Gott danken, dann hätt ich doch wenigstens etwas aus ihm gemacht.“

— Buchanan. „Als Buchanan sterben wollte, ermahnten ihn die Geistlichen, ein Vater unser zu beten; worauf er gefragt; was das für ein Gebet sei? er habe sein Lebtage kein anderes gebraucht, als was in dem ersten Buche des Propertius stehe:

Cynthia prima suis miserum me cepit ocellis
Contactum nullis ante cupidinibus.

Doch mögen die ihm gehäßigen Pfaffen vieles erdichtet haben. —

— Buchanan beklagte sich einst gegen die Königin Elisabeth von England über sein Elend und Armuth, und als die Königin im Scherz darauf sagte: Pauper ubique jacet, antwortete ihr Buchanan sogleich darauf:

In thalamis, Regina, tuis hac nocte cubarem,
Si verum hoc esset: pauper ubique jacet.

— Buchanan. Als ihn einst ein eingebildeter Mensch besuchte, und kein Buch bei ihm antraf, verabschiedete er sich mit den Worten von ihm: Salve, Magister sine libris! Als hierauf Buchanan ihn wieder besuchte, und bei ihm zwar eine schöne, aber mit vielem Staub

bedeckte Bibliothek fand, sagte er beim Abschied zu ihm: Salvete libri sine magistro!

Car. Utenhof verfertigte folgendes Epigramm auf ihn:

Tres Italos*) Galli**) senos vicere; sed unum
Vincere Scotigenam, non potuere virum! —

Brechter. Der Theologe Brechter war der Sohn armer Eltern, und da sie frühzeitig starben, sah er sich, aller Hilfe beraubt, genöthigt, sich bei einem herumziehenden Wurmdoktor als Hanswurst zu engagiren.

Mit seinem Prinzipal kam er auch nach Königsborn im Würtembergischen. Hier zog der Knabe die Aufmerksamkeit eines dortigen Einwohners auf sich, und da dieser in ihm Talente entdeckte, die eine bessere Richtung verdienten, so nahm er ihn, aus Mitleid, zu sich in's Haus, erzog ihn wie sein eigenes Kind und ließ ihn studiren. Brechter widmete sich der Theologie, und erhielt einen Ruf als Diakonus nach Biberach.

Als er dort seine Probepredigt hielt, war sein ehemaliger Prinzipal der Wurmdoktor, zufällig auch daselbst, und ging auf Zureden des Wirths, bei dem er wohnte, mit diesem in die Kirche.

Kaum hatte Brechter die Kanzel betreten und seine Predigt begonnen, so traten dem Wurmdoktor die Thränen in die Augen.

Warum weinen sie? fragte der Wirth den Schluchzenden.

„Ach!“ erwiederte dieser: „der Herr da war einst mein Hanswurst; so einen bekomm' ich in meinem ganzen Leben nicht wieder.“

Barth, Kaspar von, hat die große Anzahl seiner Schriften ohne Collectanten, blos aus dem Gedächtnisse geliefert, und in dem, was er einmal zu Papier gebracht, nie etwas geändert.. Dabei besaß er eine solche Fertigkeit in der lateinischen Poesie, daß er Homer's „Ilias“ innerhalb drei Tagen in mehr als 2000 lateinische Verse übersetzte. Unsere Vorfahren haben wirklich in vieler Beziehung Außerordentliches geleistet.

Baudius. Zu Baudius kam ein Gelehrter der Universität und erzählte ihm mit großer Selbstgefälligkeit, daß er einen Brief aus einem weit entfernten Orte erhalten habe, in welchem die Worte ständen: Doctissimus totius mundi (der Gelehrteste der ganzen Welt.)

Lächelnd erwiderte Baudius: De eo nemo dubiat, nisi totus mundus (daran zweifelt Niemand — als die ganze Welt.)

---

*) scil. Sannazarium, Fracastorium, Flaminium, Vidam, Naugerium et Bembum.

**) scil. Michael l'Hospital, Adr. Turnebus et Joann. Auratus.

— Baudius war ein großer Freund des Weins. Ehe er in sein Auditorium ging, um seine Vorlesungen zu halten, pflegte er stets ein Glas Wein zu trinken. Einige Studenten, die bei ihm im Hause wohnten, machten sich daher öfters den Spaß, auf einem Tische, bei welchem er, wenn er aus seinem Zimmer trat, vorüber gehen mußte, mehrere mit Wein gefüllte Gläser zu setzen. Er konnte nie der Versuchung widerstehen, sie alle zu leeren und kam dann oft mit einem kleinen Rausch zu seinen Zuhörern. Zwar nahm er sich mehrmals vor, wenn wieder der Fall einträte, sich zu besiegen, aber seine Trinklust war mächtiger als sein guter Vorsatz. Dann pflegte er zu sagen:

Quis potest scopulos istos praeterie absque naufragio?
(Wer vermag es, vor solchen Klippen vorüber zu segeln, ohne Schiffbruch?)

Burke, Thomas, war der Sohn eines Sachwalters in der Provinz Leinster in Irland; sein Vater war zwar ein wohlhabender Mann, der junge Burke zweifelte aber doch, ob er ein solches Unterkommen finden würde, als er wünschte. Er wurde bei dem Lord Hamilton Privat-Sekretair und arbeitete für diesen seine erste Rede im Parlament aus, nach welcher Hamilton nie wieder eine zweite hielt, weshalb er den Beinamen bekam: Hamilton mit der einen Rede. Für diese Gefälligkeit gab der Lord dem jungen Burke eine Pension von zweihundert Pfund jährlich. In einem Wortwechsel über einen politischen Gegenstand erlaubte sich einst der Lord die Bemerkung gegen Burke:

„Vergessen Sie nicht, daß ich Sie von einem Dachstübchen geholt habe.“

Burke erwiderte sogleich: „daraus folgt, daß ich mich herabließ, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

Auf der Stelle entsagte er seiner Pension.

— Burke hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen den Handelsstand. — „Sprecht mir nichts von der Freigebigkeit und den Patriotismus eines Kaufmannes,“ pflegte er zu sagen, „sein Gold ist sein Gott, seine Waare sein Vaterland, sein Schreibpult sein Altar, sein Schuldbuch seine Bibel, die Börse seine Kirche und er glaubt an nichts als an seinen Banquier.

— Burke. In einer Gesellschaft beschwerte man sich über Johnson's sarkastische und bittere Einfälle. Robertson suchte ihn zu vertheidigen und sagte: Seine satyrischen Bemerkungen sind doch keine heimtückischen Dolchstiche in's Herz, sondern nur gelindes und heilsames Oel. „Oel, das geb ich zu,“ versetzte Burke, „aber Vitriolöl.“

Buttler, Samuel. Als sich Buttler bei dem Sir Samuel Lucke, einem Herrn aus der Grafschaft Bedfordshire und berühmten Befehlshaber unter dem großen Agitator Cromwell, aufhielt, schrieb er seinen unnachahmlichen „Hudibras," worin er das Scheinheilige und Lächerliche der damaligen Sectirer in einer heißen Satyre durchzieht. Einige sagen, daß der Held, den er unter dem Namen „Hudibras" aufführt, der Ritter Samuel Lucke selbst sei.*)

— Buttler. Der Lord Buckhurst, Graf von Dorset, der Buttler gern kennen lernen, und einen Abend in seiner Gesellschaft zubringen wollte, bat einen andern Freund, daß er ihn mit sich in ein Weinhaus bringen sollte. Der Lord fand sich auch dabei ein, und bei der ersten Flasche Wein die sie mit einander tranken, sah Buttler noch ziemlich finster und schwermüthig aus. Bei der zweiten wachte er auf, und war der witzigste und artigste Gesellschafter. Als aber noch eine dritte Flasche getrunken ward, verfiel Buttler wieder in eine solche Dummheit, daß man ihn kaum für den vorigen Mann, und für den Verfasser eines so geistreichen Gedichtes, als „Hudibras" halten konnte. Der Lord fällte demnach folgendes Urtheil von ihm: „Büttler gleichet einem Spiele Kegel; klein an den Ecken und groß in der Mitte!"

— Buttler. Der Rathsherr Barbier ließ Buttler nach seinem Tode ein Grabmal in der Westminster-Abtei errichten, auf welchem folgende Aufschrift gemacht wurde:

Whilst Buttler, needy wretch, was get alive,
No gen'rous patron would a dinner give;
But to behold! when dead, the muldring duft,
Rewarded by a monumental buft!
A poet's fate in emblem here is shewn,
He ask'd for bread, and he receiw'd a Stone.

Da Buttler Noth litt, und noch war am Leben,
Wollt' kein großmüth'ger Gönner ihm zu essen geben,
Doch seht, sobald er wird des Todes Raub,
Belohnt ein Grabmal seinen Staub!
Der Dichter Schicksal ist's, was diesem Bilde gleichet;
Er bat um Brod, ein Stein ward ihm gereichet. **)

— Buttler. Es ist bekannt, daß Buttler Hungers gestorben ist, obgleich er ein Mann von außerordentlichem Witz war und große Kennt-

*) Voltaire nennt seinen „Hudibras" ein Gedicht, das so viel Gedanken als Worte enthält, das, so lange noch einige Spuren von Witz und Gelehrsamkeit in England zu finden sind bewundert werden, und eine dauernde Satyre auf die Scheinheiligen bleiben wird.

**) Ist's nicht noch heute so, wie vor 300 Jahren?

nisse besaß, und wegen seiner Verdienste ein besseres Schicksal verdient hätte. — Aber — was weniger bekannt ist — seine große Armuth war die Folge seines Stolzes und seiner Thorheit. Seine Dürftigkeit war zu bekannt, als daß er sie vor seinen Freunden hätte verbergen können, und dennoch ging sein Stolz so weit, daß es unmöglich war, ihn zur Annahme einer Unterstützung zu bewegen, und wenn dies auch auf die freundlichste und schonendste Weise geschah. — Einer seiner Bekannten, der ein ansehnliches Vermögen besaß, steckte ihm eines Abends bei einem Glase Wein unvermerkt eine Börse mit hundert Guineen in die Tasche. Buttler hatte nichts davon bemerkt; als er jedoch am andern Morgen die Börse fand, war er unruhig. Er erinnerte sich der Gesellschaft, in welcher er gestern gewesen, und schloß, daß ihm Niemand anders, als sein gestriger Wirth, die Börse gegeben haben könne. Er ging augenblicklich zu ihm, brachte ihm das Geld auf die beleidigendste Art zurück und verließ ihn voll Unwillen.

Boileau. „Ich würde Sie noch weit mehr schätzen,“ sagte Fräulein von Lamoignon zu Boileau, wenn Sie nur keine Satyren schrieben.“ — „Wie so?“ fragte Boileau. — „Ja,“ entgegnete das Fräulein mit frömmelnder Koketterie, „das verletzt die christliche Liebe.“ — „Wenn das ist, so werden Sie mir doch wohl zu Gute halten: wenn ich eine Satyre auf den Großsultan mache, der ist ja der Beherrscher der Ungläubigen und ein erklärter Feind der christlichen Religion.“ — „Ei, bei Leibe nicht! Er ist ein gekröntes Haupt, und das hieße die Ehrfurcht gegen einen Souverain verletzen“ — Aber auf den Teufel werd' ich doch wohl eine Satyre schreiben können?“ — „Auch das nicht, man muß von Keinem Böses sprechen.“ Als Boileau selbst diese Anekdote in einer Gesellschaft erzählte, fügte er noch die Bemerkung hinzu: „Fräulein von Lamoignon würde doch eine Ausnahme unfehlbar gestattet haben, nämlich wenn die Rede von einer Nebenbuhlerin gewesen wäre.“

— Boileau. Bonhours beschwerte sich gegen Boileau über einige harte Kritiken, die gegen seine Uebersetzung des „Neuen Testaments“ herausgekommen waren, und setzte hinzu: „Ich weiß, woher sie rühren, ich kenne meine Feinde, und werde mich an ihnen zu rächen wissen.“

„Hüten Sie sich davor, mein Lieber,“ sagte Boileau, „denn dann würden Ihre Feinde mit Recht sagen können, daß Sie den Sinn Ihres Originals nicht verstanden hätten; denn das befiehlt: „Liebet Eure Feinde.“

— Boileau. Johann Racine war von einem sehr lebhaften Temperament, und er würde sich oft von seinen Leidenschaften haben

hinreißen lassen, hätte ihn nicht sein wahrhaft religiöser Sinn von Verirrungen zurückgehalten. Boileau sagte daher von ihm: „Die Vernunft führt Andere zum Glauben, aber ihn macht der Glaube vernünftig."

— Boileau. Ein französischer Hofcavalier, der den Mäcen der schönen Geister machte, besuchte auch einigemale Boileau, der aber diese Besuche nie erwiderte. Einst begegnete der Cavalier dem Dichter und machte ihm Vorwürfe, daß er seine Besuche noch nicht ein einziges Mal erwidert habe. „Wir sind nicht in dem nämlichen Verhältnisse," antwortete Boileau, „Sie vertreiben sich die Zeit, wenn Sie einen Besuch machen, ich verliere sie aber dabei."

— Boileau. Der Commandeur Janson fragte Boileau: ob er nicht lieber Boi vin (trinke Wein), als Boi l'eau (trinke Wasser) heißen möchte, denn Wein wäre doch besser als Wasser. „Und Sie," erwiderte Boileau, „sollten sich auch lieber Jan Farine (Mehl), als Jan son (Kleie) nennen, denn Mehl ist doch besser als Kleie."

— Boileau hatte in einer seiner Satyren den Traiteur Mignot einen Vergifter genannt. Dieser erhob gegen den Dichter eine Klage, wurde aber damit abgewiesen, und ihn zum Bescheide ertheilt, daß die Injurie, worüber er sich beschwere, nur ein Scherz sei, über den er selbst zuerst lachen müsse. Mignot war eben nicht sehr zufrieden mit diesem Decret und er beschloß, sich nun selbst Recht zu verschaffen. Er bediente sich dazu eines ganz neuen Mittels. Mignot stand in dem Rufe, vorzüglich schöne Pastetchen zu haben; fast ganz Paris ließ solche von ihm holen. Er wußte, daß der Abbé Cotin gegen Boileau, ihrem gemeinschaftlichen Feinde, eine Satyre verfertigt hatte. Wahrscheinlich hatte sie kein Buchhändler verlegen wollen, deßhalb ließ sie der Verfasser auf seine Kosten drucken, und wenn nun Jemand Pastetchen von Mignot kaufte, so wurden sie in diese Satyre gewickelt, um letztere recht in Umlauf zu bringen. Wenn Boileau sich indeß mit seinen Freunden eine frohe Stunde machen wollte, so ließ er von Mignot Pastetchen holen, um Cotin's Satyre mit in den Kauf zu bekommen. Mignot sah bald, daß seine Maßregel das Gegentheil von dem bewirkte, was er bezweckt hatte, denn Boileau wurde durch die Satyre Cotin's noch bekannter und beliebter, worauf denn endlich Mignot selbst in Boileau's Lob mit einstimmte und gestand, daß er ihm es mit zu verdanken habe, so bekannt, und dadurch ein wohlhabender Mann geworden zu sein.

— Boileau. Wir können nicht unerwähnt lassen, daß Boileau einen Bruder hatte, der Doctor in der Sarbonne war. Er war sehr bizarr und gab mehrere Schriften in einem verschrobenen Latein

heraus, z. B. „Geschichte der Geißelungen", „Ueber unkeusche Berührungen", „Ueber die Trachten der Priester" 2c. Indeß war er, wie sein Bruder, wider Willen zuweilen satyrisch. Als man ihn z. B. fragte, weshalb er alle seine Schriften in lateinischer Sprache schreibe, erwiderte er: „Aus Vorsicht! Denn wenn mich die Bischöfe lesen könnten, so würden sie mich verfolgen." Dieser Doctor der Sarbonne erhielt den Auftrag, den großen Condé, als er durch Séneffe ging, mit einer Rede zu begrüßen. Der Prinz sah ihn scharf an, um ihn in Verlegenheit zu setzen. Der Redner merkte dies und stellte sich schüchtern: „Gnädigster Herr!" sagte er zu ihm, „wundern Sie sich nicht, daß ich an der Spitze einer Truppe von Geistlichen bestürzt bin; wär' ich an der Spitze einer großen Armee, würde ich vor Ew. Hoheit gewiß noch weit mehr zittern." Der Prinz umarmte den Redner, und lud ihn zum Diner bei sich ein.

— Boileau und der Prinz von Conti sprachen einst über den Schriftsteller- und Künstlerruhm, im Verhältniß zu dem Waffenruhm. Der Prinz achtete den ersten für gar nichts, und wollte nur den letzteren gelten. Jedermann war, wie voraussichtlich, der Meinung Sr. königl. Hoheit. Nur der wenig höfische Boileau bestritt die Ansicht des Prinzen und versuchte durch mannigfache Vernunftgründe zu beweisen, daß Homer's Nachruhm und der Alexander's wohl gleichstehe. Ein Mann geht vorüber, der Prinz ruft ihn zu sich und fragt ihn: „Mein Freund, sagen Sie mir, wer war Alexander?" — „Ein großer Feldherr, Hoheit." — „Und Homer, wer war das?" — Das weiß ich bei Gott nicht!" — Man spottete über Boileau. Doch dieser erwiderte: „Gnädiger Herr, fragen Sie jenen Mann nach dem Scharfrichter von Paris, er wird Ihnen dessen Namen nennen; fragen Sie ihn nach dem ersten Geistlichen unserer Stadt, er wird Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Hat nun der Henker mehr Ruhm als unser ehrwürdiger Vater Bourdalone?"

— Boileau hatte eines Tages einen heftigen Streit mit seinem Bruder (der Canonicus war) welcher ihn ziemlich dreist Lügen strafte. Der Brüder gemeinschaftliche Freunde wollte wieder Frieden zwischen Ihnen stiften und baten Boileau, seinem Bruder zu vergeben. „Von Herzen gern," sagte Boileau, „weil ich mich in der Gewalt hatte und ihm keine Grobheit gesagt habe; wenn mir aber eine solche entfahren wäre, so würde ich ihm zeitlebens nicht vergeben."

— Als man Boileau die Nachricht brachte, daß er die Geschichte des Königs zu schreiben ernannt sei, und eine gute Besoldung erhalten würde, sagte er: „Als ich das Handwerk eines Satyrenschreibers trieb,

das ich doch so ziemlich verstehe, drohte man mir mit Stockschlägen; jetzt gibt man mir die Besoldung, um das Handwerk eines Geschichtsschreibers zu ergreifen, von dem ich gar nichts verstehe."

— Als Boileau ein neues Werk herausgab, und man ihm sagte: daß die Kunstrichter es sehr tadelnd beurtheilten, antwortete er: „Desto besser, von schlechten Werken nimmt man sich nicht die Mühe zu reden."

— Boileau. Ludwig XIV. legte Boileau ein kleines Versspiel vor, das aus seiner Feder geflossen, und befragte ihn um sein Urtheil. „Sire," sagte Boileau. „Nichts ist Ew. Majestät unmöglich. Sie wollten schlechte Verse machen, und es ist Ihnen über alle Erwartungen gelungen."

— Boileau. Der gelehrte Pater Harduin behauptete, daß alle griechischen und römischen Classiker nicht von denen herstammen, welchen man sie zuschreibe, sondern von Mönchen des Mittelalters wären unterschoben worden. „Ich liebe die Mönche nicht," sagte Boileau, „aber ich würde mich glücklich schätzen, mit dem ehrwürdigen Pater Homer, dem Pater Demosthenes und mit Frater Horaz und Frater Juvenal zu leben."

— Boileau. Als der berühmte Patru genöthigt war, seine Bibliothek zu verkaufen, um leben zu können, kaufte sie Boileau und bezahlte sie, war aber nicht dazu zu bewegen, eher, als nach dem Tode Patru's den eigentlichen Besitz derselben anzutreten.

— Boileau. Als man die Pension Corneille's eingezogen hatte, eilte Boileau zum Könige und bat ihn, sie wieder auszahlen zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, erbot er sich, auf diejenige, welche er selbst genoß, Verzicht zu leisten, indem er sagte, daß er ohne Scham zu empfinden, keine Pension genießen könne, während ein Mann wie Corneille deren beraubt sei.

— Boileau's Satyren mußten ihm freilich viele Feinde zuziehen; doch besaß er die Klugheit, denjenigen nie zu antworten, welche er dadurch beleidigt hatte, und sich ihren Spöttereien willig hinzugeben. Als ihm seine Freunde eines Tages Vorstellungen machten über die Art der Schriftstellerei, der er sich ergeben habe, erwiderte Boileau, „ich werde mich bestreben, ein ehrlicher Mann zu sein, dann habe ich von den Angriffen meiner Feinde nichts zu befürchten."

— Boileau ist nur grausam in Versen; sagte sehr treffend Frau von Sevigné.

— Boileau sagte von einem Dichter, Namens Liguiere, der in dem Rufe der Freigeisterei stand: „Ich weiß von diesem Menschen nur eine fromme Handlung; er hat nämlich einst ein ganzes Gefäß von

Weihwasser ausgetrunken, weil seine Geliebte ihren Finger hineingetaucht hatte."

— Boileau. Arnauld hatte wider die Schrift des Patres Malebranche: „System des Ursprungs der Ideen," eine Brochure drucken lassen. Der Letztere beschwerte sich darüber gegen Boileau und setzte hinzü: aber ich konnt' es erwarten. Arnault hat mich nie verstanden.

„Wollten Sie denn wirklich, daß Sie Jemand verstehen sollte?" fragte ihn Boileau.

Boileau, bei irgend Jemand zu Tafel geladen, erschien immer mit unter den ersten Gästen.

„Ich thue dies aus Politik," sagte er: denn die Viertelstunde, die Jemand in Gesellschaft auf sich warten läßt, wird leicht zur Aufsuchung oder Andichtung von Fehlern angewandt."

— Boileau. Aus dem Munde der Schmeichler vernahm eine Dame viele Lobsprüche über ihr obwohl sehr mittelmäßiges, musikalisches Talent. Auch von Boileau, erwartete man, daß er dieser Kunstfreundin über ihre musikalischen Leistungen eine Flatterie sagen würde: „Alles" äußerte er — „hat man sie gelehrt; nur nicht zu gefallen. Und doch treffen Sie das am Besten!

— Boileau, machte gewöhnlich den zweiten Vers eher als den ersten; dies ist eines von den größten Geheimnissen der Poesie*) um einem Gedichte mehr Stärke und Nachdruck zu geben. Er ertheilte auch dem Racine den Rath um dieser Methode Folge zu leisten und sagte deßhalb: Ich habe ihm das Reimen ein wenig schwerer gemacht. —

— Als man Boileau vorstellte, daß er sich durch sein Satyrenschreiben Feinde mache, die ihn verkleinern werden, sagte er: Mag es sein, ich werde deßhalb ein ehrlicher Mann bleiben und mich vor denen, die dies thun sollten nicht fürchten.

— Boileau war bei einem seiner Freunde auf dem Lande, als gerade das Osterfest war, er ging daher zum Ortspfarrer zur Beichte, welcher, ehe er die eigentliche Beichte anhörte, ihn fragte, was seine gewöhnliche Beschäftigung wäre. Ich mache Verse, antwortete der Dichter; das ist schlimm, sagte der Pfarrer, aber was für Verse? — Satyren, erwiderte B.; das ist noch schlimmer, sagte der Beichtvater, und wider wen? — Wider alle die, die schlechte Verse machen, wider die Laster der Zeit, wider die Schriften, die Aergerniß geben, wider die Romane, wider die Opern. — Ach! fiel ihm der Priester ins Wort, das ist nichts Böses, dawider habe ich nichts einzuwenden.

---

*) Wenigstens zu den damaligen Zeiten.

— Boileau liebte das Kegelspiel, und war sehr glücklich darin und brachte es zu einer solchen Vollkommenheit, daß er sehr oft alle Neun schob. Ich muß gestehen, sagte er, mit einem sarkastischen Lächeln, dabei, daß ich zwei Talente habe, die der menschlichen Gesellschaft und dem Staate beide gleich nützlich sind: das eine, daß ich gut Kegel schiebe, das andere, daß ich gute Verse mache.

— Boileau befand sich in einer Gesellschaft von Damen, wo man von der Eroberung der Festung Mons sprach. Da er aufstand und im Begriffe war die Gesellschaft zu verlassen, hielt ihn eine von den Damen zurück und sagte: Mein Herr, wir lassen sie nicht eher von der Stelle bis Sie uns ein Quartreim auf diese neue Eroberung unseres Königs gemacht haben. B. weigerte sich, da es ihm aber nichts half, verfertigte er folgende vier Verse:

> Mons etait, disait-on, pucelle,
> Qu'un Roi gardoit avec le dernier soin;
> Louis le Grand en eut besoin:
> Mons se rendit; vous auriez fait comme elle *)

Die größten Männer sind die, die ihre Fehler am Besten sehen und sich am wenigsten dieselben zu Gute halten. Die Kritiken, die ich am meisten fürchte, sagte Boileau, sind die, die ich mir selber mache.

— Boileau pflegte zu äußern: Da die Kaufleute doch eine gemalte Tafel vor ihrem Laden setzen müssen, so ist ein schlechter Maler, immer noch etwas nützlich, aber ein mittelmäßiger Dichter ist zu nichts zu gebrauchen.

— Boileau. Liniere, den man den Atheisten von Seelis nannte, war in nichts glücklicher, als in Gedichten wider Religion und Sitten. Boileau urtheilte daher über ihn: Liniere hat weiter keinen Witz, als wider Gott. —

— Boileau beschrieb einen Menschen, der sehr langsam spricht folgender Gestalt: Ja und nein sind lang, wenn er sie ausspricht, und diese beiden einsylbigen Wörter werden in seinem Munde zu — Perioden. —

Ein Mensch, der einen sehr guten Kopf, aber nichts studirt hatte, sagte in Gegenwart Boileaus, er wolle lieber einen Bart scheeren als ein Gedicht machen lernen; was ist's mit den Versen, was fängt man

*) Mons war, wie man sagt, eine Jungfrau, die von einem König mit äußerster Sorgfalt gehütet ward; Ludwig der Große wollte sie gern haben: Mons ergab sich; ihr würdet es eben so gemacht haben.

damit an? — Eben darin, erwidert **Boileau**, bewundere ich die Poesie, daß, da sie nichts nützt, sie dennoch **vernünftigen** Leuten Vergnügen macht. —

Unter allen Sinngedichten, die jemals gemacht worden sind, achtete Boileau das Folgende am meisten:

> Ci git ma Femme: Ah qu' elle est bien!
> Pour son repos, et pour le mien. *)

— **Boileau** liebte die Gesellschaft, und fand sich stets **pünktlich** da ein, wo er eingeladen war. Ich lasse nie auf mich warten, pflegte er zu sagen, denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Fehler eines Menschen sich stets vor den Augen desjenigen zeigen, der auf ihn wartet.

— **Boileau's** Leichenbegängniß war sehr feierlich; eine Menge Personen hatten sich dazu eingefunden. Eine Frau aus der untersten Volksklasse, die von seinen Satyren gehört hatte und ihn für bösartig hielt, äußerte darüber ihre Verwunderung: „Es ist doch curios, daß er so viele Freunde hat; bei Lebzeiten soll er doch von Jedermann Böses gesprochen haben."

Beckford zeichnete sich nicht blos als Dichter, sondern auch durch seinen kolossalen Reichthum aus. Als ganz junger Mann reis'te er in die Schweiz und nach Italien. In Lausanne hielt ihn das schlechte Wetter einige Tage zurück, und er erfuhr, daß die ganze Bibliothek Gibbons in einem Hause der Stadt aufgestellt sei. Sofort kaufte er die zehntausend Bände des berühmten verstorbenen Geschichtsschreibers, reisete aber, als der Regen aufgehört hatte weiter und nahm den Schlüssel zu seiner neuen Bibliothek mit sich. Auch sah er sie nie wieder, sie blieb zwanzig Jahre verschlossen, und um gar nicht mehr daran zu denken, schenkte er sie plötzlich einem reichen Genfer, der ihm einige unbedeutende Gefälligkeiten erwiesen hatte.

— Nachdem **Beckford** sein berühmt gewordenes Schloß Fonthill mit einem Kostenaufwande von nahe an fünf Millionen Thaler gebaut und ausgeschmückt hatte, gab er in demselben Festlichkeiten, wie sie England noch nie gesehen. Einmal lud er 4000 Personen auf einmal ein. In seinen Ställen standen 120 der kostbarsten Pferde; in seinen Diensten hatte er fortwährend dreißig Köche. Mit einem Male aber, und ohne von Jemanden Abschied zu nehmen, reis'te er plötzlich nach Portugal und hielt sich dort längere Zeit auf. Ebenso plötzlich kam er zurück und heiratete ein junges Mädchen aus einer achtbaren, aber armen Familie.

*) Hier liegt mein Weib: Wie wohl ist ihr! Sie ruhet sanft: Wie wohl ist mir!

Die Geburt einer Tochter kostete ihr das Leben, und Beckford that das Gelöbniß, nie wieder eine Ehe einzugehen. Vergebens schlug man ihm die glänzendsten Partieen vor. Er selbst erzählt in Bezug darauf Folgendes: „Die Herzogin von Gordon wollte mich durchaus zu ihrem Schwiegersohn haben, sie achtete auf keine Hindernisse, denn sie war gewohnt, Alles, was sie wünschte, durchzusetzen. Ich erfuhr, daß sie wie von ungefähr beim Schlosse Fonthill vorbeikommen werde, und dort mir einen Besuch abzustatten gedenke, daraufhin nahm ich mir sogleich vor, ihr eine Lection zu geben. Ich befahl sie auf's glänzendste zu empfangen und sparte nichts, um ihr die höchste Idee von meiner Freigebigkeit und meinem Reichthum beizubringen. Sobald ich ihren Wagen bemerkte, flüchtete ich mich in meine Wohnzimmer, in welche ich Bücher rc. hatte bringen lassen, so daß ich mich vor der Langeweile nicht zu fürchten brauchte. Mein Haushofmeister hatte seine Instructionen, und er sagte der Herzogin, ich hätte mich eingeschlossen und wolle durchaus allein sein, ich hätte oftmals solche seltsame Einfälle und Niemand wüßte dann, wann ich wieder zum Vorscheine käme. Zu mir zu gelangen, wäre gänzlich unmöglich; ich verböte in solchen Fällen jedesmal strenge, mich zu stören, und selbst wenn der König nach Fonthill käme, würde ich mich nicht zeigen. — Die Herzogin ließ sich indeß dadurch nicht abschrecken; sie besichtigte einen Theil des Schlosses, ging in den Garten und freute sich über Alles, was sie sah. Am andern Morgen lautete ihre erste Frage: „Glauben Sie, daß Herr Beckford heute sichtbar sein wird?“ „Ich bedaure,“ antwortete mein Intendant, „daß ich nicht im Stande bin, Ihnen eine bestimmte Antwort zu geben; aber es ist nichts schwerer, als die Entschließung des Herrn Beckford zu errathen; ich hoffe jedoch, daß er aus seinem Verstecke bald herauskomme. Wollten Ew. Gnaden vielleicht den Park besichtigen? Der Wagen steht bereit!“ Man zeigte ihr Alles unter dem günstigsten Gesichtspunkte, so daß ihr Wunsch, mich zu sehen, zu einem verzehrenden Feuer für sie wurde. Sie belagerte mein Wohnzimmer, aber ich hatte die besten Maßregeln getroffen, um sicher zu sein, daß der Hunger mich nicht zur Kapitulation zwinge. Vielleicht wird Herr Beckford morgen sichtbar sein! dachte die Herzogin jeden Tag, um sich zu trösten und sich mit Geduld zu rüsten. Der andere Morgen kam aber und verging, ohne daß ich zum Vorschein kam. Dreizehn Tage blieb sie in meinem Schlosse, dann aber sah sie doch ein, daß sie eine lächerliche Rolle spielte, und sie mochte wohl fühlen, daß ich sie nicht sehen wolle. Sie reis'te deßhalb im größten Zorne gegen mich ab.

Burckhardt Als Burckhardt am 8. März 1813 in Afrika mit seiner Begleitung von Arabern oben auf einem Berge ankam, der Akabet

el Benat oder Mädchenfelsen heißt, stiegen die Araber an gewissen Stellen von ihren Kameelen ab, und scharrten einen Haufen Sand zusammen, dem sie die Gestalt eines Grabhügels gaben, dann setzten sie an jedem Ende desselben einen Stein, mit der Erklärung gegen die Reisenden, daß ihr Grab gemacht sei; um dadurch anzudeuten, daß es in dieser Felsenwildniß für sie keine Sicherheit gäbe. Man mußte sich nun von ihnen durch ein kleines Geschenk loskaufen.

— Burckhardt, mit seinem Führer zufrieden, machte ihm ein Geschenk von einem Piaster, welches diesem sehr erfreulich war.

Am 9. März kam Burckhardt an den Fuß des Berges Lamnle an. Die Araber wiederholten dort den oben erwähnten Gebrauch. Burckhardt, besorgt, daß sein Führer diese Brandschatzung noch sehr oft wiederholen möchte, erklärte ihm, daß er schlechterdings auf diese Weise kein Geschenk mehr erpressen sollte. Als der Araber dennoch das Grab für Burckhardt zu machen begann, stieg auch dieser von seinem Kameel, machte ebenfalls ein Grab und sagte dann zu dem Araber:

„Dies ist für Dich! Da wir Brüder sind, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß wir zusammen begraben werden.“

Der Araber lachte bei dieser Erklärung und zerstörte sogleich sein Grab, welches auch Burckhardt mit dem von ihm gemachten that, und der Erstere wiederholte darauf mehrmals auf der Reise die Worte des Korans: „Kein Sterblicher kennt die Stelle auf der Erde, wo sein Grab gegraben werden wird.“

Büsching heirathete nacheinander zwei Weiber; die erste verlor er plötzlich im Herbste 1777 in seinem Gartenhause zu Berlin in der Vorstadt. Er war darüber ganz untröstlich, und da er sich nicht von ihr trennen wollte, so ließ er sie unter seinem Fenster im Garten begraben, ohne daß er die Erlaubniß des Oberconsistoriums dazu erhalten hätte und späterhin erfuhr er, daß sie ihm auch versagt worden wäre. Dieser Todesfall trat im Spätherbste ein und es ward ihm jetzt in seinem Gartenhause zu kalt; er wollte daher gleich nach der Stadt zurückkehren; da er aber seine Amtswohnung nicht ohne Gattin wieder beziehen wollte, so fuhr er eines Morgens zu seinem Freunde, dem Oberconsistorialrath Teller, und bat ihn, ihm eine Wahl treffen zu helfen, damit er in acht Tagen wieder heirathen könne. Dr. Teller rief seine Frau und diese schlug Büsching eine verwitwete Justizräthin in Berlin vor. Büsching verlangte, daß seine künftige Frau weder unter noch über 28 bis 30 Jahre sein dürfe, und was er wollte, das mußte sogleich geschehen. Er fuhr also bei ihr vor, doch fand er schon beim ersten Anblick, daß sie für ihn zu jung sei, was er ihr auch sogleich gestand. Er verließ sie also auf der

Stelle, kehrte zu Dr. Teller zurück und bat ihn, ihm sogleich eine andere Gattin vorzuschlagen. Dies geschah; den dritten Tag verlobte er sich und an dem darauf folgenden Montag feierte er schon seine Hochzeit, indem er sich am vorhergegangenen Sonntage ein- für allemal hatte aufbieten lassen. Bei der Trauung stellte sich der Dr. Teller etwas spät ein, und Büsching sagte daher zu ihm, er solle es kurz machen. Die Trauungsrede bestand daher nur in wenigen Worten.

— Büsching war noch in seinem hohen Alter sehr fleißig und ließ immerfort drucken. Dabei schrieb er eine fast nicht lesbare Hand, in die sich jedoch sein gewöhnlicher Setzer, Herr Wegener, wohl einstudirt hatte. Eine Stelle des Manuskripts aber konnte einmal durch alle Künste der Entzifferung in der Druckerei nicht enträthselt werden; Herr Wegener ging also zum Verfasser, um seinen Beistand aufzufordern. Nachdem Büsching die Stelle lange und viel betrachtet hatte, sagte er: „Ich bin ein alter Mann und möchte gern noch bis an meinen Tod nützlich sein. Die Stelle kann ich nicht lesen; ich kann auch nicht mehr auffinden, was es bedeuten soll. Setzen Sie nur nach dem Zusammenhange hin, was Ihnen gut däucht.“ Und es geschah also.

Burmann besaß ausgezeichnete Anlagen zur Musik. Er war auch selbst in frühern Jahren einer der tüchtigsten Klavierspieler in Berlin, hatte aber nie einen Musiklehrer, und, was wohl zu bemerken ist, an der linken Hand nur vier Finger. Er erfand für diese Verkrüppelung eine eigne Applicatur, die ihn in den Stand setzte, mehr als die meisten Virtuosen mit fünf Fingern zu leisten. Anerkannt war er als Meister in der Fuge und im figurirten Choral, und die öffentlichen Orgelconcerte, die er bisweilen gab, wurden von den Kennern der Musik sehr besucht und fanden enthusiastischen Beifall. Eine besondere Fertigkeit besaß er auch darin, den Styl anderer Tonsetzer, z. B. eines Händel, Bach, Graun, Haydn, überaus richtig nachzuahmen.

— Burmann besaß auch staunenerregende Gewandtheit im Improvisiren. War er bei guter Laune, so hüllte er nicht nur jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand, sondern er war auch im Stande, während einer gesellschaftlichen Unterhaltung von 4 bis 5 Stunden, das ganze Gespräch in Versen zu führen. Freilich tauchten hier und da nur Reime auf, aber seine überraschenden Gedanken und frappirenden Wendungen, drängten sie gänzlich in den Hintergrund. Er war ein Freund der Gaben des Bacchus und wenn es seine Kasse nur irgend erlaubte, besuchte er stets einen wegen seiner guten Weine bekannten Weinkeller in Berlin. Der Wirth dieses Kellers hieß Hippel. Eines Abends im März hatte Burmann sich dort eingefunden, als ein Bekannter in die Weinstube

trat und ihn aufforderte, doch gleich einen Reim zu machen. Burmann recitirte auf der Stelle:

„Es singt noch keine Nachtigall,
Es schlägt noch keine Wachtel,
Ich aber ruf' mit lautem Schall:
Herr Hippel noch ein Achtel!

— Burmann suchte sich als privatisirender Gelehrter seinen Unterhalt in Berlin zu erwerben, wobei er aber immer in der äußersten Dürftigkeit lebte. Er war ein großer Gegner der Karschin, so wie diese ihrerseits ihn wieder haßte. Zuletzt aber brachte die Karschin, welche von den schlechten Umständen Burmann's unterrichtet worden war, durch persönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für ihn zusammen. Wieder Erwarten nahm Burmann dieses Geld an, ob er gleich hörte, daß es von der Karschin kam, indem er vorgab, daß er es, da es von keiner ihm werthen Person, sondern von seiner Feindin käme, ihr zum Possen annehmen und es sich recht wohl bekommen lassen wolle.

— Burmann. Einst gab er einem zerlumpt einhergehenden Handwerksgesellen, der ihn um Kleidungsstücke angesprochen hatte, seinen einzigen Ueberrock, und er konnte nun nicht aus dem Bette aufstehen.

— Burmann. Als man ihn ein andermal darauf aufmerksam machte, daß seine Aufwärterin ihm Holz entwendet, und man von ihm verlangte, daß er sie entlassen solle, entgegnete er gelassen: „Das werde ich bleiben lassen, denn wo soll sie Holz hernehmen, wenn ich sie fortjage? Ohnedieß würde sie mir keins entwendet haben, wenn sie nicht dessen höchst bedürftig gewesen wäre. Auch kann sie ihre Kinder nicht frieren lassen."

— Burmann. Der Herzog von Braunschweig-Oels, Inhaber eines Infanterie-Regiments in Berlin, etwas verwachsen, war sehr jovialisch und schätzte die Gelehrten, daher er solche oftmals bei sich zu Tafel laden ließ. Auch Burmann war oft bei ihm und hauptsächlich gewährten ihm dessen Stegreife viel Vergnügen. Einst sagte der Herzog zu Burmann während der Tafel: „Nun, Burmann! machen Sie doch einmal recht drollige Verse, daß man sich darüber einen Buckel lachen möchte." — Burmann erwiderte auf der Stelle ernst und pathetisch:

Durchlauchtigster! Du brauchst ja keinen,
Denn die Natur gab Dir schon einen!

— Burmann wohnte mehrere Jahre vor seinem Tode in Berlin bei einem Handschuhmacher, dessen Lehrbursche ihm zuweilen allerlei kleine Dienste leistete. Unter andern hatte Burmann mit diesem Burschen

die Uebereinkunft getroffen, daß er Abends auf seine Nachhausekunft warten, und ihm die Hausthür öffnen solle, wofür er ihm jedesmal ein Trinkgeld versprach. Eines Abends läßt dieser nun Burmann auch herein, und begleitet ihn auf sein Zimmer, um das versprochene Trinkgeld in Empfang zu nehmen. „Es ist wahr," ruft Burmann aus, „du willst dein Trinkgeld haben, aber leider! habe ich eben heute kein Geld! — Was ist zu thun? Wort muß ich halten. Da nimm (indem er auf einen Haufen Zucker zeigte, der auf dem Tische lag), da nimm und iß!"

— Burmann war in seinen Jünglingsjahren schon ein Sonderling. Als er sich noch auf der hohen Schule in Hirschberg befand, überreichte er einst einem Gönner an dessen Geburtstage ein Gedicht, und erhielt dafür zum Geschenk einen Ducaten. Beim Weggehen begegnet ihm auf der Treppe ein Bettler, der ihn um ein Almosen bat. Sogleich griff Burmann in die Tasche, und gab ihm den Ducaten, so nothwendig er ihn selbst auch brauchte. Mit vieler Freude erzählte er hierauf, wie glücklich er sich fühle, daß er doch auch einmal einem Armen eine so reichliche Gabe habe mittheilen können.

— Burmann befand sich einst in einer Gesellschaft, die größtentheils aus jungen Officieren bestand. Bei Tische kam man auf den Einfall, sich mit Reimen aus dem Stegreif zu unterhalten. Ein Jeder mußte, sowie die Reihe an ihm kam, sogleich einen Reim hersagen. Burmann's Vordermann wendete sich an diesen mit den Worten: „Reime weiter, Bärenhäuter!" — worauf Burmann sogleich erwiderte: „Für dich hat meine Muse keine Flügel, du Schweinigel!"

— Burmann ward vom Schlage getroffen und brachte die letzten 10 Jahre seines Lebens höchst elend zu. Das ganze Publikum hielt ihn bereits für todt, bis am 5. Januar 1805 von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen erschien, worin er sich sterbend und in der äußersten Noth schilderte. Mehrere seiner Freunde eilten nun zu ihm, aber Burmann war bereits — verschieden.

Bellmann. Gustav III., König von Schweden, hatte dem Dichter Bellmann nicht blos wegen seines Genies, sondern auch weil er ein sehr gewandter Arbeiter im Geschäftsleben war, seine besondere Gunst geschenkt. Bellmann wurde daher von dem Könige unmittelbar um dessen Person beschäftigt. Die Excentricität des Dichters hatte ihm aber die Ungnade des Königs einst so zugezogen, daß er dessen Zimmer nicht mehr betreten durfte; dahingegen mußte er nach wie vor für den König, aber in seiner Wohnung, arbeiten. Bellmann erfuhr, daß Gustav an einem Tage, zu einer bestimmten Stunde, vor seiner Wohnung vor-

beireiten würde. Der König erstaunte nicht wenig, als er an dem Fenster von Bellmann's Zimmer eine Leiter angelehnt fand. Auf dieser stand ein Barbier, der Dichter hatte seinen Kopf aus dem Fenster gesteckt und ließ sich rasiren. Gustav hielt bei diesem komischen Anblicke sein Pferd an und rief: „Bellmann, was bedeutet das?“ „Mein Barbier ist in Ungnade gefallen, Ew. Majestät,“ rief Bellmann hinab, „er darf meine Schwelle nicht mehr betreten; ich kann aber ohne den Kerl nicht fertig werden!“ — Die Folge dieses kecken Wagestücks war, daß Bellmann wieder bei dem Könige in die früheren Verhältnisse eintrat.

— Bellmann. Gustav fuhr einst an der Wohnung Bellmann's vorüber, dem er, bei aller seiner Excentricität, die oft die Schranken dessen überschritt, was Sittlichkeit und Anstand erheischen, doch nicht ganz seine Gunst entzog. Der König fand den Dichter mit Graben beschäftigt. Er ließ anhalten und winkte Bellmann. Dieser näherte sich dem Könige, einen Spaten in der Hand. „Was machst Du?“ fragte der König. „Ich begrabe meinen Credit,“ erwiderte Bellmann mit Anspielung darauf, daß der König nicht mehr, wie oftmals geschehen, seine Schulden bezahlen wollte. — „Hast Du denn auf's Neue so viele Schulden?“ — „Ach nein, nur an drei Orten“ — „Wenn das ist, so will ich sie noch einmal bezahlen. Nenne mir die Orte.“ — „Sie sind die Stadt und die beiden Vorstädte.“ — Aus dieser Antwort sah nun wohl der König, daß Bellmann in Stockholm überall neue Schulden gemacht; er belächelte indeß den listigen Einfall, und hielt sein dem Dichter gegebenes Versprechen, obschon diese so wenig wie seine früheren ähnlichen Gunstbezeugungen, eine wohlthätige Wirkung an, Bellmann ausübte.

Buffon war sehr eitel und von seinem Werthe eingenommen. Einst sagte er zu Jemanden: „Vor allen Dingen empfehle ich Ihnen das Lesen der Werke des größten Genie's, dies sind: Newton, Baco, Leibnitz Montesquieu und ich.

— Buffon. Man äußerte gegen Buffon: er hätte schon vor Rousseau dafür gestimmt, daß die Mütter ihre Kinder selbst säugen müßten. „Ja,“ versetzte Buffon, „wir Beide haben dieß geäußert; aber Rousseau hat es mit so vielem Ernst geboten, daß man ihm gehorchte.“

— Buffon. Im Jahre 1775 besuchte der Erzherzog Maximilian seine Schwester, die Königin Maria Antoinette, in Paris. Als er dort den Jardin des plantes besah, empfing ihn Buffon, und überreichte ihm zugleich ein Exemplar seiner Werke. Der Erzherzog lehnte dieß Geschenk ab und erwiderte: „Ei, ich werde mich hüten, Sie zu berauben!“

Buffon fand sich dadurch gekränkt, und diese arglose gutmüthige Weigerung wurde in Paris sehr übel aufgenommen und gemißdeutet. Als bald darauf der Kaiser Joseph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in Paris war, machte er Buffon einen Besuch, und sagte zu ihm: „Ich komme, das Buch zu holen, welches mein Bruder hier vergessen hat."

— Buffon. Als Necker *) seine Entlassung erhalten hatte, besuchte ihn Buffon und tröstete ihn mit folgenden Worten:

„Beruhigen Sie sich, Freund! Sie sind von Ihrem Posten durch das Thor der Unsterblichkeit gegangen."

Kaum hatte Buffon diese Worte gesagt, so umarmte Frau von Necker ihren Gemal mit Innigkeit, und rief aus:

„O, mein theurer Gatte! Glaube dem Herrn Grafen, er ist in der Gegend zu Hause und kennt alle Straßen dahin."

Buffon. „Ich bitte, macht mich nicht zerstreut, damit ich genauer beobachten kann, wie die Augenblicke vor sich gehen! rief Buffon vom Todtenbette aus seiner wehklagenden Umgebung zu.

Beaumarchais. Als die Oper „Hochzeit des Figaro" in Paris dargestellt wurde, suchte eine Partei das Stück zu verschreien und als höchst unsittlich zu verdammen. Dessenungeachtet war das Theater bei jeder Aufführung bis zum Ersticken voll. Der Herzog von.... schrieb in dieser Zeit an Beaumarchais und bat ihn, für einige Damen, die das Stück nicht öffentlich sehen möchten, ihm eine Gitterloge zu überlassen. Beaumarchais antwortete: „Mein Herr Herzog! Ich kann keine Rücksicht auf Damen nehmen, die sich erlauben, ein Schauspiel heimlich zu sehen, das sie für unanständig halten. Solchen Eigensinn kann ich nicht unterstützen. Ich habe mein Stück dem Publikum preisgegeben, um es zu unterhalten, ihm damit nützlich zu sein, und nicht, um so seinen Betschwestern das Vergnügen zu machen, in einer vergitterten Loge Gutes davon zu denken und in einer Gesellschaft Böses davon zu sprechen. Die Freude des Lasters und die Vortheile der Tugend — ist das Bestreben und der Zweck der jetzigen Welt. Mein Stück ist keine Zweideutigkeit, man muß es gut heißen oder es vermeiden. Ich empfehle mich Ihnen und behalte meine Loge."

— Beaumarchais wohnte einst der Vorstellung seines Schauspiels „Der Kaufmann von Lyon" bei. Ein Herr vom Hofe, in einer

*) Necker Jacques, war einer der größten Staatsmänner unter Ludwig XVI., und dessen Gattin Susanne eine der geistreichsten Frauen der damaligen Zeit, welche sich auch durch ihre Menschenliebe auszeichnete.

Loge dicht neben ihm, machte sich über das Personal des Stückes mit folgenden Worten lustig: „Der Autor ist vermuthlich in einer Trödelbude zu Hause und seine Bekanntschaften versteigen sich höchstens bis zu Zollbedienten und Krämern. Hat man je so etwas gehört, ein Paar edelgesinnte Menschen in dem Winkel eines Magazins aufzusuchen?" — „O, mein Herr," erwiderte Beaumarchais dem Höfling, „ich habe sie gerade da aufgesucht, wo sie am zuverlässigsten zu finden waren. Ein Paar wahre Freunde in dem Vorzimmer oder der Karosse eines Königs voraussetzen, das wäre ein Komödiantenstreich gewesen. Nein, um zu interessiren, muß eine tugendhafte Handlung auch Wahrscheinlichkeit haben.

— Beaumarchais. Bei einer Vorstellung des oben erwähnten Stückes bezeugte ein Zuschauer sehr laut seinen Beifall und rief: „Beaumarchais hat viel Verstand!" — Zufällig befand sich der Verfasser in einer Loge neben ihm, und sagte: „Das Wörtchen Herr hätte Ihnen doch nicht das Maul zerrissen." Sogleich antwortete der Erste: „Was ich gesagt habe, widerrufe ich nicht. Ja, Beaumarchais hat viel Verstand; aber Herr von Beaumarchais ist ein Hochmuthsnarr."

— Beaumarchais drückte sich über den Unterschied zwischen London und Paris so aus: „A Londres on a la liberté de la presse, au lieu qu'à Paris la liberté est en presse. (In London ist Preßfreiheit, in Paris hingegen wird die Freiheit gepreßt.)

Bürger (als Professor). Der Katheder war nicht für den leidenschaftlichen Mann. Er war hager, bleich, zusammengefallen; der Kummer sprach aus seinen Zügen. Die Stimme hatte den Klang verloren er konnte sich nur mit Mühe verständlich machen, und doch sollte und mußte er sprechen. Hin und wieder pflegte er auszureiten. Es hatte etwas Gespenstisches, den bleichen Mann zu sehen, wenn er auf seinem steifen magern Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte. Nur hin und wieder fiel ein Sonnenblick in sein Leben, wenn es gelang ihn in den Kreis guter alter Freunde hineinzuziehen, dann konnte er ungezwungen, theilnehmend, ja heiter erscheinen. Er hatte etwas gemüthlich Liebenswürdiges, Kindliches. Die Formen, in denen er sich am liebsten bewegte, waren rücksichtslos und gewöhnlich. Es lag in ihnen eine derbe Einfachheit; ein Mann der feinen Welt war er nicht. Eine zusammenhängende scharfe Durchführung eines Gedankens war auch nicht seine Sache. Selten gingen seine Urtheile über Poesie und Literatur von höhern Gesichtspunkten aus; sie waren meist hausbacken.

— Bürger und Goethe. Als Bürger nach Weimar kam, war sein Erstes, Goethe zu besuchen und wurde er in das Audienzzimmer geführt. Hier mußte er eine Viertelstunde warten. Endlich kam Se. Excel-

lenz, erwiderte die warme Ansprache Bürgers mit einer herablassenden Verbeugung und erkundigte sich dann mit gnädigem Wohlwollen nach der Frequenz der Universität Göttingen. Bürger brach die Audienz bald ab, indem er sich schwor, Goethe nie wieder zu sehen. Und er hielt Wort! Den Eindruck seiner einzigen Zusammenkunft mit Goethe legte er in folgenden Versen, die gewiß Vielen unbekannt sind, nieder:

Mich drängt' es in ein Haus zu geh'n,
D'rin wohnt ein Dichter und Minister.
Den edlen Dichter wollt' ich seh'n,
Und nicht des Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Dichter steh'n,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu seh'n.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster.

— Bürger. Es hat viel Anziehendes, die Schöpfungen großer Dichter mit dem Stoffe zu vergleichen, welchen sie, wie der Bildhauer seinen Marmorblock bearbeitet haben. Bürger's „braver Mann" ist aus der „Poétique française par Marmontel", welcher die Begebenheit so erzählt: Bei einer Ueberschwemmung der Etsch wurde die steinerne Brücke in Verona fortgerissen, ein Bogen nach dem andern fiel in die brausende Fluth. Es war nichts übrig, als der mittlere Bogen, auf welchem ein Haus stand, und in diesem Hause befand sich eine ganze Familie. Vom Ufer aus sah man diese Familie mit Verzweiflung kämpfen, die Hände ringen, um Hülfe flehen. In dieser Gefahr setzte der Graf Spolvèrini einen Preis von 100 Louisd'or für denjenigen aus, welcher den Muth habe, zur Rettung dieser Unglücklichen mit einem Schiffe sich in die Brandung zu wagen. Es war die doppelte Gefahr vorhanden, entweder von der reißenden Strömung des Flusses mitgenommen zu werden, oder beim Landen unterhalb des Hauses sich unter Trümmern begraben zu lassen. Der Zulauf des Volkes war unermeßlich, aber Niemand wagte das Unternehmen. Da geht ein Bauersmann vorüber. Man sagt ihm, was zu thun ist und auch den angesetzten Preis im Falle des Erfolges. Er besteigt den Nachen, erreicht durch angestrengtes Rudern die Mitte des Flusses, landet an und wartet am Fuße des Pfeilers, bis Alles, Großeltern, Eltern, Kinder, an einem Seile in den Kahn sich hinabgelassen haben. „Muth," spricht er, „jetzt seid Ihr gerettet!" Er rudert, überwindet die Hindernisse des Wassers und erreicht glücklich wieder das Ufer. — Der Graf Spolvèrini will ihm die versprochene Belohnung geben. „Ich verkaufe mein Leben nicht," antwortete ihm der

Bauer, „meine Arbeit reicht hin, um mich, meine Frau und meine Kinder zu ernähren; gebt es dieser armen Familie, sie braucht es nöthiger als ich.“

— Bürger's Grabmal. Ein junger Würtemberger, welcher auf einer wissenschaftlichen Reise durch Norddeutschland im November 1860 auch die Universität Göttingen berührte, entledigte sich dort der Aufgabe, das Grab der Eltern einer ihm befreundeten, seit Jahren in Würtemberg ansässigen Dame aufzusuchen. Dabei fiel ihm auf dem Weender Kirchhof an der den Gottesacker in zwei Hälften theilenden Mauer ein Grabmal mit dem Namen „Gottfried August Bürger“ in die Augen. Dasselbe besteht aus einem einfachen Sockel, aus dem sich eine cannellirte dorische Säule, oberhalb der Mitte unterbrochen von einem schmucklosen Würfel, gekrönt mit einer Urne, deren Unterlage von einem Lorbeerkranz umgeben ist, erhebt. Auf der vorderen Fläche des Würfels steht zu lesen:

Die Stadt Göttingen
dem Dichter
Gottfried August Bürger;

auf der links anstoßenden Fläche:

geboren 1748 im Dorfe Molmerswende
im Halberstädtischen.

Das Ganze hat eine Höhe von beiläufig 7 Fuß und liegt in einem ziemlich vernachlässigten wenig besuchten Theil des Kirchhofes.

Es kann aber von einer „Wiederauffindung“ dieses Grabes nicht die Rede sein, weil den Besuchern des anstoßenden häufiger betretenen Theils des Weender Kirchhofs das jenseits aber dicht an der niederen Trennungsmauer stehende Denkmal stets fast unverdeckt in die Augen fallen mußte L.

Bettina. Achim v. Arnim schloß sich an ein Judenmädchen an, Veilchen mit Namen. dem sie Alles mittheilte, alle Briefe von ihrem Bruder vorlas, ihm im Sticken half und es liebte. Das eine Mal trifft sie Veilchen mit einem Besen in der Hand die Hand die Straße kehren. Darüber erschrickt Veilchen und wird roth. Da nimmt Bettina ihr den Besen aus der Hand und hilft ihr die Straße kehren. Das erfährt Bettina's Großmutter, die außer sich ist über ein solches Vergehen: „Vous n'avez point de pudeur, point de respect humaine, on vous trouve balayer la rue main en main avec une juive!“ Bettina lacht zu diesem Vorwurfe. „Cachez vous devant le monde, qu'on ne lise point sur votre front les déshonorants signes de votre effronterie!“ Und Bettina lachte wieder. Sie theilt dies ihrem Bruder mit

und erfährt, daß auch er nicht einverstanden sei mit ihrem Umgange. „Ich weiß nicht, Bettina, warum es mich so unmuthig macht, wenn ich Trätschereien über dich höre." Dieser Spaß wird ihr zu ernst und sie antwortet ihm: „Nun will ich dir auch vom Veilchen erzählen. Du sagst von ihr, sie mag ein gutes Geschöpf sein, zu der ich hinabsteige mit meiner Vertraulichkeit! Wer bin ich denn, daß ich mich zu einem guten Geschöpfe vertraulich wende? Bin ich ein Engel? Nun, die fliegen ja den guten Menschen nach und bewachen sie auf Schritt und Tritt; ich glaub' vielmehr, daß ich zu ihr hinansteige, statt herab!"

— Bettina war eine Freundin oder vielmehr Verehrerin der Studenten, denen sie ja auch die „Günderode" widmete. Als Anfangs der vierziger Jahre eine Untersuchung gegen einige üppig gewordene Studenten eingeleitet wurde, war einer der ihrigen der Freiheit beraubt worden. Das machte ihr Kummer; sie schreibt an den jungen Mann, er möge ihr seine politische Beichte einschicken. Es geschieht; aber Bettina entdeckt Mangel an Offenherzigkeit darin und die Schrift geht mit der Mahnung, wahrer zu sein, zurück. — Er ist es, und nun fährt Bettina mit ihrer Schrift zum König und erwirkt des jungen Mannes Freiheit. —

— Bettina soll von Lißt gesagt haben, sie bilde sich mehr ein auf seine Bekanntschaft, als wenn sie die Pyramiden gesehen hätte.

— Bettina. „Dies Buch gehört dem König" hatte bei seinem Erscheinen die Erwartungen nicht befriedigt, welche das große Publikum von dem Werke der geistreichen Frau und von dem absonderlich gewählten Titel sich gemacht hatte. Ohne dem Werke viele Lichtpunkte absprechen zu können, erschien es vielen Lesern doch zu gedehnt und man warf der Verfasserin vorzüglich vor, ihre schönen Gedanken in eine zu „voluminöse Toilette eingekleidet" zu haben. Auch der König soll wenig Erbauung dabei gefunden und gesagt haben: „Dieses Buch gehört mir dem Titel nach, ich weiß aber nicht, was ich damit machen soll."

— Bettina zählt zu den bizarrsten, naiv-sentimental-philosophischen Frauen, und kaum dürfte nachstehende jedenfalls originelle Charakteristik, die ein geistreicher deutscher Schriftsteller von ihr entwirft, ohne Interesse sein. Sie lautet: „Bettina, das Kind, ist halb Hexe, halb Engel; halb Priesterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube; halb Vogel, halb Schlange; halb Eidexe, halb Schmetterling; halb Morgenthau, halb Fischblut; halb keuscher Mondschein, halb übermüthiger Wildfang; halb Blume, halb Kröte; halb Sphynx, halb Gurli; halb Ganymed, halb deutscher Student mit Reitpeitsche und Kanonen; halb Kabale, halb Liebe; halb Sibylle, halb Amazone; halb

Kind. halb Schauspielerin; halb Mignon, halb Philine; halb Sylphe, halb Ratte; halb Diplomat, halb Unschuld vom Lande; halb Maikäfer, halb Nachtigall; halb Jungfrau vom See, halb Diogenes in der Tonne; halb Jacobiner mit der Freiheitsfahne, halb Pietist; halb schwärmende Mänade, halb gelehrtes Weib; halb Siegwart, halb Regimentstambour; halb Marketenderin, halb Elfenkönigin; halb Aventurier, halb Nonne; halb Somnambula, halb Kokette; halb gottbegeisterte Pantheistin, halb leichtfertige Tänzerin — man könnte stundenlang noch fortfahren, ohne die Contraste einer solchen Natur zu erschöpfen." Und wir fügen hinzu: Ja wohl! wenn sie aber so viel halb ist — was ist sie ganz? —

Béranger war in der Lehre bei dem Buchdrucker Peroune. Da der junge Zögling von der Typographie nichts begreifen wollte, unterrichtete ihn sein Meister im Versemachen. „Er verbesserte meine ersten Versuche," sagt Béranger selbst von dem nun Verstorbenen, „die sämmtlich durch seine Hände gingen."

— Béranger. „Le roi de chanson," wie er genannt wurde, dieser demokratische König war, aus welchen Gründen ist unbekannt, kein großer Freund und Verehrer von seinen Mitkönigen, und deshalb wurden seine Liedersammlungen regierungsmäßig gemaßregelt — so was man sagt „confiscirt" — und der „König der Minne" bei einem viel ernstern und strengern Gerichtshof verklagt, als der cour d'amour gewesen sein mochte. Diese damals neue und selbst dem „liberalen" Ministerium so verbrecherisch scheinende Sammlung enthält am Anfang und gegen das Ende ganz unschuldige, sehr nette Liedlein, Erinnerungen aus der frühern Jugend, wie der Dichter auf einem Kornboden logirte und eine Geliebte hatte, die ein anderer putzte; Grüße an Jugendfreunde, besonders an einen, der ihm orthographisch schreiben lehren wollte; da er dies aber schlechterdings nicht begreifen konnte, so lehrte ihn der Freund das Versemachen u. s. w. Aber in der Mitte, da steckte das corpus delicti, das von solcher Natur ist, daß einem Deutschen, der gewohnt ist, vor Allem seine angestammte Herrscherfamilie zu ehren, wahrhaft die Haare zu Berge stehen. Hier findest Du ein Lied: „An die unendlich Kleinen", worin der Sänger seine Landsleute beklagt, daß sie nicht mehr die „große Nation" sind, und der Refrain ist: „Et les barbons (Graubärte, klingt aber wie Bourbons) règnent toujours. Ein anderes Lied ist: „Die Krönung des pinselhaften (simple) Karl" überschrieben, worin Béranger unter einem Karoli Monarchen schilderte, der vor Jahren zu Rheims gekrönt wurde; wie er zu den Füßen des Bischofs sein confiteor sagt, wie Rom ihm zuruft: Schwöre nur, wir wissen schon gelegentlich zu lösen u. s. w. In einem dritten sieht der Dichter ein gespensterhaftes rothes

und erfährt, daß auch er nicht einverstanden sei mit ihrem Umgange. „Ich weiß nicht, Bettina, warum es mich so unmuthig macht, wenn ich Trätschereien über dich höre." Dieser Spaß wird ihr zu ernst und sie antwortet ihm: „Nun will ich dir auch vom Veilchen erzählen. Du sagst von ihr, sie mag ein gutes Geschöpf sein, zu der ich hinabsteige mit meiner Vertraulichkeit! Wer bin ich denn, daß ich mich zu einem guten Geschöpfe vertraulich wende? Bin ich ein Engel? Nun, die fliegen ja den guten Menschen nach und bewachen sie auf Schritt und Tritt; ich glaub' vielmehr, daß ich zu ihr hinansteige, statt herab!"

— Bettina war eine Freundin oder vielmehr Verehrerin der Studenten, denen sie ja auch die „Günderode" widmete. Als Anfangs der vierziger Jahre eine Untersuchung gegen einige üppig gewordene Studenten eingeleitet wurde, war einer der ihrigen der Freiheit beraubt worden. Das machte ihr Kummer; sie schreibt an den jungen Mann, er möge ihr seine politische Beichte einschicken. Es geschieht; aber Bettina entdeckt Mangel an Offenherzigkeit darin und die Schrift geht mit der Mahnung, wahrer zu sein, zurück. — Er ist es, und nun fährt Bettina mit ihrer Schrift zum König und erwirkt des jungen Mannes Freiheit. —

— Bettina soll von Lißt gesagt haben, sie bilde sich mehr ein auf seine Bekanntschaft, als wenn sie die Pyramiden gesehen hätte.

— Bettina. „Dies Buch gehört dem König" hatte bei seinem Erscheinen die Erwartungen nicht befriedigt, welche das große Publikum von dem Werke der geistreichen Frau und von dem absonderlich gewählten Titel sich gemacht hatte. Ohne dem Werke viele Lichtpunkte absprechen zu können, erschien es vielen Lesern doch zu gedehnt und man warf der Verfasserin vorzüglich vor, ihre schönen Gedanken in eine zu „voluminöse Toilette eingekleidet" zu haben. Auch der König soll wenig Erbauung dabei gefunden und gesagt haben: „Dieses Buch gehört mir dem Titel nach, ich weiß aber nicht, was ich damit machen soll."

— Bettina zählt zu den bizarrsten, naiv-sentimental-philosophischen Frauen, und kaum dürfte nachstehende jedenfalls originelle Charakteristik, die ein geistreicher deutscher Schriftsteller von ihr entwirft, ohne Interesse sein. Sie lautet: „Bettina, das Kind, ist halb Hexe, halb Engel; halb Priesterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube; halb Vogel, halb Schlange; halb Eidexe, halb Schmetterling; halb Morgenthau, halb Fischblut; halb keuscher Mondschein, halb übermüthiger Wildfang; halb Blume, halb Kröte; halb Sphynx, halb Gurli; halb Ganymed, halb deutscher Student mit Reitpeitsche und Kanonen; halb Kabale, halb Liebe; halb Sibylle, halb Amazone; halb

Kind, halb Schauspielerin; halb Mignon, halb Philine; halb Sylphe, halb Ratte; halb Diplomat, halb Unschuld vom Lande; halb Maikäfer, halb Nachtigall; halb Jungfrau vom See, halb Diogenes in der Tonne; halb Jacobiner mit der Freiheitsfahne, halb Pietist; halb schwärmende Mänade, halb gelehrtes Weib; halb Siegwart, halb Regimentstambour; halb Marketenderin, halb Elfenkönigin; halb Aventurier, halb Nonne; halb Somnambula, halb Kokette; halb gottbegeisterte Pantheistin, halb leichtfertige Tänzerin — man könnte stundenlang noch fortfahren, ohne die Contraste einer solchen Natur zu erschöpfen." Und wir fügen hinzu: Ja wohl! wenn sie aber so viel halb ist — was ist sie ganz? —

Béranger war in der Lehre bei dem Buchdrucker Peronne. Da der junge Zögling von der Typographie nichts begreifen wollte, unterrichtete ihn sein Meister im Versemachen. „Er verbesserte meine ersten Versuche," sagt Béranger selbst von dem nun Verstorbenen, „die sämmtlich durch seine Hände gingen."

— Béranger. „Le roi de chanson," wie er genannt wurde, dieser demokratische König war, aus welchen Gründen ist unbekannt, kein großer Freund und Verehrer von seinen Mitkönigen, und deshalb wurden seine Liedersammlungen regierungsmäßig gemaßregelt — so was man sagt „confiscirt" — und der „König der Minne" bei einem viel ernstern und strengern Gerichtshof verklagt, als der cour d'amour gewesen sein mochte. Diese damals neue und selbst dem „liberalen" Ministerium so verbrecherisch scheinende Sammlung enthält am Anfang und gegen das Ende ganz unschuldige, sehr nette Liedlein, Erinnerungen aus der frühern Jugend, wie der Dichter auf einem Kornboden logirte und eine Geliebte hatte, die ein anderer putzte; Grüße an Jugendfreunde, besonders an einen, der ihm orthographisch schreiben lehren wollte; da er dies aber schlechterdings nicht begreifen konnte, so lehrte ihn der Freund das Versemachen u. s. w. Aber in der Mitte, da steckte das corpus delicti, das von solcher Natur ist, daß einem Deutschen, der gewohnt ist, vor Allem seine angestammte Herrscherfamilie zu ehren, wahrhaft die Haare zu Berge stehen. Hier findest Du ein Lied: „An die unendlich Kleinen", worin der Sänger seine Landsleute beklagt, daß sie nicht mehr die „große Nation" sind, und der Refrain ist: „Et les barbons (Graubärte, klingt aber wie Bourbons) règnent toujours. Ein anderes Lied ist: „Die Krönung des pinselhaften (simple) Karl" überschrieben, worin Béranger unter einem Karoli Monarchen schilderte, der vor Jahren zu Rheims gekrönt wurde; wie er zu den Füßen des Bischofs sein confiteor sagt, wie Rom ihm zuruft: Schwöre nur, wir wissen schon gelegentlich zu lösen u. s. w. In einem dritten sieht der Dichter ein gespensterhaftes rothes

Männchen mit loyolitischer Demuth und blinzenden Augen in den Tuilerien einherwandeln; er glaubt einen leibhaftigen Jesuiten zu sehen, der dem regierenden Geschlechte Untergang droht; erschrocken ruft der Dichter immer als Refrain aus: „Tous les saint du paradis, priez Chares dix!“ Am reinsten gehalten von allem politischen Ballast mögen wohl zwei äußerst schöne Lieder sein, „Die Seelenwanderung“ und „Die Zigeuner“ überschrieben; doch hat in letzterem eine Strophe vorzüglich Anstoß gefunden, weil er die Zigeuner glücklich preist, daß sie von keiner Kirche etwas wissen. „Die Jakobsleiter“ ist gegen Rothschild gerichtet; Refrain ist: „Ah! le pied (Villèle) a leur glissé.“ Am lustigsten ist ein Truthahn als Missionär, der so anfängt: „Ah! Mme. ma voisine, que le ciel daigne vous toucher etc.“ Und was geschah? Béranger wurde von dem damaligen Tribunal de police correctionelle zu neun Monaten Gefängniß und zu 10.000 Francs Geldstrafe, sein damaliger Verleger Baudouin zu sechs Monaten Gefängniß und zu 500 Francs verurtheilt und außerdem zur Tragung der sämmtlichen Kosten verdammt. Aber lieber Leser, nimm Bérangers Lieder zur Hand, blicke in die Geschichte der letztvergangenen dreißig Jahre und sage mir, ob der Dichter nicht auch Prophet ist?

— Béranger. Die Studenten mit ihren „Frauen,“ den bekannten Grisetten, beobachtet man am besten in den sogenannten Tanzgärten bei Paris, wo aber nicht blos getanzt, sondern auch getrunken und namentlich gesungen wird, und wo man Béranger's berühmte und allbekannte Volkslieder am besten hört, denn sie sind noch immer frisch und der alte Dichter der Liebling der männlichen und weiblichen Studentenwelt. Von Zeit zu Zeit schlich Béranger sich auch einmal unter seine Freunde, um an ihrer Jugendlust sich zu erquicken. So saß er einmal in der „Closerie de Lilas“ unbemerkt, selbst von seiner alten Lisette, die in unveränderlicher Treue an ihm hängt. Plötzlich wurde er aber erkannt, und auf den Ruf: „Béranger ist da!“ hörte sofort der Tanz auf, alle Anwesenden drängten sich herbei und bildeten einen Kreis um den schüchternen und erschrockenen Dichter. „Vive Béranger!“ erscholl es aus jedem Munde und sofort war ein Lied des beliebten Sängers angestimmt. Dann wurde er mit Blumen, die in Paris nirgends fehlen durften, wo Frauen sind, reichlich bekränzt und keins der anwesenden Mädchen ließ sich die Ehre nehmen, ihrem Lieblinge einen Kuß zu geben. Endlich sollte er im Triumph umher getragen werden, und nur auf vieles und ernstes Bitten verschonte man den Gefeierten mit dieser Ehrenbezeugung und ließ ihn entschlüpfen. Die Pietät, und das ist einer der liebenswürdigsten Züge der Franzosen, die Pietät für ihre großen Geister, mögen sie sich in was

immer für einem Fache auszeichnen, ist den Franzosen aller Classen gemein, und Béranger würde überall, wo man ihn erkannte, ähnliche laute Verehrung finden. Namentlich sind dabei die Frauen reizend und Béranger war im obigen Falle bis zu Thränen gerührt, als die reizendsten Heldinnen der schönsten seiner Lieder, sich um die Ehre drängten, sein ehrwürdiges Haar zu küssen.

— Béranger ward nach der Februar Revolution mit einer ungeheuern Stimmenzahl zum Volksvertreter gewählt, er bat jedoch mit rührender Dringlichkeit, ihm eine Ehre abzunehmen, der er sich nicht gewachsen fühlte. Und weil die Freiheit sein Lebenselement war, aus dem seine dichterische Seele ihre Nahrung sog, so hütete er das stille Asyl seiner Verborgenheit vor der Welt mit nicht zu bewältigender Scheu, denn er fühlte, daß in dieser nicht seine Heimat sei:

Die Welt ist nichts für mich, Ich kehre
In mein Versteck so schnell ich kann.
Ihr, Freunde, seufzt auf der Galeere, —
Ich bin der Fremdling der entrann,
Bin der Beduin' auf flücht'gem Pferde,
Der in der Wüste jauchzt befreit.
Laßt, Freunde, mich an meinem Heerde,
Laßt mich in der Verborgenheit,

Dort biet' ich Trotz den Bajonetten,
Dort wäg' ich unsre Rechte ab,
Dort wäg' ich der Nationen Ketten,
Dort bräch' ich der Königin den Stab.
Dort ahn' ich, daß es anders werde,
Dort lacht mir eine schön're Zeit.
Laßt, Freunde, mich an meinem Heerde,
Laßt mich in der Verborgenheit.

Zum Heil des Vaterlandes keinen
Dort Wünsche, die der Himmel hört.
Laßt mich auch ferner sorglos träumen, —
Denn eure Welt, was ist sie werth?
Die Bahn die ich durchmessen werde,
Ist durch der Musen Gunst geweiht.
Laßt Freunde, mich an meinem Heerde,
Laßt mich in der Verborgenheit.

— Béranger. Mit Béranger's Hinscheiden im Jahre 1857 ist abermals eine jener seltenen Persönlichkeiten vom Schauplatze des Lebens abgetreten, welche einer entschwundenen Epoche das Gepräge ihres Glanzes und ihrer Eigenthümlichkeit aufgedrückt haben. Immer mehr lüften sich die Reihen der Männer, welche mit Frankreichs Stolz und

Ehre verwachsen waren, und vergeblich sucht die aufkeimende Generation nach neuen Größen, welche dem nationalen Geiste zum Ausdruck wahrhaft volksthümlicher Sympathien zu dienen vermögen.

— Béranger, aus den untersten Schichten des Volkes entsprossen, ein einfacher Buchdruckergehilfe, wie der Mitbegründer der amerikanischen Freiheit, Benjamin Franklin, und wie der berühmte Geschichtsschreiber J. Michelet, hat sein ganzes Leben hindurch sich diejenige Unabhängigkeit bewahrt, welche allen Verlockungen des Ruhmes, der Ehrsucht, des äußeren Glaubens unerschütterlich Trotz bot. Béranger, der dem nationalen Ruhme unter den Waffen des ersten Napoleon die politische Weihe verlieh, schlug jede Gunst aus, die ihm von Napoleon und den Napoleoniden geboten wurde; er, der den wesentlichsten Antheil am Sturze Karl X. hatte, und der mit Recht sagen konnte:

> Als sich der Thron vermaß, den Blitz zu schmettern,
> Und Ziel der Kugel sein vermorschtes Holz
> Drei Tag lang gewesen, sprachst du stolz:
> Mein Lied war Pulver, nun erfolgt das Wettern!

Er lehnte mit gleicher Entschiedenheit jeden Antheil an den Früchten des Sieges ab, den seine Freunde, die neuen Minister, ihm zuzuwenden strebten. Durch nichts vermögen wir die schlichte und edle Sinnesart des Dichters besser zu bezeichnen, als durch das Lied, welches er aus diesem Anlaß an seine Freunde richtete:

> Nein, meine Freunde, nein! ich will nichts werden;
> Verstreut am andern Boden eure Saat;
> Hofft nimmer, daß den Wichtigen der Erden,
> Dem Fangleim sich der Vogel naht.
> Und was bedarf ich, daß ich sonst nicht hätte;
> Den Laut der Kehle, Freundschaft, Liebe, Wein?
> Gott segne das Stroh der niedern Stätte,
> Und sprach, als er mich schuf: Nichts sollst du sein.
>
> Ausdauern möcht' ich nicht in euern Hallen,
> Ich Sänger lebe von verlorner Zeit;
> Wenn mir des Glückes Abhub zugefallen,
> So sprach ich: Ziemt das meiner Nichtigkeit?
> Dem Werkmann möge dieser Weizen reifen,
> Des Sämanns sei die Ernte, sei nicht mein;
> Ich kann in meinem Bettelsack noch greifen, —
> Gott sprach, als er mich schuf; Nichts sollst du sein!
>
> Einst fühlt ich mich entwafft in geist'gem Traume,
> Und sah herab vom Himmel, wo ich war,
> Auf unsre kleine Welt im großen Raume
> Und kleiner übergroße Schaar

Wer Kaiser war und Bettler, nicht erkennen
Ließ sich's, sie lärmten viel, allein
Nur unvernehmlich hört' ich Namen nennen. —
Gott sprach, als er mich schuf: Nichts sollst du sein.

Die ihr das Steuer lenkt, ihr sollt erfahren,
Daß sich in Ehrfurcht meine Stirne neigt
Den Ehrenmann, der muthvoll und erfahren
das Sturmgeschlag'ne lecke Schiff besteigt,
Sich selbst vergißt, ein Opfer seinem Lande:
Glück auf! Glück auf, hört mich's vom Ufer schrei'n;
Ich aber bette mich am sonn'gen Strande, —
Gott sprach, als er mich schuf: Nichts sollst du sein!

Es wird ein Säulenwand von Marmor ragen
Ueber dem Grab, das gährend eurer hart,
Und trauern wird das Volk um euch und klagen;
Ich werde still an stillem Ort verscharrt.
Wenn aber eure Sonnen einst erbleichen
Gleicht zwischen uns sich aus das Dein und Mein.
Ein Sarg, und noch ein Sarg für beide Leichen, —
Gott sprach, als er mich schuf: Nichts sollst du sein!

Nicht länger soll mich euer Glanz beschämen,
Nur grüßen wollt' ich Euch am hohen Ziel;
Glück auf! Laßt vor der Thür mich wieder nehmen,
Da, meine Holzschuh' und mein Saitenspiel.
Man sah hierher mit euch die Freiheit dringen,
Sie wird euch ihre mächt'ge Stütze leih'n,
Ich werde sie auf offnem Markt besingen, —
Gott sprach, als er mich schuf: Nichts sollst du sein.

Balzac mochte gern, daß man glaube, er gehe nur mit Fürsten, Marquis und Ministern um, eine Marotte, die einem geistreichen Manne vielleicht weniger zu verzeihen ist, als jedem Andern. Vor einiger Zeit nun begegnete Herr B., ein junger Schriftsteller, dem Herrn v. Balzac, der Arm in Arm mit einem andern Herrn ging. B. grüßte ihn und blieb stehen, um mit dem berühmten Dichter einige Worte zu sprechen. „Mein Fürst „sagte Herr von Balzac gleich, indem er sich an den Herrn wendete„ mit dem er ging, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Herrn von B. einen jungen GesandtschaftsSecretair, vorstelle. „Herr B. wunderte sich über diese Standeserhöhung nicht wenig, welche ihm Balzac zuerkannte, sagte aber nichts dazu und ging weiter. Ein paar Tage darauf begegnete er Balzac wieder, und fragte ihn: „Warum gaben Sie mir letzthin den lächerlichen Titel eines Gesandtschafts-Secretairs?“ „Lieber Freund,“

antwortete Balzac, „ich war auf dem Spaziergange bereits mit drei Literaten zusammgetroffen, und da ich einen fremden Fürsten begleitete, so wollte ich nicht, daß derselbe glaube, ich kenne nur solche Leute; ich erhob sie deshalb zum Gesandschafts-Secretair, um ihm eine andere Meinung von meinen Bekanntschaften beizubringen." —„Aber," fiel lebhaft Herr B. ein, „Ihr Fürst ist ja eben so wenig Fürst, als ich Gesandter bin, ich kenne ihn recht wohl von Ansehen! er ist ein Notar aus Versailles." „Sie kennen ihn?" entgegnete Balzac, „und er kennt Sie auch?" „Ich glaube es," „So habe ich," setzte der Dichter hinzu, ohne im Mindesten in Verlegenheit zu gerathen, an diesem Tage viel Unglück gehabt! ein anderes Mal werde ich mich besser vorsehen."

— Balzac besaß das Talent, aus der äußern Erscheinung des Menschen sein inneres Wesen zu errathen, in außerordentlichen hohem Grade, Ein mit Balzac bekannt gewesener Deutscher, der uns folgende Anecdote als wahr mittheilt, war mit ihm bei einem Freunde zu Tisch und saß neben einen Franzosen, der geläufig deutsch sprach und sich mit seinem Nachbar lebhaft unterhielt. Balzac saß zu weit entfernt, als daß er von der Unterhaltung etwas hätte verstehen können, auch wenn ihm die deutsche Sprache bekannt gewesen wäre, was durchaus nicht der Fall war. Dessen ungeachtet unterbrach er die beiden und behauptete, er wolle ihnen genau sagen, was sie mit einander verhandelt hätten. Er meinte es auch ganz im Ernst und begann sogleich: Das und das haben Sie gesagt, und er hatte richtig wenn auch nicht die Worte, doch den Sinn errathen. Man stutzte, wunderte sich und fragte, ob er wohl noch einen Versuch mit seiner Kunst machen wolle. Die beiden Freunde sprachen in deutscher Sprache das verrückteste Zeug durcheinander, Balzac aber merkte diese List auf der Stelle und kaum hatten sie fünf oder sechs Sätze heraus, so unterbrach er sie mit den Worten: Unsinn könne er nicht in's Französische übertragen.

— Balzac. Ein Dieb schlich in einer Nacht in die Wohnung Balzac's und suchte daselbst einen Schreibtisch zu erbrechen, wurde aber bei dieser Beschäftigung durch ein lautes Gelächter unterbrochen, das aus dem Schlafgemache des Schriftstellers herausschallte. Er drehte sich um und sah im schwachen Mondlichte den dicken Herrn v. Balzac im Bette sitzen, der sich vor Lachen die Hände in die Seite stemmte. Der Dieb, der sich einmal ertappt sah, faßte ein Herz und fragte, warum der Herr so außerordentlich lache. „Ich lache," antwortete der Schriftsteller, „darüber daß Sie in der Nacht und ohne Licht da Geld zu finden glauben, wo ich bei hellem Tage nichts zu erblicken vermag."

— Balzac Als im Jahre 1843 Balzac in Berlin war, machte er Ludwig Tieck einen Besuch. Letzterer sprach mit ihm von seinen Schriften und lobte als ganz vorzüglich: „Le vicaire des Ardennes“ und „Annete et le Criminel.“ „Sie haben wahrscheinlich meine Schriften im Brüsseler Nachdruck gelesen?“ sagte Balzac. — „Ich glaube ja,“ antwortete Tieck. — „Es muß wohl sein,“ erwiederte jener, „denn die beiden Romane sind gar nicht von mir, und die Brüsseler Nachdrucker haben blos auf meinen Namen speculirt, und sie unter denselben herausgegeben, um Absatz zu finden. Ich habe die Sache für zu unbedeutend gefunden, um dagegen zu reclamiren.“

— Balzac besuchte Genf. In einer Gesellschaft daselbst, kam die Rede auf die Jungfrau von Orleans. Eine Genfer Dame behauptete mit vielem Pathos und ganz im Geiste des dort in einigen Classen herrschenden Methodismus: Das Benehmen der Jungfrau sei der Frauenwürde und Züchtigkeit gänzlich zuwieder gewesen. Balzac erwiderte: „Il parait, Madame, que Vous n'auriez pas sauvé la France.“

Byron's Gesicht war zart, und der untere Theil symetrisch gebildet. Durch die Lippen und das Kinn zog sich eine feine Horizontallinie, ein Attribut griechischer Schönheit. Seine Stirn war hoch, seine Schläfe war breit, und die Farbe seines Gesichtes war blaß. Sein Haar war dünn und fein, beinahe grau (cendré) und wallte in natürlichen und zierlichen Locken weg von der Stirn, die er immer offen hatte. Sein feuriges Auge war schwarz, von unwiderstehlichem Zauber, und gab immer den ernstdenkenden Zustand seiner Seele kund.

— Byron: So oft er sprach, war seine Gesinnung edel, groß, mit einem Worte: „ein Spiegel seines Genius.“ — Jeden Morgen schrieb er gegen hundert Verse; allein bevor er schlafen ging, pflegte er die kritische Feile anzulegen, und dann blieben kaum dreißig davon stehen.

— Byron. In seiner Jugend spielte Byron sehr viel und gerieth dadurch so sehr in Schulden, daß ihm der ärgste Wucherer nichts mehr vorschoß. Eine Nacht war deßhalb wieder schlaflos zugebracht worden, als eine Kutsche vor seiner Wohnung hält, und eine Dame aussteigt, die ihm schon oft Beweise ihrer Zuneigung gegeben hat. Sie hat ein kleines Körbchen und setzt es auf den Tisch. „Sehen Sie es als ein Zeichen meiner Theilnahme an! Ich habe von Ihrer Verlegenheit gehört!“ sagte sie lächelnd. „Es enthält alle meine Juwelen, mein Geld!“ Aber der wunderliche Byron wies ihr verächtlich die Thür. „Nehmen Sie Alles wieder mit!“ rief er finster. „Ich lasse mich nicht so überreden, und Sie würden mir niemals die Sachen gebracht haben,

wenn Sie mich für so niedrig gehalten hätten, Gebrauch davon zu machen!"

— Byron. Schon im Flügelkleide verrieth sich jene furchtbare Heftigkeit, die Byron nachher als Schriftsteller gegen seine Kritiker blicken ließ. Als seine Wärterin eines Tages mit ihm zankte, weil er ein neues Kleid, das man ihm eben angezogen, zerrissen oder beschmutzt hatte, verfiel er in jene „stille Raserei," wie er es selbst nannte, ergriff das Kleidchen mit beiden Händen, zerriß es von oben bis unten und blieb dann in trotziger Stille stehen. Aber trotz solcher ungezogenen Streiche, wozu er nur zu sehr durch das Beispiel seiner Mutter ermuntert ward, welche, wie man versichert, es oft mit ihren Mützen, Kleidern u. s. w. ebenso trieb, lag in seinem Gemüthe, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Wärterinnen, Lehrer und anderer Personen, die um ihn waren, ein unwiderstehlicher Zug von liebevoller Milde, der es damals, sowie in seinen späteren Jahren denjenigen, welche ihn liebten und verstanden, zu gleicher Zeit sanft und fest zu sein, leicht machte, ihn zu lenken.

— Byron war sechs Jahre alt, als der einzige noch vor ihm stehende Erbe des Titels starb, und als im Jahre 1797 ein Freund der Familie scherzweise zu dem neunjährigen Knaben sagte: er hoffe, bald seine Reden im Unterhause zu lesen, erwiederte er: „Ich hoffe nicht; wenn Sie Reden von mir lesen, so sind Sie im Oberhause gehalten worden."

— Byron. An dem wichtigen Morgen, wo Byron's Name zum ersten Male in der Schule mit dem Titel Dominus aufgerufen ward, blieb er, unfähig die gewöhnliche Antwort: adsum vorzubringen, unbeweglich vor seinen erstaunten Schulkameraden stehen, und brach endlich in Thränen aus.

— Byron. Ein zufälliger Umstand, der einen außerordentlichen Einfluß auf Byron's moralische Ausbildung gehabt zu haben scheint, war, daß er einen Klumpfuß hatte. Durch einen Zufall, welcher bei seiner Geburt stattgefunden haben soll, wurde einer seiner Füße aus seiner natürlichen Stellung gebracht und dieser Fehler ward während seiner frühesten Jugendjahre hauptsächlich durch die Mittel, deren man sich bediente, um ihm abzuhelfen, eine Quelle von unendlichen Qualen und Unbequemlichkeiten für ihn. Die Mittel, welche man anwandte, um dem mangelhaften Gliede seine Gestalt wieder zu geben, wurden auf den Rath und unter der Leitung des berühmten John Hunter's angenommen, welcher mit Dr. Levingstone von Aberdeen über diesen Gegenstand eine besondere Correspondenz führte. Seine Amme, der das Geschäft zufiel, diese Maschinen und Bandagen beim Zubettegehen anzu-

legen, pflegte ihn oft in den Schlaf zu singen, oder ihm Geschichten oder Mährchen zu erzählen, woran er, wie die meisten Kinder, großen Gefallen fand. Auch lehrte sie ihn, sobald er stammeln konnte, eine große Anzahl von Psalmen aufsagen, und der erste und dreiundzwanzigste Psalm gehörten zu den ersten, die er seinem Gedächtnisse einprägte. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß er durch die Sorgfalt dieses achtbaren Weibes, das selbst sehr religiös gesinnt war, eine viel frühere und vertrautere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift machte, als sonst den meisten jungen Leuten zu Theil wird. In einem Briefe, den er im Jahre 1821 von Italien aus an seinen Buchhändler, den Herrn Murray schrieb, bat er diesen, bei erster Gelegenheit ihm eine Bibel zu senden, und fügte ausdrücklich hinzu: „Vergessen Sie dies nicht, denn ich bin ein großer Freund und Bewunderer dieser Bücher und hatte sie durch und durch gelesen, ehe ich noch acht Jahre alt war, nämlich das alte Testament; denn das neue Testament war immer eine Arbeit, das andere ein Vergnügen. Ich spreche als ein Knabe nach meinen Erinnerungen aus Aberdeen, von dem Eindrucke, den ich im Jahre 1796 erhielt."

— Byron. Die Mißbildung Byron's Fußes war selbst in seiner Kindheit ein Gegenstand, der eine besondere Reizbarkeit in ihm hervorrief. Ein Herr aus Glasgow erzählte, daß die Person, welche bei seiner Gattin als Amme diente, und die noch nach seinem Tode in seiner Familie lebte, sich häufig der Amme Byron's anschloß, wenn sie mit ihren Pfleglingen aus waren. Eines Tages, als sie mit einander ausgingen, sagt sie zu ihr: „Was für ein hübscher Junge der Byron ist! wie Schade, daß er ein solches Bein hat!" Kaum hörte das Kind diese Bemerkung, als seine Augen vor Zorn glühten, und er mit einer kleinen Peitsche, die er in der Hand hatte, nach ihr schlug, und ausrief: „Do not speak of it!" (Sprich nicht davon!)

— Byron. Die wahre Gesinnung Byron's über die Weiber drückt schon folgende Bemerkung in seinem Tagebuche treuer als Alles Andere aus: „Schon die bloße Anwesenheit einer Frau hat für mich etwas beruhigendes, übt selbst, wo keine Liebe stattfindet, einen seltsamen Einfluß auf mich, den ich bei der geringen Meinung, die ich von dem Geschlecht habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich bin zufriedener mit mir selbst und mit aller Welt, so bald eine Frau in meiner Nähe ist." Diese Bemerkung Byron's hat mich sehr erfreut, erzählt, Th. Moore, denn es geht mir hierin gerade so wie ihm. Ich glaube dieses auch erklären zu können, aber das liegt in einem Schranke meines Kopfes eingeschlossen, wozu ich in diesem Augenblick nicht den Schlüssel

habe. Byron haßte die Menschen, wie er die Weiber haßte — mit den Lippen. Weiche Herzen, wie das seine, schützt die Natur oft durch ein Dorn engeflechte von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaf ist, weiß das und fürchtet sich nicht, dem stechenden Menschenfeind nahe zu kommen. Byron suchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von schlechten Grundsätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm schwer fiel, die angeborene Güte seines Herzens zu besiegen, sah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dieß einmal gelang. Menschen, die wirklich und mit Leichtigkeit schlecht sind, fällt es nie ein, damit groß zu thun.

— Byron führte in seiner Jugend eine tolle Hauswirthschaft. Sie hätten ihn gewiß nicht besucht, schöne Leserin! und wären Sie auch seine Schwester gewesen. Er wohnte auf seinem väterlichen Stammgute, das ehemals ein Kloster war, und das noch viel von seiner klösterlichen Einrichtung übrig behalten hatte. Da lebte Byron mit seinen wilden Gesellen als Mönche vermummt. Wenn man in den Hof des Gebäudes trat, mußte man sich sehr hüten, nicht zu weit rechts zu gehen, um nicht einem Bären in die Tatzen zu fallen, der da frei in seiner Hütte lag. Zu weit links durfte man auch nicht treten, denn da war ein böser Wolf angekettet. Hatte man Bär und Wolf glücklich zurückgelegt, so war man darum seines Lebens noch immer nicht ganz sicher. Wenn man die Treppe hinaufging, mußte man die Vorsicht gebrauchen, durch starkes Schreien seine Ankunft zu melden, sonst war man in Gefahr, todt geschossen zu werden, denn oben auf dem Vorplatze übten sich Byron und seine Gesellen im Pistolenschießen nach einer alten Wand. Bis zwei Uhr Nachmittags dauerte das Frühstück. Wer um elf Uhr Morgens aufstand, konnte nichts haben, denn alle Bediente lagen noch im Bette. Das Mittagsessen dauerte bis zwei Uhr Nachts. Zum Schlusse wurde in einem Todtenschädel, der in Silber eingefaßt war, Burgunder kredenzt. Dann gingen die betrunkenen Kameraden, in Mönchskutten gekleidet, jeder in seine Zelle.

— Byron. Die anonymen Liebesbriefe und Porträts, welche Byron von englischen Damen erhalten hat, würden nach seiner Angabe einen dicken Band füllen. Obgleich er selbstgefällig davon sprach, versicherte er dennoch; von keinem derselben Notiz genommen zu haben. Von einem Schreiben anderer Art gestand er, daß es ihn in die tiefste Rührung versetzt und ihm eine bessere Meinung von den Menschen beigebracht habe. Es ist Folgendes von einem Herrn Sheppard vom 21. November 1821, welches mit B.'s Erlaubniß copirt wurde:

„Mylord. Vor mehr als zwei Jahren verlor ich, nach kurzem Zusammenleben, ein liebenswürdiges und geliebtes Weib durch eine abzehrende Krankheit. Unerschütterliche Sanftmuth und Geduld und eine so bescheidene Frömmigkeit war ihr Eigenthum, daß sie sich nur selten in Worten aussprach, allein ihrem ganzen Wesen den Ausdruck beständigen Wohlwollens verlieh. Aus mehren Papieren, welche ihre geheimsten Gedanken enthalten und die bei ihren Lebzeiten keines Menschen Auge erblickte, die ich aber seit dem zweiten Jahrestage ihres Todes durchgelesen habe, fühl' ich mich zur Mittheilung folgender Stelle an Eure Herrlichkeit veranlaßt, deren Inhalt sich unzweifelhaft auf Sie bezieht. — „O, mein Gott! Das Vertrauen auf deine Verheißungen ermuthigt mich, zu dir zu beten für Einen, der seit Kurzem meine Theilnahme besonders in Anspruch nahm. Möge der Gemeinte — der jetzt, wir fürchten, ebenso sehr ausgezeichnet ist durch Vernachläßigung deiner, wie durch von dir empfangene überschwängliche Talente — geweckt werden zur Erkenntniß seiner Gefahr, und bewogen den Frieden der Seele, welchen Genuß der Freuden dieser Welt ihm versagte, in der Religion zu suchen. Gib, daß sein künftiges Beispiel weit mehr segensreiche Folgen habe, als böse aus seinem vergangenen Leben und aus seinen Schriften entsprungen sind. Mag die Sonne der Gerechtigkeit, welche ihm gewiß einst aufgehen wird, hell über den Nebeln erglänzen, in welche die Sünde ihn eingehüllt hat, und in dem Grade ihm Linderung und Genesung gewähren, in dem seine Seele von seinen Lastern geängstigt wird. Mag die Hoffnung erfüllt werden, daß die Aufrichtigkeit meiner Bestrebung nach wahrer Frömmigkeit und meine Liebe zu dem großen Begründer der Religion dieses und jedes andere Gebet für das Wohl der Menschheit wirksamer machen wird. Stärke mich auf dem Pfade der Pflicht, allein laß mich nimmer vergessen, daß, während es erlaubt ist, uns durch jeden unschuldigen Beweggrund zur Beharrlichkeit zu ermuntern, dieß nur die kleinen Flüsse sind, welche zur Vergrößerung des Stromes dienen können, die aber, beraubt der großen Quelle des Guten — der innigen Ueberzeugung angeborener Sündlichkeit und des festen Glaubens an die Wirksamkeit des Erlösungstodes Christi, den er für Alle gestorben, die auf ihn bauen und ihm aufrichtig dienen, — bald versiegen und uns jedes Verdienstes ledig lassen würden, wie zuvor." Nichts in diesem Auszuge, Mylord, kann wörtlich genommen für Sie von Interesse sein; vielleicht scheint es Ihnen aber des Nachdenkens werth, welche innige und umfassende Sorge für Anderer Wohl der christliche Glaube in der Fülle der Jugend und des Wohlstandes erwecken kann. Hier ist nichts Poetisches und Glänzendes, wie in Herrn de Lamartine's klagender Hul-

digung; aber das Erhabene ist hier, denn diese Fürsprache ward Ihretwegen an den Urquell der Glückseligkeit gerichtet. Sie entsprang aus einem tiefer wurzelnden Glauben, wie der des französischen Dichters, und aus einer Milde des Herzens, welche, vereint mit dem ersten, ihre unverminderte Kraft auch in den trüben Tagen der nahenden Auflösung bewährte. Ich hoffe, daß ein ganz bestimmt aufrichtiges Gebet nicht immer unerfüllt bleibt. Es würde um Nichts den Ruhm vermehren, mit welchem Ihr Genius, Mylord, Sie umgeben hat, wollte ein Unbekannter seine Bewunderung desselben aussprechen. Ich will deßhalb lieber zu Denen gezählt werden, die wünschen und beten, daß Erleuchtung von oben und Friede und Freude in ein solches Gemüth einziehen möge." — Byron las diesen Brief laut, mit zitternder Stimme und mit einem Ernste im Blicke vor, der an der Größe seiner innern Bewegung nicht zweifeln ließ. Er bemerkte dabei: „Bevor ich dieses Gebet gelesen, hab' ich den so häufig gebrauchten Ausdruck: die Schönheit der Frömmigkeit, nie recht verstanden. Mehr wie alle religiösen Bücher, welche ich je gelesen, hat dieß Schreiben und dieses Gebet dazu beigetragen, eine gute Meinung von der Religion und ihren Bekennern in mir zu erzeugen."

— Byron. Wer übrigens B. des Unglaubens zeiht, irrt sich; er ist zweifelsüchtig, aber nicht ungläubig. Nicht unwahrscheinlich ist mir, daß eine Zeit kommen wird, wo die schwankende Anerkennung vieler Lehrsätze der Religion so feststehen wird, wie jetzt seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, die, wie er erklärt, durch jeden schönen und edlen Impuls seiner Seele entschiedener wird. Vom Materialismus ist er ein geschworener Feind, und die Unvollkommenheiten des Menschen schreibt er der Hülle von Staub zu, in welche der himmlische Funken eingeengt ist. Auch das Gewissen und die natürliche Liebe zum Guten sind ihm Beweise vom göttlichen Ursprunge des Menschen. „Ich spreche selten über Religion", äußerte B. weiter; „allein ich fühle vielleicht mehr von ihr, als Die, welche sie im Munde führen. Mit Ihnen red' ich offen über diesen Gegenstand, weil ich weiß, Sie werden mich weder auslachen, noch sich in einen Streit mit mir einlassen. Seltsam, aber wahr ist es, daß Mistreß Sheppard bei allen meinen religiösen Gedanken mit ins Spiel kommt. Tausend Mal hab' ich mir sie in der Einsamkeit ihres Gemaches, leidend an einer Krankheit vorgestellt, welche gewöhnlich die Gefühle fürs eigne Ich und für alles Nahe und Theure verstärkt, während sie meiner gedachte und für mich betete, der von Allen als ein Verworfener angesehn wurde. Ihre Reinheit, ihr fleckenloser Wandel, die in ihrem Gebet ausgedrückte tiefe Demuth machen sie für mich

zum interessantesten und engelgleichsten Wesen von der Welt, und sie verwebt sich in alle meine Vorstellungen eines künftigen Zustandes. Viel würd' ich für ein Porträt von ihr geben, obgleich das beau idéal dadurch vielleicht zerstört würde, welches ich mir von ihr gebildet habe."

— Byron. Fast zu jeder Seite von Byron's Charakter entdeckte der Beobachter früher oder später das Gegenstück. So besaß er neben der Neigung, das Ernste und Bedeutungsreiche lächerlich zu machen, auch die, auf das Unbedeutende großen Werth zu legen, ja war sogar höchst abergläubig und dabei ungehalten über Die, welche seine Schwäche nicht theilen konnten oder wollten. Im Gespräch berührte er diesen Gegenstand häufig, und bemerkte spottend, daß ich mich viel klüger dünken müsse als er, weil ich nicht abergläubig sei. Ich entgegnete ihm, die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft entschuldige seinen Aberglauben hinreichend, der aus Ueberreizung der erstern entspringe. Ich für meine Person, mit der Camera lucida der Einbildungskraft nicht gesegnet, würde keine Entschuldigung für die Camera obscura haben, als welche ich den Aberglauben betrachte. Dies befriedigte ihn jedoch nicht, und ich fügte hinzu, daß die Natur ihrer Weisheit und Güte gegen alle von ihr abhängige Wesen freien Lauf lasse. Ihm habe sie die glänzendste der Gaben, Genie verliehen; minder ausgezeichnete Personen begabte sie mit der weniger glänzenden, doch vielleicht gleich nützlichen, schlichten Vernunft. Seiner Eigenliebe genügte dieß aber ebenso wenig, und es war B. höchlich unangenehm, daß ich nicht abergläubig sein wollte.

— Byron. Der Glaube an übernatürliche Erscheinungen schien B.'s volle Ueberzeugung. So oft er auf dieses gern von ihm besprochene Thema kam, wurde er geheimnißvoll und ernst. Von seinem Freunde Shelley, der, wie B. sagte, fest an Geistererscheinungen glaubte, erzählte er einige wunderbare Geschichten. Daß Shelley's Geist von einer Dame gesehen worden sei, welche in einem Garten spazieren ging, erzählte B. ebenfalls mit großem Gewicht. Sein Aberglaube war so groß, daß er nicht gern an einem Freitage etwas unternahm, ja sogar wenn er Salz verschüttete, Brod fallen ließ u. d. m., hielt er es für eine unglückliche Vorbedeutung, und bewies dadurch, daß auch der stärkste Geist seine schwachen Seiten habe. — Ob Byron etwas ernsthaft meine, oder nicht, ist schwierig zu bestimmen. Seine Art, sich zu verstellen, wird Viele täuschen, kann aber bei aufmerksamer Beobachtung seiner Züge durchschaut werden. Eine Art spöttischer Gravität und ein flüchtiges, schadenfrohes Lächeln verriethen, daß er nur des Effects wegen und nicht aus Ueberzeugung sprach. Bemerkt er, daß man ihn erräth,

so schien es ihn zu verdrießen, doch gab er bald mit Lachen zu, daß es ihm Spaß mache, die Leute zum Besten zu haben, und daß wenn sie dereinst ihre Meinungen von ihm veröffentlichen werden, diese so widersprechend ausfallen müssen, daß keine derselben Glauben finden könne; eine Vorstellung, welche ihm sehr zuzusagen schien."

— Byron. Uebereinstimmend hiermit nennt die Gräfin Blessigton unsern Dichter ein vollkommenes Chamäleon. „Er ist sich dieser Eigenschaft übrigens wohl bewußt, und schreibt sie auf Rechnung seines überaus beweglichen Temperaments, welches jedem Eindrucke sich hingebe. Man fühlt sich indessen nach solchen Wahrnehmungen ungewiß in Hinsicht Dessen, was man über B. sagen soll. Wer irgend Gelegenheit hat, längere Zeit mit ihm umzugehen, und regelmäßig das Ergebniß seiner Beobachtungen zu Papiere brachte, wird nach einiger Zeit so viel Widersprüche darin entdecken, daß es ihm höchst schwierig fallen muß, ein Urtheil darauf zu gründen. Ich bin überzeugt, daß, wenn zehn Personen die Beschreibung B.'s unternehmen, nicht zwei übereinstimmende Urtheile über ihn zum Vorschein kommen, oder zwei ähnliche Schilderungen von ihm entworfen werden, obgleich jeder Einzelne, je nach dem empfangenen Eindruck, Recht haben kann. In Wahrheit legt das veränderliche Wesen B.'s seiner Abschilderung solche Schwierigkeiten in den Weg, daß ich von allen Personen, welche mit ihm umgingen, verschiedene Beschreibungen von ihm erwarte, die dennoch sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Originale besitzen. Wie bei den Gemälden berühmter Schauspieler in verschiedenen Rollen, unterliegt jedes Bild dem Einflusse der letztern und der verschiedenen Kleidung. Das Porträt John Kemble's als Cato sieht dem als Hamlet oder Macbeth nicht gleich, und doch ist jedes eine vollkommene Abbildung dieses großen Künstlers in der betreffenden Rolle. Derselbe Fall ist es mit B. Täglich ein Anderer und ein Vergnügen in der Täuschung Derjenigen findend, die er im Verdacht hat, daß sie ihn abschildern wollen, wird er aus der Hand jedes Malers als ein Anderer hervorgehen."

— Byron. Eines Tages erzählte Byron der Gräfin Blessington, er habe bei einem französischen Schriftsteller einen Gedanken gefunden, welcher ihm vieles Vergnügen mache, und den er für ebenso originell als wahr halte. Er führte die Stelle darauf an: „La curiosité est suicide de sa nature, et l'amour n'est que la curiosité." Lachend und sich die Hände reibend setzte er hinzu: „Ja, ja, der Franzos hat Recht. Neugier tödet sich selbst und Liebe ist nur Neugier, wie der Ausgang beweist." Lady Blessington bemerkte darauf, daß er vergeblich das zu glauben affectire, was er gesagt habe, und daß sie zu viel von

ihm halte, um seine Worte ernsthaft zu nehmen. „Sie müssen aber doch auf jeden Fall zugeben," fuhr der Lord fort, „daß die Liebe die eigennützigste aller Leidenschaften ist. Sie beginnt, besteht und endigt in Selbstsucht. Wer denkt wohl getrennt vom eignen Glück an das des geliebten Gegenstandes, oder achtet darauf! Während der Dauer der Leidenschaft wünscht der Liebende die Geliebte glücklich, weil der entgegengesetzte Fall seiner Wonne Eintrag thun würde. Jener französische Autor kannte die Menschen vortrefflich, der sie mit dem Großtürken in der Oper ververgleicht, welcher seine Sultanin wegen einer andern verläßt und der Weinenden auf ihre Thränen erwidert: Verbirg deinen Kummer und respectire mein Vergnügen. Das ist eine nur allzu treffende Satyre, auf die Männer, denn ist's mit der Liebe vorbei:

Ein paar Jahre älter,
Ach! wie viel kälter
Im Aug' behält er
Die vormals Ersehnte!

Verlassen Sie sich darauf, meine Knittelverse enthalten mehr Wahrheit wie die meisten, welche ich geschrieben habe. Ich hörte behaupten, daß Liebe nie ohne Eifersucht sei; ist dem so, dann beweist es, daß sie im Egoismus wurzelt, denn nun und nimmermehr entspringt Eifersucht aus einer andern Quelle. Wir sehen das von uns geliebte Wesen in der Gesellschaft eines Andern vergnügt, und wollen sie bei uns lieber traurig wissen, als ihr jenen Genuß erlauben. Ist das nicht egoistisch? Und woher kommt es denn, daß Verliebte Anfangs nur glücklich sind? Daher, daß ihr beiderseitiger Egoismus und ihre Schmeicheleien der Eitelkeit zusagen. Sie finden diesen Genuß nirgend anders, und werden von ihm an einander gefesselt. Haben sie sich genauer kennen gelernt und sind ihre Schmeichelworte erschöpft, ohne daß sie eine neue Täuschung zu Hilfe rufen, oder nur die alte verlängern können, so suchen sie einander nicht mehr vorzugsweise auf. Die Gewohnheit führt sie jetzt zusammen und sie schleppen eine Beiden lästige Kette, die aber häufig keines von Beiden den Muth hat zu brechen. Glauben Sie mir, die einzige beständige Liebe ist die Eigenliebe, und Widerwärtigkeiten, welche sie treffen, machen einen dauerndern Eindruck als alles andere."

— Byron. Großes Interesse für Byron hatten die Londoner Stadtklätschereien, von denen ihn seine Freunde fortwährend unterrichteten; jedes kleine Skandal in der vornehmen Welt machte ihm viel Vergnügen. Man bemerkte ihm hierüber eines Tages, daß man seinen Geist für zu erhaben hielt, als daß er sich zu solchen Lappalien herablassen

so schien es ihn zu verdrießen, doch gab er bald mit Lachen zu, daß es ihm Spaß mache, die Leute zum Besten zu haben, und daß wenn sie dereinst ihre Meinungen von ihm veröffentlichen werden, diese so widersprechend ausfallen müssen, daß keine derselben Glauben finden könne; eine Vorstellung, welche ihm sehr zuzusagen schien."

— Byron. Uebereinstimmend hiermit nennt die Gräfin Blessigton unsern Dichter ein vollkommenes Chamäleon. „Er ist sich dieser Eigenschaft übrigens wohl bewußt, und schreibt sie auf Rechnung seines überaus beweglichen Temperaments, welches jedem Eindrucke sich hingebe. Man fühlt sich indessen nach solchen Wahrnehmungen ungewiß in Hinsicht Dessen, was man über B. sagen soll. Wer irgend Gelegenheit hat, längere Zeit mit ihm umzugehen, und regelmäßig das Ergebniß seiner Beobachtungen zu Papiere brachte, wird nach einiger Zeit so viel Widersprüche darin entdecken, daß es ihm höchst schwierig fallen muß, ein Urtheil darauf zu gründen. Ich bin überzeugt, daß, wenn zehn Personen die Beschreibung B.'s unternehmen, nicht zwei übereinstimmende Urtheile über ihn zum Vorschein kommen, oder zwei ähnliche Schilderungen von ihm entworfen werden, obgleich jeder Einzelne, je nach dem empfangenen Eindruck, Recht haben kann. In Wahrheit legt das veränderliche Wesen B.'s seiner Abschilderung solche Schwierigkeiten in den Weg, daß ich von allen Personen, welche mit ihm umgingen, verschiedene Beschreibungen von ihm erwarte, die dennoch sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Originale besitzen. Wie bei den Gemälden berühmter Schauspieler in verschiedenen Rollen, unterliegt jedes Bild dem Einflusse der letztern und der verschiedenen Kleidung. Das Porträt John Kemble's als Cato sieht dem als Hamlet oder Macbeth nicht gleich, und doch ist jedes eine vollkommene Abbildung dieses großen Künstlers in der betreffenden Rolle. Derselbe Fall ist es mit B. Täglich ein Anderer und ein Vergnügen in der Täuschung Derjenigen findend, die er im Verdacht hat, daß sie ihn abschildern wollen, wird er aus der Hand jedes Malers als ein Anderer hervorgehen."

— Byron. Eines Tages erzählte Byron der Gräfin Blessington, er habe bei einem französischen Schriftsteller einen Gedanken gefunden, welcher ihm vieles Vergnügen mache, und den er für ebenso originell als wahr halte. Er führte die Stelle darauf an: „La curiosité est suicide de sa nature, et l'amour n'est que la curiosité." Lachend und sich die Hände reibend setzte er hinzu: „Ja, ja, der Franzos hat Recht. Neugier tödet sich selbst und Liebe ist nur Neugier, wie der Ausgang beweist." Lady Blessington bemerkte darauf, daß er vergeblich das zu glauben affectire, was er gesagt habe, und daß sie zu viel von

ihm halte, um seine Worte ernsthaft zu nehmen. „Sie müssen aber doch auf jeden Fall zugeben,“ fuhr der Lord fort, „daß die Liebe die eigennützigste aller Leidenschaften ist. Sie beginnt, besteht und endigt in Selbstsucht. Wer denkt wohl getrennt vom eignen Glück an das des geliebten Gegenstandes, oder achtet darauf! Während der Dauer der Leidenschaft wünscht der Liebende die Geliebte glücklich, weil der entgegengesetzte Fall seiner Wonne Eintrag thun würde. Jener französische Autor kannte die Menschen vortrefflich, der sie mit dem Großtürken in der Oper ververgleicht, welcher seine Sultanin wegen einer andern verläßt und der Weinenden auf ihre Thränen erwidert: Verbirg deinen Kummer und respectire mein Vergnügen. Das ist eine nur allzu treffende Satyre, auf die Männer, denn ist's mit der Liebe vorbei:

Ein paar Jahre älter,
Ach! wie viel kälter
Im Aug' behält er
Die vormals Ersehnte!

Verlassen Sie sich darauf, meine Knittelverse enthalten mehr Wahrheit wie die meisten, welche ich geschrieben habe. Ich hörte behaupten, daß Liebe nie ohne Eifersucht sei; ist dem so, dann beweist es, daß sie im Egoismus wurzelt, denn nun und nimmermehr entspringt Eifersucht aus einer andern Quelle. Wir sehen das von uns geliebte Wesen in der Gesellschaft eines Andern vergnügt, und wollen sie bei uns lieber traurig wissen, als ihr jenen Genuß erlauben. Ist das nicht egoistisch? Und woher kommt es denn, daß Verliebte Anfangs nur glücklich sind? Daher, daß ihr beiderseitiger Egoismus und ihre Schmeicheleien der Eitelkeit zusagen. Sie finden diesen Genuß nirgend anders, und werden von ihm an einander gefesselt. Haben sie sich genauer kennen gelernt und sind ihre Schmeichelworte erschöpft, ohne daß sie eine neue Täuschung zu Hilfe rufen, oder nur die alte verlängern können, so suchen sie einander nicht mehr vorzugsweise auf. Die Gewohnheit führt sie jetzt zusammen und sie schleppen eine Beiden lästige Kette, die aber häufig keines von Beiden den Muth hat zu brechen. Glauben Sie mir, die einzige beständige Liebe ist die Eigenliebe, und Widerwärtigkeiten, welche sie treffen, machen einen dauerndern Eindruck als alles andere.“

— Byron. Großes Interesse für Byron hatten die Londoner Stadtklätschereien, von denen ihn seine Freunde fortwährend unterrichteten; jedes kleine Skandal in der vornehmen Welt machte ihm viel Vergnügen. Man bemerkte ihm hierüber eines Tages, daß man seinen Geist für zu erhaben hielt, als daß er sich zu solchen Lappalien herablassen

selbst angegeben, der Stoff zu dem oben erwähnten Drama sei der Novelle „Die drei Brüder" entlehnt, entgegnete er: Beides sei gegründet, und ging dann schnell zu einem andern Gegenstande über. Eines Tages hatte ich abgelehnt, mit B. spazieren zu reiten, weil ich einige genuesische Paläste und Gemälde in Augenschein nehmen wollte. Dieß gab ihm Veranlassung, bei unserer nächsten Zusammenkunft zu bemerken, er könne sich nicht überzeugen, daß es den Leuten Ernst mit ihrer Bewunderung von Gemälden, Statuen u. dgl. sei. Die sich am lautesten darüber aussprächen, wären amatori senza amore und conoscitori senza cognizione. Auf meinen Einwurf, daß ich noch nie mit ihm über Gemälde gesprochen und also Ansprüche darauf habe, daß er meine Bewunderung derselben für aufrichtig ansehe, ließ er sich durchaus nicht ein, denn seine Eitelkeit fühlte sich gekränkt, weil ich die Betrachtung von Kunstwerken seiner Gesellschaft vorgezogen hatte. Hinzufügen muß ich, daß B. weder zu den Kunstverständigen noch zu den Kunstfreunden gehörte. Er gestand, nur sehr wenig Werke der Kunst hätten ihn angezogen, und um sie zu bewundern, habe er seine Phantasie zu Hilfe nehmen müssen. Für Gegenstände des Geschmacks, Antiken u. dgl. war B. ebenfalls gleichgiltig und bestritt sogar die Möglichkeit, daß Jemand Interesse an ihnen finden könne. Er behauptete, sie dienten blos der Eitelkeit und Prunksucht Derer zum Vorwande, die nicht auf andere Weise Aufmerksamkeit zu erregen vermochten. Dagegen war er Musikfreund, doch keineswegs Kenner. Oft sprach er von ihrer associirenden Kraft und erzählte, die Melodie eines bekannnten Liedes könne ihn, mit gänzlichem Vergessen der Gegenwart, zu fernen Bildern und Ereignissen entführen. „Gerüche", setzte er hinzu, „üben einen ähnlichen, doch minder starken Einfluß auf mich aus, und (spöttisch lächelnd) machen mich zuweilen ganz sentimental." Sentimentale und romantische Gefühle zu verspotten, schien zwar B. besonderes Vergnügen zu gewähren, doch konnte man Tags darauf beide in einer Stärke an ihm wahrnehmen, die unmöglich für aufrichtig zu halten vermochte, wer seine frühern Sarkasmen mit angehört hatte. Gleichwohl waren sie es, denn sein Auge füllte sich mit Thränen, seine Stimme zitterte, und Alles an ihm verrieth, daß er fühle, was er sprach. Diese Unbeständigkeit vernichtet entweder alle Sympathie, oder erregt wenigstens Unzufriedenheit mit uns selbst darüber, daß wir uns ihr länger für Jemand hingeben, der alle Tage seine Denkungsart, oder mindestens die Art, sich auszusprechen, wechselt. Aufsehen zu erregen, ist sein Wunsch, allein in den Gemüthern seiner Zuhörer muß alles Vertrauen auf die Beständigkeit seines Charakters zerstört werden.

— Byron. In England werden die gelehrten Weiber scherzweise Blaustrümpfe (blue-stockings) genannt, wahrscheinlich wegen der Vernachlässigung ihrer Toilette, die man bei ihnen voraussetzt. Darauf anspielend, schrieb Byron in sein Tagebuch: „Morgen, Einladung zu einer Indigo-Soirée bei der blauen Miß. Soll ich gehen? Ach! ich habe wenig Geschmack für die blauen Kornblumen, für die schönen Geister in Unterröcken, aber man muß artig sein.“

— Byron speiste nur Turbot, den er mit vielem Essig begoß. Nach dem Kaffee stand Byron am Ofen, den Kopf in die auf der Kaminbrüstung ruhende Hand gestützt. — Ein Freund stand bei ihm und bemerkte, wie wenig er genossen habe. — „Allerdings,“ war die Antwort, „es genügt so eben, um nicht zu verhungern; fett sein ist angehende Wassersucht.“ — Er wurde befragt, wie er dies meine. — „Ja, unbeleibt,“ entgegnete er „außerdem ist nichts zu thun; kein Genie war jemals feist.“ — Man nannte ihm Samuel Johnson, Beattin, Gibbon. — „Alles gelehrte Namen, vielleicht auch von Talent; nur keine von Genie.“ — „Was aber,“ wurde er gefragt, „sagen Sie von David Humme?“ — „Das fetteste Schwein im Stalle Epikurs!“ versetzte Byron lachend. — „Als ich noch zu Harrow auf der Schule war,“ fuhr er im Gespräch, um sich blickend und leise sprechend, fort, „war ich so feist, wie Lord Sligo. Ich dachte bald darauf, mich dieses fatalen Uebelstandes zu entledigen. Wenn ich aus der Schule kam, wickelte ich mich vom Kopf bis zu den Füßen in Flanell; so kegelte ich mit meinen Dienern zwei bis drei Stunden.“ — „Und erreichten Sie Ihren Zweck?“ — „Zum Theil, doch nicht ganz; ich gerieth in mächtigen Schweiß, ging aber doch nicht in meiner Erwartung ein. Sie sahen mein heutiges Mahl; heute haben wir Sonnabend, nun esse ich vor Montags nichts wieder.“ — „Wie? aber wo bleibt Ihr Sonntagsmahl?“ — „In meiner Tasche.“ Dabei zog der Lord aus seiner Westentasche eine Tabacksdose und zeigte einige schwarze Substanzen, deren Eigenschaften oder Gebrauch man nicht gleich errieth. „Es sind,“ bemerkte Byron, „Tabackspräparate; Morgens trinke ich zum Frühstück meinen Thee, um fünf Uhr kaue ich zum Mittagsmahl drei dieser Dinge; sie absorbiren den Magensaft, und beugen dem Gefühle des Hungers vor. — Ich sagte Ihnen, wie feist ich zu Harrow gewesen; erlauben Sie mir Ihre Hand, was meinen Sie nun von mir?“ Dabei führte er die Hand des Freundes an seine linke Seite. — „Ich kann da jede Rippe fühlen.“ — „Wirklich? es freut mich recht sehr, dieß von Ihnen zu hören!“

— Byron. Göthe richtete an Byron ein Gedicht und sandte dasselbe nach Livorno, wo Byron es in dem Augenblicke erhielt, in welchem er im Begriffe stand, sich einzuschiffen. Göthe's Verse lauten:

„Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern" ꝛc.

(siehe dessen Werke, 6. Bd. S. 109. — Am 24. Juni 1823.)

Hierauf antwortete Byron Folgendes:

Verehrter Sir!

Meinen Dank für das Gedicht, das Sie mir durch meinen jungen Freund Mr. Sterling übersandten; ihn so auszudrücken, wie es sich geziemte, ist mir unmöglich, und ich würde jedenfalls schlimm fahren, wollte ich den Poesieen = Austausch mit dem Manne wagen, der seit 50 Jahren der Souverain der europäischen Literatur ohne Nebenbuhler ist. Daher müssen Sie den Ausdruck meines aufrichtigen Dankes in Prosa nehmen, und noch dazu in einer Prosa, die in der Eile geschrieben ward; denn ich reise soeben noch einmal nach Griechenland und bin von den Zurüstungen so sehr in Anspruch genommen, daß mir kaum ein Augenblick bleibt, um Ihnen meinen Dank und meine Verehrung auszudrücken. Vor einigen Tagen ging ich nach Genua unter Segel, ward aber durch einen Sturm zurückgeschlagen, und dann von Neuem abgereist, landete ich diesen Morgen hier in Livorno, um noch einige griechische Reisende aufzunehmen, die in ihr unglückliches Vaterland zurückkehren wollen. Ich traf hier Ihre Verse und den Brief des Mr. Sterling, und ich konnte kein glücklicheres Vorzeichen, keine angenehmere Ueberraschung finden, als ein Werk von Göthe's eigner Hand. Ich kehre nach Griechenland zurück, um zu sehen, ob ich dort zu etwas nützen kann. Wenn ich einmal von dort zurückkehren sollte, so werde ich nach Weimar gehen, um Ihnen die Huldigung eines jener Bewunderer darzubringen, deren Sie Millionen zählen. Ich habe die Ehre, immer und mehr als je zu sein

Ihr ergebener

Noël Byron.

— Byron unternahm während seines Aufenthaltes in Venedig häufig Seefahrten, jedoch einmal hätte diese Liebhaberei ihm und denen, die mit ihm waren, fast Unglück bereitet. Jedermann wünschte, ihn begleiten zu dürfen, und in ganz Venedig war kein Gondolier, im adriatischen Meere kein Seemann, der den Lord nicht als einen Landsmann betrachtete und es gering geachtet hätte, sich seinetwegen einiger Gefahr auszusetzen. Lord Byron liebte ganz vornämlich die Insel Sabioncello, nahe bei Ragusa gelegen, und in einer vierrudrigen Barke begab er sich oft dorthin, von der Gräfin Guiccioli und zwei oder drei andern Freun=

den begleitet. Was zum Schreiben nöthig war, führte er immer mit, und die Gräfin, die ziemlich gut nach der Natur zeichnete, hatte ihr Portefeuille bei sich. Bekanntlich liegen an der dalmatischen Küste mehrere kleine Inseln, und häufig landeten sie auf einer derselben, um sich zu erquicken, zu jagen oder zu fischen. Die Insel Grossa Minore ist eine Klippe, mit wenigem Grün bedeckt, nur eine halbe englische Meile lang und ungefähr eben so breit. Dort stiegen sie eines Morgens früh an's Land, und da im Mittelpunkt des Eilands eine schöne Quelle sich befindet, vom Gesträuch umschattet und der einzige Platz, wo man sich vor den heißen Strahlen der Sonne schützen kann, so beschlossen sie, daselbst Mittag zu halten. Die Gondoliere stiegen an's Land und waren beschäftigt, Feuer zu schüren und Fische zu kochen, und die ganze Gesellschaft vergnügte sich mehrere Stunden; als man sich aber einschiffen wollte, fand sich, daß die Barke, die schlecht befestigt gewesen war, sich losgemacht hatte, und fast zwei Meilen weit vom Lande auf den Wellen treibend gesehen wurde. Grossa liegt ungefähr fünf und zwanzig Meilen von Sabioncello, und keine der nahe liegenden Inseln ist bewohnt. Lord Byron lächelte, als er seine Gefährten erbleichen sah; die Sache war indessen durchaus nicht zum Lachen, da nur selten Schiffe diesem Orte nahe kamen. Flinten, Schrot, Fischergeräthe hatten sie in Menge, auch einige wenige Lebensmittel; auf der Barke aber lagen Vorräthe für eine Woche, und dieß alles war verloren. Der Gräfin weißen Shawl befestigten sie als Nothflagge auf einer Stange und breiteten Mäntel über die Gesträuche aus, um eine Art Zelt zu bilden. Es blieb ihnen nichts übrig als zu erwarten, daß sie vor Hunger und Kälte umkämen, oder durch ein Fahrzeug gerettet würden, das die Nothflagge gewahren oder die Flintenschüsse hören möchte, welche sie von Zeit zu Zeit abfeuerten. Zum Glück war das Wetter schön, die Gräfin schlief in dem Zelte und die übrigen lagerten sich, gleich arabischen Beduinen, auf dem Boden. So lange Wein und Branntwein vorhanden war, erhielt sich auch ihr Muth; nachdem aber zwei Nächte so hingegangen waren, geriethen Alle in die größte Unruhe, und sie beschlossen, ein Floß zu bauen; unglücklicher Weise aber fand sich auf der ganzen Insel kein Stamm, der dicker war als einige Zoll. Von einer Insel zur andern zu schwimmen, war unmöglich, und auch Lord Byron fing an unruhig und besorgt zu werden, als ein Venetianer, den man den Cyklopen nannte, weil er nur ein Auge hatte, einen Vorschlag zur Rettung machte, und verführt von der versprochenen Belohnung und getrieben von der eigenen Gefahr, sich entschloß, ihn in Ausführung zu bringen. Auf Sabioncello gab es kein gutes Wasser, und sie hatten deßhalb ein Faß an's Land gebracht, um

es an der Quelle zu füllen; daran arbeiteten sie mit ihren Messern, bis sie es mitten durchgeschnitten hatten, und so eine Art Canot oder Muschel bildeten, in welche sich der Cyklope setzte, ein Paar Stangen als Ruder nahm, und sich zur größten Freude der Gesellschaft in gutem Gleichgewicht erhielt. Um ihm Muth zu machen, hatte man ihm etwas Branntwein mitgegeben, und er begab sich mit dieser seltsamen Barke auf das offene Meer, wo das Fahrzeug sich Anfangs immer im Kreise drehte, nach Verlauf einer Stunde aber in eine rasche Strömung kam, und den Blicken der Zurückbleibenden entschwand. Sie erkannten, daß die Strömung nach dem Lande führte, und es erwachte in ihnen die Hoffnung gerettet zu werden, welche sie auch nicht täuschte. Am folgenden Morgen, vor Tagesanbruch, kam der Cyklop, vom allgemeinen Freudenruf begrüßt, mit einer sechsrudrigen Barke und reichlichen Vorräthen an Wein und Früchten an die Insel. — Er war auf seiner Muschel über die Insel Sabioncello hinaus, nicht weit von Ragusa getragen worden, und hatte in seinem neuen, seltsamen Fahrzeuge eine Reise von fast hundert Meilen zurückgelegt. Lord Byron belohnte ihn großmüthig, und als sie nach Venedig zurückkamen, kaufte er ihm eine Barke, welche der Cyklop den Namen: „Die Muschel" beilegte, zum Andenken an jene merkwürdige Begebenheit, auf die er mit Recht stolz war.

— Byron. In Pisa stand Lord Byron sehr spät auf, weil er stets in der Nacht arbeitete, und von Mitternacht bis drei Uhr früh „Geld in seiner poetischen Münzstätte schlug", wie er sich selbst ausdrückte. Seine Verse waren bekanntlich so gut wie Wechsel, zahlbar nach Sicht in London. Er pflegte sein Dichterfeuer durch starke Getränke zu entzünden, aber auch der Anblick des schönen Sternenhimmels konnte wohl seinen Genius wecken. Zwischen elf und zwölf Uhr nahm er sein Frühstück, das aber immer höchst einfach war, zu sich, weil, wie er sagte, der Genuß der Fleischspeisen wild mache, eigentlich aber wohl, weil er trotz seines lahmen Fußes sehr eitel war, und dick zu werden fürchtete. Nach diesem Frühstücke machte er mit einigen englischen Freunden einen Spazierritt in der Umgegend und sie begnügten sich dabei dadurch, daß sie mit Pistolen nach in die Luft geworfenen paoli (kleine Silbermünze) schossen. Byron verfehlte sehr selten das Ziel. Gegen Abend kehrte die Gesellschaft zurück und der Dichter hielt sein Mittagsessen zwischen sieben und acht Uhr. Seine Abende verbrachte er bei der Guiccioli. Um elf Uhr kehrte er in seine Wohnung zurück und begann seine nächtliche Arbeit. Er sah wenig Gesellschaft bei sich und trieb die aristokratische Verachtung bis zur äußersten Grenze, was ihm jedoch nicht hinderte, die liberalsten Meinungen zu hegen und auf eine freundliche

Einladung des Großherzogs von Toskana mit den rauhen demokratischen Worten zu antworten: „Ich liebe die Könige nicht!“

— Byron's Unterhaltung war lebendig und scherzhaft mit einer Tendenz zu Sarcasmen. Einst erwähnte man in seiner Gegenwart des Schauspiels: „die diebische Elster,“ dem damals eben der Miß Kelly Talente großen Ruf erwarben. Byron äußerte: „Er halte davon nicht viel!“ — „Indeß,“ erwiderte Einer der Gesellschaft, ist der Gegenstand doch recht interessant.“ — „Mir scheint es nicht.“ — „Aber versetzen Sie sich doch in die Lage des armen Mädchens!“ — „Ja, das kann ich ich nicht: denn noch nie in meinem Leben sollt' ich unschuldig einen silbernen Löffel gestohlen haben.“

— Byron sagte einmal: „Ich kenne nur einen einzigen Menschen der glücklich gewesen, das war Beaumarchais, der Verfasser des „Figaro.“ Vor seinem dreißigsten Jahre hatte er schon zwei Weiber begraben und und drei Prozesse gewonnen.“ Ein andermal schrieb er einem Freunde: „Ich bitte Dich, nenne mir nie eine Frau in Deinem Briefe, und enthalte Dich jeder Anspielung auf dieses Geschlecht.“ Man sieht, Byron war auch ein Bär — an der Kette.

— Was Byron's Werth als Dichter betrifft, so drückt er sich darüber sowohl in seinem Tagebuche, als auch in seinen Briefen, mit großer Bescheidenheit aus, und ich halte diese Bescheidenheit für aufrichtig. „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ Ueber Schriftsteller-Eifersucht sagt er: „Ist das Gebiet des Geistes nicht unendlich? Auf einer Rennbahn die kein Ziel hat, was liegt daran, wer vor, wer hinten ist? Der Tempel des Ruhms ist, wie dem Perser, das Universum; die Gipfel der Berge sind unsere Altäre! Ich würde mich mit einem namenlosen Berge oder dem Kaukasus begnügen, und alle, welche Lust haben, können sich des Montblanc oder des Chimborasso bemächtigen, ohne daß ich mich ihrer Erhöhung entgegensetzen würde.“

— Byron. Einen wunderlichen Widerwillen hatte Byron gegen graue Augen. „Ihr seid junge Leute, und könnt von dem Nutzen ziehen, was ich sage!“ äußerte er eines Tages, als von Physiognomik die Rede war. „Traut Niemand recht, der graue Augen hat?“ — „Sie haben ja selbst solche!“ entgegnete man. — „O es wäre für Manchem, der mit mir zu thun hatte, gut gewesen, wenn er diese Regel befolgt hätte!“ war seine Antwort.

— Byron. Den Tod wünschte Byron mehr, als er ihn fürchtete. „Ich habe das Leben herzlich satt,“ äußerte er eines Tages „Die Stunde, wo ich scheide, soll mir willkommen sein. Warum könnte mir der Abschied wehe thun? Kann mir das Leben noch eine Freude ge-

währen? Hab' ich nicht Alles bis zum Ueberflusse genossen? Wenig Menschen können schneller gelebt haben, als ich. Ich bin im buchstäblichen Sinne des Wortes ein junger Greis. Kaum mannbar, hatt ich den Scheitelpunkt des Ruhmes erreicht!" Mit einem Worte, der edle Lord hatte sich übersättigt, und wünschte darum oft, das Leben zu verlassen.

— Byron. Ein Wort von Byron, welches er, in einem seiner Briefe, inBezug auf Leigh Hunt und einigen anderen englischen Dichtern sagt, findet auch in Deutschland nur zu treffende Anwendung und kann daher wohl auch hier eine Stelle in Anspruch nehmen:

„Die große Unterscheidung der niedern Klassen der neuen Dichterschule ist ihre Gemeinheit. Darunter verstehe ich nicht, daß sie roh und ungeschliffen sind, sondern „schäbig-vornehm." Man kann noch so ungeschliffen sein, und doch nicht gemein, und umgekehrt. Burns ist oft roh, aber nie gemein, Chatterton ist nie gemein, auch Wordsworth nicht, so wenig als die bessern Dichter der Seeschule, obwohl sie das Leben in seinen niedrigsten Formen darstellen. Es ist gerade ihr aufgeputztes Wesen, durch welches die neue Schule am meisten gemein wird, und man kann sie daran auf den ersten Blick erkennen; wie ein gemeiner Kerl in seinem Sonntagsstaate leicht von einem Gentleman unterschieden wird, wenn auch seine Kleider nach einem bessern Schnitt gemacht oder seine Stiefeln glänzender gewichst sind, vielleicht weil er jene selbst gemacht, diese selbst gereinigt hat."

„Weit ist es von mir entfernt, zu behaupten, daß es jetzt eine Aristokratie unter den Poeten gebe oder geben könne; aber es gibt einen Adel der Gedanken und der Schreibart, der jedem Stande zugänglich ist und theils durch Talent, theils durch Bildung erworben wird; man findet diesen Adel in Shakespeare und Poppe und Burns nicht weniger als in Dante und Alfieri, aber man findet ihn nicht unter den saubern Vögeln und Sängern, welche Hunt's kleine Bande bilden. Wenn ich aufgefordert würde zu definiren; was das Wesen eines Gentleman ist, so würde ich sagen, daß man es nur durch Beispiele definiren kann. Im Leben, würde ich sagen, haben es die meisten Officiere der Armee und die wenigsten der Flotte; viele Männer von Rang haben es und einige Advocaten; es ist häufiger unter Schriftstellern als unter Pastoren (wenn sie keine Pedanten sind); Fechtmeister haben mehr davon als Tanzmeister, Sänger mehr als Schauspieler; und im Allgemeinen ist es häufiger unter Weibern als unter Männer. In der Poesie, wie in der Literatur überhaupt, wird es nie allein einen Dichter oder ein Gedicht machen; aber weder der Dichter noch das Gedicht taugt etwas ohne dieses Wesen

des Gentleman. Es ist das Salz der Gesellschaft und die Würze der Literatur. Gemeinheit ist viel schlimmer als Schurkerei; denn die letztere besitzt zuweilen Witz, Humor und Kraft, während die erstere ein elender verunglückter Versuch ist, zu allem Möglichen zu gelangen, ohne das Geringste zu erreichen. Sie hängt nicht von der Wahl des Gegenstandes oder der Sprache ab; Fielding wählt oft die niedrigsten Gegenstände und bedient sich der niedrigsten Sprache, aber wird er je gemein? Nein. Man sieht den Mann von Bildung, den Gentleman, den Gelehrten, der mit seinem Gegenstand scherzt; er ist der Herr desselben, nicht der Knecht. Der gemeine Schriftsteller ist immer am gemeinsten, je erhabener sein Gegenstand ist, wie der Mann, der die Menagerie bei Pidcocks zeigte, gewohnt war, zu sagen: „Dieß, Ihr Herren, ist der Sonnenadler von Archangel in Rußland, je heißer es ist, desto höher fliegt er.“ („This, gentlemen, is the eagel the sun, from Archangel in Russia; the otterer it is, the higher he flies“).

— Byron. Der Roman Glenarvon, durch den sich eine von Byron verlassene Dame an ihn rächen wollte, war so eben erschienen, als Frau von Staël den Lord in einer großen Gesellschaft antraf. Sogleich ging sie auf ihn zu und rief mit unbedachtsamer Lebhaftigkeit: Ah Mylord, je viens lire l'ouvrage de Lady Caroline Lamb. Eh bien, trouvez-vous votre Portrait ressamblant? — „Madame,“ erwiderte Byron mit dem verächtlichen Lächeln, das ihm so eigen war, „il le serait d'avantage, si j'avais volu donner plus de séances“. —

— Byron. Man zählte die neuen Bande auf, welche Gewohnheit, gemeinschaftliche Sorge und Freude u. s. w. tagtäglich den ältern hinzufügen, und schloß, daß es ein trauriges Los wäre, nach wenig Monaten voll Leidenschaft ein gleichgiltiges Leben führen zu müssen, bloß weil das an ihre Stelle getretene Gefühl weniger heftig sei. „Wohlan“, hob B. an, „geben Sie zu, daß die Leidenschaft der Liebe nach wenig Monden verfliegt, würde es dann nicht klüger sein, als Lebensgefährtin auf vielleicht lange Jahre Die zu wählen, welche am meisten zur Freundschaft geeignet ist, und nicht ein Idol, das zwar Monate lang verehrt, dann aber von dem für dasselbe errichteten Altare herabgestoßen und verunstaltet von dem ihm gestreuten Weihrauch, verlassen wird? Denn wo, wie gemeiniglich in solchen Fällen, körperliche Reize die Wahl bestimmen, sind selten die Erforderniſſe zur Freundschaft vorhanden, und der Mangel jener solidern Eigenschaften, welche Entschädigung für die flüchtige Leidenschaft gewähren sollen, wird zu spät entdeckt. Wer die Freundin im Weibe sucht, beobachtet an ihr zuerst Unterhaltung, geistige Bildung und Annehmlichkeit, und ziehen ihn diese bei vertrauterer Bekanntschaft immer

mehr an, so führt die Freundschaft oft zur Liebe. Der Grund, auf welchem sie dann ruht, verspricht mehr Festigkeit, und in solchen Fällen geb ich zu, daß eine innige Freundschaft für immer geknüpft werden kann." — „Mein beau ideal", äußerte B. im Fortgange des Gespräches, „würde ein Weib sein, talentvoll genug, um mich zu verstehen und zu schätzen, allein nicht in dem Grade, um selbst zu glänzen. So denken alle Männer, welche Prätensionen machen, allein vielleicht keiner wagt es zu gestehen. Den Grund davon such' ich darin, daß ein Mann von seinen höhern Eigenschaften sehr überzeugt sein muß, um den Gedanken eines Nebenbuhlers in der Nähe seines Thrones ertragen zu können, mag dieß auch zehnmal seine Gattin sein; und da schon das Sprüchwort sagt, Niemand bleibt in seines Kammerdieners Augen ein Held, so ist vorauszusetzen, daß nur wenige Männer ihren Platz auf dem Piedestal des Genius im Angesicht Jemandes behaupten können, der hinter den Vorhang geschaut, wenn es demselben nicht an Urtheilsfähigkeit mangelt und er also nicht bewundert, was ihm zu hoch ist. Genie und Größe sollten nur aus der Ferne betrachtet werden, denn beide können zu nahe Untersuchung nicht vertragen. Denken Sie sich einen Helden von hundert Schlachten in seiner baumwollenen Nachtmütze und allen menschlichen Schwachheiten unterworfen; weg ist seine Erhabenheit. Desgleichen der Dichter, dessen Werke Sie der Gegenwart und der Erde entführten, der, dem Prometheus gleich, Himmelsfunken zur Belebung der Kinder des Staubes entwendete; sahen Sie ihn während seines dichterischen Schaffens, wie er die Zeilen ändert, abschreibt, zerreißt und wieder abschreibt, die Sie als Homerische Inspiration betrachteten, und wie er dazwischen ißt, trinkt und schläft wie andere Sterbliche, so wird er bald in Ihren Augen auf dieselbe Stufe mit andern Menschen hinabsinken. Ich bin fest überzeugt, daß wir die Werke Derjenigen nie richtig schätzen, mit denen wir auf vertrautem Fuße lebten; meine Erfahrung hat dieß bestätigt, und Dichter geht diese Lehre vorzüglich an. Sie sollten zurückgezogen leben, sich durch Seltenheit zum Gegenstand der Wünsche Anderer machen, nie dem thierischen Verlangen nachgeben und in Gesellschaft speisen und sich überhaupt in allen ihren Gewohnheiten ebenso von der Menge unterscheiden wie durch ihr Genie." B. lachte recht herzlich, als er mit diesen Geständnissen zu Ende war und setzte hinzu: „Ich habe alles Ernstes daran gedacht, ein kleines Handbuch darüber für meine Kunstverwandten zu entwerfen. Mein Freund Moore würde sich aber gewiß nicht darnach gerichtet haben, und er ist auch vielleicht der Einzige, der berechtigt ist, seine bisherige Weise beizubehalten, denn er besteht die Ordalien der Schmausereien, ohne seinen

Dichterruf zu gefährden, weil die glänzenden Dinge, welche aus seinem Munde kommen, mit den massiven aussöhnen, die derselbe consumirt".

— Byron gewährte es stets ein besonderes Vergnügen, wenn er Gelegenheit fand, Poeten zu verspotten; er ließ sich recht con amore darauf ein und schloß gewöhnlich mit einem Sarkasm auf sich selbst, oder auf die Kunst. Er hat es oft wiederholt: „Wir Kunstverwandte haben alle einen Sparren. Den Einen plagt die Fröhlichkeit, den andern Melancholie, kurz jeder hat sein Theil, was aber wenige außer mir eingestehen werden. Ich für meine Person thue es bloß, um meinen Freunden die Mühe zu ersparen, die Welt davon zu unterhalten." Als eine Dame sich eines Tages wiederholt erlaubte, B. — wie er's nannte — zu schelten, und ihre Freimüthigkeit mit der gewöhnlichen Geduld hinnehmen sah, gab sie ihm ihre Verwunderung über die Langmuth zu erkennen, mit der er die Strafpredigten anhöre. Lächelnd versetzte er: „Kein Mann läßt sich ungern von Frauen zurechtweisen, vorausgesetzt, daß es nicht von seiner Mutter, seiner Schwester oder Gattin geschieht; denn zuerst beweist es, daß sie an ihm Interesse nehmend, und zweitens geht den Frauen jenes Ansehen von Ueberlegenheit ab, welches besonders unsere männlichen Zeitgenossen affektiren. Allein selbst wenn sie es besäßen, würde die Ueberzeugung der Männer von ihrer anerkannten Superiorität sie stets bewegen, ohne Kränkung auf das zartere, ich will nicht sagen schwächere Geschlecht zu hören." Nur einmal, kann ich mich besinnen, nahm B. meine Offenheit übel. Wir ritten von Nervi nach Hause, und die Vertheidigung eines von ihm mit Spott und Bitterkeiten überhäuften Freundes veranlaßte mich zu freimüthigern Aeußerungen, als ich mir gewöhnlich erlaubte. Als wir gleichzeitig an die Wendung der Straße kamen, wo der Weg nach Albaro abgeht, empfahl sich B. höflich, aber kalt, und ritt davon. Allein kaum hatten wir hundert Schritt zurückgelegt, als er uns nachgaloppirt kam, mir die Hand bot und sagte: „Reichen Sie mir Ihre Hand, ich kann mich nicht mit einer so förmlichen Beurlaubung von Ihnen befreunden; was sie sagten, war gewiß recht und gut gemeint. Also, Gott sei mit Ihnen; morgen reiten wir wieder zusammen, und ich verspreche, nichts zu reden, was mir eine neue Lection zuziehen könnte." Unsere ganze Gesellschaft versicherte einstimmig, B. nie in vortheilhafterem Lichte gesehen zu haben.

— Byron erzählte von der Contessa Guibcioli, daß sie wiederholt von ihm verlangt habe, seinen „Don Juan" liegen zu lassen, weil ihr dessen Immoralität anstößig war, und sie den Gedanken nicht ertragen könne, daß etwas der Art mit ihr unter einem Dache geschrieben werde. „Ihr zu gefallen", sagte B., „hab ich mich auf einige Zeit dazu ver-

31*

standen, allein die Erlaubniß zur Fortsetzung nur unter der Bedingung erhalten, meinen Helden zu einer moralischen Person zu machen. Ich werde ihn zuletzt zum Methodisten bekehren, das wird den Engländern gefallen und eine anständige Buße für seine und meine Sünden sein. Wegen des „Don Juan" erhielt ich eines Tages einen anonymen, von Frauenhand sehr schön geschriebenen Brief mit einer hübschen Zeichnung, darunter die Worte: „Als B. den ersten Gesang des „Don Juan" schrieb, überließ die Liebe, welche seine Feder oft geleitet hat, ihren Platz der Sinnlichkeit, und die Sittsamkeit, ihr Angesicht verhüllend, um ihre Thränen und ihr Erröthen zu verbergen, verließ ihn für immer." Die Zeichnung versinnlichte diesen allerliebsten Einfall. Indessen ist es immer ein Trost, die Aufmerksamkeit der Frauen so in Anspruch zu nehmen, wär' es auch nur durch meine Fehler, und ich gestehe, ich fühle, daß es mich befriedigt."

— Byron sprach von Herzen gern über Napoleon und sagte, daß seine Bewunderung desselben, seitdem er Italien gesehen und die erstaunlichen Werke, die er angegeben und ausgeführt habe, sehr gewachsen sei. „Durch Italien zu reisen, ohne an Napoleon zu denken, wäre gerade so, wie in Neapel zu sein, ohne den Vesuv zu sehen." Da man diesen Vergleich belächelte, fuhr B. fort: „Sind gleich die Werke des Einen nur unverderblicher Art, so erinnert man sich dennoch stets der Gewalt Beider." „Und doch", entgegnet wurde ihm, „wird Napoleon von Ihnen oft ebenso getadelt, wie Ihre übrigen Favoriten." „Kann sein", erwiderte er, „wenn ich Fehler an ihm finde und ihm deßhalb zürne, wie ein Liebender über kleine Mängel seiner Angebeteten; meine überschwengliche Vorliebe erzeugt den Wunsch, ihn makellos zu sehen, allein wie der Verliebte, kehre ich nach jedem Zwiste mit erneuerter Innigkeit zu ihm zurück. Napoleon war ein großer Mensch, und obgleich er von seiner Höhe herabgestoßen wurde, nachdem er Throne zu seinen Fußschemeln gemacht hatte, wird sein Andenken bestehen wie das der kolossalen Memnosbildsäule, die, obgleich von ihrem Ehrenplatze herabgestürzt, dennoch die unvertilgbaren Merkmale der Größe und Erhabenheit behielt, um das Erstaunen der Zukunft zu erregen."

— Byron. „Kannten Sie William Spencer, den Gesellschaftspoeten, wie er gewöhnlich genannt ward?" fragte B. eines Tages; „das war wirklich, was Ihre Landsleute einen eleganten Geist nennen, gebildet, voll Anmuth, dabei sentimental, heiter genug, um nicht ins Weinerliche, gedankenreich genug, um nicht zu sehr ins Anakreontische zu fallen. Seine Unterhaltung war voller Mutterwitz, wie seine Verse voll von zarter Empfindung sind. Ich hatte beide gern, denn sie waren in

ihrer Art völlig aristokratisch; nirgend suchten sie den Beifall der Canaille, was mir sie immer werther machte. Trotz Allem, was ich dagegen sagen mag, war England zu meiner Zeit sehr ergötzlich, d. h. es gab unter hundert Alltäglichen, mit denen man alle Tage zusammenkam, sieben ergötzliche Personen — ein Siebengestirn, sichtbar, wenn sich alle andern verborgen hatten. Richten Sie Ihre Blicke, wohin Sie wollen, wo sind wieder so viele Sterne beisammen zu finden? Moore, Campbell, Rogers, Spencer als Dichter, und wie viele Conversationsmenschen, welche zur Milchstraße gerechnet werden mußten. Das Alles war und würde herrlich gewesen sein, hätte man diese Sterne bei ihren Planeten festhalten können; leider waren sie mit der Fähigkeit begabt, in andere Sphären überzugehen, und wurden oft in die Polarkreise, in die kalten Zonen des Adels versetzt. Häufig fiel mir damals ein, England habe seinen Gipfel, den Punkt erreicht, wo ein Volk nicht fortschreiten, sondern nur rückwärts gehen kann, und ich glaube, ich hatte nicht Unrecht. Unser Heer befand sich in einem vorher unerhörten Zustande der Vollkommenheit. Wellington's Stern war im Aufsteigen begriffen, und neben ihm erbleichten alle anderen. Im Oberhause besaßen wir Grey, Grenville, Wellesley und Holland, im Unterhause Sheridan, Canning, Burdett und Tierney. Dichter im Scheitelpunkte ihrer Bahn und eine Menge andere geistreiche Männer belebten die Gesellschaft. Ach, was die Zeit davon übriggelassen, hat sie wenigstens verstümmelt. Der Wein ihres Lebens ist sauer geworden, und wo ist Jemand, ihre Stelle einzunehmen? Alte Leute, heißt es, erheben die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart: an sich etwas sehr Natürliches, doch da ich mich noch in den mittlen Jahren befinde, kann mein Alter keinen Einfluß auf mein Urtheil über die Gegenwart haben; auch hör' und seh' ich weder im Kreise der Literatur noch der Politik von jungen Männern, welche die Plätze Jener einzunehmen versprächen." Man warf dagegen ein, daß die weiter verbreitete Bildung junge Leute veranlasse, nicht eher etwas von ihren Werken zu publiciren, bis sie, was jetzt zugleich schwieriger sei, etwas Aufmerksamkeit Erregendes geschaffen zu haben glaubten; B. blieb aber beharrlich bei der Meinung, daß Mittelmäßigkeit das charakteristische Zeichen der Gegenwart sei, und daß Leute wie zu seiner Zeit nicht wiederkehren würden.

— Byron sprach von seinem Freunde Moore und von seiner „Lalla Rookh"; er äußerte: dieß Gedicht sei zwar sehr schön, habe ihn aber nicht befriedigt; dagegen werde M.'s Unsterblichkeit durch seine durchaus vortrefflichen „Melodies" gesichert. „Ich hörte einige derselben von ihm singen und fühlte mich nie tiefer ergriffen; sein „When first I met Thee"

rührte mich zu Thränen. Doch setzte er mit einem Blicke voller Muthwillen hinzu: „Ich hatte vorher eine gute Portion Branntwein getrunken.“ Mit weit mehr Wärme sprach er von Moore's einnehmenden gesellschaftlichen Umgange die von seinen poetischen Verdiensten. „Er ist eine wahre Sonne in gewählter Gesellschaft!“ äußerte er ein anderes Mal. „Im Kreise der ihm Zuhörenden funkelt er wie ein Diamant und hält dafür, sein Glanz müsse, wie der jenes edeln Steines, der eleganten Welt vorbehalten werden. Er besitzt eine glückliche Gemüthsstimmung und eine feuerwerkartige immer bewegte Einbildungskraft, welche fortwährend neue Strahlen entwickelt. Er thut sich selbst unrecht, indem er so viel für die Gesellschaft lebt, denn ein großer Theil seines Talents wird durch das Bestreben zersplittert, den geistreichen Lebemann zu spielen, und M. war zu Besserem bestimmt. Genie und gesellschaftliches Leben vertragen sich nicht; selten vielleicht nie kann das Erstere in naher und häufiger Beziehung mit dem andern stehen, ohne zu verlieren. Anders ist's mit Witz und Talent, welche durch die Gesellschaft angeregt, ausgebildet und befördert werden. Ich rede aus Erfahrung, und da mir etwas Genie zugetheilt worden, glaub' ich, ohne sehr eitel zu erscheinen, meine Ansichten über diesen Gegenstand aussprechen zu können. Besitz' ich aber wirklich Genie, was ich übrigens als unbewiesen zugebe, so kann ich versichern, daß ich es immer vergehen sah, wie Schnee an der Sonne, sobald ich viel in der Welt lebte. Mein Ideengang wurde unstät, ich verlor die Macht, meine Denkkräfte zu concentriren, und ward ein ganz anderes Wesen. Vielleicht denken Sie ein besseres, weil mich jede Veränderung bessern müsse? nichts weniger; ich wurde schlechter, denn es blieb mir die Erinnerung an frühere Geisteskraft, welche mir einen Vorwurf aus meinem nunmehrigen Unvermögen machte und meine natürliche Reizbarkeit dadurch steigerte. Gewiß werden alte Leute aus demselben Grunde eigensinnig und mürrisch, und ich glaube, der Grad ihres Eigensinns hängt von dem ihrer frühern Geistesgaben ab.“ — Widerspruch, erzählt Lady Bl., liebte Byron nicht. „Er wurde zornig, als ich einen meiner Freunde gegen ihn vertheidigte; zuletzt ergriff er aber meine Hand und sagte: er ehre meine Gesinnungen für den Abwesenden; und zwar um so mehr, da er weder ein Poet noch überhaupt ein Schriftsteller sei, dessen Dankbarkeit den Namen seiner Schutzpatronin auf die Nachwelt bringen könnte.“ B. stellte sich, als höre er seine Werke ungern anführen oder rühmen, er stellte sich so, denn da er sich als Reiter, Schwimmer und Schütze gern bewundern ließ, erscheint das Verschmähen wahrhaft verdienten Lobes nicht sehr natürlich. Nichts schien ihm aber mehr zu schmeicheln, als wenn er für einen Mann von Welt gehalten ward, der

mit großem Erfolge in Londons fashionablen Kreisen auftreten würde; gleichwohl konnte er die letztern nicht bitter genug tadeln. Von Blumen war er ein großer Freund, und brachte täglich einen großen Strauß von seinem Spazierritte mit nach Hause. „Ich habe sie gern im Zimmer", äußerte er darüber, „obgleich sie düstere Gedanken durch die Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Schönen erwecken; doch tragen diese einen mildern Charakter wie andere." — Zu Pferde nahm sich B. nicht vortheilhaft aus, auch schien er dieß zu wissen, und entschuldigte sich auf's Angelegentlichste bei uns wegen seines ritterlichen Aufzuges. Sein Pferd war im vollen Sinne des Wortes mit Geschirr bedeckt, und vom Sprungriemen bis zur kleinsten den Reiter sichernden Erfindung, war Alles angebracht. Er ritt auf einem Husarensattel mit Pistolenhalftern, welche stets mit Gewehr versehen waren. Sein Reitanzug bestand aus Jacke und Beinkleidern von Nanking, der durchs Waschen gelitten zu haben schien, auch war die erstere ganz altmodisch. Eine dunkelblaue Sammtmütze mit einem Schirm, einer starken Goldschnur und großer goldener Troddel, eine blaue Brille und ein sehr kleiner schwarzer Stock vollendeten sein Costum. Zuweilen trug er auch ein Wams von grünem Kamelot. Als Reiter würd' ich ihm das Prädikat furchtsam ertheilen. — Ich bin überzeugt, daß B. kein Geheimniß bewahren kann, mag es seine oder Anderer Ehre betreffen; er würde es dem Ersten besten, mit dem er unter vier Augen spricht, ohne Rücksicht anvertrauen, ob er der Mittheilung derselben auch würdig sei. In der That übersteigt seine Indiscretion alle Begriffe, allein sie ist keine Folge der Bosheit, sondern, wie ich glaube, des Mangels an Zartgefühl. Die Bekanntmachung seines „Lebewohl" an Lady Byron gehört z. B. hierher. Er empfand nicht, daß mit dem Bekanntwerden jeder Einfluß desselben auf ihr Gefühl vernichtet, ja daß ihre Delicatesse noch obendrein beleidigt werden mußte. Uebrigens war sie fortwährend ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; ihren Namen führte er häufig im Munde, verweilte gern bei Erinnerungen aus seinem kurzen Zusammenleben mit ihr und sprach wohlgefällig über ihre persönlichen Eigenschaften. Ueber ihre Verhältnisse suchte er sich so genau wie möglich zu unterrichten, und war sehr unmuthig, daß ich sie niemals gesehen und ihm nicht die mindeste Auskunft über sie geben konnte. Kurz, aus tausend kleinen Umständen glaub' ich wahrzunehmen, daß seine Gedanken sich fortwährend mit ihr und seinem Kinde beschäftigen. Er vertraute mir, daß die Erinnerung an ihr Benehmen gegen ihn, ihr Verweigern jeder Erklärung, jeder Antwort auf seine Briefe, ja die Versagung der Hoffnung, daß ihr Kind später ein neues Band zur Annäherung zwischen ihnen abgeben könne, ihn gegen sie er-

bittere, und daß diese Erbitterung in seine Schriften übergehe. In allen Gesprächen über seine Gattin erklärte er, die Ursache durchaus nicht zu kennen, welche sie zur Trennung von ihm bewogen haben könnte, und argwöhnte, der bösartige Einfluß der Mistres Charlemont habe sie verleitet; auch habe er kein Mittel zur Versöhnung unversucht gelassen. Es ist merkwürdig, daß B. bei der Beschwerde über das gänzliche Schweigen seiner Gattin nach seiner Entfernung von England ganz zu vergessen scheint, wie diese Entfernung von ihm angewendet wurde, und welchen Eindruck seine Lebensweise auf Lady B. machen mußte."

— Byron hing sehr an seinen Gewohnheiten; er war in dieser Hinsicht ein Freund des Schlendrians und haßte, was er „aus dem Concepte bringen" nennt. Jede Störung seiner gewohnten Lebensweise war ihm, seinem eignen Geständnisse zufolge, ein Greuel. Indessen überzeuge ich mich täglich mehr, daß Byron's Reden und Handlungen beiweitem weniger streng beurtheilt werden müssen als die vieler andern Personen. Stets sind sie die Frucht des Augenblickes, niemals aber überlegender Bosheit. Unmöglich ist es ihm, einen Einfall zu unterdrücken, und da er das Lächerliche mit dem ersten Blicke auffaßt und mit ungemeiner Leichtigkeit und vielem Glück darzustellen weiß, so dient dies nur zur Begünstigung der ihm angeborenen spöttischen Neigung. Allein blos auf seinen Lippen und in seinen Schreibfingern weilt die Bosheit seiner Natur; ich bin fest überzeugt, daß sein Herz frei davon ist und weit mehr des Guten verbirgt, als, mit Ausnahme der in vertrauten Verhältnissen mit Byron Gewesenen, die Meisten ihm zugestehen. Gesellschaften sind für B., was den Kindern ihr Spielplatz ist. Er sucht sie, wenn der aufs höchste angespannte Geist Zerstreuung verlangt, und das Lächerliche ist dann sein Spielzeug, das ihm vielleicht um so mehr Vergnügen macht, je mehr er Andere welches daran finden sieht. Uebrigens verlieren seine Ausfälle das Meiste ihrer Bitterkeit durch die knabenhafte Fröhlichkeit und den lachenden Muthwillen, mit denen er sie vorbringt. Aber unglücklicherweise kann er diese mildernde Begleitung nicht in seine Schriften übertragen. Das Leben B.'s vermehrt die Beweise zu der alten Regel, daß Beispiel weit kräftiger wirkt als Lehre. Alle Elemente des Guten waren bei ihm vorhanden, allein sie schlummerten, weil ihre Thätigkeit von keiner Seite angeregt wurde. Ein Sklave seiner Leidenschaften, gab er sich ihnen doch nicht ohne wiederholtes, leider nicht hinreichendes Widerstreben hin; allein mit jedem Tage näherte er sich dem Alter mehr, wo die Vernunft über jene triumphirt, und hätte er länger gelebt, würde er gewiß die schwierigste Herrschaft, die über sich selbst, noch erlangt haben. Alt zu werden wünschte sich B. nie, sondern sprach

häufig das Gegentheil aus, wiederholend: „Das Leben gleicht dem Wein; wer ihn rein trinken will, muß den Bodensatz unberührt lassen.“ „Irrthum ist es,“ sagte er eines Tages, „dem Alter die Beschwichtigung der Leidenschaften zuzuschreiben; es verändert sie nur, und zwar keineswegs zu ihrem Vortheile. Geiz usurpirt den von der Liebe geräumten Platz, Mißtrauen tritt an die Stelle des Vertrauens. Das sind die Früchte des Alters und der Erfahrung. Nein, alt mag ich nicht werden; Jugend fordere ich, das Fieber der Vernunft, nicht Alter, das sie lähmt. Noch erinnere ich mich aus meinen jungen Jahren, daß mein Herz von Liebe zu Allen überfloß, welche mir ihre Zuneigung schenkten, und jetzt in einem Alter von nur 36 vermag ich kaum durch Anschüren aller noch übrigen verglimmenden Reste aus jener Zeit meine durchkältete Brust auf Augenblicke zu erwärmen.“ Häufig und stets furchtlos sprach B. vom Tode, mit dem auch seine Gedanken oft beschäftigt waren. „Ich glaube,“ äußerte er darüber, „die meisten Unglücklichen thun es auch und betrachten ihn als den Erlöser von Gram und Noth. Für mich hat der Gedanke an den Tod etwas Beruhigendes, und nur an heitern Tagen in einer reizenden einsamen Gegend, wo Alles um mich Licht und Leben athmet, erregt er einigen Widerwillen in mir. Der Abstand zwischen der Umgebung und dem engen dunkeln Grabe schüttet zu viel Eis auf die Brust, denn aller Philosophie zum Trotz vermischen sich die Vorstellungen von Sarg, Gruft und Verwesung stets mit den Todesgedanken der Menschen, und man bedarf des ganzen Trostes der Hoffnung auf Unsterblichkeit, um über diese Brücke aus dem uns bekannten Dasein zu einem jenseit liegenden hinüberzukommen. Wissen Sie wohl, daß ich mir manchmal während der Betrachtung eines mir lieben Angesichts die Veränderungen ausmale, welche der Tod einst darauf hervorrufen muß? Wie die Würmer prassen werden auf den jetzt lächelnden Lippen, und das Abbild der Gesundheit von der bläulichen, bleichen Farbe der nahenden Verwesung überzogen wird, stelle ich mir dann mit einer Wahrheit vor, deren unausbleibliches Eintreffen meine Einbildungskraft so daran fesselt, daß die Anwesenheit des in der Fülle des Lebens prangenden Individuums mich oft mehre Stunden lang nicht wieder von dem selbstgeschaffenen Schreckbilde befreien kann. Das gehört zu den Festen meiner Phantasie.“ Bei einer andern Gelegenheit äußerte B., daß der Tod uns mehr nütze als alle Schulphilosophie, weil er uns die Ueberzeugung verschaffe, daß des Lebens Uebel nicht ewig dauerten. Cowley's Verse:

> O Leben! schwacher Isthmus, der sich zwischen
> Zwei Ewigkeiten kühn erhebt!

citirt er als ein treffliches Gleichniß und versicherte, daß er sich ihrer häufig erinnere. Gern sprach er von Freunden, die ihm das Grab ent-

rissen hatte, und beklogte sie so lebhaft, als sei ihr oft vor Jahren erfolgtes Hinscheiden ein Ereigniß von ehegestern. „Aber vielleicht ist es gut, daß sie von uns gegangen sind," sagte er eines Tages während eines ähnlichen Gespräches; „es ist minder bitter, Todte zu beklagen, als Ungetreue. Aus Erfahrung weiß ich, daß wir unwandelbare Freunde nur solche nennen dürfen, über denen sich das Grab geschlossen hat." „Freundschaft," behauptete B. eines Tages, „kann in Liebe übergehen, was auch oft geschieht; allein nimmer kann die Liebe sich in Freundschaft verwandeln." Als man ihm einst das Gegentheil aufstellte und namentlich anführte, daß in der Ehe an die Stelle der Liebe ja so oft die innigste Freundschaft, und auf diese Art ein gleich heiliges, nur minder leidenschaftlicheres Band an ihre Stelle trete, entgegnete er: „Sie sollten sagen, ein ausdauernderes; denn die gutmüthige Hingebung, mit welcher die Leute das eheliche Joch tragen, beruht weit mehr auf dem Grundsatze: dem Unabänderlichen muß man sich fügen, als auf einer Freundschaft, wie Sie sie geltend machen. Wem jemals Alles überbietende Liebe die Brust erfüllte, wie könnte der für denselben Gegenstand mit jener stagnirenden Ruhe fühlen? Nein, die Demüthigung, welche uns die Betrachtung der Gebrechlichkeit unserer Natur verursacht, für die es keinen schlagendern Beweis als die kurze Dauer glühender Liebe gibt, ist so schmerzlich, daß wir bei unserm gewöhnlichen Egoismus wo nicht Abneigung, doch mindestens eine gewisse Gleichgültigkeit für den Gegenstand empfinden, der uns nicht länger zu bezaubern vermag und dessen Anblick bittere Erinnerungen in uns weckt; ja, unsere Ungerechtigkeit geht so weit, daß wir die Schuld der eignen Schwachheit Denen aufbürden, welche unserer Liebe nicht länger Nahrung zu geben vermochten, und daß wir Makel an ihnen zu entdecken suchen, bloß um unsere Unbeständigkeit zu beschönigen. Da nun Gleichgültigkeit nur ihres Gleichen erzeugt, so wird die Eitelkeit auf beiden Seiten gekränkt; mag nun immerhin die Vernunft die Leute zur Verbergung ihrer Gefühle bewegen, nimmermehr kann innige Freundschaft wie ein Phönix aus der erloschenen Asche leidenschaftlicher Liebe hervorgehen." Als man ihm entgegnete, das sei eitle Sophisterei und er habe ja vor wenig Tagen selbst zugegeben, daß die Leidenschaft sich in ein besseres oder wenigstens dauernderes Gefühl umgestalten könne, daß Personen, welche jene Alles überbietende Liebe empfanden, die nur eine stürmische und selbstsüchtige Leidenschaft sei, sich gern der erquickenden Ruhe milderer Gefühle hingäben und mit Selbstzufriedenheit zurück auf die überstandene Unruhe, mit wachsender Sympathie nach Denen blickten, welche sie theilten.

Leichenrede auf Lord Byron. *)

— Byron. Welch ein unerwarteter und bejammernswerther Unfall! Nur eine kurze Zeit ist verflossen, seitdem die Einwohner dieses hart bedrängten Landes mit unverstellter Freude und offenen Armen diesen berühmten Mann an ihre Herzen drückten, und heute, überwältigt von Schmerz und Verzweiflung, baden sie seine Leiche mit bitteren Thränen und ergießen sich über sie in trostlose Klage. Am Ostersonntage blieb der fröhliche Gruß: „Christus ist auferstanden!" halbausgesprochen auf den Lippen jedes Griechen stocken; und wenn sie einander begegneten, so fragten sie sich ängstlich, ehe sie jenen Glückwunsch zur Wiederkehr des festlichen Tages hören ließen: Was macht Lord Byron? Tausende, auf der weiten Ebene vor den Thoren unsrer Stadt versammelt, um den festlichen Tag der Auferstehung des Herrn zu begehen, schienen nur zusammengekommen zu sein, um den Heiland der Welt anzuflehen, die Gesundheit dessen wiederherzustellen, der zu uns gekommen war, um unsern Kampf für die Freiheit auf Leben und Tod mit uns zu theilen.

Und wie sollte ein Herz ungerührt, eine Lippe stumm bleiben bei diesem Trauerfalle! War Griechenland jemals in größerer Noth, als in der Zeit, als der ewig zu beweinende Lord Byron mit Gefahr seines Lebens nach Missolunghi segelte? Da und von der Zeit an immer und ununterbrochen ist er mit uns gewesen, seine freigebige Hand hat sich unsern Bedürfnissen und Nöthen geöffnet — Nöthen, welche ohne diese Hülfe unsre Armuth nicht würde haben besiegen können. Wie manche und wie viel größere Wohlthaten hatten wir noch von ihm zu erwarten! Und heute, ach heute! zerbricht der unaufhaltsame Tod sein Leben und unsre Hoffnungen!

Er wohnte nicht in Griechenland und lebte im Genusse aller Ehren und Freuden, welche Europa darbietet; er hätte, ohne zu uns zu kommen, unsrer Sache manchen materiellen Dienst leisten können; und dies würde genügend für uns gewesen sein, denn die erprüfte Weisheit und Erfahrung unsres Gouverneurs, des Präsidenten des Senats, würde die uns auf solche Weise zugeflossenen Mittel zu unserm Heile angewendet haben. Aber ob dies auch uns genügt hätte, dem Lord Byron genügte es nicht. Von der Natur berufen, die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, wo er sie auch verletzt sehen mochte; geboren in einem freien und aufgeklärten Lande; früh belehrt durch das Lesen der Schriften unsrer großen Vorfahren von dem, was der Mensch ist, was er sein soll und sein kann, sah er das verfolgte und in Sklavenbanden schmachtende

*) Aus dem Neugriechischen übersetzt.

Griechenland sich aufraffen, um seine Ketten zu sprengen und ihr Eisen in scharfe Schwerter umzuschmieden; er sah es, und alle Reize Europas hinter sich lassend, eilte er zu uns, unsre Leiden und unsre Kämpfe zu theilen, uns beizustehen, nicht allein mit seinem Vermögen, das er an uns verschwendete, nicht allein mit seinem Kopfe, dessen kluges Urtheil sich schon in so vielen Fällen heilsam bei uns bewährt hat, sondern auch mit seinem Schwerte, welches er gegen unsre barbarischen und tyrannischen Unterdrücker zu ziehen in Begriff stand. Er kam, mit einem Worte, nach dem Zeugniß aller derer, welche seines Vertrauens genossen, mit dem festen Vorsatze, in Griechenland und für Griechenland zu sterben. Wie sollten wir also nicht den Verlust eines solchen Mannes aus vollem Herzen bejammern und als einen Verlust für das ganze griechische Volk?

So, meine Freunde, habt Ihr ihn freigebig, edelmüthig, muthig gesehen, als einen echten Philhellenen, als Euren wahren Wohlthäter. Dieß ist in der That ein hinlänglicher Grund zu Euren Thränen, aber nicht hinlänglich zu seiner Ehre, nicht hinlänglich für die Größe des Unternehmens, in welchem er begriffen war. Er, dessen Tod wir jetzt so tief betrauern, war ein Mann, welcher als Dichter das Jahrhundert, in dem wir leben, durch seine Werke verherrlichte. Die Größe seines Geistes und der Reichthum seiner Phantasie erlaubten ihm nicht, den alten vielbetretenen Weg des literarischen Ruhmes einzuschlagen; er brach sich eine neue Bahn, welche herkömmliche Vorurtheile den Schriftstellern Europas verschlossen hatten und noch zu verschließen versuchten. Aber so lange seine Werke leben werden, und sie müssen leben, so lange die Welt steht, wird diese Bahn nun offen bleiben; denn sie ist die Bahn, die zu der Wahrheit führt. Ich will Euch jetzt nicht aufhalten, indem ich die Gefühle der Ehrfurcht und des Enthusiasmus ausdrücke, welche das Lesen seiner Schriften mir immer eingeflößt haben, und die ich jetzt mächtiger als jemals empfinde. Die Gelehrten von ganz Europa feiern seinen Namen, und alle Jahrhunderte werden ihn feiern, den Dichter unsers Jahrhunderts; denn er war für ganz Europa und für alle Zeiten geboren.

Eine Betrachtung dringt sich mir auf, welche eben so ergreifend und wahr, als anwendbar auf den gegenwärtigen Zustand unsres Vaterlandes ist. Schenkt Ihr ein aufmerksames Ohr, meine Freunde, und macht sie Euch zu eigen, damit sie zu einer allgemein anerkannten und wirksamen Wahrheit werde.

Es hat viele große und herrliche Völker in der Welt gegeben, aber nicht viele Epochen ihres wahren Ruhmes. Eine Erscheinung, glaube ich, fehlt noch in der Geschichte dieser Völker, und zwar eine, deren Möglichkeit sogar der Alles durchforschende Geist der Philosophen bezwei-

felt hat. Alle Nationen der Erde sind aus der Hand eines Herrn in die eines andern gefallen; einige haben durch den Wechsel gewonnen, andere verloren; aber das Auge des Geschichtskundigen hat noch kein Volk gesehen, welches, in Sklaverei gefesselt von Barbaren, die auf seinem Boden seit Jahrhundert Wurzel gefaßt hatten, sein Joch allein und ohne Beistand abgeworfen hätte. Dieß ist die Erscheinung, welche ich meine: und jetzt zum ersten Male in der Weltgeschichte zeigt Griechenland sie, ja Griechenland allein. Der Philosoph betrachtet sie von fern, und seine Zweifel verschwinden; der Geschichtsschreiber sieht sie und bereitet sich vor, sie als eine neue Epoche in dem Laufe der Welt darzustellen; der Politiker prüft sie und wird vorsichtiger und wachsamer. So ist die außerordentliche Zeit beschaffen, in welcher wir leben. Meine Freunde, die Wiedergeburt Griechenlands ist nicht allein eine Epoche für unser Volk, nein, für alle Völker. Denn sie ist eine Erscheinung, welche einzig dasteht in der politischen Geschichte der Welt.

Der große Geist des hochbegabten und tief bejammerten Lord Byron bemerkte diese Erscheinung, und in ihm stieg der Wunsch auf, seinen Namen an unsern Ruhm zu knüpfen. Mehre Revolutionen haben in diesen Jahren stattgefunden, aber er nahm an keiner derselben Theil, denn ihr Charakter und ihre Tendenz war gänzlich verschieden von der unserigen. Die Sache Griechenlands allein war würdig des großen Mannes, dessen Ruhm durch ganz Europa tönt. Bedenkt also, meine Freunde, in welcher Zeit Ihr lebt, in welchem Kampfe Ihr begriffen seid, bedenkt, daß der Ruhm der Vergangenheit mit dem Eurigen nicht verglichen werden kann. Die Freunde der Freiheit und der Menschheit, die Weisen aller Nationen, und namentlich des edlen und erleuchteten englischen Volkes, wünschen Euch Glück und freuen sich mit Euch in der Ferne, sie muntern Euch auf, und der größte Dichter unseres Jahrhunderts, schon gekrönt mit Unsterblichkeit, kam, nach Eurem Ruhme strebend, zu Euch, um mit Euch die Spuren und Flecken der Tyrannei von Eurem entweihten Boden mit seinem Blute abzuwaschen.

Geboren in der großen Hauptstadt von England, von hoher Abkunft, sowohl von väterlicher, als von mütterlicher Seite, fühlte sein philhellenisches Herz doch die aufrichtigste Freude, als unsere arme Stadt, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, seinen Namen in die Reihe ihrer Bürger einschrieb. In dem Todeskampfe, ja, in dem Augenblicke, als die Ewigkeit schon vor seinen Augen stand, als er auf dem Rande zwischen dem irdischen und himmlischen Leben schwankte, als die ganze sinnliche Welt umher nur noch wie ein Punkt, ein Flecken in dem großen All der göttlichen Allmacht erschien, in dieser erhabenen Stunde schwebten nur

zwei Namen auf seinen Lippen, die Namen seiner geliebten Tochter und Griechenlands. Diese beiden Namen, tief in sein Herz gegraben, konnte auch der Augenblick des Todes nicht daraus verwischen. Meine Tochter! rief er aus, Griechenland! stammelte er, und sein Geist war entflohen. Welches griechische Herz sollte nicht tief erschüttert werden, so oft er dieses Augenblicks gedenkt!

Unsere Thränen, meine Freunde, sind Opfer des Dankes für seinen Schatten, denn sie sind Thränen aufrichtiger Empfindung. Aber bessere Dankesopfer werden unsere Thaten für die Sache unseres Vaterlandes sein, welche er, obgleich fern von uns, vom Himmel her betrachten wird, dessen Thore seine Tugenden ihm gewiß geöffnet haben. Diesen Dank fordert er von uns für seine Wohlthaten, für seine Liebe zu uns, diesen Trost für seine Leiden in unserer Sache, diesen Ersatz für den Verlust seines unschätzbaren Lebens. Wenn Eure Anstrengungen, meine Freunde, uns aus den Händen derer werden befreiet haben, die uns so lange in Ketten und Banden hielten, den Händen, die aus unsern Armen, Eigenthum, Brüder, Kinder gerissen haben — dann wird sein Geist sich freuen; dann ist sein Schatten beruhigt. Ja, in der geweiheten Stunde unserer vollendeten Befreiung wird der Erzbischof seine heilige Rechte ausstrecken und den Segen über sein hochverehrtes Grab sprechen; der junge Krieger, sein von dem Blute unserer tyrannischen Unterdrücker noch geröthetes Schwert einsteckend, wird Lorbeern auf dasselbe streuen; der Staatsmann wird ihm durch würdige Reden huldigen, und der Dichter, auf den Marmor gelehnt, wird doppelte Begeisterung fühlen. Die Jungfrauen von Griechenland, deren Schönheit der Verewigte in vielen Liedern gefeiert hat, keine Beschimpfung mehr befürchtend, von den räuberischen Händen unserer Unterdrücker, werden ihre Häupter mit Kränzen schmücken und um seinen Hügel tanzen, singend von den Herrlichkeiten unseres Landes, die Keiner wahrer und glänzender geschildert hat als er, der Dichter der Freiheit. Doch, ach, welch' ein trauriger Gedanke bemeistert sich meines Geistes! Meine Phantasie hat mich in die Irre geführt; ich habe mich selbst betrogen, indem ich Euch das schilderte, was mein Herz wünscht. Ich stellte Euch den Segen der Bischöfe, die Hymnen, die Lorbeerkronen, die Tänze der Jungfrauen um das Grab unseres Wohlthäters vor Augen — aber ach, dieses Grab wird leer bleiben, es wird seine kostbaren Ueberreste nicht umschließen! Nur wenige Tage wird sein heiliger Leichnam noch auf unserem Boden ruhen, auf dem Boden seines neuen, seines selbst gewählten Vaterlandes. Er wird nicht von uns zu Grabe getragen werden; das Land fordert ihn von uns ab, welches ihn geboren hat.

O Tochter, Du seine heißgeliebte Tochter, Deine Arme werden ihn empfangen, Deine Thränen werden sein Grab benetzen. Aber die Thränen Griechenlands, des durch seinen Tod verwaisten Griechenlands, werden auf die Urne herabfließen, die sein Herz, sein großes Herz umfließt, und herabfließen über ganz Hellas, denn ganz Hellas ist sein Grab. Da in den letzten Augenblicken seines Lebens der Name Griechenland mit dem Deinigen auf seinen Lippen schwebte, so ist es wohl billig, daß Griechenland auch einen Theil seiner kostbaren Ueberreste behalte. Missolunghi, seine neue Heimat, wird immer über den Schatz wachen, den die Urne bewahrt, über den Schatz seines hochverehrten Herzens, dem Symbol seiner Liebe zu uns. Ganz Griechenland, in Trauer gekleidet und untröstlich, begleitet den Festzug, der es trägt; alle geistliche, bürgerliche und militärische Ehren werden ihm zu Theil; alle seine Mitbürger von Missolunghi folgen ihm nach, ihm mit ihren dankbaren Gebeten und mit frommen Thränen huldigend; es wird eingesegnet durch die heilige Weihe unseres Erzbischofs, Bischofs und der gesammten Geistlichkeit. Wisse, edle Tochter, wisse, daß unsere Häuptlinge die Urne auf ihren Schultern trugen und sie in unsere Kirche niedersetzten; Tausende von griechischen Kriegern faßten den Weg ein, durch welchen der Zug ging, die Mündungen ihrer Büchsen, die so vielen Tyrannen den Tod gegeben haben, gegen die Erde gekehrt, als wollten sie den Boden bekriegen, der ihnen den Anblick ihres Wohlthäters, das letzte Ueberbleibsel seines Körpers, für immer rauben sollte. Diese ganze Schaar, bereit in diesem Augenblicke gegen den unversehnlichen Feind Christi und der Menschheit zu Felde zu ziehen, umgab die Urne und beschwur mit heiligen Schwüren, nie die Opfer zu vergessen, die Er, unser Vater, uns gebracht hat, und nie zu erlauben, daß der Ort, unter welchem sein Herz liegt, jemals von den Füßen eines Barbaren und Tyrannen betreten werden sollte. Tausende von Stimmen der Christen wurden in einem Augenblicke laut, und der Tempel des Allmächtigen ertönte von Gebeten und Gelübden, daß seine ehrwürdigen Ueberreste wohlbehalten in sein Vaterland gelangen, und daß seine Seele ruhen möchte, wo der Gerechte, allein Ruhe findet.

Nachschrift des Uebersetzers. Der Herausgeber des griechischen Blattes, dessen Uebersetzung wir geliefert haben, bemerkt, daß diese Rede in einer Zeit von drei Stunden entworfen werden mußte. Einige Irrthümer und Uebertreibungen in derselben wird der Leser dem ersten Schmerze des Redners und derer, zu denen er sprach, wohl zu Gute halten. Wir bemerken nur eine falsche Angabe, nämlich die, daß Lord Byron in London geboren sei.

Byroniana.

Samuel Roger's Porträt des Lord Byron.

Samuel Rogers, der berühmte Verfasser der Pleasures of memory, der Nestor des brittischen Parnasses, hat der vierten Auflage seines neuesten Gedichtes Italy, welche vor Kurzem bei Murray in London erschienen ist, eine Skizze von Byron's Charakter als eingeschobene Excursion zugegeben, deren Mittheilung dem Leser des Conversations-Blattes nicht unwillkommen sein wird. Der Dichter findet den Lord in Bologna.

Much hat passed
Since last we parted; and those five years,
Much had they told! His clustering lockt were turn'd
Grey; nor did aught recall the youth that swam
From Sestos to Abydos. Yet his voice,
Still it was sweet, still from his eye the thought
Flashed lightning — like nor lingered on the way,
Waiting for words. Far, far into the night
We sate, conversing — no unwelcome hour,
The hour we med; and, when Aurora rose,
Rising, we climbed the rugged Apennine.

Well I remember how the golden sun
Filled, with ist beams the unfalthomable gulphs,
As on we travelled, and along the ridge,
Mid groves of cork and cistus and wild fig,
His motley hauschold came. Not last nor least,
Battista, who upon the moonlinght-sea
Of Venice, had so ably, zealously
Served, and, at parting, flung his oar away,
To follow thro 'the world; who without stain
Had worn so long that honourable badge,
The gondolier's, in a patrician house,
Arguing unlimited trust — Not last nor least,
Thou, tho 'declining in thy beauty and strength,
Faithful Moretto, to the latest hour
Guarding his chamber-door, and now along
The silent, sullen strand of Missolunghi
Howling in grief.

He had just left that place
Of old renown, once in the Adrian sea.
Ravenna; where, from Danté's sacred tomb
He had so oft, as many a verse declares,
Drawn inspiration; where at twilight-time
Thro' the pine-forest wandering with loose rein,
Wandering and lost, he had so oft beheld
(What is not visible to a poet's eye?)
The spectre-knight, the hell-hounds and their prey,
The chase the slaughter, and the festal mirth

Er hatte viel erlebt,
Seit wir zuletzt uns sahn, Fünf kurze Jahre
Viel hatten sie gethan. Die dicken Locken
Grau, keine Spur von jenem Jüngling mehr,
Der nach Abydos schwamm von Sestos. Aber
Noch süß klang seine Stimm', und wie ein Blitz
Zuckt' aus den Augen der Gedank' ihm, harrend
Auf Worte nicht. So saßen wir und sprachen
Tief in die Nacht hinein — willkommne Stunde,
Die uns vereint! — und mit der Morgenröthe
Erklommen wir den rauhen Apennin.

Noch seh' ich's vor mir, wie die goldne Sonne
Mit ihrem Strahl die tiefen Schlünde füllte
An unserm Weg, und wie den Berg entlang
Durch Cistus, welsche Eichen, wilde Feigen,
Sein bunt Gefolge zog. Der ersten einer
Battist *), der auf der mondbeglänzten See
Venedigs ihm so eifrig, so geschickt
Gedient hatt' und sein Ruder weggeworfen,
Ihm durch die Welt zu folgen; der so lange
Das Ehrenzeichen eines Gondoliers
Im Hause eines Nobile getragen,
Werth unbegrenzten Zutrauns. Dann auch Du,
Wenn schon nicht mehr in voller Kraft und Schönheit,
Getreuer Mohr, Du bis zur letzten Stunde
Der Wächter seiner Kammerthür, und nun
Durch Missolunghi's öde, finstre Gassen
Heulend vor Schmerz!

Verlassen hat' er eben
Die Stadt des alten Ruhms am Meeresstrand,
Ravenna, wo von Dante's heil'gem Grabe
So oft er, wie es mancher Vers bezeugt,
Begeisterung eingesogen, wo im Zwielicht
Mit schlaffem Zügel durch den Pinienwald
Er ritt und sich verlor; da ersah er oft —
Denn was sieht eines Dichters Auge nicht? —
Des Ritters Geist, der Höllenhunde Jagd,
Die Beute, die Zerfleischung, und die Festlust
In Graun verwandelt. **) Dieses Thema liebt' er,
Doch andre traf die Reihe. Mancher Thurm,

*) Ein Gondolier aus Venedig, welcher dem Lord Byron bei seiner Abreise aus Venedig als Diener nachgefolgt war. Die Stelle des ersten Gondoliers in dem Hause eines venetianischen Patriciers erfordert einen besonders geschickten und klugen Mann, und da er, seinem Dienste zu Folge, ein Vertrauter aller Gänge und Fahrten seines Herrn ist, so ist sein Amt dadurch ein Ehrenamt.

**) Anspielung auf eine bekannte Novelle des Boccaccio.

Suddenly blasted. 'Twas a theme he loved,
But others claimed their turn; and many a tower,
Shattered, uprooded from its native rock.
It's strength the pride of some heroic age,
Appeared and vanished (many a sturdy steer
Yoked and unyoked) while as in happier days
He poured his spirit forth. The past forgot,
All was enjoyment. Not a cloud obscured
Present or future.

He is now at rest,
And praise and blame fall on his ear alike,
Now dull in death. Yes, Byron, thou art gone,
Gone like a star that thro' the firmament
Shot and was lost, in its eccentric course
Dazzling, perplexing, Yet thy heart, methinks,
Was generous, noble — noble in its scorn
Of all things low or little; nothing there
Sordid or sevile. If imagined wrongs
Pursned thee, urging thee sometimes to do
Things long regretted, oft, as many know,
None more than I, thy gratitude would build
On slight foundations: and, if in thy life
Not happy, in thy death thou surely wert.
Thy wish accomplished; dying in the land
Where thy young wind had caught ethereal fire,
Dying in greece and in a cause so glorious!

They in thy train — ah, little did they think,
As round we went, that they soon skould sit
Monrning berikle thee, while a nation mourned,
Changing her festal for her funeral song;
That they so soon should hear the minute-gun,
As morning gleamed on what remained of thee,
Roll o'er the sea, the mountains, numbering
Thy years of joy and sorrow.

Thou art gone;
And he who would assait thee in thy grave,
Oh, let him pause! For who among us all,
Tried as thou wert — even from thine earliest years,
When wandering, yet unspoilt, a highland-boy —
Tried as thou wert, and with thy soul of flame,
Pleasure, while yet the down was on thy cheek,
Uplifting, pressing, and to lips like thine,
Her charmed cup — ah, who among us all
Could say he had not erred as much, and more?

Zertrümmert, von dem Felsen weggerissen,
Einst eines Heldenalters Stolz und Hort,
Erschien und schwand, und manch ein Stier gejocht
Und ungejocht *), indeß sein Geist hinaus
In schönre Tage schweifte. Alles Freude,
Vergangenheit vergessen, wolkenlos
Die Gegenwart und Zukunft!

Und nun ruht er.
Und Preis und Tadel fällt ihm gleich in's Ohr,
Das taub im Tode. Byron, ja Du bist
Dahingegangen, wie ein Stern am Himmel
Herabschießt und versinkt, in seinem Sturze
Verblendend und verwirrend. Doch Dein Herz
War groß und edel, edel in dem Hohn
Der kleinern niedern Dinge, nichts in ihm
Gemein und knechtisch. Wenn die Einbildung
Erlittner Unbill dich verfolgt' und drang
Zu thun, was lange ward von Dir bereut,
Wer weiß nicht — Keiner so wie ich — wie gern
Auf leichtem Grund Dein dankbar Herz gebaut?
Im Leben glücklich nicht, bist Du im Tode!
Du hast's erreicht, bist in dem Land gestorben,
Wo einst entzündet ward Dein junger Geist,
In Hellas und in wie glorreicher Sache! —

Ach, keiner des Gefolges um Dich her
Gedachte damals, daß so bald sie säßen
In Trauer bei Dir, und ein Volk in Trauer
Um Dich sein Freudenfest in Leichenjammer
Verwandelte, und des Geschützes Donner
Am Morgen, der beschien, was Irdisches
Von Dir geblieben, über See und Land
Ausspräch' die Zahl der Jahre Deiner Freuden
Und Leiden!

Ja, Du bist dahingegangen
Laßt ruhen Ihn und greifet Ihn nicht an
Im Grabe! Denn, wer von uns Allen, wer,
Versucht, wie er, schon von den ersten Jahren.
Als er, ein unverdorbner Hochlandsknabe,
Umherzog, wer, wie er, ein Feuergeist,
Dem ihren Zauberbecher an die Lippen
Die Lust gedrückt, als Flaum sein Kinn noch deckte,
Wer von uns Allen mag von sich wohl sagen,
Er hätte nicht so viel geirrt — und mehr?

---

*) Er meint die Stiere, welche zum Vorspann für die Wagen der Reisenden an dem Fuße der Berge auf den Landstraßen stehen.

Lord Byron.

In einer halbverfallenen Abtei
Unfern Venedigs sand'gem Meeresstrand,
Die Stirne düster auf den Arm' gestützt,
Die Blicke starr zum Himmel hingewandt,
Saß Byron noch beim Ruf der Mitternacht.
Dumpfstoßend wälzten durch der Lüfte Raum
Sich schwanger schwarze Wolkenwogen fort.
Bisweilen zuckten Blitz' aus ihrem Schooß
Und warfen in die Zelle bleichen Schein,
Die wankend bebte von der Donner Schall.

Vom Steinsitz fuhr empor der edle Lord,
Und in die Sturmnacht rief er furchtbar laut:
„So wälzt des Schicksals ungerechter Schluß
„Mir ewig seine Schreckenswolken nach!
„Sie hüllten mir Hispanias schöne Flur
„Und Hellas Land in düstre Schatten ein,
„Umzogen mir der Alpen Silberglanz,
„Und jetzt Italias blauen Himmelsblick,
„Und melancholisch tönte mein Gesang.
„Nur selten flog ein Blitz durch diese Nacht;
„Ich jauchzt' empor in kurzer Fröhlichkeit,
„Um dunkler nur zu finden dann die Nacht. —
„O wie's so lastend mir den Busen drückt,
„Und mich von Land zu Land quälend treibt! —
„Horch, heult die Eule nicht ein Todtenlied?
„Will mir kein Blitz zerschmettern diese Brust?“ —

Er sah empor, und an des Osten Saum
Zerriß ein heller Strahl den Wolkenflor,
Und Sternlein schauten freundlich durch den Riß.

„Nach Osten,“ sprach er, „drängt des Busens Ruf!
„Der Freiheit Blitz hellt dort der Knechtschaft Nacht
„Und günstig schauen Sterne schon herab.
„Ja dorthin, dorthin gehe jetzt mein Weg
„Zum blut'gen Kampf für Hellas heil'ges Land,
„Um dessen Schmach so oft ich heiß geweint.
„Der höchste Wunsch, den lang mein Busen hegt,
„Er ist, zu sterben für der Griechen Heil;
„Er ist ein Grab in ihrem freien Land.
„Und wenn das Schicksal diesen mir erfüllt,
„So ist's gerecht, und hat die Schuld gesühnt,
„Die's Jahre lang an mir schon hat verübt.“

Er achtete nicht mehr der Wetternacht;
Für Hellas Rettung sann sein reger Geist,
Bis ihm beim Morgenlicht der Schlaf bezwang.

Adolph Bube. *)

Byron's Abschied.

Leb wohl mein stolzes Weib! Wir sind geschieden,
Getrennte Gatten, wie es tausend gibt;
Doch sprich mir nimmer von gestohlnem Frieden:
Ich habe Dich vor Jahren heiß geliebt.

Ich barg dein gold'nes Bild im tiefen Innern
Wie ein Geheimniß, dran mein Leben hing;
Mein Herz durchzog ein seliges Erinnern
Ans Paradies, wenn mich Dein Arm umfing!

Du warst die Nachtigall, aus deren Kehle
Die Welt durchflog mein schönstes Glutgedicht!
Du warst das Athemholen meiner Seele,
Warst ihres Erdenkerkers Luft und Licht.

Ich war zu Deinen Füßen hingesunken,
Ein Weltmonarch, mein Kaiserreich die Lust —
Denn mit dem Ruf „Geliebte" zog ich trunken
Ein Meer von Himmeln in die stille Brust.

Dieß dank' ich Dir und werde nie vergessen
Was ich besaß, was ich an Dir verlor;
Jetzt kannst Du auch den Grad der Kälte messen,
An der mein Herz an Deiner Brust erfror.

Durchwandern diese Welt von Pol zu Pole,
Wohin Du kommst, dort wird es Winter sein!
Und selbst der Gletscher, tritt in Deine Sohle,
Stürzt schamroth über seine Wärme ein!

Gedenkst Du noch, mein Kind, der schönen Stunde,
In der ein Lenz in uns're Herzen sank
Als ich zum ersten Male von Deinem Munde
Die schöne Wissenschaft des Glückes trank.

*) Siehe dessen Gedichte: 2. Aufl. Gotha, in Commission bei J. G. Müller. 1836. Seite 97.

Dies Glück war kurz! drauf haben wir gelitten,
Nach diesem Kusse schieden wir verzagt,
Er war der Punkt, wo sich zwei Linien schnitten,
Drauf eine Kluft — kein Sturm, der drüber jagt!

Gib mir die Hand! Du mußt die Hand mir geben!
Noch einen Händedruck, den letzten hier,
Und dann — und dann — nicht bloß die Spanne Leben.
Die Ewigkeit liegt zwischen Dir und mir.

H. v. Levitschnigg. *)

Byron.

Selten ruft Natur, die Mutter, einen Menschengeist in's Leben,
Der, ein Riese unter Zwergen, darf Unsterblichkeit erstreben,
Der, wie an des Himmels Räumen ein lichtstrahlender Komet,
Nie gekannte Bahnen wandelt, nie betret'ne Pfade geht.

Dir vom ewigen Geschicke ward dieß selt'ne Loos beschieden!
Doch wer möchte Dich beneiden, Dich, der nie gekannt den Frieden?
Liebe, Gold und Ruhm und Ehre — alles lachte Deinem Blick —
Eines nur blieb Deinem Streben ewig ferne — Ruh' und Glück!

Du, so groß, so unerreichbar — ach! und doch nicht frei von Schwächen,
Welcher Sterbliche darf's wagen, über Dich den Stab zu brechen?
Nimmer bleibt ein Staubgeborner — wie erhaben er auch sei —
Von der Menschheit Schwächen ledig und von ihren Mängeln frei.

Was Du irrend einst verschuldet — alles, alles sei vergessen,
Jeder soll nur deß gedenken, was wir einst in Dir besessen.
Auch Dein Schuldbuch ward vernichtet — Du auch stehst verklärt und rein
In dem Glanz des ew'gen Lichtes und im ew'gen Sonnenschein!

Herman Waldow.

In einem Exemplar von Lord Byron's Gedichten.

Rings angestarrt, auf schroffen Schwindelhöhen,
Ein Sänger stier hinab die Blicke senkt;
Dort an des Abgrunds eis'gem Rand, den jähen,
Pflückt Lorbeern er, mit Herzensblut getränkt.

*) Siehe: Gedenke mein! (Taschenbuch) für 1851. Seite 199.

Hört Stürme durch die Harfe dröhnend gleiten,
Und niederbrausen, gleich des Sturzbachs Lauf;
Doch wer hört' ächzen seines Herzens Saiten?
Natur spannt' sie zu sanften Tönen auf.

Weh, in der Schreckensschlucht ist er verschwunden,
Doch mit dem Reis, deß Grün und Blut nie bleicht,
Glänzt, einsam, hoch, die Harfe noch umwunden;
O bliebe sie für immer unerreicht!

Ihr, welchen ihre Töne niederklingen
In eurer stillen Thäler Dämmergrün,
Euch löse leise sich auf Echo's Schwingen,
Der wilde Klang in mild're Harmonie'n.

G. H. Liebenau. *)

Byron.

My task is done, my song has ceased, my theme
Has died into an echo. Childe Harold.

„Siebenunddreißig Trauerschüsse? Und wen haben sie gemeint?
Sind es siebenunddreißig Siege, die er abgekämpft dem Feind?
Sind es siebenunddreißig Wunden, die der Held trägt auf der Brust,
Sagt, wer ist der edle Todte, der des Lebens bunte Lust
Auf den Märkten und den Gassen überhüllt mit schwarzem Flor?
Sagt, wer ist der edle Todte, den mein Vaterland verlor?"

Keine Siege, keine Wunden meint des Donners dumpfer Hall,
Der von Missolunghis Mauern brüllend wogt durch Berg und Thal,
Und als grause Weckerstimme rüttelt auf das starre Herz,
Das der Schlag der Trauerkunde hat betäubt mit Schreck und Schmerz.
Siebenunddreißig Jahre sind es, so die Zahl der Donner meint,
Byron, Byron, Deine Jahre, welche Hellas heut' beweint!
Sind's die Jahre, die Du lebtest? Nein, um diese wein' ich nicht;
Ewig leben diese Jahre in des Ruhmes Sonnenlicht,
Auf des Liedes Adlerschwingen, die mit nimmer müdem Schlag
Durch die Bahn der Zeiten rauschen, rauschend große Seelen wach.
Nein, ich wein' um andre Jahre, Jahre, die Du nicht gelebt,
Um die Jahre, die für Hellas Du zu leben hast gestrebt.
Solche Jahre, Monde, Tage kündet mir der Donners Hall,
Welche Lieder, welche Kämpfe, welche Wunden, welchen Fall!
Einen Fall in Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
Eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

*) Siehe: Huldigung den Frauen. (Taschenbuch für das Jahr 1839.) Seite 154.

Edler Kämpfer, hast gekämpfet, eines jeden Kranzes werth,
Hast gekämpfet mit des Geistes doppelschneidig scharfem Schwert,
Mit des Liedes eherner Zunge, das von Pol zu Pol es klang,
Mit der Sonne von dem Aufgang kreisend bis zum Niedergang.
Hast gekämpfet mit dem grimmen Tiger der Tyrannenwuth,
Hast gekämpft in Lerna's Sumpfe mit der ganzen Schlangenbrut,
Wie in schwarzem Moder nistet und dem Licht ist also feind,
Daß sie Gift und Galle sprudelt, wenn ein Strahl sie je bescheint.
Hast gekämpfet für die Freiheit, für die Freiheit einer Welt,
Und für Hellas junge Freiheit, wie ein todesfroher Held.
Sahst in ahnenden Gesichten sie auf unsern Bergen stehn,
Als im Thal noch ihre Kinder mußten an dem Joche gehn,
Hörtest schon den Lorbeer rauschen von der nahen Siegesluft,
Fühltest schon in Kampfeswonne schwellen Deine große Brust!

Und als nun die Zeit erschienen, die prophetisch Du geschaut,
Bist Du nicht vor ihr erschrocken; wie der Bräutigam zur Braut,
Flogest Du in Hellas Arme, und sie öffnete sie weit:
„Ist Tyrtäos auferstanden? Ist verschwunden nun mein Leid?
Ob die Könige der Erde grollend auf mich niedersehn,
Ihre Diener meiner spotten, ihre Priester mich verschmähn,
Eines Sängers Kriegesflagge seh' ich fliegen durch das Meer;
Tanzende Delphine kreisen um des Schiffes Seiten her,
Stolz erheben sich der Wogen weiße Häupter vor dem Kiel,
Und, an seinen Mast gelehnet, greift er in sein Saitenspiel.
Freiheit! singt er mir entgegen, Freiheit! tönt es ihm zurück,
Freiheit brennt an seinen Wangen, Freiheit blitzt aus seinem Blick.
Sei willkommen, Held der Leier! Sei willkommen, Lanzenheld!
Auf, Tyrtäus, auf, und führe meine Söhne mir in's Feld!

Also stieg er aus dem Schiffe, warf sich nieder auf das Land,
Und die Lippen drückt' er schweigend in des Ufers weichen Sand;
Schweigend ging er durch die Scharen, gleich als ging er ganz allein,
Welche jauchzend ihm entgegen wogten bis ins Meer hinein.
Ach, es hatt' ihn wohl umschauert, als er küßte diesen Strand,
Eines Todesengel Flügel, der auf unsern Wällen stand!
Und der Held hat nicht gezittert, als er diesen Boten sah;
Schärfer faßt er ihn ins Auge: „Meinst Du mich, so bin ich da!
Eine Schlacht nur laß mich kämpfen, eine siegesfrohe Schlacht.
Für die Freiheit der Hellenen, und in Deine lange Nacht.
Folg' ich Deinem ersten Winke ohne Sträuben, bleicher Freund!
Habe längst der Erde Schauspiel durchgelacht und durchgeweint."

Arger Tod, Du feiger Bürger, hast die Bitt' ihm nicht gewährt!
Hast ihn hinterrücks beschlichen, als er wetzt' an seinem Schwert,
Hast mit seuchenschwangerm Odem um das Haupt ihn angehaucht,
Und des Busens Lebensflamme aus dem Nacken ihn gesaugt.
Und so ist er hingesunken ohne Sturz und ohne Schlag.
Hingewelkt wie eine Eiche, die des Winters Stürme brach,

Und die eine schwüle Stunde mit Gewürmen überstreut,
Und des Waldes stolze Heldin einem Blumentode weiht.
Also ist er hingesunken in des Lebens vollem Flor,
Aufgeschürzt zu neuem Laufe harrend an der Schranken Thor,
Mit dem Blick die Bahn durchmessend, mit dem Blick am Ziele schon,
Das ihm heiß entgegen winkte mit dem grünen Siegeslohn.

Ach, er hat ihn nicht errungen! Legt ihn auf sein bleiches Haupt!
Tod, was ist Dir nun gelungen? Hast den Kranz ihm nicht geraubt!
Hast ihn früher ihm gegeben, als er selbst ihn hätt' erfaßt!
Und der Lorbeer glänzet grüner weil sein Antlitz ist erblaßt.

„Siebenunddreißig Trauerschüsse! Donnert, donnert durch die Welt!
Und ihr hohen Meereswogen, tragt durch euer ödes Feld
Unsrer Donner Wiederhalle fort nach seinem Vaterland.
Daß den Todten die beweinen, die den Lebenden verbannt.
Was Britannia an uns verschuldet hat mit Rath und That,
Dieser ist's der uns die Schulden seines Volks bezahlet hat!
Ueber seine Bahre reichen wir dem Britten unsre Hand;
Freies Volk, schlag' ein und werde Freund und Hort von uns genannt!"

Wilhelm Müller.

Lord Byron.

Wundern kann's nicht, daß durch Britt'sche Pfaffen
Zum Westminster ihm der Eingang wird verwehrt:
Kämpft' er doch auch gegen sie mit spitzen Waffen,
Gegen Tyrannei mit Feder und mit Schwert.

Seht doch die Verblendeten! die es nicht wissen,
Daß ihr Spruch nur ihre Schande kündet laut;
Ihren Tempel mögen Sie ihm nur verschließen,
Einen schönern haben seine Werke ihm gebaut.

B. H.

Börne Ludwig, gab, da er ohnehin in seinen glücklichen Geistesgaben als Knabe bald von seinem Lehrer anerkannt und nach Verdienst bevorzugt wurde, gewöhnlich so treffende Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauses zum Lachen zwang und dadurch allmählig mit sich aussöhnte. Besonders mußte, je älter der Knabe wurde, eine im Hause des Baruchs altgewordene Haushälterin, Namens Elle, seine Satyren erfahren. Sie suchte zwar, da sie über ihn lachen mußte, seine

Ausfälle zu erwidern, aber er blieb keine Antwort schuldig und griff zuletzt nicht selten zur Malice. Sie sagte ihm z. B. einmal: „Wirst Du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen." „Nun," antwortete er, „so bleib' ich der einzige Jude und verderbe Deinen beiden Söhnen (sie hatte zwei und sorgte ängstlich für deren Wohl) ihren ganzen Handel." — Ein andermal sagte sie ihm: „Du kommst gewiß in die Hölle;" — „das thut mir leid," entgegnete er, „so hab' ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor Dir."

— Börne's Lehrer gab sich alle Mühe, die aufstrebende Zweifelsucht des Knaben niederzuhalten; besonders aber suchte er ihn von einer bittern Beurtheilung des Verhältnisses der Juden zu den Christen abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die schimpfliche Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen und bedrängte seinen Lehrer mit Fragen, auf welche sich nur eine seufzende Antwort geben ließ. Der Lehrer sagte ihm: „Siehst Du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten sich rühmen." Börne fand dieß noch um so auffallender, als ja der Kaiser selbst katholisch war. „Kaum," bemerkte er, „haben sie den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt, und wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansässig werden, so könnte er ja nicht einmal Thorschreiber werden."

— Börne. Das erste Mal, als Börne als Knabe auf die Lage der Juden zu sprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete stark und der Fuhrweg war durch Koth fast unwegsam. „Wir wollen hinübergehen in den Fußweg," sagte Börne zu seinem Lehrer. „Weißt Du nicht," antwortete dieser, „daß uns der Fußweg verboten ist?" Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: „Es sieht's ja Niemand!" nahm der Lehrer zum Anlaß moralischer Beherzigung und sprach von der Heiligkeit des Gesetzes. „Ein dummes Gesetz!" fiel der Knabe ein, „wenn es nun dem Bürgermeister beikäme, daß wir im Winter kein Feuer machen dürften, würden wir nicht erfrieren?"

— Börne war kaum 20 Jahre alt, als er sich zufällig in einer Gesellschaft disputirender Kaufleute befand, wo er wider seinen Willen in's Gespräch gezogen wurde, welches mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde. Ein schon ältlicher Herr, der seine ungereimte Meinung mit großer Hitze vertheidigte, bediente sich gegen den ihm widersprechenden Börne verschiedener eben nicht höflicher Ausdrücke, ja, er vergaß sich so weit, daß er ihm mit lauter Stimme zurief: „Wie, junger Herr, Sie wagen es, mir zu widersprechen? Als ich in Ihren Jahren war,

da war ich in solchen Sachen noch ein Esel." — „Da haben Sie sich sehr gut conservirt," erwiderte ihm Börne kalt.

— Börne. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidewall, im Roß, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allee (in Frankfurt) durfte kein Jude sich betreffen lassen; man hatte den Grundsatz: „wo ein grüner Raum, kein Jude!" Jeden Sonntag um 4 Uhr Nachmittags wurden die Thore der Judengasse geschlossen und nur derjenige wurde aus- und eingelassen, der einen Brief zur Post oder ein Recept in die Apotheke trug. Eine Wache stand vor dem Thore und finster sagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe blos nicht hinaus, weil der Soldat da stärker ist, als ich!"

— Börne erwarb sich den Ruf der Unbestechlichkeit bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von streitenden Parteien, Grund- und Gerechtigkeitsbesitzern und ähnlichen Petitionären Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen masquirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei seinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er später oft genug über die Brutalität der Polizei aussprach. Doch legte er auch, wo sie nöthig wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. Als baierische Soldaten im Jahre 1813 bei ihrem Einrücken in Frankfurt Plünderungsversuche machten, sah man ihn neben andern Polizeibeamten diesem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es ist dies wohl derselbe Degen, den einst in spätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm," sagte Börne, „es klebt kein Blut daran."

— Börne verschaffte sich die erste Anerkennung seiner geistigen Gaben durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge zur aufgehenden Morgenröthe". In einem Gedenkbuch, welches diese Loge 1833 für Brüder herausgab, ist einer derselben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt. Friede und Liebe ist der Athem, der durch diese geistvolle Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umschrieben: Woher kömmt es, daß der Geist der Logen, die Humanität, das Verborgene aufsuchen muß, um an seiner Vollendung zu arbeiten? Wer kannte hier nicht schon die Keime der künftigen Entwickelung Börne's eben so wohl, wie das Verhältniß, in welchem er sich zur Freimaurerei fühlte? So leidenschaftlich er früher für den Zweck derselben glühte, später erkaltete er. Das Particuläre störte ihn. Unter seinen Papieren befindet sich eine Zuschrift der Loge von Mannheim, die ihm unter den 10. Januar 1810 für eine Abhandlung dankte, „deren Gedankengange man trotz der aufgewandten geistvollen Mittel des Verfassers doch nicht folgen könne". Er

hatte darin gewissen Farbensymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erschien. Diese Abhandlung müßte sich gewiß im Archiv der letzteren auffinden lassen. Aus Börne's späterer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er einmal die Beschränktheit einer der christlichen Frankfurter Logen sehr witzig widerlegte. Als die Rede darauf kam, daß die Loge „Sokrates zur Standhaftigkeit" keine Juden zuließ, sondern die Frage vorlege: Bist Du ein Christ? bemerkte Börne, daß in diesem Falle der eigne Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewiesen werden müssen.

— Börne. Daß Börne es mit seinen Kritiken viel zu gewissenhaft nahm und darüber oft grausam wurde, ist unzweifelhaft. Was ihn stachelte, war die erste Begeisterung seiner methodischen journalistischen Wirksamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit seiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die glänzende Gelegenheit, die die Schwächen des Schauspielers dem Witze boten. Börne war die Autorschaft damals noch so neu, daß er eines guten Einfalls wegen sein Urtheil nicht gern unterdrückt hätte. Wenn ihn ein fremder oder ein heimischer Künstler besuchte, so zeigte er es im nächsten Hefte der „Wage" an und ließ seine Leser über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu bestimmen, seine Frau in der Rolle der Emma von Falkenstein zu schonen. Ich thue es hiemit." Er warnte alle Schauspieler ihn zu besuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leser seines Journals zu betrügen. Von den Schauspielern übertrug er seinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direction. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihr schlechtes Repertoir: „Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmackte Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unsrer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langenweile zu ertragen habe."

— Börne. Brockhaus Blätter für literarische Unterhaltung theilen einen interessanten Artikel über den verstorbenen Börne als Theaterrecensenten mit, welcher um so größerer Aufmerksamkeit werth ist, als bis jetzt dieser Schriftsteller gerade in jener Rücksicht am wenigsten beachtet worden ist. Eleganter, gefälliger und witziger mögen wenig Recensionen geschrieben worden sein, als die Börne'schen; sie sprudeln über von dem geistvollen Humor, und verrathen den reinsten und gebildetsten Geschmack des Verfassers. Darin stehen sie unbedingt als Muster da; wogegen man sich

vor der Nachahmung der Tieck'schen Manier, die sich in einer gewissen behaglichen Weitschweifigkeit und Erzählung vergangener Herrlichkeiten gefällt, und die nichts desto weniger auch ihre Nachbeter findet, wohl hüten möge. — Der Berichterstatter in jenen Blättern theilt nun unter Anderem Folgends mit, was wir zugleich allen Theaterreferenten zur Nachahmung anempfohlen haben wollen: „Nachdem er sich selbst auf diese Weise, zum Kadi — denn wie diese kannte er kein anderes Gesetz, als das seiner unbestechlichen Ueberzeugung — der Frankfurter Bühne ernannt hatte, ging er an's Werk, und behandelte und richtete die Schauspieler gerade so, als ob sie Könige seien. Wie ein guter Richter die Höfe und den Umgang der Großen und Mächtigen meiden sollte, so mied er die Frankfurter Gasthöfe und die Gesellschaft der Schauspieler. — Er vermied die Gefahr, denn er wollte gerecht sein, er wollte, daß seine Zeitschrift den Namen „die Wage“ verdiene, und das ist das Geheimniß seiner Strenge. Jeder, der bei ihm als Schauspieler angemeldet wurde, erhielt zur Antwort: „Herr Börne ist nicht zu Hause;“ Empfehlungsbriefe blieben uneröffnet. In Allem, was Börne je gethan, war es ihm um den höheren Grundsatz zu thun, und so legte er an Kleines wie an Großes denselben Maßstab an.“

— Börne. Man hatte in Frankfurt nicht einmal Sinn genug, Börne's Spaß zu verstehen! Seine Monographie der deutschen Postschnecke war im Jahre 1821 in den verspäteten Heften der „Wage“ erschienen, als ihn eines Tages ein Postconducteur besuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufgeschrieben hätte! Seine Vorgesetzten hätten nachgeschlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Eilwagen versehen, wer sich erlaubt hätte, wie es dort geheißen, einen blinden Passagier mitzunehmen! Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, wäre nicht Börne zur Postdirection gelaufen und hätte dieser versichert, daß seine Aufnahme eines blinden Passagiers in die Postschnecke lediglich eine dem Humoristen wie Dichter gestattete Licenz wäre, deren Strafbarkeit ihn nur allein treffen dürfte.

— Börne. Herr Baruch*), der Vater Börne's, war Kenner der Politik genug, um zu wissen, daß sein Sohn auch immerhin kein

*) Das nomen et omen, daß in der Bedeutung des Namens eine Vorbedeutung liege, findet in dem jüdischen Namen Baruch, zu deutsch „Der Gesegnete“ eine glänzende Anwendung. Drei der ausgezeichnetsten Juden, in drei verschiedenen Jahrhunderten geboren, führen den Namen Baruch: Baruch Spinoza, Baruch Börne, Baruch Berthold Auerbach.

Arzt, kein Advokat zu sein brauchte und doch eine einträgliche Stellung haben könnte. Nur mußte er kein System, keine Gesinnungen haben! Hatte doch Herr von Gentz längst dessen Styl, Fürst Metternich dessen politische Kenntnisse gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friedrich von Schlegel, Pfeilschifter und Andere ihre Wechsel bezogen, er wußte, daß deren ganzes Talent darin bestand, aus gegebenen Materialien einen hübschen Zeitungsartikel zusammenzusetzen. Man erzählt sich, daß er unbekümmert um seinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, ihm eine Stellung zu verschaffen. Er wollte seinem Talente eine metallene Bahn brechen und schrieb ihm von Wien aus, als sich Börne von Stuttgart nach München begeben hatte, er solle nun kommen und in Wien unter Aufsicht gewisser hoher Personen etwas Ordentliches werden. Als Börne diese Zumuthung zurückwies, fuhr der Vater nicht gleich in Harnisch, sondern bot, da diese Frage ihm zu wichtig für des Sohnes ganzes Lebensglück erschien, jedes besonnene Mittel auf, ihn zur Reise zu bewegen. Da er wohl wußte, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, so befleißigte er sich aller Künste der Ueberredung, sprach zum Herzen des Sohnes als Vater, als Freund. Nein. Nun denn, schlug er ihm vor, so solle er wenigstens erst einmal nach Wien reisen, um zu sehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiel es ihm nicht, so bliebe es ihm ja unbenommen, wieder abzureisen. Um wenigstens für diesen Vorschlag den Sohn ganz gewiß zu haben, schickte er ihm nach München eine bedeutende Summe als Reisegeld. Börne nahm das Geld, bestellte Postpferde und reis'te über Augsburg — wieder nach Stuttgart zurück. Es läßt sich nicht läugnen, daß dies von Börne noch ein alter Hallenser Studentenstreich war. Der Vater war empört darüber und wollte lange Zeit von dem ungerathenen Demagogen nichts wissen. Es erbitterte ihn tief, daß er obenein mit jener Geldsumme ordentlich noch wie in eine Falle gegangen war.

— Börne pflegte sich über dies Wiener Project so zu äußern: „Meine Gesinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Gesetzt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, so würde ich gerade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publicisten gesunken sein, denen, sie mögen behaupten, was sie wollen, von Niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien erst hinging," sagte er zu seinem Freunde Stiebel, „das war ich meiner eignen Vorsicht schuldig. Ich bin schwach; wozu sich da einer Verführung aussetzen? Wer weiß, womit sie mich gefesselt hätten! In meine eigne Schwachheit, die sie bald ausgemittelt hätten, würden sie mich verstrickt haben."

— Börne, der bis zum Ueberdruß um Stammbuchblätter angegangen wurde, schrieb einer überspannten Schauspielerin in Frankfut a. M. Folgendes in ihr Album: „Das Leben ist eine Droschke und die Erinnerung eine gackernde Henne, dem barfüßigen Knaben gleich, der sich auf dem Wagendeichsel schaukelt. Der Weise begreift dies und hält seinen Mittagsschlummer; der Thor frühstückt zu jeder Zeit und schweigt." — Die Schauspielerin war darüber hoch entzückt.

— Börne. Die Ankunft der Sontag in Berlin begeisterte Börne zu seinem berühmten Artikel über sie, der ihm in Berlin so viele Freunde machte. Ja, das Interesse, welches Börne an dieser Sängerin nahm, war so lebhaft, daß er sich sogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder eilf Gulden gälte? Die nachherige Gräfin Rossi hatte nämlich mit der Theaterdirection auf ein in Louisd'oren ausgesprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthusiasten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'or nicht Friedrichsd'or à 10 Gulden, sondern Carolin à 11 Gulden verstehe. Die Gräfin Rossi war an einem Handelsplatze, wo es Sitte ist, sich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldstücke zu eilf Gulden. Nun gab dies Mißverständniß eine Fehde, deren Schauplatz die „Iris" und einige andere Frankfurter Blätter wurden. Börne war ein solcher Sontag's-Enthusiast, daß er zum Nachtheil der Theaterdirection darauf bestand, sie solle fest dabei bleiben: Unter eilf Gulden thäte sie's nicht.

— Börne erlebte in Kassel einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, länger dort bleiben, als er gewünscht hätte, denn Kassel war ihm ein todter und ängstlicher Ort. Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Carlsau (einem reizenden Parke bei Kassel) einen Sechsbätzner zurückgelassen, um zu sehen, ob Jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe! er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

— Börne. Nach einer gemüthlichen Aufregung, die Börne in Hannover erlebte, und deren näheren Zusammenhang zu lüften, einer spätern Zeit überlassen bleiben muß, reis'te er allein nach Hamburg Der großartige Weltverkehr dieser Stadt überraschte ihn. Seewesen war ihm etwas Neues, er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließe und gab die wenigsten der Vielen, die er hatte, ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedere nahm, gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnde Wassermasse des Alsterbassins.

Der bedeutende Büchervertrieb in der Handlung, die seine gesammelten Schriften" verlegen sollte, sprach ihn an. Er ließ sich die großen Vorräthe derselben zeigen und äußerte besorglich: „Wenn hier eine Feuersbrunst auskäme?" Da er einige Titel der aufgestapelten Bücherballen las, verbesserte er sich und sagte: „Es ist wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es ist zu viel Wasser darin!" In dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeisterten Verehrer.

— Börne, Zimmermann ist einer der seltenen Beweise, daß sich die gründlichen philologischen Kenntnisse und ein gelehrter Beruf (er war Professor am Gymnasium) mit geschmackvoller Beurtheilung der neuern und neuesten Literatur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunst und selbst ihre flüchtigen Entfaltungen an Theaterabende wohl vereinigen lassen. Zu bedauern ist nur, daß seine sittliche Kraft nicht ausreichte, um diese beiden Elemente seiner Bildung im schönen Gleichgewichte zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Mensch dem Genius unterlegen ist. Wie Börne diesen gründlichen Kunstkenner damals noch antraf, war er zum Umgange noch wohl verwendbar. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftsteller Cicerone, machte ihn mit Hamburg's Natur und Menschen, mit Hamburg's Sitten und Unsitten bekannt. Wer könnte Hamburg verlassen, ohne seine Menschenkenntniß in allen Winkeln dieser Seestadt zu vervollständigen und seine Beobachtungen da anzustellen, wo das Laster seine Orgien feiert? Mit scheuem Erstaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der entfesselten Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem dort für die diplomatische Welt verlorenen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er sich einem der weiblichen Geschöpfe, die bei Peter Ahrens ihre (bei einer jammervoll schlechten Tanzfertigkeit) entfalteten käuflichen Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um ihren geistigen Bildungsgrad zu erforschen, sein Portefeuille, um ihm etwas hineinzuschreiben. Es wäre bei der schrecklichen Ideenverwirrung dieser Wesen gar nicht auffallend, wenn sie ihm eine sentimentale Stelle, etwa aus Tiedge's „Urania," hineingeschrieben hätte; doch war das, was Börne zu lesen bekam, zufällig etwas unsinnig. „Wie erfreulich ist es doch, mit einem Philologen umzugehen!" sagte Börne, als Zimmermann den Versuch machte, in das Gekritzel des Frauenzimmers, wie eine attische Inschrift, wirklich einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen.

— Börne. „Meine Recensenten," äußerte Börne, so viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienst heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am Besten weg. Aber Hering und Andere werden an mich denken.

Aus Hering und einigen seiner Geistesverwandten habe ich einen eigenen Artikel unter dem Titel: „Herings-Salat geschrieben, der als Beilage unter einem Briefe steht. Einer meiner (anonymen) Recensenten (Ludwig Robert), dem ich auch den Kopf gewaschen, hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich gespielt und ist gestorben, welches mich sehr genirt, da ich manches über ihn gesagt, was man gegen einen, der sich wehren kann, schicklicherweise nicht sagen soll. Da muß ich denn Manches weglassen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Recensenten am Leben erhalten. Wenn mir der Hering auch stürbe, ehe meine Briefe gedruckt sind, ich würde mich aus Verzweiflung in's Wasser stürzen."

— Börne. Bei bedeutenden artistischen Neuigkeiten fehlte Börne niemals. Er wohnte der ersten Vorstellung der „Hugenotten" bei und besuchte noch im letzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen sah man ihn bei Meyerbeer; doch durfte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie sich?" Er hatte den Widerwillen gegen diese Art Begrüßung mit Göthe gemein.

— Börne. Mit dem Beginne des Jahres 1837 verschlimmerte sich Börne's Körperzustand so sehr, daß er seinen medicinischen Experimente entsagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt, und mit ihm ganz zuletzt Dr. Hörle, behandelten ihn, als es schon zu spät war Die Grippe, die damals in Paris herrschte, gab den ersten Anstoß zu einem Leiden, das sich bei ihm jetzt als unheilbare Brustkrankheit tödtlich ausbildete. Börne hatte die vollkommenste Gewißheit seines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philosophen würdig war. Herzen, die ihm so nahe standen, nun betrüben zu müssen und nicht mehr trösten zu können, that ihm am meisten weh. Doch behielt er die Heiterkeit seines Geistes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: „Was haben Sie für einen Geschmack?" scherzte er und sagte: „Gar keinen, wie die deutsche Literatur. „Wo bleiben denn die Jungen?" hatte er noch einige Tage vor seinem Tode gefragt. Er verstand darunter seine jüngeren Freunde, die ihn sonst zu besuchen pflegten. Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränenden Augen. Ein Lichtschirm fiel um. Zu seiner Freundin, Mad. St., sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzesblicke: „Sie haben mir viel Freude gemacht!" Abends um 9 Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um 10 Uhr war Börne todt.

— Börne verlor selbst auf dem Sterbebette nicht seinen Humor. Am Morgen seines Todestages sagte der Arzt zu ihm: „Sie husten mit mehr Anstrengung.“ Börne entgegnete mit matter Stimme: „Das wundert mich sehr, ich habe mich dort die ganze Nacht darin geübt.“

— Börne. Gutzkow, aus dessen Buche „Börne's Leben“ wir den größten Theil der hier gemachten Mittheilungen über Börne entnahmen, fügt noch am Schlusse Folgendes bei:

Der Bildhauer David, der ein Freund Börne's war, machte den Entwurf eines Denkmals: einen Marmorsarg, an dessen oberem Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß stand. Ein Versuch, für die Errichtung eines solchen Monumentes Börne's Freunde zu Theilnehmern zu machen, scheiterte an der Furcht der Meisten, sich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Sehr nahe Freunde, in Frankfurt namentlich, trifft in dieser Beziehung der Vorwurf einer gar matten Feigheit. Einstweilen begnügte sich die Familie, in deren Schooß Börne sein Leben aushauchte, den Hügel, der seine sterblichen Ueberreste bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaise oft bestreicht, soll dieses Friedenszeichen eines Tages entwurzelt haben. Die Einen werden sagen, dieß wäre eine Mahnung gewesen, daß das Kreuz dem nicht gebühre, der in seinem Unmuth einmal erklärte, ihn reue das Geld, das ihm seine Taufe gekostet. Die Andern werden sagen: Es war ein unpassendes Symbol für einen Denker, dessen religiöses Glaubensbekenntniß über alle positiven Formen der Religion hinübergriff. Mögen beide Ansichten sich vereinigen wie sie können. Wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, sondern für uns sein sollte. Der Sturm wollte sich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, sondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will der Vollendete seinen Hügel benetzt sehen, sondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiserne Lanze sollte man in dieses Grab stecken und zwei frei schwebende metallene Schilde daran aufhängen. Ewig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendste Denkmal eines Grabes sein, um welches kein Schweigen herrschen darf.

Père la Chaise.*)

Zur Erinnerung an Baruch Börne

1837.

Eine Version, welche mein Mitleben und Mitsterben mit der Menschheit hervorgerufen hat! — Ich bin in Paris. Ein Morgen, an welchem man Veilchen und Schneeglöckchen in der Atmosphäre wittert, denn der Februar schon ruft hier diese lieblichen Kinder des Frühlings hervor. Mein Weg führt mich über die Boulevards. Ein wehmüthiges Gemisch von feierlicher Stille und fernem Tosen der unendlichen Weltstadt. Sind's Langschläfer, welche diese Straße noch frei erhalten? Ist's die Grippe? —

Seltsam mahnend schallt herüber die Glocke der Früh-Mette von Notre-Dame. Die alte, ehrwürdige Kathedrale führt eine ernste Sprache, deren ergrautes Priesterthum die Glocken der anderen Kirchen nur wie leichte Novizen umschwirren. Die Reveille wirbelt herüber aus tausend verschiedenen Stadttheilen, sie wirbelt so süß, so in's Leben weckend, als wollte sie die alte Garde aus den fernen Gräbern von Smolensk in's Gewehr rufen, und wirklich tritt drüben eine Wache in's Gewehr. Was ist's? Wem gilt's?

*) Der ausgezeichnetesste unter den Begräbnißplätzen in Paris, vielleicht auch der ganzen Welt, ist der unter dem Namen Cimetière du Père la Chaise welberühmt gewordene Kirchhof. Der Pater (Père) La Chaise war der Beichtvater Ludwig's XIV., ein Jesuit des Collegiums in der Rue St. Antoine, welcher auf der Anhöhe zwischen Belleville und Caronne ein dem Orden im XIV. Jahrhunderte geschenktes Landhaus besaß. Nach Aufhebung des Klosters kaufte es 1800 die Municipalität von Paris und legte hier den großen Kirchhof an, der 1804 eingeweiht wurde. Er ist 100 Acres groß, mit einer steinernen Mauer umgeben und geschmackvoll verziert. Die hohe Lage gewährt eine der schönsten Uebersichten der Umgebungen von Paris. Die Zahl der Gräber kann jetzt 40000 betragen. Jedes hat ein Denkmal, — und soll die Summe, die seit 1809 auf Denkmäler dieses Kirchhofes verwendet wurde 100 Millionen Francen bedeutend übersteigen. Nicht der Louvre, nicht die Tuilerien, nicht der Grève-

Ein Leichenzug. Kein Volk umher, Kopf an Kopf, keine Nationalgarde, keine Gensd'armerie, welche sonst die grollende Woge des Volkes bändigt! Aber — wie bekannte Haltung, wie verwandte Gesichter! — Wunderbar leuchten diese flammenden Fackeln in das siegende Tag-Licht neben verlöschenden Reverberen, ein lebender, ein wandernder Katafalk! Da gibt ein Blitz in der Kuppel des Invalidenhauses das Signal des Sonnenaufganges, da ziehen die Lerchen in luftigen Bogen als Brieftauben der Trauernachricht über die Leidtragenden hin; sie ziehen dem Rheine zu! —

Wir stehen am Grabe. Es ist so lockend geschüttet, so schwellend aufgebauscht das reinliche Bett. Die nächsten Wochen werden es mit Blumen-Bouquets umranken. — Sie heben den Sarg von der Bahre. Sie drängen sich verlangend herum. Sie ziehen die umflorten Hüte. Landsleute sind's, Deutsche, deren männlicher Sinn, deren bewährter Charakter mit der Thräne ringt. Einer verläßt den Kreis, kein Geistlicher, und tritt dem Todten zu Häupten. Wir hören die Worte:

---

platz, nicht das Palais royal mit seinem Bazars, Limoniers und Grisetten, nicht die Champs elysées mit ihren zierlichen Anlagen, nicht Versailles und das Hölzchen von Boulogne, so classisch für Pistolen und Stoßdegen, nicht der Boulevard mit seiner ambulirenden schönen Welt, nicht der Pont neuf mit seinen alten Erinnerungen, nicht Notre-Dame mit seinen schauerlichen Kreuzgängen und Glockenstühlen, nicht der Telegraph, die Vendomesäule und die nunmehr ausgestopfte Giraffe — sondern Père Lachaise ist der Glanzpunkt und das Herz von Paris. Freilich ein dunkler Glanz zwischen Cypressen und ängstlich duftenden Nachtviolen, und ein großes gewaltiges Herz, das ausgeschlagen; aber was drunter liegt unter diesen unendlichen Hügelreihen, die wie Wellen eines schwarzen Stroms sich berühren, das ist die Perle Frankreichs und die Leibgarde Freund Hein's. Kein Anblick schlägt gewaltiger an das Menschenherz als ein Kirchhof. Warum? Weil Jeder, wenn er da ist, an den Tod denkt? Nein, das wäre ein armseliger Philister, der auf dem Kirchhof an sein selig Ende dächte. Daran kann Jeder am besten denken zu Hause, beim Champagner, Punsch, Weißbier, bei Brod oder Pastete, bei Hitze oder Frost, bei Freude oder Langweile, auf dem Ball, im Theater, auf der Promenade, bei all den tausend Gelegenheiten, wo der Stoff zu arm und dürftig ist, um etwas Anderes dabei zu denken — nur nicht auf dem Kirchhofe. Auf diesem denkt man entweder gar nicht — wenn man nämlich überhaupt keines Gedankens mächtig ist, oder an Alles, was die Welt bewegt, den Geist entzündet, das Herz durchzuckt, an alle Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart, an alle Qual und Lust des Erdendaseins, an das Höchste und Gemeinste, an Himmel und Hölle, an Liebe und Haß, an Feindliches und Freundliches, an alle Wider-

Baruch Börne! Du bist früher von uns geschieden, als wir Dich missen konnten. Du bist, wie Israel, zweimal gewandert aus dem Land' Deiner Väter, und bist einsam gestorben in doppelter Verbannung, in dem Exil als Jude und in dem Exil als Deutscher. Aber wie leicht muß es Dir um das brechende Herz geworden sein, Dir, der Du immer noch treu, die glühendsten Liebesbriefe an Dein deutsches Volk geschrieben, als Deinem, seit Jahren betäubten Ohre nun plötzlich alle Dumpfheit verschwand, als Du wieder hören konntest und hören konntest den Ruf der Freiheit: am Ende zu sein eines jeden Exils! als der verbannte Republikaner den Freibrief erhielt, zurückzukehren in den Freistaat der Welt, in das gelobte Land seines uralten Heimwehs! —

Du bist nie lässig gewesen, nie lau! Du wolltest lieber daran geben Heimat und Gesundheit, öffentliche Meinung und Sicherheit, als Deinen — Charakter. Du wolltest lieber zu hassen scheinen, als eine Liebe heucheln, auf Kosten der Freiheit, der Wahrheit, des Volkes.



Dieß war Deine Gesinnung, Deine Ansicht! Du konntest deßhalb als Mensch noch unendlich irren, konntest die Wahrheit verfehlen, und hast sie nicht selten verfehlt, Du hast vor lauter heiligem Weh, vor lauter Liebe zur Tugend, zur Freiheit, geschwärmt, getobt, gewüthet, aber Du zucktest das Schwert Deines Witzes immer nur in der Absicht, dem

---

sprüche menschlichen Seins und Denkens, und ihre Lösung, an alle Räthseln und Charaden des Lebens, an alle alte Märlein von Freuden, Klagen, Hochzeiten und großer Arbeit, wie im Niebelungenliede steht. Der Kirchhof ist der Ort, wo der Mensch, wenn er nicht ein Klotz ist, humoristisch wird, d. h. den Himmel mit der Erde, das Unendliche mit dem Endlichen, das Herrlichste mit dem Gemeinsten verbindet; der Kirchhof ist der Ort, wo einer spüren kann, ob er Gedanken in seinem Kopfe hat — und wer keine hat, der fahre lieber spazieren, besuche Concerts, sehe den Maskenball und rauche eine Cigarre. Der Kirchhof ist der Ort, wo der Mensch leise in den Schacht seines eigenen Gemüths hinabsteigt, wie der Bergmann mit dem Grubenlicht, wo er mit dem Schädel Yorik's spielt und dabei von dem Zweifel zerrissen wird; wo er über Alexander den Großen scherzt, dessen Leib ein Spundloch stopft, und dabei sein theuerstes Hoffen, seligstes Träumen, süßestes Erinnern, mit einem Wort, die Ophelia seines Herzens neben den zahllosen Todten um ihn her einsargt. Der Kirchhof ist der Ort, wo der Mensch größere Menschen, als er selbst ist, mit Füßen tritt, und eben darum die Qual erdulden muß, daß ihn „Gedanken nicht frei lassen.“ Père Lachaise ist aber der schönste Kirchhof in der Christenheit. Hier schlummern die Blüten von vier Jahrhunderten von dem herrlichen Baume Frankreich. Hier ruhen liebliche Frauen, die nicht blos Toilette, sondern auch Epoche machten; hier schlummern

Rechte, der Menschenwürde eine Gasse zu bahnen, ja, Du drangest in Dich selbst zerfleischend ein, beim Ausholen zu neuen Schlägen.

Du hast lange und emsig im Dienst gestanden Deines hohen Geistesahnen, hast fortgesetzt seine Fastenpredigten während der Menschheit Marterjahre, hast Deinem geliebten Jean Paul eine Nachrede gehalten, die schon allein Dir eine bringen wird, wenn unser Schmerz sich gedämpft. Du hast noch zuletzt den Völkerhaß in seine Ohnmacht zurückgewiesen, aber „Menzel der Franzosenfresser“ ist ein Stachel Deines Sarkasmus gewesen, den Du nicht mehr zurückziehen konntest.

Welch' eine Ader des Witzes, ihr Freunde, hat hier der Tod, ein zweiter Nero, angeschlagen, welch' einen Stoiker daran verbluten lassen! Deutschland wird noch manchen seiner Söhne senden, zu besuchen dieses Grab; Frankreich fühlt sich geschmeichelt durch das Glück einer dauernden Gastfreundschaft, solcher Asche geschenkt, und die Geschichte wird kein Gedächtniß haben für Verirrungen, für Gebrechen, welche durch strenge Rechtlichkeit, durch uneigennützige Bürgertreue, durch ungeheuchelte Menschenliebe übertroffen wurden. Lange wohl haben sich nicht lauterer Deismus und Republikanismus mit so ächtem Spartanersinne vereinigt. Der Witz selbst aber wird jetzt grämlich werden und Falten anlegen, aus Schmerz, daß einer seiner ausgelassensten Gespielen ein so ernstes Todten-Gesicht hat annehmen mögen!

Und nun schlummere sanft, Du alter, aufrichtiger Börne! Nacht und Tag schaukeln abwechselnd Deine Wiege, die Erde, im unendlichen Raum, und ziehen Dich groß zu freierem Leben, und Dir, der Du so oft den Königen zürntest, wird doch wohl sein beim König — der Könige! —

Und sie ließen hinabgleiten den Sarg, und Jeder warf ihm eine Handvoll Erde nach. Ach, es war französische Erde! — Aber — überall ist ja die Erde des Herrn! —

---

alte Weise, tiefe Denker, tapfere Connetables, herrliche Dichter, Prinzen, welche Könige hätten werden sollen, Royalisten, Republikaner; hier schlummert St.-Simonismus, Juste Milieu und Doctrin, Berg und Gironde, Hugenott und Papist; hier schlummert das Jahrhundert, welches die Sünde begangen, und Das, welches sie bestrafte; hier schlummert das siècle Louis XIV. und Louis XV., die Asche jenes Mannes, dem es Europa verdankt, daß es heute Friede ist. Friede! Ein schönes Wort. Auf Père Lachaise ist stiller, tiefer, ewiger Friede!

Börne*).

Dort, wo die große Buhlerin Paris
In der durchsicht'gen Hülle lüstern schimmert,
Dort hat man ihm den engen Sarg gezimmert
Ihn eingesperrt in's dumpfe Grabverließ,
Das Herz, so himmelweit und himmeloffen,
Vom bittern Pfeil des Hasses schwer getroffen.

Bei'm Père Lachaise vermodert sein Gebein;
So geht die Sage von dem großen Todten;
Und Frankreich muß dem deutschen Patrioten
Zum letzten Dienste seine Erde leih'n.
O Deutschland! Land der Füsten und Barone!
So reichlich lohnst Du Deinem frei'sten Sohne!

Du, arme Witwe, kannst ihm nicht einmal,
Dem Todten, die Begräbnißkosten zahlen;
Und doch starb er dahin, verzehrt von Qualen,
Die er gelitten nur ob Deiner Qual,
Er starb an Deinem Schmerz, an Deiner Schande,
Und liegt begraben in dem fremden Lande.

O reiß' die goldnen Lappen Dir vom Leib,
Und von den Armen Dir die goldnen Spangen,
Die Deine Fürstenschaar Dir umgehangen,
Die vierunddreißig Fürsten, armes Weib!
Bau' d'raus ein Denkmal ihm, den Du verkanntest,
Den Du, beseelt von blindem Haß, verbanntest,

Er war kein Timon, der vor Deinem Thor
Auf Dich hernieder rief des Himmels Flüche!
Er schenkte Dir nur heiße Segenssprüche.
Ein gottbegeisterter Prophet, verlor
Er nicht, trotz aller schmerzbewegten Klage,
Den Glauben an der Zukunft schön're Tage.

Und wie der Krater seine Flammen sprüht;
Es bebt das Land umher, das rettungslose,
Wenn dumpfer Donner tost in seinem Schooße,
Wenn hoch empor die Feuersäule glüht',
Wenn von der Lava heißem Arm umschlungen,
Die Erde selbst zerspalten und zersprungen:

---

*) Aus: Lieder der Gegenwart, 1842. Verfasser nicht genannt.

So sprühte er des Wortes Flammenhauch,
In seiner Seele tiefsten Schooß erschüttert,
Wenn seine blitzgefurchte Stirn gewittert,
Erbebt in seinen Tiefen Deutschland auch.
Man sah im Erdstoß seiner Gluthgedanken
Die morschen Kerker und Paläste wanken.

Zusammen schüttelt er den Bau,
Den Sitz geheimnißvoller Blutgerichte.
Da stieg empor zum Tage der Geschichte,
Zu des Jahrhunderts freier Heeresschau
So manche That der nachtumhüllten Mächte,
Der Tyrannei und ihrer Henkersknechte.

O Börne! Deiner Hoffnung goldne Frucht
Ward längst vom Baum der Freiheit abgeschüttelt;
Umsonst hast Du am Kerkerbau gerüttelt;
Man segnet wieder das, was Du geflucht.
Sieh' Deutschland wieder vor den Götzen beten,
Die Du zerstört und in den Staub getreten!

Doch nein! Des Erdenlebens bitt'rer Hohn
Soll Deines Grabes stille Ruh' nicht stören;
Es wird der Himmel Dein Gebet erhören,
Dein deutsches Volk, ach! den verlornen Sohn,
Heimführen in der Freiheit Vaterarme,
Daß heilend hier sein kaltes Herz erwarme.

Ihn, der von Träbern sich, von Trüffeln nährt,
Ein treuer, wohlbestellter Schweinehüter,
Der seinen allergnädigsten Gebieter
Mit unterthän'gem Handkuß knieend ehrt;
Der in zerlumpten Bettlerkleidern wandelt,
Und Leib und Seel' zum Knechtesdienst verhandelt!

Du lehrtest uns, zum heil'gen Weihaltar
Der ganzen Menschheit gläubig opfernd treten,
Und nicht ein Hallelujah schrei'n und beten,
Wenn eine heil'ge Kuh ein Kalb gebar,
Und will'gen Sinn, die Kälber und die Farren
Zum Thierdienst lassen den geweihten Narren.

Doch jetzt hat sich der Pöbel abgewandt
Von Deinen Lehren; und nur freie Geister
Seh'n freudig noch in Dir den Herrn und Meister,
Den uns der Gott der Zeit herabgesandt:
In Deinem Herzen wissen sie zu lesen,
Das Deiner Menschheit Golgatha gewesen.

Wir haben Dir gespien ins Angesicht;
Wir haben Dich gegeißelt und geschlagen;
Du hast Dein Kreuz zur Schädelstatt getragen;
Allein der Schmerz bezwang die Seele nicht:
Denn glorreich hebst Du stets, ein Gottprophete,
Dein sinnend Haupt empor zur Morgenröthe!

Ludwig Börne.*)

Wohl hat's der Männer schon gar viel gegeben,
Die auf der dornenvollen Freiheitsbahn
Im unermüdlich ernsten Vorwärtsstreben
Mit Wort und That manch kühnen Schritt gethan;
Doch keiner hat wohl je mit größerm Feuer,
Wie Börne einst, das freie Wort geführt;
Er! durch sein Wirken uns so theuer!
Dess' Bild wir heut mit Eichenlaub geziert.

Mit sinn'gem Ernste schaut er auf uns nieder,
Wie er ins Leben stets hinaus geschaut;
So kühn und fest, so heiter und so bieder,
Wie er am Freiheitstempel stets gebaut.
Obgleich in arger Knechtschaft er geboren,
Gedrückt vom christlich-dummen Heuchelschein,
Hatt' er ein Ziel, ein schönes sich erkoren,
Dran hielt er fest: Die Menschheit zu befrei'n.

Vom Vaterland verbannt, zurückgestoßen,
Von den Gesinnungsfreunden meist verkannt,
Geächtet von der Macht der fürstlich Großen,
Blieb dennoch treu er seinem Vaterland.
Selbst an der Franken gastlich freiem Heerde,
Schwang er begeistert noch der Fackel Gluth,
Griff selbst noch dort zum scharfen Geistesschwerte
Mit unerschüttert, echten deutschen Muth.

Weh' dem, dem er den Handschuh warf zur Fehde,
Selbst wenn er matt vom Kampf sich aufgerafft!
Nie war sein Wort ein hohl', ein leer' Gerede,
Das hatte Wucht, das hatte Mark und Kraft!
Das gibt uns heut' noch Kund von seinem Streben;
Das wetterte und krachte, wenn es traf!
Und immer traf's, nie ging sein Speer daneben!
Das schreckte oft selbst Deutschland aus dem Schlaf.

*) Zur Erinnerung an das Heine- und Börnefest im Bildungsverein für Arbeiter in Hamburg am 7. September 1856. Gewidmet von Jacob Audorf jun. Siehe auch Artikel: Heine.

Wo's immer galt, ein freies Wort zu sprechen.
Da war es Börne, der es kühn gethan;
Und wenn es galt, Ideen Bahn zu brechen,
Da stand er festen Muths, im Kampf voran.
So war er oft ein brausend Ungewitter, —
Und doch als Mensch so herzensgut und mild, —
Bis er zuletzt, ein treuer deutscher Ritter,
An seinen Wunden starb auf seinem Schild.

Und im Exil, fern von der Heimat, haben
Sie ihm ein Grab gebaut am Seinestrand.
Dort liegt sein Leib, doch nicht sein Geist begraben,
Den trug sein Genius ins Vaterland!
Und wie mit stillem, zauberhaftem Walten
Geht er jetzt um hier in der Geistesnacht;
Doch wird er mächtig sich zur That entfalten,
Wenn erst zur Freiheit jedes Herz erwacht!

Auch uns hast Du erweckt, Du braver Börne!
Wir danken Dir's und Deinem mächt'gen Ruf,
Daß heller strahlen schon der Freiheit Sterne.
Dir danken wir's Dir! der die Zeit uns schuf;
Die Zeit, wo schon das nächt'ge Dunkel schwindet,
Das noch bis jetzt des Volkes Geist umhüllt;
Wo schon das Morgenroth den Tag verkündet,
Dem jauchzend unser Herz entgegen schwillt!

O, schau' herab auf unser ernstes Streben,
So zuversichtlich, wie Du stets geblickt;
Du warst ja oft von Arbeitern umgeben,
Hast manche schwielenvolle Hand gedrückt.
Drum nimm ihn hin den Kranz der deutschen Eiche,
Mit dem wir dankbar heut Dein Bild geschmückt,
Wir schwören Dir's, nie von dem Ziel zu weichen,
Dem Du uns selbst so mächtig nah' gerückt!

Börne's Haus.

Es ist wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizei einst in seinen Paß schrieb, bitter gekränkt und gestachelt hätte, sich einst dafür zu rächen. Aber woran hat er sich gerächt?

Gutzkow.

Der Mainstadt enge Judengass'
Mit ihren Giebeln hoch und braun,
Mit ihrem Pflaster allzeit naß
Und ihren morgenländ'schen Frau'n.

Nur manchmal dringt ein Sonnenblitz,
Ein seltner Gast, in Dich hinein,
Als grüße er den Witwensitz
Von Rothschilds greisem Mütterlein.

Das sind die alten Buden meist,
Mit wirrem Trödel, buntem Mist,
Der Geist auch noch, der Schachergeist,
Der hier verdammt zu wandeln ist.

Die Gasse ist ein Schmerzenszug
In Juda's gramvollem Gesicht:
Ein übervoller Opferkrug,
Der vor des Altars Stufen bricht.

Doch da ein Klang, der stark und mild,
An's Herz und in die Seele schlägt:
An diesem Haus ein Marmorschild,
Das Ludwig Börne's Namen trägt.

Aus Deinen Bruderpforten, Jud'
Die schönste Segenswolke floß,
Die sich auf fremdem Grund entlud,
Bis rings die Saat in Halme schoß.

Sie hat mit tiefem Ton gegrollt,
Den Strahl geworfen in die Nacht;
Was sie getränkt, was sie gewollt,
Steht nun in voller Blüthenpracht.

Und sendet seinen besten Duft,
Und legt der Freiheit Frühlingslaub
In Père Lachaise auf Börne's Gruft,
Zum Gruße dem Prophetenstaub.

Feodor Löwe. *)

---

*) Siehe dessen: Lieder aus Frankfurt. (Seite 17—21.) Stuttgart. Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung 1850.

Chartier Alian galt für den Vater der französischen Beredtsamkeit: er redete so schön als er schrieb. Er blühte um das Jahr 1430. Margarethe von Schottland, erste Gemalin des Dauphins, nachher Ludwig XI., sah, als sie durch den Louvre ging, Alian schlafen, ging zu ihm hin und gab ihn einen Kuß. Als ihr Gefolge sein Erstaunen äußerte, daß sie einen so häßlichen Mann geküßt habe, sagte sie: „Ich habe den Mann ja nicht geküßt, sondern nur seinen Mund, von dem so viele bezaubernde Dinge ausgegangen sind.“

Celtes Conrad ist der erste von den deutschen Dichtern, den ein Kaiser (Friedrich III. auf der Burg zu Nürnberg) mit eigner Hand gekrönt hat, wie er selbst singt:

Primus ergo titulum gessi nomenque poetae,
Caesareis manibus laurea nexa mihi.

Wißt, das im deutschen Land,
Zuerst für deutschen Sang
Den Lorbeer' ich errang,
Den mir des Kaisers Hand,
Um meine Stirne schlang.

Cervantes. Veranlassung zu dem classischen Werke „Don Quixote“ war folgende: In den Verrichtungen seines Amtes mußte Cervantes durch die Provinz La Mancha reisen, wo er auf einem Dorfe Händel bekam, bei denen er von den Einwohnern mißhandelt und ins Gefängniß geworfen wurde, worin er den Anfang seines Romans arbeitete. Der Ort hieß Argamesilla. Ohne ihn zu nennen, machte ihn Cervantes zum Geburtsorte seines abenteuerlichen Ritters, und gab den dadurch den Bewohnern der Provinz eine Unsterblichkeit, die als Belohnung für die bei ihnen gefundene Aufnahme unstreitig die beste Rache war, die er nehmen konnte.

— Cervantes. Eines Tages befand sich Philipp III., König von Spanien, auf einem Balkon seines Palastes Escurial und betrachtete neugierig einen jungen spanischen Studenten, der in der Sonne saß und laut

lachend in einem Buche las. Je weiter der Student im Lesen kam, um so größer wurde seine Heiterkeit, die endlich den Grad erreichte, daß er das Buch aus den Händen fallen ließ und sich in ausgelassener Lachlust auf der Erde wälzte. Philipp III. wendete sich darauf zu seinen Höflingen und sagte: „der junge Mensch ist entweder närrisch oder er liest den Don Quixote.“ Ein Soldat von der Garde hob das Buch auf, und man fand, daß der junge Student keineswegs närrisch war, denn das Buch war wirklich Don Quixote. Während dies bei dem Escurial geschah, fand ein traurigere Scene in einem armseligen Hause in einer kleinen Straße von Madrid statt. Ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit bereits weißem Barte und vom Schmerz und Elend abgemagertem Gesichte, lag auf einer dünnen Matratze. Der Kranke stützte sich zur Hälfte auf einen verstümmelten Arm und dictirte mit erloschener Stimme einen Brief des letzten Abschieds und des letzten Dankes an den Grafen von Lermas, der ihm eine kleine Unterstützung geschickt hatte. Den andern Tag kam ein kleiner ärmlicher Trauerzug aus diesem Hause, und wenn ein Vorübergehender nach dem Namen des Verstorbenen gefragt hätte, würde man ihm geantworeet haben: dieser Mann war ein armer Schriftsteller, dessen Leben mitten unter Leiden aller Art verging. Die Armuth nöthigte ihn, Bedienter und dann Soldat zu werden. In der Schlacht von Lepanto verwundet, fiel er Seeräubern in die Hände und blieb fünf ganze Jahre gefangen in einem schrecklichen Sclavenkerker. Als er nach Spanien zurückkam, erhielt er ein bescheidenes Amt bei der Steuer, das er aber nicht lange behauptete, denn er wurde fälschlich angeklagt und sah den Kerker nochmals sich vor ihm öffnen. In diesen Jahren des Elends wurde er Schriftsteller, und erhielt einige seltene Unterstützung, die nur grade den Hungertod von ihm abhielt. Jetzt hat der Tod die Leiden des Unglücklichen geendet. Er war der Verfasser des Don Quixote — Miguel Cervantes Saavedrä.

Conring war sehr klein und unansehnlich, welches zu folgendem lustigen Zufalle Gelegenheit gab. Die Königin Christina ließ ihn nach Schweden kommen, obgleich er nicht Lust hatte, an ihrem Hofe zu bleiben; sie ließ ihn zur ersten Audienz, die sie ihm geben wollte, in ihrem eigenen Wagen mit sechs Pferden abholen. Conring, der den Kutscher vor seinem Hause lange warten ließ, erregte den Unwillen dieses Mannes, der mit seinen Schmähungen indeß noch zurückhielt, weil er einen sehr vornehmen und ansehnlichen Mann abzuholen vermeinte. Da nun aber der kleine und verwachsene Conring, in einer nichts weniger als prächtigen Kleidung, sich in den Wagen setzte, hätte ihn der Kutscher mit Scheltworten lieber wieder hinaus gejagt, weil er nicht begreifen konnte,

daß derselbe Mann von solcher Wichtigkeit sei, auf welchen ein Kutscher mit sechs Pferden eine ganze Stunde warten müßte.

— Conring. Sein Gedächtniß war so glücklich, daß er nie etwas vergaß oder aufschrieb; man nannte ihn daher, seiner erstaunlichen Belesenheit wegen, eine lebende Bibliothek.

— Conring. In einem lateinischen Gedichte hatte Conring einst vier Silben zu viel in einen Vers gebracht, und als man darüber spottete und ihn deswegen zur Rede stellte, gab er zur Antwort: „Der Vers, meine Herren, muß desto schneller laufen, weil er ein Paar Füße mehr hat, als andere".

— Conring ließ seiner Geliebten die Wahl, ob sie einen Doctor der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit oder der Medicin haben wollte, sie wählte das letztere und Conring ward nun Doctor der Arznei-Gelehrsamkeit.

Corneille Pierre. Corneille hatte sich der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet, aber eine unvermuthete Wendung seines Lebens erweckte in ihm das dichterische Genie, und zwar war es die Liebe, welche dies in ihm hervorrief. Einer seiner Freunde, der sich in eine gewisse Dame zu Rouen verliebte, nahm Corneille mit zu derselben, aber der neue Ankömmling gefiel dem Frauenzimmer besser, als der, der ihn mitgebracht hatte. Diese Begebenheit erweckte in Corneille ein Talent, dessen er bisher sich unbewußt war, und er verfertigte über diese Begebenheit seine erste Comödie.

— Corneille verheiratete sich auf folgende Weise: Er erschien eines Tages vor dem Cardinal Richelieu, mehr als je in Gedanken vertieft, so daß ihn der Cardinal fragte, ob er beständig arbeite? Corneille antwortete, daß er der zur Arbeit nöthigen Ruhe zu sehr entbehre, indem die Liebe den Geist verwüste. Der Cardinal forderte ihn auf, sich deutlicher zu erklären, und Corneille sagte ihm, daß er sich in eine Tochter des Generallieutenants d'Andely verliebt habe, die ihm aber der Vater nicht geben wolle. Der Cardinal ließ hierauf den Vater zu sich nach Paris kommen. Der Berufene kam mit Zittern und Beben über den unerwarteten Befehl, ging aber wieder sehr vergnügt fort, da es weiter nichts betraf, als seine Tochter einem Manne zu geben, der in solchem Ansehen stand. — Die Hochzeit fand bald darauf zu Rouen Statt.

— Corneille schrieb das Stück: „Die verlorene und wiedergefundene Gelegenheit". — Dieses Stück kam dem Kanzler Séguier in die Hände; er ließ Corneille zu sich rufen und sagte ihm, daß er durch dieses Stück großes Aergerniß verursacht, und den Verdacht wider

sich erregt habe, daß er ein liederlicher Mensch sei; er möge ihm nun das Gegentheil davon beweisen, und mit ihm zur Beichte gehen. Es wurde der Tag bestimmt, wann es geschehen sollte, und Corneille stellte sich ein. Der Pater Paulin, vom Franciscaner-Orden, gab ihm zur Buße ein Stück von der Nachfolge Christi in Verse zu übersetzen. Dieses soll nach Charpentier der Ursprung dieser Uebersetzung sein *)

— Corneille. Der Abt d'Aubignac berichtet, daß Corneille einer seiner Tragödien dem Collet vorgelesen habe. Dieser, ein so schlechter Poet er auch war, verwarf viele Verse als hart, dunkel und schlecht construirt. Corneille räumte ihm dies ein, aber ohne die getadelten Verse zu verbessern, weil sie, wie er sagte, den andern gleich bezahlt würden.

— Corneille sprach wenig, selbst über Sachen, die er vollkommen verstand, und wenn man ihm vorwarf, daß er in Gesellschaft ein wenig zu träge sei, antwortete er: „Ich bin deswegen nicht weniger Pierre Corneille.

— Corneille genoß bei Lebzeiten schon als großer Dichter die vorzüglichste Ehre. Er hatte seinen besondern Platz auf dem Theater. Wenn er kam, standen alle aus Hochachtung vor ihm auf, und das Parterre klatschte in die Hände.

— Corneille. Baron sollte den Domitian in Titus und Berenice von Corneille spielen. Als er seine Rolle studierte, fand er vier Verse, die ihm dunkel waren. Er ging zu Moliere, bei dem er wohnte, und bat ihn, sie ihm zu erklären. Moliere überlas die Verse, und verstand sie auch nicht. „Aber warten Sie, sagte er zu Baron, Corneille ißt diesen Abend bei uns: er selbst soll sie uns dollmetschen." — Kaum war Corneille ins Zimmer getreten, als ihn der junge Baron, seiner Gewohnheit nach, um den Hals fiel, und ihn um die Erklärung der vier schweren Verse bat. Corneille überlas die Verse mehr als einmal. Endlich fing er an: „Ich verstehe die Verse selbst nicht; aber sagen Sie sie nur her; Mancher wird sie nicht verstehen, und doch bewundern!"

— Corneille. Nie ist ein Stück mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden, als der „Cid". Fontenelli sagt: „Ich erinnere mich, einen Officier und einen Mathematiker gefunden zu haben, die von allen Comödien in der Welt, weiter keine als den „Cid" kannten. Die große Unwissenheit in dieser Beziehung hatte ihnen doch nicht den Namen eines „Cid" ganz verbergen können." Corneille besaß von diesem Stücke

*) Viele französische Schriftsteller sind anderer Meinung und legen dieser Uebersetzung eine andere Ursache zu Grunde.

Uebersetzungen in allen europäischen Sprachen, die slavonische und türkische ausgenommen. Man ließ den „Cid" von den Kindern in der Schule auswendig lernen, und in verschiedenen Provinzen wurde es zum Sprichwort: „Das ist schön, wie der „Cid"! — Der Cardinal Richelieu wollte gern für den Verfasser dieses Stücks gelten; aber Corneille liebte die Ehre mehr als das Geld, und räumte es ihm nicht ein.

— Corneille. Als Corneille die „Horazier" herausgab, lief das Gerücht, daß man dieses Stück untersuchen, und ein Urtheil darüber fällen würde. „Horazio", sagte Corneille, ward von den Decemvirn verurtheilt, aber vom Volke losgesprochen.

— Corneille. Die Tragödie „Cinna" hatte auf das Herz Ludwigs XIV. einen Eindruck gemacht, der dem großen Dichter sehr zur Ehre gereicht. Es ist bekannt, daß damals der Ritter de Rohan sich wider den Staat verschworen hatte und der König ihm keine Gnade widerfahren lassen wollte. Dieser große Fürst sah den Tag vorher, an welchem das Urtheil an dem Ritter vollzogen werden sollte, den „Cinna" vorstellen, und ward so gerührt von der Tragödie, daß er selbst gestand, man hätte Alles für den Verurtheilten bei ihm erhalten können, wenn man sich diesen Augenblick zu Nutzen gemacht und für ihn gebeten hätte.

— Corneille wollte seinen „Cinna" dem Cardinal Mazarin zueignen; da er aber erfuhr, daß ihm dieser Minister nichts dafür geben würde, so schrieb er die Zuneigung dem Herrn von Montoron zu, von welchem er 1000 Pistolen erhielt. Man hat seit diesem Vorfall immer die gewinnsüchtigen Zueignungsschriften in Frankreich „Briefe auf montoronische Art" *) genannt.

— Corneille selbst schreibt, daß, wenn man das schönste von seinen Stücken haben wolle, man nur zwischen „Redogine" und dem „Cinna" wählen müsse; wer aber ferner mit ihm davon sprach, konnte leicht errathen, daß er selbst den „Redogine" den Vorzug gab.

— Corneille. Abt Pelegrin sagt: „Heraclius müsse alle Tragödienschreiber zur Verzweiflung bringen, und Boileau nannte diese Tragödie ein Räthsel. **)

— Corneille. Turenne, der große Feldherr, sah den „Sertorius" und rief bei mehreren Stellen: „Wo hat Corneille die Kriegskunst erlernt?"

— Corneille. Der Marschall von Gramont sagt bei Gelegenheit des „Otto", daß Corneille das Handbuch der Könige sein sollte;

---

*) Epitres à la montoron.
**) Logogryphe.

und von Louvois meinte, daß das Parterre von lauter Staatsministern besetzt sein müsse, wenn dieses Stück beurtheilt werden sollte.

— Corneille hatte Ursache, mit dem Cardinal Richelieu zufrieden zu sein, und auch, sich über ihn zu beschweren. Er machte daher beim Tode dieses Ministers folgende Verse:

> Qu'an parle ou mal du fameux Cardinal,
> Ma prose ni mes vers n'en diront jamais rien.
> Il m'a fait trop de bien pour en dire du mal;
> Il m'a fait trop du mal pour en dire du bien. *)

— Corneille, mit Lorbeeren bedeckt, wollte doch nicht glauben, daß es Zeit sei, aufzuhören, und nahm die zwei Verse in dem Lehrgedichte von der Poesie sehr übel auf:

> Que Corneille pour lui ranimant son audace;
> Sot encore le corneille et du Cid et Horace. **)

— Corneille. Fünf oder sechs Jahre vor seinem Tode äußerte Corneille zu Chevrau: Ich habe vom Theater Abschied genommen, denn meine Poesie ist mit meinen Zähnen verloren gegangen.

— Corneille sagt im „Cid", indem er von Don Diego redet: Ses rides sur son front ont gravé ses exploits. (Die Runzeln haben seine Thaten auf seine Stirn gegraben.) Racine sagt in dem „Advocaten vor Gericht" eben dieses mit einer kleinen Veränderung von einem Gerichtsdiener. Corneille fühlte sich dadurch sehr beleidigt und äußerte: „Was, ein junger Mensch darf sich erdreisten, die schönsten Verse anderer Leute zu lächerlichen Dingen zu gebrauchen?"

Corneille, Thomas. Als Corneille in der rhetorischen Classe war, machte er in italienischen Versen ein Stück, welches des Regenten Wohlgefallen in so hohem Grade sich erwarb, daß er es als seine Arbeit annahm und es anstatt des Stückes brauchte, das die Schüler alle Jahre vorstellen und um den Preis streiten mußten.

— Peter und Thomas Corneille hatten zwei Schwestern geheirathet, die im Alter um eben so viele Jahre von einander verschieden waren, als die beiden Brüder. Es hatte eine so viele Kinder als die

*) Man mag Gutes oder Böses von dem berühmten Cardinal sprechen, meine Prosa und meine Verse sollen nie etwas davon sagen. Er hat mir zu viel Gutes gethan, um Böses von ihm zu reden; er hat mir aber auch zu viel Böses gethan, um Gutes von ihm zu sprechen.

**) Corneille nehme seine ganze Kühnheit zusammen, und sei noch einmal der Corneile des „Cid" und der „Horazier."

andere. Sie bewohnten beide nur ein Haus und hatten nur einen Bedienten. Nach einer 25jährigen Ehe hatten die beiden Brüder noch nicht das Vermögen ihrer Frauen zu theilen begehrt; es bestand in liegenden Gründen, die in der Normandie lagen, woher diese eben sowohl als jene gebürtig waren. Die Theilung geschah erst dann, als Peter Corneille todt war, wo sie nicht länger verschoben werden konnte.

— Corneille's Trauerspiele gefielen ungemein und machten stets überfüllte Häuser. „Timokrates“ wurde achtzig Male dargestellt. Der Zulauf war beständig außerordentlich und die Darsteller mußten ohne Aufhören das nämliche Stück wiederholen. Endlich wurden die Schauspieler dessen überdrüssig und einer derselben trat eines Abends hervor und sprach von der Bühne zu den Zuschauern: „Meine Herren, Sie werden gar nicht müde, den „Timokrates“ zu sehen, wir aber sind müde, ihn länger vorzustellen. Wir sind in Gefahr, unsere anderen Stücke zu vergessen, erlauben Sie demnach, daß wir ihn nicht wieder aufführen.“

— Corneille. Das Trauerspiel „Ariana“, welches Corneille am meisten liebte, hatte er in dem kurzen Zeitraum von siebzehn Tagen geschrieben, und den „Graf Essex“ hat er in weniger als vierzig Tagen vollendet.

— Corneille. Boileau rief eines Tages aus: „Ach! armer Thomas, deine Verse, mit den Versen deines älteren Bruders verglichen, zeigen deutlich, daß du nur ein Muttersöhnchen aus der Normandie bist.“

Crebillon, der unter den französischen Tragikern einen ehrenvollen Platz einnimmt, und was Energie betrifft, unstreitig über Voltaire steht, arbeitete an einem seiner Kraftstücke, den „Rhadamiste“. Der Dichter sucht, wenn er seine Lippen zum Gesang öffnet, schöne Natur und Einsamkeit. Er flieht, gleich der Nachtigall, jedes Geräusch, obgleich er, wie diese, auch gern gehört sein will. Crebillon hatte von dem im königlichen Garten wohnenden berühmten Anatomen Duverney den Schlüssel zu den innern unbesuchten Gehegen erbeten, um ganz ungestört den Eingebungen seiner Muse folgen zu können. Er glaubte sich allein und unbemerkt, und ließ sich daher ohne Zwang vom Strom seiner Gefühle hinreißen. In seiner poetischen Begeisterung vergaß er sich selbst, zog, heiß von innerer Gluth, sein Kleid aus, wandelte bald langsam, bald schnell auf und ab, setzte sich, sprang dann, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, empor, schlug sich, das Gesicht convulsivisch verziehend, heftig vor die Brust, spreizte die Arme aus einander, als wollte er etwas umfangen, legte sie, wieder stillstehend und sinnend, zusammen,

hob die Augen freudefunkelnd gen Himmel und senkte sie dann wieder thränenvoll zur Erde, murmelte unzusammenhängende, unverständliche Laute, und stieß dann ein lautes, furchtbares Geschrei aus; kurz, er fühlte und handelte ganz wie die Personen, die seine entflammte Phantasie sich bildete. Der Gärtner, der ihn zufällig dabei überraschte und ihn nicht kannte, glaubte einen Wahnsinnigen, einen Unglücklichen, den sein böses Gewissen verfolge, vor sich zu sehen, und eilte zu Duverney, um ihm den Vorfall zu melden. Dieser lief sogleich hinzu, erkannte in dem vermeintlichen Wahnsinnigen lachend seinen begeisterten Freund, und entfernte sich still und unbemerkt, um ihn nicht aus seinen schönen Träumen zu wecken.

— Crebillon. Der Schauspieler Legrand parodirte mehrere Theaterstücke, und brachte sie auf die Bühne. Als er einige Verse der Tragödie „Rhadamiste" parodirt hatte, suchte ihn der Verfasser, Crebillon, im Schauspielhause auf, faßte ihn unsanft bei der Brust, und deklamirte folgendes Impromptu:

Mauvais auteur des parodies,
Legrand! laissez mes vers en paix,
C'est bien assez masquer mes tragédies,
Que d'y jouer, comme tu fais.

(O, Stümper in der Kunst zu parodiren,
Legrand! laß' meine Vers' in Ruh,
In meinen Trauerspielen pflegest Du
Sie sattsam schon zu scandaliren,
Sieht man Dir auf der Bühne zu.)

— Crebillon. Als Voltaire seinen „Orest" wollte aufführen lassen, ging er zu Crebillon, der bekanntlich eine „Elektra" geschrieben hat, und entschuldigte sich wegen der Uebereinstimmung ihrer Stoffe. „Ich wünsche," versetzte Crebillon, „daß Ihnen der Bruder eben so viel Ehre mache, als mir die Schwester."

— Crebillon bekam ein hitziges Fieber, während er am „Katalina" arbeitete. Sein Arzt, ein frommer Mann, wie es scheint, entdeckte ihm, es sei Gefahr vorhanden und bat sich, im Falle er stürbe, die fertigen Akte des Trauerspiels, als ein Vermächtniß aus. Crebillon antwortete mit dem Verse aus „Rhadamiste": „Ah! doit on hériter de ceux qu'on assassine. — Die man gemordet hat, ist's Recht, die zu beerben?

Condamine befand sich eines Morgens bei der hübschen und muntern Marquise von M... Sie saß, im reizendsten Morgen-Negligée, an

einem kleinen Arbeitstisch und Condamine stand ihr gegenüber. Condamine's Unterhaltung war für sie ziemlich trocken, und da er sich aber immer ihr mehr näherte und gänzlich verstummte, so sagte sie scherzhaft zu ihm: „Ich glaube, es gibt keinen galanten Mathematiker auf der ganzen Welt." „Verzeihen Sie, gnädige Frau, dem muß ich widersprechen." „Beweisen Sie mir das Gegentheil." Condamine näherte sich der Marquise noch etwas mehr, sah sie einige Minuten mit unverwandten Blicken an und sagte darauf: „Gnädige Frau! es fehlen nur zwei Schuh und vier Zoll, — so wär' ich der Glücklichste aller Sterblichen."

Collé. Zu Anfang der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte eine junge hübsche und geistreiche Wittwe in Paris in einer sehr bigotten Familie. Sie äußerte gegen letztere oft im Ton der Drohung, daß sie ebenfalls allen Eitelkeiten der Welt entsagen und sich gänzlich andächtigen Bußübungen widmen wolle, aber dabei blieb es auch. Dies veranlaßte einige ihrer Verwandten, ihr zu ihrem Geburtstage nachstehende Geschenke zu überschicken. Einen Strauß von Stechpalmen, Disteln und Dornen, in der Mitte eine Rose; eine Schachtel, in welcher sich verschiedene Pakete befanden, letztere hatten nachstehende Ueberschriften: ein härenes Hemde und eine Schminkbüchse; ein Paar Arm- und Strumpfbänder mit eisernen Stacheln, vier Paar Handschuhe, um die Haut rein und weich zu erhalten; ein Bußkleid und ein Schönheitwasser, Jungfermilch genannt; eine kleine Haube mit eisernen Spitzen und eine andere mit brüsseler Kanten. Ein Herz, umgeben von ehernen Stacheln, und eine Büchse mit Schwarz, um die Augenbraunen zu färben.

Der Dichter Collé hatte dazu nachstehende Verse gemacht.

Alle in der Schachtel befindlichen Sachen waren überdies noch in einen großen Bogen weißen Papieres gewickelt, worauf geschrieben stand:

Babet, recevez ce bouquet,
Moitié saint et moitié coquet

(Empfange diesen Strauß, Babette,
Halb Heilige und halb Kokette.)

Hier folgen die erwähnten Verse:

Sainte et mondaine Elisabeth,
Qui n'en êtes qu'à l'alphabet
D'une dévotion profonde,
Et des voluptés de ce monde;
De votre savoir imparfait
Et de votre inexpérience
Dans l'une et l'autre science,
Dieu ni diable n'est satisfait.

Décidéz-vous donc tout-à-fait;
Devenez tout-à-fait pieuse,
Ou tout-à-fait voluptueuse;
Qui veulez-vous décidément,
D'un confesseur ou d'un amant?
Est-ce l'amour ou ses délices
Que vous préférez aux cilices?

Pour les cilices penchez-vous?
Voyez qui peut le plus vous plaire,
Des traits d'amour, ou de la haire,
D'un coeur armé de petits clous,
Ou d'un coeur et sensible et tendre,
Qui se prend et qui saint nous prendre,
Et fait naitre en nous le désir,
Le sentiment et le plaisir?

Aimez-vous mieux des disciplines?
En voici la corde et le fer;
Et qui, selon maintes béguines,
Vous garantiront de l'enfer.
Mais je vous vois déterminée;
Avec des appas si touchans,
Et tant d'esprit, vous êtes née
Pour être joliment damnée
Et pour dammer beaucoup de gens.

Vous en rappelez peut-être,
Et peut-être dans quarante ans
Ferez-vous revenir le prêtre;
Mais vous avez encor du temps.
Et sur la fin de votre course,
Quand vous verrez la mort de près,
Vous aurez encor la ressource
De vous sauver par les Marais.

Man hat davon folgende freie Nachahmung versucht:

Elisabeth, Du Heilige
Und Kind der Welt im bessern Sinne,
Noch hast Du nicht das A B C
Der Frömmigkeit zerknirschter Sünder inne,
Noch kennst Du nicht die Sinnlichkeit
Und ihr zweideutiges Vergnügen;
Dein halbes Wissen, Deine Unerfahrenheit
Kann weder Gott, noch auch dem Vater aller Lügen,
Dem Höllenfürsten ganz genügen.

Du hast die Wahl, noch ist es Zeit,
Du magst Dich frank und frei entscheiden;
Weih' Dich nun ganz der Frömmigkeit,

Ergib Dich ganz der Wollust Freuden;
Ein Beicht'ger hier und ein Liebhaber dort,
Wem gibst den Vorzug Du von Beiden?
Der Liebe süßem Schmeichelwort,
Und ihrem sanften Blumenbande,
Wie, oder einem Bußgewande?

Zum Letztern neigest Du Dich itzt? —
Erwäg' es wohl, was kann Dich mehr ergötzen,
Wenn Amors Pfeile Dich verletzen,
Wenn Dich ein härnes Bußkleid ritzt? —
Was würdest Du wohl höher schätzen,
Ein Herz, mit Nägeln scharf bespickt,
Rundum beschirmt von ehrnen Waffen;
Wie, oder eins, das weichgeschaffen
Sich selbst und andere bestrickt,
Der Sehnsucht Gluth in uns entzündet,
Gefühle weckt und Lust verkündet?

Ziehst Fleischeskreuzigung Du vor,
So kann ich hier Dir Strick und Eisen
Als sehr bewährte Mittel weisen;
Sie schützen für der Hölle Thor,
Wie die Betschwestern uns beweisen;
Doch ich fühl' inneren Beruf,
Weil es noch Zeit, Dich zu belehren,
Da die Natur Dich, gleich Cytheren,
Voll namenloser Anmuth schuf,
Der Erde Wonnen zu vermehren;
Und da Dir einer Sappho Geist verliehn,
Zu der verdammten Zahl auch zu gehören,
Und Viele zur Verdammniß fortzuziehn.

Vielleicht rufst Du dereinst nach Jahren
Den Beichtiger und wählst ein härnes Kleid, —
Nach vierzig ist dazu noch immer Zeit, —
Du kannst es bis zur Sterbestunde sparen;
Wenn dann der Tod sich mit der Hippe naht,
Kannst Du, die Angst des Zweifels zu zernichten,
Auf diesen schmalen, blumenlosen Pfad
Zu Deiner Rettung dann Dich flüchten.

— Collé. Der Dichter Collé, der in einem Briefe, geschrieben im November 1757, diese Anekdote erzählt, bemerkt dabei:

„Diese junge Witwe führte übrigens einen durchaus unbescholtenen „Lebenswandel, und war — etwas sehr seltenes in Frankreich — in der „That tugendhaft. Sie war, bei Ueberreichung dieses Angebindes aber „keinen Augenblick in der Wahl unschlüssig; sie nahm die Schminkbüchse

„und die Augenbraunschwärze, und machte, in Gegenwart derjenigen, „die ihr mit diesen sowohl, als mit den andern zuvor verzeichneten Sachen „ein Geschenk gemacht hatten, von beiden sogleich Gebrauch."

— Collé schrieb keine Comödie mehr, nachdem sein Stück: Partie de chasse de Henri IV. mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden war. Wenn man ihn mit Bitten bestürmte, die Schaubühne mit neuen Stücken zu bereichern, sagte er nichts weiter als: „Ich will vor Nacht ausspannen!"

Claudius. Während seines Aufenthaltes in Thüringen besuchte Claudius einst eine Dorfkirche, wo eine Messe mit Fugen aufgeführt wurde. Er wunderte sich über die Präcision der Musiker und ihre Taktfestigkeit, und bat den Schulmeister, ihm zu erlauben, daß er die Orgel spielen dürfe. Nun bot Claudius Alles auf, die Musikanten aus dem Takt zu bringen, die jedoch augenblicklich ihren Schulmeister vermißten, um so aufmerksamer auf ihre Noten blickten, und nur bisweilen mit einem verächtlichen Lächeln nach dem neuen Orgelspieler schielten. Als Alles vorüber war, fragte Claudius einen alten Mann, der die erste Violine gespielt, wie sie so taktfest geworden wären. „Durch das Dreschen," antwortete dieser; „wenn Zwei dreschen, geht es im $^2/_4$ Takt; unter Dreien im $^3/_4$ oder $^3/_8$ Takt; unter Vieren im $^4/_4$, unter Sechsen im $^6/_4$ oder $^6/_8$ Takt, und wenn auch einmal," fügte er lächelnd hinzu: „ein Flegel nicht richtig einfällt, so lassen wir uns doch nicht irre machen."

— Claudius. „Ich bin der Wandsbecker Bote!" sagte Claudius, als er in Berlin in das Zimmer des als Sonderling bekannten Dichters G. W. Burmann trat. Dieser warf sich vor Freude zu Boden und wälzte sich um den Tisch. Claudius that das Gleiche und kollerte ihm nach. Erst nachdem sie die Runde um den Tisch ein paarmal vollendet, sanken die beiden Schöngeister einander in die Arme.

— Claudius gibt in seinen Werken, Thl. 3 S. 28 folgende Nachricht vom Genie:

Ein Fuchs traf einen Esel an,
Herr Esel, sprach er, Jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann.
Das wäre! fing der Esel an,
Hab' doch nichts närrisches gethan?

Chamfort pflegte zu sagen: „Wenn Prinzen-Erzieher behaupten, daß sie ihren Zöglingen eine gute Erziehung geben wollen, nachdem sie sich alle Förmlichkeiten einer herabwürdigenden Etikette unterworfen haben, so kommt es mir vor, als wenn ein Rechenmeister seinen Schüler zu einem

großen Rechenkünstler machen will, nachdem er ihm erlaubt hat, anzunehmen, daß zweimahl drei acht sind."

— Chamfort. In einer Gesellschaft kam das Gespräch auf Wünsche. Jeder sagte seinen Wunsch. — Was wünschen Sie denn? fragte man Chamfort. „Ich? — den Bösen Faulheit und den Narren die Kunst zu schweigen."

— Chamfort. Von einem Chevalier von T., welcher mehr den Wüstling in Worten als mit der That machte, sagte Chamfort; er stellt sich nur so schlecht, um sein Glück bei den Damen zu machen."

— Chamfort. Von der französischen Nationalversammlung im Jahre 1789 sagte Chamfort: sie haben nur ein altes Gebäude umgerissen, nicht um ein bequemes und dauerhafteres neu aufzuführen, sondern nur um sich die Baumaterialien zu ihrem Privatvortheil zuzueignen.

— Chamfort. Der Abbé Freguier verlor einen Proceß, der zwanzig Jahre gedauert hatte. Man machte ihn darauf aufmerksam, wie er alle Ursache habe, sich zu beruhigen, wenn auch die Entscheidung zu seinem Nachtheil ausgefallen sei. „Was müssen Sie nicht zwanzig Jahre über für Sorge gehabt haben?" — „Nichts weniger als das," versetzte er: „ich habe ihn alle Abend gewonnen." — — Als man die Anecdote Chamfort erzählte, sagte er: „darin liegt ein tiefer Sinn, man kann ihn auf alles anwenden. Er erklärt es, wie man eine Kokette lieben kann. Sie läßt Einen den Proceß sechs Monate lang gewinnen, bis endlich der Tag kommt, wo sie das Erkenntniß publicirt, daß er verloren ist."

— Chamfort gab einen jungen Mann bei seinem Eintritt in die Welt folgende Lebensregel: „Auf zwei Dinge müssen Sie sich gefaßt machen, wenn Ihnen das Leben nicht unerträglich werden soll. Auf das Ungemach der Jahre, und auf die Ungerechtigkeit der Menschen.

— Chamfort. Es sagte Jemand: die Vorsehung ist eigentlich der Taufnahme des Zufalls. „Nein," versetzte Chamfort: Zufall ist der Ekelname der Vorsehung."

— Chamfort. Hippel hat die Philosophie so definirt: sie ist eine gründliche Kenntniß von dem, was wir nicht wissen. Chamfort definirte einen Philosophen folgendermaßen: Es ist ein Mensch, der die Natur dem Gesetz, die Vernunft dem Herkommen, sein Gewissen der Meinung und sein Urtheil dem Irrthum entgegensetzt.

— Chamfort. Man beschwerte sich einst in einer Gesellschaft über einen Mann, der beständig Sarkasmen sagte. — „Wenn man den Spott und Witz in ihren Vorrechten beschränken und sie verbannen will," sagte Chamfort, so zieh' ich mich Morgen aus dem gesellschaftlichen

Leben zurück. Durch Beide führt man eine Art von Zweikampf ohne Blutvergießen und sie machen, wie das Duell, die Menschen behutsamer und artiger."

— Chamfort. „Man entschuldigt gewöhnlich die abgeschmacktesten Gebräuche, die lächerlichste Etikette und die widersinnigsten Moden," pflegte Chamfort zu sagen, „damit, daß man vorgibt: es ist so Sitte. Wenn ein Europäer einen Hottentotten fragte: Warum eßt Ihr Heuschrecken? warum das Ungeziefer, von Eurem Leibe? so kann man mit eben dem Rechte antworten: es ist so Sitte."

— Chamfort. Rhuilieres sagte eines Tages mit Zerknirschung zu Chamfort: „Man schuldigt mich an, eine Menge Bosheiten verübt zu haben, und doch habe ich nur eine begangen!" — „Wann wird sie aufhören?" fragte Chamfort.

— Chamfort. Den alles mißachtenden Geist Suard's bezeichnete Chamfort mit einem Zuge: „Der Geschmack dieses Mannes ist der Ungeschmack."

— Chamfort. Als man Ducis das Ordensband des heiligen Michael antrug und dieser Chamfort fragte, ob er etwas Unpassendes in dessen Annahme finde, antwortete Chamfort: „Ich finde nichts darin, als daß Du genöthigt sein wirst, ihn zu tragen."

— Chamfort. Lebrun, der so stolz auf seinen literarischen Ruhm war, daß er sich sehr bescheidener Weise den französischen Pindar nannte und stets von seinem Genie sprach, hatte die lächerliche Angewohnheit, nie auszugehen, ohne ein Manuscript in der Tasche mitzunehmen. Chamfort sagte von ihm; „Lebrun glaubt, es sei mit den Versen, wie mit den Datteln, diese werden besser, wenn sie eingepackt werden."

— Chamfort. Wer Wohlthaten spendet, macht Undankbare! sagte Jemand. „Sehr natürlich!" versetzte Chamfort: „Das Gefühl, das die meisten Menschen für einen Wohlthäter hegen, ist dem ähnlich, welches man für einen Zahnarzt hat. Man läugnet nicht, daß er geholfen und von einem Uebel frei gemacht hat, aber man erinnert sich immer noch der Schmerzen beim Ausreißen."

Chateaubriand. Während seines Aufenthaltes auf der Schule Dol besuchte Chateaubriand, damals zwölf Jahre alt, eines Tages nebst seinen Mitschülern, unter Aufsicht eines Lehrers, des Abbé Egault, das Seminarium Eudistis. Es war ihnen bei ihren Spielen die größte Freiheit gestattet und nur das Klettern ausdrücklich verboten. An einem Grasplatze angelangt, wo sich der Lehrer entfernte, um in der Nähe sein Gebet zu verrichten, erspäheten die Knaben auf einer hohen Ulme, die am Wege stand, ein Elsternnest. Sogleich war in Allen der Wunsch

rege, sich den Inhalt des Nestes anzueignen. Wer aber sollte den Baum erklimmen? Das Verbot war strenge, der Lehrer in der Nähe. Nach vielem Hin- und Herrathen entschloß sich Chateaubriand dazu, der im Klettern seines Gleichen suchte. Er hatte das Ziel seiner Anstrengung bald erreicht, und — doch wir wollen seine eignen Worte folgen lassen, wie sie in dem „Mémoires d'outre — tombe“ enthalten sind: „Der Baum war bis auf ziemlich zwei Drittel seiner Höhe, wo er eine Gabel bildete, deren äußerstes Ende das Nest trug, ohne Aeste. Meine unten harrenden Kameraden klatschten mir Beifall zu, indem sie abwechselnd zu mir hinaufblickten und nach der Gegend schauten, von woher der Aufseher kommen konnte. Sie hüpften und sprangen in freudiger Hoffnung, die Eier zu erlangen, schwebten aber gleichzeitig in Todesängsten vor der verwirkten Züchtigung. Ich hatte das Nest erreicht, die Elster flog davon, ich bemächtigte mich der Eier, verwahrte sie in meinem Hemde, und trat den Rückweg an. Unglücklicherweise gerieth ich zwischen ein Paar Zwillingszweige, und blieb rücklings daran hängen. Da der Baum beschnitten war, fand ich weder links noch rechts einen Stützpunkt für meine Füße, um mich frei machen zu können. Ich schwebte fünfzig Fuß hoch über dem Erdboden. Auf einmal erscholl der Ruf: „Der Lehrer kommt!“ und da ließen mich, wie es gewöhnlich unter solchen Umständen der Fall ist, alle meine Gespielen bis auf einen einzigen, Gobien genannt, im Stiche. Dieser versuchte, mir zu Hilfe zu kommen, mußte aber von seinem großmüthigen Vorhaben bald abstehen. Es gab nur ein Mittel, mich meiner mißlichen Lage zu entziehen, es bestand darin, daß ich, während ich mich mit den Händen an einen von den Aesten der beiden Gabeln hing, mit den Füßen den Stamm des Baumes zu erfassen suchte. Mit Lebensgefahr führte ich dieses Manöver aus, ohne dabei meine Beute fahren zu lassen, wiewohl ich klüger gehandelt hätte, sie von mir zu werfen. Beim Herabrutschen an dem Stamme zerriß ich mir die Hände, Beine und Brust und zerdrückte zu meinem Unglücke auch noch die Eier. Der Lehrer hatte mich nicht auf dem Baume gesehen, auch wußte ich mein Bluten so ziemlich vor ihm zu verbergen, aber die schimmernde Goldfarbe, womit ich besudelt war, verrieth mich. „Warte, Monsieur, Du sollst Schläge haben,“ rief er mir zu. Chateaubriand's ganzer Ehrgeiz empörte sich bei dieser Androhung, und er würde einer solchen schimpflichen Strafe selbst den Tod vorgezogen haben. „Ich antwortete dem Abbé Egault,“ fährt er fort, „nicht in dem Tone eines Kindes, sondern in dem eines Mannes, daß weder er, noch irgend ein Anderer jemals Hand an mich legen solle. Dies brachte ihn aber erst recht auf, er nannte mich einen Rebellen, und gelobte, an mir ein Exempel zu

statuiren. Das wollen wir sehen, erwiderte ich, und begann mit einer Kaltblütigkeit Ball zu spielen, die ihn verblüffte. Wir kehrten zum Collegium zurück; der Lehrer nahm mich mit auf sein Zimmer und befahl mir, mich zu unterwerfen. Meine Aufregung wich einem Strom von Thränen. Ich stellte dem Abbé vor, daß er es gewesen, der mich Latein gelehrt, daß ich sein Schüler, sein Jünger, sein Kind sei, er könne mich unmöglich entehren wollen, ich würde mich nie wieder vor meinen Mitschülern sehen lassen, er möchte mich lieber bei Wasser und Brod einsperren, mir jede Erholung entziehen, mich mit Pensums überladen, ich würde dies als eine Huld und Gnade ansehen und ihn deßhalb nur noch mehr verehren. Ich kniete vor ihm nieder und bat mit gefalteten Händen um Schonung, aber vergebens. Da sprang ich wüthend auf und versetzte ihm einen Fußtritt an die Beine, daß er laut aufschrie. Er hinkte darauf schnell nach der Thür, schloß sie ab und ging mir nun zu Leibe. Ich hatte mich unterdeß hinter sein Bett geflüchtet, und als er mit seinem Backel nach mir ausholte, mich in die Bettdecke gewickelt. Mich zum Kampfe ermuthigend, rief ich dabei aus: „Macte animo, generose puer!" Diese A-B-C-Schützengelehrsamkeit machte meinen Verfolger unwillkürlich lachen; er sprach von einem Waffenstillstand und es kam zu einem Vertrag zwischen uns, welchem zufolge ich einwilligte, mich dem Ausspruche des Prinzipals zu fügen. Ohne mir Recht zu geben, befreite mich dieser dennoch von der Strafe, gegen die ich mich aufgelehnt hatte. Ich küßte dem guten Priester dafür die Aermel seines Gewandes mit einer Hingebung und Dankbarkeit, daß er sich nicht enthalten konnte, mir seinen Segen zu ertheilen. So endigte der erste Kampf, wozu mich die Ehre bestimmt hatte, die das Idol meines Lebens geworden ist, und welcher ich so oft meine Ruhe, mein Vergnügen, mein Vermögen geopfert habe."

— Chateaubriand. Als Chateaubriand seine „Abencerrages" vollendet hatte, befand er sich eben in großer Geldverlegenheit. Er sah sich daher genöthigt, einen Banquier um einen Vorschuß zu bitten. „Sehr gern!" sagte der Banquier, „gebe ich Ihnen Credit, sobald Sie mir nur erlauben wollen, mir aus Ihrer Brieftasche irgend eine Handschrift als Unterpfand herauszunehmen." Chateaubriand gab ihm die „Abencerrages" und erhielt darauf 50,000 Francs. Als er bald darauf in's Ministerium trat, lösete er seine Hypothek wieder ein.

Es ist dies eine Nachahmung jenes Helden, der einst um 50 Goldthaler Lösegeld die Hälfte seines Knebelbartes verpfändete und sie bei der Rükkehr zu seinem vaterländischen Heere treulich wieder einlösete.

— Chateaubriand sagte: „Der Nationalcharakter läßt sich nicht verläugnen, wenn Seefahrer eine neue Insel entdecken, so bauen die

Spanier darauf gewiß zuerst eine Kirche, die Engländer eine Taverne und wir Franzosen ein Fort.“ „Aber auch einen Ballsaal,“ setzte der Marquis von ** hinzu.

— Chateaubriand. Der hohe, im Schwunge seiner glänzendsten Phantasie alle Falten des menschlichen Herzens berührende Dichter, Chateaubriand, hat auch dem Briefwechsel der Liebenden einen kleinen Artikel gewidmet. „Die Liebesbriefe,“ sagt er, „sind Anfangs lang, belebt und häufig; der Tag reicht nicht hin, man schreibt mit Sonnenuntergange, man zeichnet beim Scheine des Mondes einige Worte hin, indem man es dem keuschen, stillen und verschwiegenen Lichte dieses Gestirnes überläßt, die Tausende von Wünschen mit seiner züchtigen Scham zu verbergen. Tausend Schwüre bedecken das Papier, auf dem sich die Rosen der Morgenröthe abspiegeln; tausend Küsse ruhen auf den glühenden Worten, die dem ersten Blicke der Sonne entsprossen zu sein scheinen; es gibt keine Idee, kein Bild, keine Betrachtung, keinen Zufall und keine Besorgniß, die nicht ihren eigenen Brief hätten. Es kommt aber ein Morgen, an welchem etwas fast Unmerkliches über die Schönheit dieser Leidenschaft, wie eine erste Runzel auf der Stirne eines angebeteten Weibes aufgeht. Der Hauch und der Duft der Liebe wehen nun auf jenen Zeilen der Liebe, wie ein lauer Abendwind auf die Blumen; wir werden es gewahr, aber wir wollen es nicht eingestehen. Die Briefe werden kürzer, weniger häufig, füllen sich mit Notizen, Beschreibungen, fremden Angelegenheiten, einige davon erlitten eine Verspätung, man beunruhigt sich aber nicht darüber; in der Gewißheit der gegenseitigen Liebe ist man vernünftig geworden; man macht nicht mehr Vorwürfe, wir ertragen die Abwesenheit, die Schwüre verfolgen ihren Weg, es sind beständig dieselben Worte, aber sie sind leblos, denn es fehlt ihnen die Seele. Ich liebe Sie ist dann nur ein Ausdruck der Gewohnheit, und die Worte: „Ich habe die Ehre mich zu nennen“ können am Schlusse keines Schreibens mehr unterbleiben. Nach und nach wird der Styl eisig oder gereizt. Der Posttag wird nicht mehr ungeduldig erwartet; im Gegentheil: man fürchtet ihn. Das Schreiben wird zur anstrengenden Arbeit. Man erröthet bei dem Gedanken der dem Papiere anvertrauten Thorheiten; man möchte die Briefe zurückerhalten, und sie den Flammen überliefern können. Was ist denn vorgefallen? Ist es eine neu beginnende, oder eine alterlöschende Zuneigung? Hat nichts zu bedeuten, es ist die vor dem geliebten Gegenstande dahinsterbende Liebe. Es gibt Romane mit und ohne Liebesbriefe, wo die Gefühle nur durch Gewalt zerstört, und wo sie jenem im Grunde des menschlichen Wesens verborgenen Kampfe nie nachgeben — ein langsames Fieber der Zeit,

welches Ueberdruß und Sättigung erzeugt, welches jede Täuschung und jeden Zauber zerstört, welches unsere Leidenschaften unterwühlt, unsere Liebeshändel tödtet und endlich unsere Herzen ändert, wie es unser Haar und unsere Jahre verändert."

— Chateaubriand. Saint-Malo, der Geburtsort des berühmten Schriftstellers, liegt im Departement Ille und Villaine am Meere. Von dort schreibt ein Reisender: „Auch wir sind, wie so viele andere Fremde, zum Grabmale des Verfassers des „génie du christianisme" gewandert; wir haben den Stein gesehen, welcher bestimmt ist, seine sterblichen Ueberreste aufzunehmen. Ehe wir ihn aber unsern Lesern beschreiben, wollen wir mittheilen, was wir unter den Documenten der Stadt-Canzlei von St. Malo über diesen großen Schriftsteller gefunden haben. Zuerst den Auszug aus dem Kirchenbuche „Franz René de Chateaubriand, Sohn des Grafen René von Comburg und dessen Gemahlin, Frau Apolina Johanna Susanna von Bédee, geboren zu St. Malo den 4. September 1768. Pathen: Johannes Baptista von Chateaubriand, Bruder des Kindes; Franziska Maria Gertrude von Contade, Herrin und Gräfin von Ploner. Ueber den Platz, wo Chateaubriand geboren ist, hat man Verschiedenes erzählt. Nach örtlicher Ueberlieferung und anderweitigen sicheren Nachrichten, ist er geboren im dritten Hause rechts, wenn man vom Thomas-Platze in die Judenstraße geht. Dies Haus trägt gegenwärtig die Nummer 15, und ist seit längerer Zeit zum Gasthofe eingerichtet unter dem Titel Hôtel de France. Chateaubriand kam in der Küche des zweiten Stockwerks zur Welt; daraus hat man jetzt ein freundliches geräumiges Zimmer mit der Aussicht auf's Meer gemacht. Es ist mit Nr. 5 bezeichnet und wird besonders hoch gehalten. Man sieht aus seinem Fenster die Insel, auf der sich das Grab befindet." Chateaubriand verheirathete sich zu St. Malo den 19. März 1792 mit Fräulein Celeste Buisson. Es finden sich in der Brétagne nur noch einzelne Trümmer dieser Familie. — Man erzählt, daß die Mutter Chateaubriand's sich gerade bei einer Wasserpartie befand, als die Wehen eintraten, und daß man bei der Insel du Grand-Bay anhielt, um ihr einige Erholung zu verschaffen. Nach ihrer Wohnung gebracht, gebar sie Chateaubriand in der Küche, ehe man sie hatte bis nach dem Zimmer führen können. So erklärt man die Errichtung des Grabes an demselben Orte, der des großen Schriftstellers Wiege war. Am 3. September 1828 wurde zum ersten Male davon gesprochen. Chateaubriand schrieb nämlich in einem Briefe an den damaligen Maire von St. Malo, Herrn de Bizien, welcher ihm ein eigenes Werkchen zugeschickt hatte: „Zweifeln Sie nicht an dem lebendigen Interesse, welches ich an

meiner Vaterstadt nehme. Ich fürchte nur, sie nicht wiederzusehen, ehe ich sterbe. Schon längst hatte ich die Absicht, meine Vaterstadt zu bitten mir auf der Westseite der Grand Bey, an derjenigen Stelle, die am weitesten nach dem offenen Meere vorspringt, ein Plätzchen einzuräumen, gerade groß genug für meinen Sarg. Ich will es weihen und mit einem Eisengitter umgeben lassen. Dort hoffe ich, so Gott will, unter dem Schutze meiner Mitbürger zu ruhen. Meine unverzügliche Abreise nach Rom hindert mich unglücklicherweise, mich noch dies Jahr mit der Ausführung zu beschäftigen." Der Maire antwortet auf diesen Brief am 10. desselben Monats, daß er sich beeilt haben würde, die Wünsche des Herrn v. Chateaubriand zu erfüllen, wenn die Stadt sich noch im Besitz der Insel befände, welche ihr nur zeitweilig zum Lazareth gedient habe, gegenwärtig aber von Seiten des Kriegs-Ministeriums in Beschlag genommen worden sei; doch wolle er die Abtretung des Grundes beim Kriegs-Minister nachsuchen, wenn Herr v. Chateaubriand ihn dazu näher veranlasse. So ruhte die Sache, bis 1831 auf den Vorschlag des Herrn H. Morvonnais, der Municipalrath den Maire autorisirte, die weiteren Schritte zu thun. Das Gesuch wurde vom Ministerium abgeschlagen, weil Chateaubriand an den Parteikämpfen Theil genommen hatte. Im Jahre 1835 wurde es jedoch erneuert, und am 21. Januar 1836 vom Marschall Maison genehmigt, mit der Bedingung, daß das Kriegs-Ministerium wieder in seine Eigenthumsrechte treten könne. Nun wurde eine Subskription auf die Errichtung des Grabes eröffnet, und in einigen Tagen unterzeichneten hundert Bürger von St. Malo gegen 4000 Francs. Das Grab ist in einem Felsen, auf der Nord-Westseite der kleinen Insel Grand Bey, gehauen. Statt eines eisernen Kreuzes, was an der Meeresküste bald oxydiren würde, hat man ein Granitkreuz auf einen sechs Fuß langen und drei Fuß breiten Grabstein gestellt. Das eiserne Gitter wird erst hinzugefügt werden, wenn die sterblichen Ueberreste des großen Schriftstellers dort ruhen werden. Nur während der Ebbe kann man hinangehen. Das eiserne Kreuz erblickt man weit aus dem offenen Meere.

Chamisso. Anfang und Schluß seines Testamentes lautet:

„Ich vermache meinen Kindern ein kleines Vermögen, das ich haushälterisch für sie verwaltet und aus meinen Ersparnissen zu vermehren getrachtet habe. Ich hinterlasse ihnen aber hauptsächlich einen unbescholtenen Namen reinen Klanges, und hoffe auf sie das Wohlwollen zu vererben, das mir, wie ich es dankbarlichst und gerührt anerkenne, in überraschendem Maße geworden ist, und den Abend meines Lebens erheitert und verschönt hat. Ich ermahne euch, meine Kinder, ernst und nachdrücklichst,

wohl eingedenk zu sein, daß auch eurerseits ganz unverdient solches zu Theil wird, und, daß ihr den Vorschuß, den euch das Leben leistet, als eine heilige Schuld abzutragen habt. Ich erbete meinen Kindern den Segen Gottes und die Gnade der Fürsten, unter denen sie leben werden."

Die Schlußworte lauten:

„Ich bestimme nichts über die Zukunft meiner Kinder. Die Welt, in der ich gelebt habe, ist eine andere gewesen, als die, für die ich erzogen wurde, und so wird es ihnen auch ergehen. Meine Söhne sollen sich befleißigen, auf sich selbst in verschiedenen Lebensbahnen und Landen vertrauen zu können. Tüchtigkeit ist das zuverlässigste Gut; das sollen sie sich erwerben. Ich wünsche, daß sie studiren, insofern sie dazu die Mittel haben, bin aber ganz damit einverstanden, wenn der Eine oder der Andere zu bürgerlichem Gewerb übergehen will. Die Zeit des Schwertes ist abgelaufen, und die Industrie erlangt in der Welt, wie sie wird, Macht und Adel. Auf jeden Fall besser ein tüchtiger Arbeitsmann, als ein Scribler oder Beamter aus dem niedern Trosse!"

— Chamisso. Die Sage vom verlornen Schatten, die Chamisso in einem „Schlemihl" so reizend behandelt hat, ist schon bereits seit vielen Jahrhunderten unter dem Titel: „Der Teufel von Salamanca" bekannt. Man erzählt sich's dort folgendermaßen: „Der Teufel ist einst in Salamanca Professor geworden und hat sehr besuchte Vorlesungen über Zauberei gehalten, und endlich nur die Seele von einem seiner Zuhörer als Honorar verlangt. Derjenige, welchen das Loos für den Professor bestimmte, entschlüpfte indeß den Händen des Bösen, der nur den Schatten seines Opfers ergriff. Es war ein Graf von Torrealta, der bei dieser Gelegenheit seinen Schatten verlor, und ihn durch sein ganzes thatenreiches Leben nicht wieder erhielte.

Castelli pflegte sich mit seinen Freunden häufig durch Schnurren und Schwänke zu necken. Als eines Tages einer dieser Freunde eine größere Reise antrat, bat Castelli ihn beim Abschiede, ihm dann und wann Nachricht von seinem Wohlbefinden zu geben. Der Freund hielt Wort. Von der vierten oder fünften Station aus, sandte er einen Eilboten auf Castelli's Kosten an diesen, mit einer ungeheuren Depesche, in welcher aber weiter nichts stand, als: „Ich befinde mich wohl." Castelli ließ den Spaß — Spaß sein, und bezahlte ohne Murren die Stafette. — Nach einiger Zeit erhielt der abwesende Freund an dem Orte seines nunmehrigen Aufenthaltes eine schwere, unfrankirte Kiste durch die Post. Was aber befand sich in dieser? Ein 16 Pfund schwerer Stein und auf diesem ein Blatt nachstehenden Inhalts: „Lieber Freund! Bei

der erwünschten Nachricht von Deinem Wohlsein ist mir beifolgender Stein vom Herzen gefallen."

— Castelli. Als Fräulein Charlotte von Hagen auf dem Hamburger Stadttheater in der Rolle der „Schwäbin" gastirte, entzückte sie den in Hamburg anwesenden Verfasser dieses Lustspiels, Castelli, in einem solchen Grade, daß er nach der Vorstellung zu ihr eilte und versicherte: „Eine solche Schwäbin könnte auch einen alten Burschen wie ihn, zu einem Schwabenstreiche verleiten." Ein vielsagendes Compliment!

— Castelli. Es war im Jahre 1845, als die Nachricht von dem Tode des gemüthlichen Dichters Castelli die Runde durch die deutschen Journale machte. Castelli lebte aber rüstig und in ungeschwächter Geisteskraft auf seinem Gute in Steiermark, und als er sich selbst als „gestorben" in einer Zeitung fand, sandte er der Bäuerle'schen Theaterzeitung nachstehendes Gedicht:

Ich bin nicht todt.

Man sagt mir von allen Seiten,
Ich höre von allen Leuten:
Ich sei ein gestorbener Mann;
Es freut mich aber vom Herzen,
Daß ich darüber hier scherzen,
Und selbst es verneinen kann.

Die mir den Tod jetzt gegeben,
Die meinten, man könne nicht leben
Wenn man das Theater entbehrt;
Nicht weiß, wie die Actien stehen.
Nicht kann in den Volksgarten gehen,
Oder in ein langweil'ges Concert.

O, könnten bei mir sie doch stehen,
Der Schauspiele herrlichstes sehen,
Hier dargestellt von der Natur,
Der Garten, vom Himmel geziert,
Die Börse, wo Niemand verliert,
Und der Vögel Concert auf der Flur.

Sie würden die winkligen Gassen,
Die engen Häuser verlassen,
Und all' den städtischen Glanz,
Sich hier neue Frische erwerben,
Und sagen, hier kann man nicht sterben,
Nein, nein! hier lebt man erst ganz!

So leid' ich den Tod denn geduldig,
Und bin Jenen Dank auch noch schuldig,
Die umgebracht mich vor der Zeit;
Man hat mir nämlich gesaget,
Viele Freunde hätten geklaget:
„Mir ist um ihn wirklich recht leid!"

— Castelli schrieb in das Album des bewunderungswürdigen Kopfrechners Dase Folgendes:

„Du kannst in der Millionen Hundert
Die Zahlen in einer Secunde nennen;
Doch wie viel Menschen Dich schon bewundert,
Wirst Du doch kaum berechnen können."

— Castelli. Als Carl la Roche im Jahre 1857 im ständischen Theater zu Prag gastirte, wurde dieser eminente Künstler auf alle mögliche Art und Weise gefeiert. Unter Anderem wurde auch ihm zu Ehren ein Diner veranstaltet, dem auch der greise Poet Castelli — der sich zufällig in Prag befand — beiwohnte. Bei seinen 70 Jahren war Castelli fröhlich wie ein Jüngling, und als man ihn fragte, ob er wohl noch wie früher nach aufgegebenen Endreimen ein Gedicht improvisiren könne, erwiderte er, sie sollten nur Reime aufschreiben, er wolle den Meister La Roche besingen. Man gab ihm die Worte; Lieben, geblieben brennen, kennen, träumen, schäumen, losen, kosen, getrauen, schauen. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, füllte er die Zeilen folgendermaßen aus:

An Carl La Roche.

Du trittst heraus, Du spielst, man muß Dich lieben,
Zurück ist jede Tadelsucht geblieben!
Die Leute sagen, daß die Bretter brennen,
Doch, das sind Leute, Freund, die Dich nicht kennen!
Du giebst erst Leben dem, was Dichter träumen!
Ihr Wein fängt an durch Deinen Mund zu schäumen;
Du spielst zwar Acte nur, jedoch den Losen
Erkennt man wohl, der gut verstand zu kosen,
Ich würde mich selbst in die Höll' getrauen,
Könnt ich Dich dort noch als Mephisto schauen!

Cooper Fenimore. Tolmer erzählt: „Auf meiner Reise nach Washington, kam ich in Gesellschaft eines Angloamerikaners in das Städtchen Utica. Es war schönes Wetter und wir durchwanderten nachlässig die Straßen, als unser Augenmerk auf ein Haus gelenkt wurde, vor welchem wir etwa zwanzig Menschen stehen sahen. Wir gingen hinein, es war das

Gerichtshaus des Ortes. Ein magerer, schlanker Mann mit ausdrucksvollen Augen und weißem, lockigem Haar, welches seine einnehmenden und interessanten Gesichtszüge beschattete, verfocht vor den drei Richtern und mehreren Schöppen, in bürgerlicher Kleidung, ohne Mantel, ohne Kopfbedeckung und ohne irgend etwas auffallendes in seiner Kleidung zu haben, eine Sache, die gleich anziehend für die Zuhörer, die Richter und den Angeklagten selbst zu sein schien. Dieser Mann war Fenimore Cooper. Ein gewisser Stone (zu Deutsch: Stein), hatte in einer Zeitung Cooper's Werk: „History of the navy of the United States“ sehr hämisch angegriffen. Von dem gekränkten Verfasser böslicher Verläumdung bezüchtigt, hatte Stone die Zurückweisung der Klage verlangt, Cooper aber war erschienen, um persönlich den Grund seiner Klage zu beweisen. Da stand er nun und netzte seine Lippen von Zeit zu Zeit mit einer neben ihm liegenden Orange, um seine eben nicht hinreißende Beredtsamkeit einigermaßen damit aufzufrischen. Nach jedem Satze machte er eine Pause und griff nach seiner Orange. In der Beweisführung hielt er sich meist an Nebensachen, die man nur mit Mühe mit dem eigentlichen Klagepunkte in Verbindung bringen konnte. Stone, ein sehr wohlbeleibter Mann, tüchtiger Demokrat und natürlicher Gegner Cooper's, dessen monarchische und europäische Ideen bei seinen Landsleuten nicht eben beliebt sind, hatte über den nämlichen Gegenstand vor mehreren Jahren ein geschichtliches Werk herausgegeben und, wie es scheint, mit Einmischung grober Irrthümer. An diese hielt sich Cooper und durch diese wollte er siegen. Waren die Stimmen Anfangs lange zweifelhaft, so gab der letzte Beweisgrund entschieden den Ausschlag, obwohl dieser Beweisgrund sehr schwach war. „Stein, (Stone),“ rief er „gibt der Kritik selbst zu viel Blößen, als daß er sich unterfangen dürfte, über seine Collegen abzusprechen. Sein Haus ist ein Glashaus, ich frage, kommt es Stein (Stone) zu, einen Stein in das Haus seines Nachbars zu werfen?“ Die Menge applaudirte, die Richter entschieden gegen Stein; durch ein Wortspiel — einen Witz hatte Cooper gesiegt.

Diogenes. Auf seinem Zuge durch Griechenland kam Alexander der Große auch durch die Stadt Korinth, damals der Aufenthaltsort des berühmten Diogenes. Der König begab sich zu ihm und fand ihn vor seiner Tonne liegend, sich in der Sonne wärmen. Alexander unterhielt sich lange mit ihm und freute sich über die sinnreichen Ant-

worten des wunderlichen Alten. Endlich fragte er ihn, womit er ihm eine Gnade erweisen könne, und der Philosoph antwortete: „Wenn Du mit Deinem Gefolge mir etwas aus der Sonne treten wolltest; damit ich mich an ihren Strahlen erwärmen kann.“ Die Officiere, welche den König begleiteten, lachten; aber dieser sagte: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!“

— Der junge Diogenes kam einst zu dem cynischen Philosophen Antisthenes und bat denselben, ihn unter seine Schüler aufzunehmen. Antisthenes schlug' es ihm ab und sagte, er habe deren schon zu viele. Aber Diogenes ließ sich nicht wegschicken und, als Antisthenes endlich mit seinem Stocke drohte, zeigte er die größte Kaltblütigkeit und sagte: „Schlage immer zu, wenn Du willst, Du wirst keinen Stock finden, hart genug, mich von Dir zu treiben.“ Diese Kühnheit und Beharrlichkeit gefielen dem Philosophen, Diogenes wurde sein Schüler und übertraf ihn noch an Einfachheit und Enthaltsamkeit in seiner Lebensweise.

— Zu Diogenes kam einmal ein Witzling und sagte: „Diogenes! was ich bin, bist Du nicht; ich bin ein Mensch, folglich bist Du keiner.“ — „Der Schluß ist richtig, versetzte der weise Mann, nur mußt Du bei mir anfangen.“

— Man fragte den Diogenes, wo er nach seinem Tode begraben sein wollte. „Mitten auf dem Felde,“ antwortete er. „Wie?“ versetzte Jemand, „fürchtest Du nicht, den Vögeln und wilden Thieren zur Speise zu dienen?“ „So lege man meinen Stab neben mich,“ antwortete er, „damit ich sie wegjagen könne, wenn sie herbei kommen sollten.“ „Aber,“ sagte man hierauf, „da wirst Du ja keine Empfindung mehr haben.“ „Was liegt also mir daran,“ erwiederte er, „ob sie mich fressen oder nicht, weil ich doch nichts davon empfinden werde.“

Demonax. Als man Demonax fragte, wie er glaube, daß es in der andern Welt aussehe? gab er zur Antwort: „Gedulde dich noch ein wenig, ich will dirs von dort aus schreiben.“

— Als Demonax kurz vor seinem Hinscheiden gefragt wurde, was er seines Begräbnisses halber verordne? war seine Antwort: „Gebt Euch darüber keine Mühe, der Geruch wird mich begraben,“ — und als man hierauf erwiederte, daß es sündlich wäre, wenn der Leichnam eines solchen Mannes den Vögeln und Hunden zur Speise liegen sollte, versetzte er: „Ich sehe nichts Unschickliches darin, wenn ich todt noch einigen Lebendigen nützlich wäre.“

Dante. Cino und Dante stritten sich eines Tages über den Satz: „Ob die Kunst mehr vermöchte als die Natur.“ Cino verneinte, Dante bejahete dies. Der Letztere führte, um seine Meinung zu beweisen, das

Beispiel einer Katze an, die er so abgerichtet hatte, daß sie ihm mit ihren Pfoten das Licht halten mußte, wenn er speiste oder las. Cino verlangte sich augenscheinlich zu überzeugen, und Dante hatte nichts dagegen einzuwenden. Cino brachte aber ein bedecktes Gefäß mit, worin er ein Paar Mäuse eingesperrt hatte, die er herausspringen ließ, sobald die gelehrige Katze den Leuchter machte — und sie hatte die Thierchen kaum erblickt, als sie das Licht fallen ließ und ihnen nachlief, so daß Cino über Dante triumphirte.

— Dante lebte in seinem Exil zu Verona von einer Pension des Fürsten Scaliger, die aber so gering war, daß der Dichter kaum damit ausreichen konnte. An demselben Hofe befand sich ein Lustigmacher, den Scaliger auf's reichlichste unterhielt. „Wie kommt es," fragte eines Tages dieser den Dichter, „daß ein Genie, wie Ihr, arm bleibt, da ein solcher Narr, wie ich, an Allem Ueberfluß hat?" — „Ich werde auch reich sein," erwiderte Dante voll Unwillen, „wenn mich das Glück auch einen finden läßt, der mir gleich ist an Geist und Sinn." —

— Dante soll folgendermaßen auf die Idee gekommen sein, seine „Göttliche Komödie" zu schreiben. Zu Anfang seiner traurigen Wanderungen besuchte der verbannte Dichter auch das berühmte, uralte Kloster Montecasino, wo er in Folge seines schon damals allgemein verbreiteten Ruhmes von den Mönchen auf das Herzlichste empfangen wurde. Kurz vorher war daselbst ein Mönch an einer Gehirnentzündung gestorben, nachdem er im Delirium dieser Krankheit in lateinischen Versen ein phantastisches Gedicht aufsetzte, welches Hölle, Fegfeuer und Himmel beschreibt, wo dann der Dichter je nach den Umständen seinen Bekannten Strafe und Belohnung zutheilt. Diese an sich werthvolle Poesie wurde dem wandernden Dichter gezeigt, und soll demselben die Idee zu seiner „Divina Commedia" gegeben haben, weshalb sie auch in der Bibliothek jenes Klosters noch immer auf das Sorgfältigste bewahrt wird.

Descartes, René (Cartesius D.) Als der bekannte englische Philosoph Digby die Schriften des Cartesius gelesen hatte, entschloß er sich, zu ihm nach Holland zu reisen. Er kam, und fand ihn in seiner Einsamkeit zu Egmont. Nachdem er lange sich mit ihm unterhalten hatte, ohne sich zu erkennen zu geben, sagte Cartesius, der ebenfalls einige von Digby's Schriften gelesen hatte, daß er nicht zweifle, den berühmten Digby vor sich zu sehen. Digby antwortete: „Wenn Sie nicht der berühmte Cartesius wären, würde ich nicht aus England hierher gekommen sein, um Sie zu sehen." — Im Laufe des Gesprächs äußerte Digby, daß er besser thun würde, wenn er anstatt leerer philosophischer Speculation, lieber die Mittel, das menschliche Leben zu verlängern, aus-

findig machte. Cartesius versicherte, daß er über diese Materie schon nachgedacht habe und sich getraue, zwar nicht den Menschen unsterblich zu machen, doch ihn bis zum Alter der Patriarchen zu bringen. Cartesius schmeichelte sich wirklich, daß er diese Kunst verstände, daher auch seine Schüler und (Anhänger) Vertheidiger, die Nachricht von Cartesius Tod nicht für wahr halten wollte, als er aber unzweifelhaft war, rief der Abt aus: „Es ist Alles aus, das menschliche Geschlecht ist seinem Untergange nahe."

— Cartesius. Als ein vornehmer Herr, der aber kein großer Gelehrter war, den Cartesius eine gute Mahlzeit halten sah, rief er ihm zu: „Ei was? Sind die Philosophen solche Leckermäuler?" Cartesius antwortete: „Bilden Sie sich denn ein, mein Herr, daß die Natur die guten Sachen nur für die Ignoranten hervorbringt?"

— Cartesius hielt es für eine besondere Ehre, Franzose zu sein. Als er in Schweden, wohin ihn die Königin Christine berufen hatte, an einer Lungenentzündung erkrankte, und die Aerzte ihn zur Ader lassen wollten, gestattete es Cartesius nicht, mit den Worten: „Meine Herren, schonen Sie das französische Blut!" — Das französische Blut ward geschont, bis es zu spät war und Cartesius in seinem 54. Jahre starb.

— Cartesius hatte einen Bruder und eine Schwester. Der Bruder erhielt eine kleine unbedeutende Stelle. — Wenn die Schwester von diesen beiden Brüdern sprach, so sagte sie von dem Letztern mit stolzer Selbstzufriedenheit: „Ja, der hat es doch noch zu Etwas gebracht, aber," setzte sie dann mit betrübter Miene hinzu: „aus dem Andern ist nichts geworden, als ein Philosoph. Das ist der einzige in der ganzen Familie, der ihr keine Ehre gemacht hat."

Dilherr, Johann Michael, der bekannte Theologe in Nürnberg, hielt strenge Tagesordnung. An die äußere Seite der Thür seines Studirzimmers war ein gedruckter Zettel geheftet, worauf Folgendes zu lesen war:

„Sta hospes! ne pulsa, nec turba: nisi vis major cogat. Horas promeridianas Deo meo, et demandatis officiis meis consecratas scito. Si quid tamen est, quod aliquam pretiosi temporis jacturam mereatur: tuum esto pomeridianum: ita tamen, ut scias reddendum Deo rationem singularum horarum."

„Halt, guter Freund, verstör' mich nicht:
Wo nicht die Noth mein Gesetze bricht.
Die Morgenstunde Gott allein,
Und meinem Amt ergeben sein.

Beliebt Dir aber, herein zu kommen:
Ist der Mittag Dir unbenommen.
Daß von der Zeit, bedenk dabei,
Gott Rechenschaft zu geben sei."

Dufresny hatte sich in den Kopf gesetzt, zu heiraten. Welches Mädchen? das hatte er noch nicht überlegt. Es würde sich schon finden meinte er. — Es ist noch früh am Morgen, da geht die Thür auf; die Wäscherin, ein hübsches Mädchen, tritt hinein. „Hier," sagte sie, „hier bring' ich Ihnen meine Rechnung."

„Die Rechnung?" wiederholte der Dichter, aus seinen Liebesträumen aufgescheucht. „Ja, die Rechnung! Leicht gesagt, aber das Spiel hat mich seit vierzehn Tagen verfolgt."

„Es ist ja nur eine Kleinigkeit. Drei Louisd'or."

„Kleinigkeit? drei Louisd'or? Ach, wenn ich nur einen hätte! Die letzte Nacht hat auch den letzten geraubt. Der König Pharao fraß ihn, hungrig wie ein Tiger!"

„Ja, bezahlen müssen Sie mich! In acht Tagen soll meine Hochzeit sein, und da muß ich mein Geld haben!"

„Heiraten willst Du? Und rechnest dabei auf meine Schuld?"

„Das heißt die Rechnung ohne Wirth gemacht, meinen Sie?"

„Das gerade nicht; bezahlen will ich schon, so wie das Glück mir wieder lächelt, aber — Du rechnest doch nicht allein auf mich?"

„O nein, ich habe noch vielleicht zehnmal so viel, aber man muß bei solchen Gelegenheiten doch Alles zusammennehmen!"

„Zehnmal so viel? — Ei nun, wen heiratest Du denn?

„Einen hübschen Kutscher, der mich so gut zu halten verspricht, wie seine Pferdchen!"

„Einen Kutscher? Pfui, Mädchen, so hübsch und einen Kutscher!"

„Nun, wen soll ich denn heiraten? Einen Herzog etwa?"

„Ach, mancher Herzog wäre Deiner nicht werth, und bringt es in hundert Jahren nicht so weit wie Du mit Deinen Händchen!" — Was meinst Du denn wohl zu mir, liebes Geschöpf? dem königlichen Kammerdiener und Obergärtner!"

„Sie? Sie wollten eine Wäscherin heiraten? O scherzen Sie nicht!"

„Hm! Meine Großmutter war ein Gärtnermädchen*) Also — wie wär' es?"

Der Ehrgeiz rührte sich im Busen des Mädchens. Sie schlug die Augen nieder und capitulirte mit wenn und aber.

---

*) La belle jardinière, so hieß die erste Liebe Heinrichs IV.

„Sie sind Kammerdiener Sr. Majestät?“

„Ja. Freilich außerdem auch noch Dichter.“

„Ach, den Dichter lassen Sie weg! Ich habe schon für zwanzig Dichter gewaschen und stets Noth gehabt, Geld zu bekommen.“

„Aber sonst hast Du nichts einzuwenden? — Sieh, ich bin gerade zum Ausgehen fertig; gib mir dieß Händchen und laß sogleich den Pfarrer seinen Segen über uns sprechen.“

Und es geschah also. Der Urenkel Heinrichs IV. war seiner Schuld ledig, indem er sich ein Weib erkaufte. Indessen diese mußte noch mehr waschen als vorher, denn der Leichtsinnige verspielte auch gar bald ihre übrigen ersparten Louisd'ore, und als ihm Ludwig XIV. einige Wochen nachher ein Geschenk von 1000 Louisd'or gab, „denn ich kann doch meine Verwandte Jeannette nicht darben lassen, weil sie den dummen Streich gemacht hat, meines Großvaters illegitimen Enkel zu heiraten,“ sagte der König, so war doch auch dies dem verschwenderischen Dichter nur eine Aushilfe für den Augenblick.

— Dufresny hatte bei der Frau von la Motte mehreren Gelehrten und Schöngeistern eines seiner Lustspiele vorgelesen. Sie hatten es auf das Uebertriebenste gelobt, er brachte es daher auf die Bühne und es wurde ausgepocht und ausgepfiffen. Aufgebracht, daß er sich auf das Urtheil dieser Gelehrten verlassen, beschwerte er sich darüber bei dem Grafen von Argenthal und sagte: „In meinem ganzen Leben will ich keine meiner theatralischen Arbeiten wieder Leuten von Geist und Geschmack vorlesen. Nur ganz schlichten Menschen, die bloß nach ihrem dunklen Gefühl urtheilen und die sehr in Verlegenheit sein würden, wenn sie die Gründe angeben sollten, weshalb ihnen etwas Vergnügen oder Langweile macht. Tausendmal lese ich lieber mein neues Lustspiel einem ehrlichen Einfaltspinsel vor, als einem Schöngeist von Profession. Darf ich Ihnen wohl ein neues Stück vorlesen, Herr Graf?

— Dufresny war ein leidenschaftlicher Spieler und wenn er verlor, gerieth er in solche Wuth, daß er die größten Gotteslästerungen ausstieß. Er war darüber mehrmals ernstlich zur Rede gestellt und bedroht worden, daß man ihn deshalb zur Verantwortung ziehen würde; aber er beharrte bei dieser bösen Gewohnheit. Ludwig XIV. ließ ihm daher andeuten, wenn er sich nicht bessern und sich noch ferner ähnliche Lästerungen erlauben würde, so werde er ihm die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstechen lassen. Dufresny spielte wieder, wie gewöhnlich, und verlor. Die Drohung des Königs hielt ihn indeß ab, seinem Ingrimm durch Blasphemien Luft zu machen. Er murmelte unverständliche Worte und biß die Zähne krampfhaft zusammen. Zuletzt

vermochete er diesen Zwang nicht länger zu ertragen, er stürzte zum Zimmer hinaus, nur noch einige Louisd'or in der Tasche. Blindlings lief er umher, da stieß er zufällig auf einen Menschen, der in der größten Verzweiflung schien. „Was fehlt Ihnen?" fragte er den Unbekannten. „Ach!" erwiderte dieser: „ich bin am Abgrund des Elends!" „Desto besser. Da nehmen Sie diese Louisd'or. Geschwinde! und fluchen Sie, was Sie können! Mir hat es der König verboten."

— Dufresny hatte zwar manche Unterstützung von Ludwig XIV. erhalten, aber er war so wenig ein guter Wirth, daß er sich fortwährend in bedrängten Umständen befand. Nach dem Tode des Königs hatte der Regent, der Herzog von Orleans, sich geäußert: er sei nicht abgeneigt, ihm zu helfen, indessen erwarte er, Dufresny werde sich deshalb an ihn wenden. Dem Dichter wurde dies hinterbracht, und aufgefordert, diesen Wink zu benutzen. Anfänglich wollte er sich, aus Eigensinn nicht dazu verstehen, als seine Freunde ihn aber mit Bitten bestürmten, so sagte er: „Gut! es soll geschehen, aber so kurz als möglich." Er schrieb nun an den Herzog-Regenten Folgendes:

„Dufresny bittet Ew. Königlichen Hoheit, ihn in seiner bisherigen Armuth zu lassen, denn er wünscht, daß er ein Denkmal des Zustandes bleiben möge, in welchem sich Frankreich vor Ew. Königl. Hoheit Regentschaft befunden hat."

Der Herzog schrieb darunter: Wird gänzlich abgeschlagen.

Dryden war über einige Beurtheilungen seiner Gedichte in kritischen Zeitschriften sehr unzufrieden. Einst sagte er zu einem Mitarbeiter an einem solchen Journale: „Ich begreife es nicht, wie Ihr Herren Recensenten einen so hohen Ton gegen uns Autoren annehmen könnt? Wißt Ihr, wie Ihr mir vorkommt? Gerade wie Diebe, die, wenn sie gehängt werden sollen, lieber selbst Henker werden."

— Dryden ward einst getadelt, daß er seinen Helden Cleomenes ein zu langes tête a tête halten lasse. Er hätte, meinte man, daraus wichtige Vortheile für seine Liebe ziehen können. „Wenn ich unter vier Augen spreche," bemerkte ein junger Lord, „weiß ich die Zeit besser zu benutzen." — „Das glaub' ich," entgegnete Dryden, „aber Sie geben doch auch zu, daß Sie kein besonderer Held sind."

— Dryden war mit Elisabeth Howard verheirathet, beschäftigte sich jedoch mehr mit seinen Büchern, als mit seiner Frau, die sich daher oft langweilte und einst den Wunsch äußerte, sie möchte ein Buch sein, damit er sich etwas mehr um sie bekümmere. — „Ja, meine Theure," antwortete Dryden, „ein Kalender." — „Warum denn gerade ein Ka-

lender?" fragte die Gattin. — „Weil ich Dich dann alle Jahre neu bekäme!" entgegnete Dryden.

Duclos eilte nackend aus dem Flußbade, um einer gefallenen Dame aufzuhelfen, sich entschuldigend, daß er keine Handschuhe — anhabe.

— Duclos. Wenn derselbe von den jetzigen Römern sprach, sagte er immer: „ein Italiener aus Rom." — Als man ihn um die Ursache fragte, versetzte er: „Ich will die alten Römer nicht beleidigen."

— Duclos war den Kindern im Palais-Royal sehr wohl bekannt, denn hier konnte man diesen „Pariser Diogenes" täglich sehen; aber auch am Hofe war er nicht fremd und sein Geschick ist mit dem Glücke Ludwig Philipps eng verbunden. Duclos glaubte sich immer von der royalistischen Partei verfolgt und fürchtete namentlich eine Vergiftung. Seine Furcht erreichte einen so hohen Grad, daß er zuletzt nur von Brod und Eiern lebte. Das Brod kaufte er selbst und zwar in den entferntesten Stadtvierteln. Nichtsdestoweniger nahm sein Verdacht immer mehr zu, so daß er endlich zu der folgenden sehr sonderbaren Maßregel seine Zuflucht nahm. In dem Laden eines Bäckers, bei dem er öfter sein Brod kaufte, hatte er ein junges, niedliches Mädchen bemerkt. Eines Tages kam er wie gewöhnlich, und forderte zwei Pfund Brod. Als es ihm gereicht wurde, bat er das junge Mädchen, davon zu kosten. Diese, erstaunt über solches sonderbare Zumuthen, weigerte sich, seinem Verlangen Folge zu leisten. Duclos bittet sie, ihren Vater zu rufen. „Mein Herr," sagt er zu ihm, „dieses schöne Kind ist Ihre Tochter?" — „Ja wohl, mein Herr." — „Und Sie lieben Sie sehr?" — „Ja wohl, mein Herr." — „Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen die Geschichte meines Lebens erzähle?" — Und nun theilt Duclos dem Bäcker alle seine Schicksale und Befürchtungen mit und sagte endlich: „Ich will alle Tage mein Brod bei Ihnen kaufen, aber nur unter der Bedingung, daß Ihre Fräulein Tochter jedesmal davon kostet. Der Bäcker hatte Mitleiden mit dem armen Manne und ging diese Bedingung ein.

Dacier, (Anne le fevre) wurde von einem deutschen Gelehrten besucht, um ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Beim Weggehen überreichte er ihr sein Stammbuch, um sich darin einzuschreiben. Als sie es öffnete und darin die Namen vieler großen Gelehrten fand, weigerte sie sich, aus Bescheidenheit, auch ihren Namen hinzuzufügen. Endlich, nach langem Weigern schrieb sie folgende Worte aus dem Sophokles: Schweigen bringt den Weibern Ehre!

Diderot glich, wenn er arbeitete, einem Wahnsinnigen, er rannte herum, gesticulirte und schwitzte, namentlich spielte seine Perücke eine große Rolle; er warf sie empor, hob sie auf, setzte sie auf und warf sie

wieder weg, dabei schrie er gewaltig und geberdete sich wie ein Toller. Einmal fand ihn ein Freund ganz in Thränen: „Mein Gott," sagte er, „was ist Ihnen? Sie erschrecken mich." — „Ich weine über ein Märchen, das ich eben schreibe."

— Als Diderot das berühmte Gemälde von Rubens in Düsseldorf: „Diogenes mit der Laterne Menschen suchend" sah, sagte er zu dem Manne, der ihn hingeführt hatte: „Ces't Diderot en Hollande!"

— Diderot hielt sich eine Zeit lang am russischen Hofe auf und empfing von der Kaiserin Katharina II. viele Beweise ihrer Huld. Sie fand Gefallen an seinem Umgang und sprach oft Stunden lang mit ihm über Literatur und schöne Künste. Während seiner Anwesenheit in Petersburg verfertigte Diderot ein Schauspiel und las es der Kaiserin vor. Sie suchte ihn zu überreden, es aufführen zu lassen. Diderot wollte sich aber dazu nicht verstehen und bat, erst seine Abreise abzuwarten. „Und warum das?" fragte die Kaiserin, „besorgen Sie etwa, Ihr Stück möchte nicht gefallen? Da trösten Sie sich im schlimmsten Falle mit mir; ich habe vier von meinen eigenen Schauspielen aufführen lassen und bin beinahe jedesmal ausgepfiffen worden. Gleichwohl hab' ich mir das Unglück wenig zu Gemüthe gezogen." — „Das glaub' ich wohl," versetzte Diderot, „das ist aber auch ein ganz anderer Fall. Wenn Diderot als Schriftsteller fällt, so fällt er ganz, wenn hingegen Ew. Majestät als Schauspieldichterin fallen, so stehen Sie noch immer als Kaiserin in Ihrer ganzen Größe da."

— Diderot eiferte einst an der Tafel der Kaiserin Katharina II. gegen die Schmeichler und verdammte sie sämmtlich zur Hölle. Die Kaiserin unterbrach ihn mit der Frage, was man in Paris über ihren Gemahl urtheile? Diderot erschöpfte sich mit sichtbarer Verlegenheit in große Lobsprüche. „Schweigen Sie," rief die Kaiserin aus, „Sie sind wenigstens schon auf dem Wege zum Fegfeuer."

— Diderot und Voltaire unterhielten sich über Shakespeare: „Wie können Sie," fragte Voltaire, „dieses Ungeheuer einem Virgil oder einem Racine vorziehen? Das kommt mir ebenso vor, als wollte man den großen Christoph in der Liebfrauenkirche über den Apoll von Belvedère setzen." — „Was würden Sie aber sagen," erwiderte Diderot nach einigem Nachsinnen, „wenn Sie diesen großen Christoph durch die Straßen schreiten sehen würden?" — Dies imposante Bild brachte den sonst um eine Antwort nie verlegenen Voltaire so in Verwirrung, daß er keine Sylbe darauf erwiderte.

— Diderot. Der Prinz Ernst von Sachsen wünschte während seines Aufenthaltes in Paris Diderot zu sehen, und ließ sich bei ihm

als einen reisenden Schweizer melden. — Diderot fand so viel Reife des Verstandes und Einsicht bei dem Reisenden, daß er ihm sagte: „Junger Schweizer, zögern Sie nicht, in Ihr Vaterland zurück zu kehren, wenn Sie Ihre Unschuld behalten wollen, hier verderbt man Sie." — So oft er ihn antraf, klopfte er ihn auf die Schulter: „Noch immer in Paris? — Wie Schade! Sie gehen gewiß zu Grunde!" — — Endlich ward der Prinz in einer Gesellschaft, wo Diderot zugegen war, unter seinem wahren Namen angekündigt; Diderot ging auf ihn zu und entschuldigte sich wegen seiner früheren Vertraulichkeit. — „Das Lob, das sie mir ertheilt haben," erwiderte der Prinz, „als Sie mich für einen Schweizer hielten, ist, ohne von einem Schmeichler herzukommen, das schmeichelhafteste, das ich je empfing."

— Diderot. „Welche Thätigkeit war in diesem Menschen!" so erzählt Schiller in einem Briefe an seinen Freund Körner, „eine Flamme, die nimmer erlöschte. Wie viel mehr war er andern, als sich selbst! Alles an ihm war Seele! Jeder Zug aus diesem Bilde bezeichnet uns diesen Geist und würde in keinem andern mehr taugen! Alles trägt den Stempel einer höhern Vortrefflichkeit, deren die höchste Anstrengung anderer gewöhnlicher Erdenbürger nicht fähig ist. Es ist eigentlich nur wenig, was diese Biographie von ihm aufbewahrt hat; dieses Wenige aber ist mir ein großer Schatz von Wahrheit und simpler Größe, und mir werther, als was wir von Rousseau haben. Diderot hatte lange und oft mit dem Mangel zu kämpfen; viele seiner Schriften danken ihre Entstehung seinem Bedürfniß, noch mehrere einer Herzensangelegenheit mit einer Madame de Roussieux, die ihn tüchtig in Contribution setzte. Madame brauchte 50 Louisd'or am Charfreitag. Er schrieb: „Pensées philosophiques" und brachte ihr auf Ostern 50 Louisd'or. So ging's mit fünf oder sechs andern Werken. Advokatenreden, Missionspredigten, Adresses au Roi, Dedicationen, Avertissements, Bettelbriefe und Anzeigen neuer Pomaden flossen aus seiner Feder."

— Diderot. Als ein Zug der philosophischen Denkart Diderot's diene Folgendes: Ein junger Mann bringt ihm eine Satyre im Manuscript zu lesen. Die Satyre ist auf Diderot gemacht. Er läßt ihn kommen und fragt ihn, wie er sich beikommen lassen könne, ihm die Zeit durch das Lesen einer Satyre zu stehlen. Der junge Mensch antwortete, er habe Geld gebraucht und gehofft, daß er ihm das Manuscript abkaufen würde, um den Druck zu verhindern. Diderot sagte, wenn er dies wolle, so könne er ihm einen weit einträglicheren Rath geben. Er solle zum Bruder des Duc d'Orleans gehen und ihm das Buch dediciren; dieser wäre sein Feind und würde die Satyre mit Gold auf-

wägen. Der junge Mensch hatte keinen Zugang zu dem Prinzen. Diderot ließ ihn sich niedersetzen und dictirte ihm ein Epitre délicatoire à son Altesse. Mit dieser ging der arme Teufel zum Prinzen und fischte 25 Louisd'or.

— Diderot. Ein junger Mann, der viel Geist und Herz zeigte, machte Diderot's Bekanntschaft. Es fehlte ihm an Geld, und nachdem Diderot seine Familienangelegenheiten sich hatte erzählen lassen, erfuhr er, daß er einen Bruder hätte, der ihn unterstützen könne, daß aber dieser Bruder übel auf ihn zu sprechen sei, weil er ihm einstmals an seinem Glücke hinderlich gewesen. Diderot ging zu diesem, um für den jungen Mann zu sprechen, erfuhr aber hier so viele Schandthaten und unerhörte Niederträchtigkeiten von dem Letzteren, daß ihm schauderte. Als Jener mit der Erzählung fertig war, fragte er Diderot, ob er sich nun noch eines solchen Bösewichts annehmen wolle? Diderot hatte sich gefaßt und sagte, er habe alles dieses schon gewußt, und noch mehr, als er ihm eben erzählt habe. „Noch mehr?" fragte der Andere. „Ja," sagte Diderot, „ich weiß z. B., daß er mit dem Dolch in der Hand auf Sie gelauert hat, um sie meuchelmörderisch umzubringen, und dieses haben Sie in Ihrer Erzählung ausgelassen." — „Weil es nicht wahr ist," sagte der Andere. — „Und gesetzt, es wäre," antwortete Diderot, „so ist auch das noch nicht genug um Sie zu entschuldigen, einen Bruder in der Noth zu verlassen." Der Andere war so überrascht und wurde so hingerissen von Diderot's eindringlicher Rede, daß er dem Schurken eine Pension aussetzte.

— Diderot: „Ich kannte einen Mann, der Alles wußte und verstand, aber nicht mit Anstand „guten Tag" sagen konnte: er war sein ganzes Leben lang arm und verachtet."

— Diderot. Der Anstand erfordert es, daß unter allen Dingen, die uns theils zum Nutzen, theils zur Bequemlichkeit dienen, eine gewisse Uebereinstimmung herrschte, und daß sie gewissermaßen zusammenpassen. Es gibt Leute, die sich die nothwendigsten Dinge des Lebens entziehen, um eine Equipage halten zu können. Und was gewinnen Sie dadurch? — Sie werden von denen, die ihr Wagen mit Koth bewirft, ausgelacht. — Wie oft bemerkt man auf den Promenaden Damen, bei denen der Cachemir-Shwal nur dazu dient, auf die Nachlässigkeit der übrigen Toilette aufmerksam zu machen. Solche Verstöße gegen Schicklichkeit und Einklang sind besonders zu Paris ganz gewöhnlich, wo bei Vielen das Glück nur darin besteht, für glücklich zu gelten. Doch dem sei nun, wie ihm wolle; wir wollen hier keine moralische Vorlesungen halten.

— Diderot mußte einst so sehr er auch Philosoph war, die Begierde, in allen ihn umgebenden Gegenständen die eben erwähnte Gleichheit und Uebereinstimmung herrschen zu lassen, theuer bezahlen.

In jener Zeit, in der die Gemächer der Gelehrten noch nicht mit Gold, Bronce und dergleichen verziert waren, kam einst zu Diderot einer seiner Freunde, ihn zu besuchen. Er fand ihn in alten, abgetragenen Pantoffeln; und dies bewog ihn, ihm ein Paar ganz neue, von rothem Saffian zu schenken. Diderot war entzückt über dieses elegante Geschenk, und indem er es mit Wohlgefallen betrachtete, fiel sein Blick auf das Käppchen, das er gewöhnlich beim Arbeiten auf dem Kopfe trug. „Ach," rief er aus, „das sticht gewaltig gegen meine Pantoffeln ab!" und sogleich kaufte er ein neues Käppchen von röthlichem Sammet. Es vergingen kaum zwei Tage, als der Philosoph auch schon einen alten Rock, mit dem er sich bis dahin recht wohl beholfen hatte, ablegte, und einen neuen dafür kaufte. Kaum hatte er diesen angezogen, so fürchtete er auch, ihn durch das Auflegen auf ein altes Schreibpult zu verderben; es mußte also auch ein neues Schreibpult angeschafft werden. Ein kleiner Spiegel war hinreichend gewesen, um sein Halstuch in Ordnung zu bringen und sich zu rasiren; jetzt ging das nicht mehr, da er seinen ganzen Anzug von unten bis oben mustern wollte; ein großer Spiegel nahm am Kamin seine Stelle ein. Aber dieser Kamin war von gemaltem Stein, welcher häßlich bei dem eleganten Spiegel abstach. Ein neues Bedürfniß entsprang daraus; es mußte ein Kamin von echtem Marmor angeschafft werden.

So stieß Diderot täglich auf Gegenstände, die ihm mißfielen, sei es nun in seiner Kleidung, oder in seinem Mobiliar; bald paßte seine Bibliothek nicht zu seinem Schreibpulte, bald sein Néglige nicht zu seinem Tagesanzug, bald der schlechte Einband der Bücher nicht zu dem schönen Gestell, bald das simple Schlafgemach nicht zu dem eleganten Wohnzimmer u. s. w. Kurz, Diderot war, seitdem er von seinem Freunde ein Paar Pantoffeln von rothem Saffian zum Geschenk erhalten hatte, unablässig bemüht, sein ganzes Hausgeräth denselben anpassend und vornehm einrichten zu lassen, welches ihm eine Summe von 80,000 Livres — den Ertrag seiner ganzen Wirthschaftlichkeit — kostete. Als er einige Tage darauf diesen Vorfall in einem Kaffeehause erzählte, befand sich unter den Gästen auch ein alter reicher Geizhals. Dieser nahm das Wort und sagte in einem Weisheitstone: „Der arme Diderot! mußte er auch ein so unheilbringendes Geschenk erhalten! Ja, ja, was man verschenkt, bringt selten dem Empfänger Glück. Da lob' ich mir meine

Grundsätze; meine Menschenfreundlichkeit hat mich noch nie versucht, Jemandem etwas zu schenken!“

Dreyer. Der im einunddreißigsten Jahre in seiner Vaterstadt Hamburg leider zu früh verstorbene Romanzendichter Schiebeler las in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Dreyer befand, einige Verse von Boileau vor, und äußerte bei der Stelle: „La raison dit Virgile, la rime dit Quinault,“ daß sie unnachahmlich wäre. — Dreyer behauptete das Gegentheil.

„Nun, so beweisen Sie es durch einen ähnlichen deutschen Vers.“

„Das werde ich!“ sagte Dreyer, und nach einigen Minuten declamirte er den Vers:

„Wer lehrt uns Beifalls werth die göttlichen Gesetze?
Vernunft sagt Zimmermann*), den Reim, spricht Pastor Götze.“

— Dreyer ward einst aufgefordert, das nachstehende französische Epigramm aus dem Stegreif zu übersetzen:

„De vos charmes, Mademoiselle, on ne peut se defendre,
Aussitôt quand on vous voit, il faut se rendre.“

Er that es in folgenden Versen:

„O Schönste, Deinem Reiz kann Niemand widerstreben,
Sobald man Dich nur sieht, muß man sich ergeben.“

— Als Dreyer einst an einer Mittagstafel, zu der er eingeladen war, bemerkte, wie mehreren Herren sich das Mark aus Rindsknochen besonders gut schmecken ließen, seufzte er tief. Man fragte ihn um die Ursache. „Ach,“ versetzte Dreyer, „ist es nicht ein Jammer, wenn man sehen muß, wie heut zu Tage Kinder den Eltern das Mark aus Knochen saugen!“

— Dreyer. Der Licenciat Wittenberg in Hamburg war einst berauscht bei Eppendorf (ein, eine Stunde von Hamburg entferntes Dorf), in einen Graben gefallen. Dies Ereigniß benutzte Dreyer zu folgendem Sinngedichte:

Wo liegt Leipzig? — In Meißen.
Wo liegt Königsberg? — In Preußen.
Wo liegt Tübingen? — In Schwaben.
Wo liegt Wittenberg? — Bei Eppendorf im Graben.

*) Zimmermann war ein sehr aufgeklärter und tolerant denkender Geistlicher in Hamburg; der Hauptpastor Götze daselbst, auch außerhalb Hamburgs wegen seiner Verketzerungen und seiner literarischen Fehde mit G. E. Lessing bekannt.

— Dreyer konnte den damaligen Schwerinischen Secretär Löwe, der ebenfalls dichtete, nicht ausstehen. Er ließ Satyren auf ihn regnen, worunter auch nachfolgende Verse waren:

Du willst im Dichten kritisiren,
Verbessern und philosophiren,
In Oden, Liedern und Satyren
Und auch in Briefen ungemein,
Kurz ein schwerinischer Pope sein,
Allein! Allein!

Den Vorsatz wirst Du so erreichen,
Wie sich Schwerin und London gleichen;
Und wie vordem auf dem Theater
Dein angenehmer Schwiegervater,
Herr Schönemann*), dem Grafen Esser glich:
Uns schreibst Du in den Schlaf, Dich schreibst Du lächerlich,

— Dreyer. Lipstorp, ein sehr gelehrter hamburgischer Bürgermeister, heiratete im hohen Alter eine junge Frau und starb einige Jahre darauf. Seine Witwe, die noch nicht dreißig Jahr alt war, hatte jetzt ein Vermögen von drei Millionen Thalern. Es war also kein Wunder, daß Dreyer den Wunsch äußerte:

Da euer Lipstorp stirbt, so möcht bei seinem Sterben
Der Rath die Wissenschaft und ich — die Witwe erben.

Diese Zeilen kamen sogar in die Rathsstube und man wünschte die Spötterei beantwortet zu sehen. Der Syndicus F. (nicht Hagedorn, welcher beständig Dreyer's Freund gewesen ist), machte darauf folgende Antwort:

Bei uns'res Lipstorp Gruft ist Deiner Wünsche Ziel,
Zu wenig für den Rath und für Dich ** zu viel.

Dreyer hat seit dieser Zeit die tiefste Ehrerbietung gegen den Hamburgischen Syndicus Fr. geäußert, und oft gestanden, er wäre nie besser abgeführt worden.

---

*) Schönemann, Director einer Schauspielertruppe, spielte die Rolle des Esser höchst erbärmlich; als Director aber eignete er sich dieselbe zu, spielte sie aber größtentheils mit geschlossenen Augen.

D r e y e r.

Unter das Gemälde der Direktrize Koch.

Wär' ich ein Thor, ein Atheist,
So würde gleich Dein Bild mich ändern und bekehren;
Dem Du die Schönheit schuldig bist,
Der ist gewiß ein Gott, den muß die Welt verehren:
Doch wär' ich auch der frömmste Christ,
So würd' ich doch bei Dir zu sündigen begehren.

Dreyer. *)

Dusch. Als Dusch, durch seine moralischen Briefe bekannt, einst in einem neuen Anzuge ausging, glaubte er zu bemerken, daß er von vielen Personen mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit gegrüßt ward. Unwillig zog er, als er nach Hause kam, seinen Rock aus warf ihn mitten in's Zimmer und rief: „Wer von uns Beiden ist denn Dusch, ich oder du?

Delille. Einst erhielt Delille von Jemandem, der in dem Rufe stand, sehr naschhaft zu sein, einen Besuch. Da Delille noch etwas in seinem Kabinette zu thun hatte, so nahm der Fremde indessen einen gebratenen Apfel, der auf dem Gesimse des Kamins lag. Delille bemerkte bei der Rückkehr in's Zimmer, daß der Apfel verschwunden sei. Um den Lüsternen ein wenig zu ängstigen, stellte sich Delille sehr unruhig, und fragte den Naschhaften: „Haben Sie etwa den Apfel, der dort auf den Kamin lag, gegessen?"

Dieser läugnete es.

„Sie beunruhigen mich," versetzte Delille, „da ich von Mäusen sehr geplagt werde, so hatt' ich den Apfel mit Arsenik vergiftet."

— Jetzt sprang der Lüsterne in der größten Angst im Zimmer umher, und schrie und bat flehentlich um Milch.

Delille lachte, es hielt aber schwer, den Erschreckten völlig zu beruhigen.

— Delille wohnte bei einer Frau von sehr heftiger Gemüthsart. Es kam oft zwischen Beiden zu stürmischen Scenen; der Dichter verlor nie die richtige Fassung, er setzt ihrem aufbrausenden Zorn oft Scherze entgegen. Einst wurde die Frau durch diese Scherze immer mehr in Wuth gesetzt, und sie vergaß sich dabei so sehr, daß sie nach mehreren

*) Dieses Epigramm befindet sich nicht in der Altonaer Ausgabe 1771 der: vorzüglichste deutsche Gedichte „Dreyer's"; es hat seinen Platz im Reichard'schen Theater-Kalender von 1779 gefunden, von daher ist es hier mitgetheilt.



Büchern des ihr zunächststehenden Bücherschranks griff und solche dem Abbé an den Kopf warf. — Delille verlor auch hierbei seine gute Laune nicht, und da die Zornige nur nach den größten und dicksten Büchern griff, so sagte er sehr freundlich: „O Beste! kannst Du mir Deine Liebkosungen nicht in kleinerem Format zukommen lassen?“

— Delille pflegte, da er erblindet war, seine Poesie, die er in Gesellschaften mittheilte, aus dem Gedächtniß vorzutragen; er war aber besorgt, daß ungedruckte aufgefaßt oder aufgeschrieben und auf unrechtmäßige Weise ins Publikum gebracht werden möchten. Einst trug er Verse, die er eben erst gedichtet, in Gesellschaft bei seiner Freundin, der Baronin von Douburg, vor, und diese um ihm eine kleine Neckerei zu machen, ergriff Papier und eine Rabenfeder, und fing an, nachzuschreiben. Dem feinen Ohr des Dichters entging indeß das leise Geräusch der Rabenfeder nicht, und sogleich schob er aus dem Stegreif folgende Verse in seinem Vortrag ein:

Et tandis que je lis mes chefs-d'oeuvres divers,
Le corbeau devient pie et me vole mes vers!

Während meine Vers' ich lese, wandelt sich ein Rabe hier
Und in eine dieb'sche Elster, und sie stiehlt die Verse mir!

— Delille. Der Graf von Choiseul-Gouffier und der Abbé Delille waren bekanntlich durch ein altes Freundschaftsband mit einander verbunden. Dieß erstreckte sich so weit, daß der Erstere, als ernannter Gesandter an den Hof von Konstantinopel dem letzteren den Vorschlag machte, ihn zu begleiten, und sich glücklich pries, als Delille erklärte, sein Reisegefährte werden zu wollen.

— Delille aß einst zu Mittag bei Marmontel. Bei Tische kam auch das Gespräch auf die Kunst, sich in der feinen Welt auf eine leichte und ungezwungene Art zu benehmen.

„Ja,“ sagte Delille, „das ist wirklich eine sehr schwierige Sache, denn Alles beruht dabei auf einer Menge höchst unbedeutender Dinge, die man genau beobachten muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich lächerlich zu machen, und, was das Aergerlichste dabei ist, so kann man doch diese Bagatellen, die aber nichts weniger als unbedeutend sind, auch mit dem größten Scharfsinn nicht ergrübeln, wenn man sie nicht in der feinen Welt ausstudirt.“

„Neulich erzählte mir der Abbé Cossin, er habe mit einigen Hofleuten und andern Personen aus der großen Welt bei dem Abbé von Radonvilliers gespeist. Ich wette, sagte ich zu ihm, daß Sie gewiß hundert Verstöße wider den feinen Ton der Gesellschaft gemacht haben.“

Wie so? fragte Coffin lebhaft, ich denke, ich habe mich so benommen, wie alle Uebrige?

„Was bilden Sie sich ein! Ich versichere Sie, daß Sie auch die geringste Kleinigkeit nicht so gemacht haben, wie Ihre Tischgenossen. Sagen Sie mir aufrichtig, was thaten Sie, als Sie sich gesetzt hatten?"

Ei nun, ich macht' es wie die übrigen, ich nahm meine Serviette, machte sie auseinander und zog den einen Zipfel durch ein Knopfloch meiner Weste.

„Da haben wir's. Sicher sind Sie der einzige gewesen, der das gethan hat. Kein Mensch zieht mehr die Serviette durch's Knopfloch. Man legt Sie blos auf den Schooß. — Aber weiter, wie aßen Sie Ihre Suppe?"

Wie jeder vernünftige Mensch, denk' ich, ich nahm den Löffel und brockte Brod ein.

„Mein Gott, kein Mensch brockt noch Brod in die Suppe. — Was gab es nun weiter?"

Frische Eier.

„Schön, was machten Sie mit der Schaale?"

„Was sollt' ich damit machen? Ich gab Sie dem Lakaien mit dem Teller zurück.

„Ohne sie zu zerknicken? — Schon wieder gefehlt. Lieber Freund, wenn man frische Eier ißt, so läßt man die Schaale nie unzerknickt. — Ich fürchte mich fast, Sie weiter zu examiniren. — Doch noch eins, wie hielten Sie's mit dem Trinken?"

Ich bat mir, wie alle übrigen, rothen Wein aus.

„Wieder falsch, man fordert Pontack, Cahors oder Medok, nicht aber rothen Wein. — Wie aßen Sie Ihr Brod?"

Ich schnitt es von einander.

„Sie schnitten es? — Unerhört! Kein Mensch schneidet mehr das Brod, es wird gebrochen. — Nach Tische gab es Kaffee, nicht wahr?"

Ei freilich.

„Wie tranken Sie diesen?"

Wie gewöhnlich. Er war sehr heiß, ich goß ihn also in die Untertasse.

„So machten Sie's gerade umgekehrt, wie alle Uebrige. Man trinkt den Kaffee nur aus Obertassen. Sie sehen also lieber Delille, daß Sie nichts so gethan haben, wie es in der feinen Welt itzt Gebrauch ist."

„Coffin war ganz verlegen," fuhr Delille fort, „und wohl über sechs Wochen fragte er jeden Bekannten, ob ich auch wohl in Allem recht gehabt hätte?"

„Uebrigens gab ich dem Abbé diesen lehrreichen Unterricht, als ich selbst vor kurzem erst darüber belehrt worden war,“ setzte Delille hinzu. „Ich hatte eine dunkle Ahnung davon, daß ich mich auch in der eleganten Welt, beim Eintritt, beim Essen, Trinken und überhaupt ziemlich ungeschickt benehme. Ich fragte also die Frau von . . . ob ich nicht zuweilen gegen die feine Lebensart anstieße und mich lächerlich mache.“

„Ach,“ sagte sie sehr naiv, „höchst lächerlich und fast immer, und nun ertheilte sie mir diese Lehren, die ich dem Abbé Cossin hernach wieder mit so vieler Selbstzufriedenheit zum Besten gab.“

— Delille, der gegen das Ende seiner Laufbahn mit einer völligen Blindheit behaftet wurde, hatte von jeher ein sehr schlechtes Gesicht gehabt, und da gaben dann die häufigen, mitunter komischen Mißgriffe, welche er sich in Folge seiner schwachen Augen zu Schulden kommen ließ, in den gesellschaftlichen Kreisen des Grafen von Choiseul Stoff zu mancherlei Späßen. Bei diesen Späßen, über welche Delille selbst jedesmal der erste war, der zu lachen pflegte, kam durchaus nichts Rohes zum Vorschein; es fehlte ihnen im Gegentheil keineswegs an jener Grazie und Urbanität, wodurch sich das gesellschaftliche Leben jener Epoche auszeichnete. Einst lustwandelte der Dichter mit dem Herrn von Choiseul und einer zahlreichen Gesellschaft an den Ufern des Bosporus.

„Meine Herren, rief er auf einmal aus: Sie behaupten allerseits, ich habe schwache Augen und doch erblick' ich jetzt dort unten, auf hohem Meere ganz deutlich einen rosenfarbenen Flamingo.“ Jedermann sah nach dem Flamingo, aber niemand konnte denselben entdecken. Delille triumphirte und fuhr fort, zu behaupten, er sehe seinen Vogel. Man ging eine Wette ein. „Da schauen Sie,“ sagte der Abbé, gerade über die Spitze meines Stockes!“ Man visirte über die Stockspitze hinaus und was erblickte man? Ein in vollem Segeln begriffenes Kriegsschiff mit vierundsiebenzig Kanonen.

Dücis. Campenon ein Freund Dücis und dessen Biograph, erzählt von diesem folgende Anecdote:

„Eines Tages besuchte ich meinen Freund in Versailles. Es war im Januar und sehr kalt. Ich fand ihn in seinem Zimmer auf einem Stuhle stehend und eben damit beschäftigt, einen Lorbeerkranz auf eine Büste Shakespear's zu befestigen. Ich bin gleich zu Diensten, sagte er, ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen, und da er bemerkte, daß ich nicht wenig verwundert darüber sei, fuhr er fort: Wissen Sie denn nicht, daß morgen St. Wilhelms-Tag ist, des Schutzpatrons meines theuren Shakespear's? Endlich stützte er sich mit der Hand auf meine Schulter,

um vom Stuhle zu steigen, und fragte mich, wie mir das Namentags-Angebinde gefalle. Freund, sagte er, die Alten schmückten ja auch die Quellen, aus denen sie schöpften, mit Blumen."

Dorat, den der allgemeine Beifall, besonders des schönen Geschlechts, nicht wenig eitel machte, hatte von seinen Werken eine mit aller möglichen typographischen Pracht gedruckte, und mit den schönsten Kupfern von Eisen und andern berühmten Künstlern ausgestattete neue Ausgabe veranstaltet, und dadurch seiner Eigenliebe den letzten duftenden Weihrauch gestreut. An einem Morgen befand er sich in dem Buchladen seines Verlegers, als ein Fremder, der sich schon durch seinen Accent als einen Engländer ankündigte, erschien und nach der Prachtausgabe von Dorat's Werken fragte, die man ihm auch sogleich vorlegte. „Wie viel kosten sie?" „Sechs Louisd'or." „Hier sind sie." „Ich will ihnen das Packet nach Ihrer Wohnung schicken." „Nicht doch, nicht doch! das ist alles so bequem und allerliebst, daß man es mit Vergnügen selbst trägt." Welch' ein Triumph für den Dichter, der mit Entzücken vernimmt, daß sein Ruhm sogar jenseits des Meeres gedrungen ist. Schon sinnt er im Stillen auf ein nicht auffallendes Mittel, sich dem Fremden als Autor zu erkennen zu geben. Aber wie erschrickt er, als er, sich nach dem Käufer umwendend, diesen mit der größten Kaltblütigkeit einen Band nach dem andern vornehmen, die Kupfer behutsam heraustrennen, die Gedichte unter den Tisch werfen und mit den sorgfältig in Papier gewickelten Bildern fortgehen sieht.

— Dorat heiratete im hohen Alter eine junge Person von neunzehn Jahren. Als ihm seine Freunde eine so späte Liebe vorwarfen, antwortete er ihnen, daß er vermöge der poetischen Freiheit dazu berechtigt sei. Als man ihn frug, weshalb er nicht lieber eine Person von reiferem Alter und die zu dem seinigen passe, gewählt habe, gab er zur Antwort: „Ich habe lieber gewollt, daß ein reiner und blank geschliffener Degen mir das Herz durchbohren sollte, und nicht ein altes verrostetes Eisen."

— Als Dorat den Tag vor seiner Hochzeit einen seiner Freunde davon Nachricht gab, und dieser ihm seine Verwunderung wegen seines Alters und der Jugend des Mädchens bezeugte, antwortete ihm Dorat ganz trocken: „Morgen ist sie zur Frau gemacht. *)

— Dorat saß an seinem Sterbetage auf einem Lehnstuhle, als sein Arzt zu ihm in's Zimmer trat, und ihm, nach der ersten Begrüßung, an den Puls fühlte.

*) Ein Scherz, den vor ihm schon Cicero gemacht.

„Nun!" sagte Dorat: „wie finden sie mich?" Lieber Freund! versetzte der Arzt bedenklich: mir scheint es, daß Ihr Puls merklich schwächer wird, an Ihrer Stelle würde ich —

„Schon gut, ich verstehe Sie!" antwortete Dorat lächelnd. — Der Arzt ging. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so wandte sich Dorat an seinen Krankenwärter, einen alten treuen Bedienten. — „Es sind doch närrische Leute die Doctoren, immer verordnen sie zur Unzeit. Eben heute, grade jetzt befinde ich mich recht wohl."

Hierauf schwieg er eine kleine Weile, legte dann die Hand auf die Stirne, sann einen Augenblick nach, sagte die beiden ersten Zeilen eines Gedichtes her, als der Anfang einer Satyre auf die Aerzte, und bei dem Schlußworte der zweiten Zeile — verstummte er auf immer. —

Dumas Alexander. Als Dumas bei Gelegenheit eines Processes in Rouen von dem Verhörrichtern nach seinem Stand gefragt wurde, antwortete er: „Erster Trauerspieldichter, wenn Corneille nicht hier geboren wäre," worauf jener lächelnd bemerkte: „Nun, es gibt in jedem Stande Abstufungen."

— Dumas, dessen braunes Gesicht und schwarzer Krauskopf die afrikanische Abkunft seines Vaters, des wackern Revolutions-Generals Dumas, verräth, wurde neulich von einem Zudringlichen gefragt: „Um Vergebung, Ihrem Aeußern nach zu urtheilen, war Ihr Vater?" — „Creole!" — entgegnete Dumas. — „Und Ihr Großvater?" — „Neger!" — „Und Ihr Urgroßvater?" — „Affe!" sagte Dumas, und wandte dem erstaunten Frager den Rücken zu. „O!" entgegnete dieser erstaunt, „das ist stark!" Er wurde nun seinerseits überall, wo er sich zeigte, mit der Frage bestürmt: „Haben Sie Alexander Dumas Urgroßvater gekannt?"

— Dumas ging über den Boulevard des Italiens um 10 Uhr und rauchte. Ein Feuilletonist, der mit einem geschwätzigen Romanschreiber vorüberkam, sagte zu diesem: „Still, da ist eine berühmte Feder, welche arbeitet." So war es auch. Dumas hatte die Idee zu einem Lustspiel gefunden, welche er sogleich zum Comité des Theatre Français trug. Am Morgen desselben Tages, als er sich anzog, brachte ihm der Bediente einen Brief. Er las, lachte, kritzelte einige Worte in sein Notizenbuch und sagte: „Das Glück kommt Einem durch den Briefwechsel. Das ist der Stoff zu einem Vaudeville in drei Acten." Um zwölf Uhr trat Dumas in's Café de Paris, um zu frühstücken. Ein Unbekannter stürzte auf ihn los, drückte ihm die Hand, was der Schriftsteller erwiderte. „Sind Sie es?" — „Ja, ich bin es!" — „Woher kommen Sie?" sagte der Autor, der gar nicht böse gewesen wäre, den

Namen des Fremden zu wissen. — „Ich komme von Calcutta." — „Ah, warum nicht gar?„ — „Ja. Ich bin über Persien und Neapel gereist. Ein seltsames Land. Ich habe da eine Menge Abenteuer erlebt." — „So? Erzählen Sie mir doch welche." — Der Unbekannte erzählte. — „Nun seh' ein Mensch," sagte Dumas beim Dessert, „das Glück kömmt Einem beim Frühstücke. Ich danke Ihnen, mein Werthester. Ich werde diese Abenteuer im „Siècle" in vierzig Feuilletons erzählen." Abends stieß Dumas in der Rue de Lafitte auf einen Freund. „Warum bist Du so verdrießlich und niedergeschlagen? Was fehlt Dir? Was hast Du? Was drückt Dich?" — „Diese „Presse" hat mir die Novelle nicht aufnehmen wollen." — „Laß sehen!" — Dumas überfliegt das Manuscript. — „Herrlich, darin ist die Idee zu einem Drama. Komm mit mir in das Theater Porte Saint-Martin. Das Glück kommt Einem beim Flaniren. Im Gehen wollen wir den Plan entwerfen; fünf Acte und ein Prolog; was meinst Du?" — Um Mitternacht soupirte Dumas im Café Anglais. Unter den anwesenden Frauenzimmern war auch eines, welches ihn genau betrachtete, dann lachte, endlich aber sagte: „Grüß' Dich, Alexander, kennst Du mich nicht?" — „Nein, meine Schöne." — „Ich bin diejenige, welche voriges Jahr in Pisa gestorben ist; erinnerst Du Dich nicht? Ich habe mich für den Fürsten v. B. getödtet." — „Ah, ja, es ist wahr, jetzt weiß ich schon. Nun, geht es jetzt wieder gut?" — „Ja, der Marquis v. C. hat mich hergestellt." — „Welch' ein Vaudeville," murmelte Alexander Dumas, „für das Varieté-Theater!" — Mit Titus konnte er am andern Morgen rufen: „Ich habe meinen Tag nicht verloren!"

— Dumas. Wahrscheinlich ist der Name Courty unsern Lesern ebenso unbekannt, als sie mit dem Namen Dumas vertraut sind; um sie indeß nicht in der Dunkelheit zu lassen, wollen wir ihnen sagen, daß ihn der Eigenthümer eines berühmten Gasthofes in Marseille, der Muette de Portici, einer der berühmtesten Kochkünstler des mittäglichen Frankreichs führt. Die Anecdote, welche wir erzählen wollen, ist aus Mrs. Romer's empfehlungswerthem Werke: „The Rhone, the Darro and the Guadalquivir, a summer ramble in 1842" entlehnt. Alexander Dumas kehrt, auf seinen häufigen Reisen aus Toscana nach Frankreich und zurück, regelmäßig bei Herrn Courty ein, und es scheint zwischen dem Dichter und dem Küchen-Virtuosen das Gefühl einer gegenseitigen Bewunderung obzuwalten, welche den Letzteren auf Alles, was und wie Herr Dumas es thut, auf die Laube, worin er speiset, auf die Gerichte, die er am meisten liebt, auf seine Fischfangs-Excursionen mit Courty, einen großen Werth legen läßt. „Das letzte Mal, wo Herr

Dumas hier zu Mittag aß," erzählt Courty, ließ er wie gewöhnlich, die Tafel in einer der Lauben serviren. Es war ein Gewitter im Anzuge, und ich machte darauf aufmerksam, ob es nicht gerathener sein dürfte, im Hause zu speisen. „Was denken Sie denn?" rief Alexander Dumas aus, „glauben Sie, daß wir Leute sind, die sich vor einem Gewitter fürchteten? Lassen Sie uns hier auftragen: mag es doch regnen, donnern, hageln, das ist uns Alles gleich; wir speisen, quand même!" Ich mußte gehorchen. Ehe aber die Muscheln und die bouillabesse verzehrt waren, verkündigten schon einzelne Blitze das Herannahen des Gewitters; die hors d'oeuvres und die entrées wurden unter dem Rollen des Donners aufgetragen, und das premier service schloß bei dem Herabfallen schwerer Regentropfen, welche durch das dicke Blätterdach der Laube drangen, und die Anordnung der Tafel gänzlich zerstörten, ohne daß jedoch Herr Dumas nur im Geringsten auf mein Bitten und Flehen gehört hätte. Seine Gattin saß, vor Kälte zitternd, in ihrem dünnen Mousselinkleide neben ihm, und selbst sein Freund, Herr Méry, der Dichter, äußerte sich etwas zweifelhaft über die Annehmlichkeit, ein Diner in einem Staubbade einnehmen zu müssen; aber ebenfalls vergebens. Da ich sah, daß die Worte bei Herrn Dumas nichts fruchteten, so veränderte ich meinen Angriffsplan. Ich befahl also, daß das zweite Service im Hause aufgetragen werden sollte, und kündete nun der Gesellschaft an, daß ich sie dort erwarte. „Herr Dumas," sagte ich zu ihm, „hier gilt es meinen Ruf als Koch; ich darf also Ihrer Laune nicht nachgeben, und sehe mich, im Interesse meiner Kunst, gezwungen, meine Schüsseln nicht länger der Unfreundlichkeit des Wetters preiszugeben. Das zweite Service erwartet Sie im Hause, und ich bin fest entschlossen, es nicht hier aufzutragen!" In der That war es mir aber nicht sowohl meiner Schüsseln wegen, als weil ich das sexe berücksichtigte, daß ich einen so entschiedenen Ton annahm, und glücklicherweise wirkte das Mittel. Herr Dumas gab meinen Gründen nach und das Diner schloß sehr angenehm und im Trockenen, im Hause. „Ja, Madame," fügte Herr Courty hinzu, nachdem er eine lange Lobrede auf Herrn Dumas gehalten hatte, „die Gunst dieses großen Literaten ist mir, wie ich mir schmeichle, gewiß, er beehrt mich nicht allein mit seiner Achtung, sondern er hat mir auch eine ganze Seite seiner imprections (i. e. impressions) de voyage eingeräumt!"

— Gleichgiltig erscheint Alexander Dumas bei der ersten Aufführung seiner Stücke. Früher sah man ihn mitten unter den Zuschauern sitzen. Alle überragend durch seinen wolligen Mulattenkopf und stellenweise sogar mit applaudirend. Als seine Freunde dieses Beifall-

spenden taktlos nannten, sagte er: „Eh bien!“ Hab' ich das Stück nicht gemacht? So werd' ich doch auch am Besten wissen, welche Stellen die gelungensten sind.“

— Dumas wurde im Jahre 1847 von den beiden Journalen „Constitutionnel“ und „La Presse“ verklagt, weil er seine Verpflichtungen gegen sie nicht erfüllt und die versprochenen Romane nicht geliefert habe. Der beliebte Dichter erschien vor Gericht, um seine Vertheidigung selbst zu führen und da dies bekannt geworden war, machte man vor dem Gerichtshofe Queue, wie vor einem Theater, wenn ein neues Stück aufgeführt wird, und der Saal konnte bei weitem nicht alle Neugierigen fassen, unter denen sich auch viele Damen der Modewelt befanden. Aus seiner Vertheidigungsrede, welche häufig durch Geist und Witz das lauteste Lachen erregte, sei hier das Interessanteste mitgetheilt. „Ich hatte, als der Vertrag mit den beiden Journalen beschlossen wurde, noch 226000 Zeilen, d. h. 80 Bände zu liefern, eine Arbeit, welche die ganze Akademie schwerlich zu Stande bringen würde, wenn man ihr aufgäbe, sie in zwei Jahren zu liefern, obgleich sie aus vierzig Mitgliedern besteht. Ich ging ans Werk, und habe geleistet, was Niemand leisten wird. Ich fing fünf Romane gleichzeitig in fünf verschiedenen Zeitungen an, führte sie aber neben einander fort und brachte meine Arbeit zu Ende, ich, ich ganz allein. Meine Gegner sind hier und sie mögen sagen, ob sie unter meinen Manuscripten jemals auch nur eine Zeile gesehen haben, die nicht von meiner eigenen Hand geschrieben wäre. Drei Pferde, drei Diener und die Eisenbahn reichten kaum hin, mein Manuscript aus St. Germain nach Paris, und von da die Correctur-Bogen zu mir zu schaffen; um zwei Uhr früh schickte ich noch von St. Germain mein Manuscript ab. In dieser Zeit kam Herr Veron, der Haupt-Eigenthümer des „Constitutionnel“, zu mir, und bat mich dringend, ihm binnen acht Tagen einen Band zu schreiben. — Acht Tage, sagte ich, wäre mehr als genug Zeit, wenn man Zeit hat. Indeß — ein Band sind 6000 Zeilen; 6000 Zeilen sind 135 Seiten meiner Schrift. „Lieber Veron, nehmen Sie dies Papier, numeriren Sie mir 135 Seiten und legen Sie mir dieselben zurecht.“ — Veron that es. — „Nächsten Donnerstag,“ sagte ich, „esse ich bei Ihnen und Sie bekommen das Werk.“ Und am Donerstag übergab ich ihm den ersten Band meiner „Dame von Montsoreau“. Die „Mode“ hatte einen Roman „Elisabeth“ von mir angekündigt, ohne meine Erlaubniß; ja, der Name Elisabeth gehört gar nicht zu denne, welche mir gefallen. Er ist mir nie in die Feder gekommen. Suchen Sie in meinen dreihundert Bänden, und in meinen sieben und zwanzig Dramen, und Sie werden ihn nicht einmal finden; er ist mir immer

widerwärtig gewesen, und ich begreife nicht, wie die „Mode“ auf diesen Namen gekommen, der doch gar nicht „Mode“ ist. — Ich habe den beiden Zeitungen in achtzehn Monaten acht und vierzig Bände geliefert, und sie klagen mich an, ich hätte die Hände in den Schooß gelegt. Ich war endlich sehr abgespannt, das begreift man wohl. Mein Arzt sagte mir: Ruhen Sie aus; Sie arbeiten wie ein Ackergaul und müssen endlich unterliegen.“ Da machte ich die Reise nach Spanien und Algier. Und nun schloß Dumas ächt französisch mit einem Knalleffecte: „Die Regierung hatte mir ein Dampfschiff zur Verfügung gestellt; ich wollte Tunis besuchen, als ich erfuhr, daß durch ein rasches Einschreiten von meiner Seite, zwölf Gefangene der Freiheit wieder gegeben werden könnten. Es waren zwölf Köpfe zu retten, zwölf Köpfe, die jeden Tag fallen konnten; darunter befanden sich tapfere Officiere unserer Armee, unglückliche Gefangene, ein Weib, — der Ueberrest der 200 Unglücklichen, die der Metzelei von Sidi Brahim entgangen waren. Ich, ich eilte mit meinem Dampfschiffe zur Befreiung Cognard's und seiner tapferen Kameraden, und brachte sie nach Mellina. Hier gaben mir 3000 Personen ein Festmahl, und die Erinnerung daran entschädigt mich für die Beleidigungen, die ich hier empfange. Man verlangt 50000 Francs Schadenersatz von mir, weil ich nichts gethan, sagt man, und ich habe zwölf Landsleute aus den Händen des Feindes gerettet.“ Das Gericht verschob die Entscheidung auf acht Tage, und auf der Straße sammelten sich die Neugierigen in Schaaren, um Dumas zu sehen, der sich mit Mühe Bahn durch das Gedränge brechen konnte, das ihm bis zur nächsten Straße folgte, in welcher ihn ein kostbares, orientalisch gezäumtes, arabisches Pferd erwartete, auf dem er nach St. Germain zurückkehrte. Dumas hat überhaupt viel mit den Gerichten zu thun; seine Villa in St. Germain soll auf den Antrag der Gläubiger zum Verkauf ausgeboten werden, und der Marquis d'Espinay Saint Luc hat eine Schadenklage von 50000 Francs gegen ihn anhängig gemacht, weil er in der „Dame von Montsoreau“ die Ehre eines Vorfahren des Marquis verletzt haben soll.

— Dumas hatte einst seine mit voller Verschwendung ausgestattete Villa, trotz seiner enormen Einkünfte, die ihn seine bewunderungswerthe Productivität verschaffte, verkaufen müssen. Um von seinen zudringlichen Gläubigern nicht zur Unzeit belästigt zu werden, zog er es vor, sich in bescheidene Dunkelheit zurückzuziehen und seinen Aufenthalt in Paris nur ahnen zu lassen. Einer jener zähen Gläubiger, die zur Verzweiflung der Schuldner überall gefunden worden, hatte sich eines schönen Morgens vorgenommen, die Zurückgezogenheit des Herrn Dumas aufzustöbern und verfolgte die Spur seines Opfers mit solchem Geschicke,

daß er endlich gegen Abend schweißtriefend vor dem überraschten Schriftsteller stand. Er wurde bald inne, daß hier keine Schätze zu holen seien; er verlangte allenfalls einen Wechsel, zog aus seiner Tasche ein Stempelpapier und überreichte es Herrn Dumas. Mit der größten Kaltblütigkeit unterzeichnete dieser den Wechsel, hielt denselben in die Höhe und rief aus: Welche Zaubermacht besitzt doch meine Unterschrift! Vor wenigen Minuten hatte dies Stempelpapier noch einen Werth von sechs Sous und jetzt, nachdem ich meinen Namen daruntergezeichnet — ist es keinen Heller werth!" —

— Dumas. Ein Mann mit einer traurigen Miene tritt eines Tages in das Zimmer des Verfassers des „Monte Christo."

„Herr Dumas," sagt er zu ihm, „ich weiß, daß Sie eine Art von Großalmosenier Frankreichs sind; das gibt mir den Muth, eine Bitte an Sie zu richten."

„Sprechen Sie, mein Herr. Um was handelt es sich?"

„Ich bin ein alter Gerichtsvollzieher. Einer meiner Freunde, ein alter Practicus wie ich, ist gestern in der größten Armuth gestorben. Man hat nicht einmal so viel, um ihn beerdigen lassen zu können. Ich wollte Sie daher um fünfzehn Franken bitten, um ihn begraben lassen zu können."

Hierauf öffnete Alexander Dumas eine Schublade, nimmt Geld heraus und sagt:

„Sie bitten mich um fünfzehn Franken, um einen Gerichtsvollzieher begraben zu lassen; hier sind dreißig Franken, lassen Sie lieber gleich zwei beerdigen."

— Dumas. Eines schönen Morgens findet sich ein Stiefelmacher bei Alexander Dumas ein, um ihn um die Bezahlung einer Rechnung zu bitten, die sich auf hundert Thaler (300 Franken) beläuft.

„Ich habe heute kein Geld", antwortete dieser.

„Kein Geld", sagt der Stiefelmacher, das ist bald gesagt, aber ich verliere meine Zeit mit Laufen."

„Das ist richtig," sagte Dumas; „hier sind, um Ihnen den Weg zu bezahlen, zehn Franken; wohlverstanden, diese zehn Franken sind keine Abschlagszahlung auf die hundert Thaler, die ich Ihnen schulde."

Der Stiefelmacher zieht sich entzückt zurück und kommt nach drei Tagen wieder.

Dumas gibt ihm von Neuem zehn Franken, um ihn für seinen Weg und seine verlorne Zeit zu entschädigen.

Zwei Tage später erscheint der Stiefelmacher wieder und erhält wie früher zehn Franken.

Nach Verlauf von drei Monaten hatte Dumas dem Stiefelmacher 300 Franken bezahlt und war ihm noch immer seine hundert Thaler schuldig.

Dickens Charles. Als Dickens mit seiner Familie im Winter 1856 in dem Theater seines Hauses das Drama „Frozen deep" von Collins zur Darstellung brachte, äußerte die Königin Viktoria den Wunsch dieses Drama in derselben Weise in Windsor aufgeführt zu sehen. Dickens erklärte sich, auf Anfrage darüber, bereit, stellte aber zugleich die Bedingungen dabei, daß er und seine Mitdarsteller nach der Vorstellung nicht wie die Schauspieler der Londoner Theater als: „professionel people", das man nach Hause schickt, sondern als Gäste behandelt würden, und als Lord Chambertain Anstand nahm, darauf einzugehen, erklärte Dickens seinerseits, daß er auf das Vergnügen verzichten müsse, der Königin einen Gefallen zu thun. Diese ist darauf so verständig gewesen; dem Dichter das Verfahren nicht übel zu nehmen, sondern hatte beschlossen, die Vorstellung des Stückes zu besuchen, welche in der Illustrated Gallerie zum Besten von Douglas Jerrold's Familie stattfinden soll. Das englische Volk aber rief Dickens lauten Beifall zu, daß er die Würde des Dichters und Bürgers so entschlossen zu wahren gewußt und dem Lord Chambertain gezeigt hat, wie leicht es dem freien Manne wird, der Hofgunst zu entbehren. Solche Schritte sind der beste Weg, die Aristokratin zu lehren, daß die Zeit ihrer Beherrschungen der Gesellschaft vorüber ist.

Erasmus hatte, als er noch Professor in Basel war, einen Knaben bei sich, der ihm aufwartete. Er pflegte diesem, wenn er ihn auf den Markt, oder sonst wohin schickte, zuvor einen lateinischen Vers vorzusagen, den er unterwegs sich so lange vorsagen mußte, bis er ihn auswendig konnte, und wenn er dann zurückkam, ließ er ihn seine Lection aufsagen. Einmal nun ging der arme Junge auch mit seinem Vers im Munde nach dem Markte, um Aepfel zu holen: weil aber der Vers vielleicht schwerer als gewöhnlich war, oder, weil er ihn im Anfang nicht recht vernommen hatte, entfiel er ihm auf den ersten hundert Schritten aus dem Gedächtniß. Das war für den armen Schelm ein großes Leiden! Er fing an bitterlich zu weinen und getraute sich gar nicht, wieder nach Hause zu kommen, aus Furcht vor Schlägen. In

dieser großen Noth und Betrübniß begegnete ihm der Buchdrucker Froben, ein berühmter Mann damaliger Zeit und großer Freund vom Professor Erasmus. Dieser fragte ihn, was ihm fehle, und der Knabe erzählte ihm sein Unglück mit dem verlorenen Verse. Nun wenn es weiter nichts ist, sagte Froben, ich will dir einen andern Vers sagen, den du gewiß nicht vergessen wirst, höre nur:

Orto de scorto, pede torto, poma reporto.

Dieser Vers, der mit einem so hübschen Reimgeklingel versehen war, lernte der Knabe im Augenblick, dankte dem ihm unbekannten Manne tausendmal und eilte mit seinen Aepfeln vergnügt nach Hause. Aber wie groß war das Erstaunen des Erasmus, als er statt des dem Knaben aufgegebenen Verses einen ganz andern zu hören bekam, und noch dazu einen solchen, der ihn selbst betraf, und ihm höchst unerwartet vorwarf, was freilich die Wahrheit war. Denn Erasmus war wirklich ein uneheliches Kind, und hatte keine graden, sondern schiefe Beine. Vor Zorn und Unwillen fragte er den Knaben, wer ihm den Vers gesagt habe. Dieser erzählte ihm sein Abenteuer; den Verfasser des Verses konnte er nicht anders bezeichnen, als nach seiner Kleidung und Gesichtsbildung. Das war genug für Erasmus, den rechten Mann daraus zu errathen. Statt aber, wie man es von einem so großen Mann erwarten sollte, die Schnurre als Schnurre aufzunehmen, ließ er die Sonne über seinen Zorn auf Froben länger als ein Jahr untergehen, bis es ihm die Natur versagte, länger zu zürnen.

— Erasmus arbeitete sein „Lob der Narrheit" bei einem Ritt nach Italien auf dem Sattel aus.

— Erasmus. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen fragte Erasmus, in der Versammlung zu Köln: „Was hat denn eigentlich Luther verbrochen?"

„Nichts weiter," versetzte Erasmus, „als daß er den Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen hat."

— Erasmus beschwerte sich, daß so viele Buchdrucker Pasquille und schändliche Libellen verlegten. „Sie thun es größtentheils," erhielt er zur Antwort, „um sich, ihre Frauen und Kinder zu ernähren. — „Ei, das ist keine Entschuldigung!" rief er aus: „So mögen sie betteln gehen, oder sich zur Hahnreye machen lassen! Das ist ein weit geringeres Verbrechen, als die Ehre seines Nächsten zu schänden."

Erasmus und Thomas Morus. Die Freundschaft zwischen diesen beiden großen Männern beruhte anfänglich nur auf einem Briefwechsel. Die Lust, einander persönlich kennen zu lernen, bewog Eras-

mus, nach England zu kommen und bei seinem Freund in Chelsea in dessen Sommerwohnung eine geraume Zeit zu leben. Als er wieder nach Hause reiste, lieh ihm Sir Thomas More eines seiner Lieblingspferde, das ihn bis an die Küste bringen sollte. Aber anstatt das Roß zurückzuschicken, nahm es Erasmus mit nach Holland, nachdem er dessen Besitzer folgendes Epigramm zugesendet:

Quod mihi dixisti
De corpore Christi,
Crede, quod edas, et edis:
Sic tibi rescribo
De tuo Palfrido,
Crede, quod habeas, et habes!

Dies war eine witzige, aber gewiß keine dankbare Erwiderung der Güte seines Freundes. Das Epigramm spricht die bitterste Satyre auf des Morus Eifer für das wunderbare Dogma der römischen Kirche aus: der Transsubstantiation.

Elisabeth, Königin von England. Ausgezeichnete Geister und große Seelen habe in den Tagen des Mißgeschicks den süßesten Trost immer in den Wissenschaften gefunden, und die Einsamkeit den Studien gewidmet. So auch Elisabeth in jener zweifelhaften Periode, die ihrer Thronbesteigung vorangegangen. Sie hielt sich lange Zeit in dem Schloße Harford auf, zog sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich eifrig mit der Literatur. Hier war es, wo sie sich jene Kenntnisse und Einsichten zu eigen machte, die den Glanz ihres Thrones und ihr Andenken verherrlichen sollten. Für fremde Sprachen hatte sie ein außerordentliches Talent, das der berühmte Roger Ascham wohl zu nähren verstand. Sie übersetzte mit Eifer und Glück aus dem Lateinischen und Griechischen, und schrieb viele ihrer eigenen Arbeiten in diesen gelehrten Sprachen. Nicht nur in der Prosa, sondern auch in der Poesie, besonders in der Ode, der Elegie und dem Epigramm that sie sich hervor.

Ihre Schriften sind folgende; A coment. en Plato. Zwei Reden des Isocrates, und ein Schauspiel ins Lateinische übersetzt; Boetius de consolatione, englisch übertragen. Eine gleichfalls englische Uebersetzung der französischen gottseligen Betrachtungen der Königin von Navarra. Drei Reden, eine zu Cambridge, zwei zu Oxford gehalten, dann ihre Anrede an ihr letztes Parlament. A prayer composed by her. Another for the use of her fleetin the great expedition in 1596. Ein Band Gebete in italienischer französischer und spanischer Sprache, (wovon ihr Original-Manuscript in der königlichen Bibliothek). Mehrere Briefe, die

zum Theil gedruckt. Ferner wird ihr eine Uebersetzung des Saluſt, von Fragmenten des artis poet. des Horaz, und der Abhandlung des Plutarch, de curiositate, beigelegt.

Dieß sind Elisabeth's literarische Arbeiten, wie sie der berühmte Walpole in seinem Catalogue of the royal and noble authors of England, with life of their works angibt. *)

— Elisabeth. Als die Königin sich am Morgen ihrer Krönung, wo nach einer alten Gewohnheit mehrere Gefangene freigelassen wurden, in die Kapelle begab, überreichte ihr einer ihrer Höflinge, der sie gar wohl kannte, eine Bittschrift, und sprach zugleich mit lauter Stimme: „Ich flehe Ew. Königliche Majestät um die Gnade, diese festlichen Tage durch Freilassung von vier oder fünf Personen noch mehr zu verherrlichen. Er nannte darauf die vier Evangelisten und den Apostel Paulus, welcher seit langer Zeit in einer fremden Sprache, gleichsam wie in einem Gefängnisse, eingesperrt wären, so daß sie mit dem Volke sich nicht unterhalten können. Hierauf erwiderte Elisabeth sehr ernsthaft: „Es ist wohl das rathsamste, sich zuvor bei ihnen zu erkundigen, ob sie befreit sein wollen oder nicht."

— Elisabeth. Als die Königin den Doctor Delke nach Flandern schicken wollte, sagte sie zu ihm: er solle täglich zwanzig Schillinge dazu ausgezahlt erhalten.

„Dann verzehre ich täglich neunzehn," versetzte er.

Was soll denn aus dem zwanzigsten werden? fragte die Königin.

„Den hebe ich für meine Cati, und für meinen Tom und Dick auf," war seine Antwort. Dies waren die Namen seiner Frau und Kinder. Die Königin erhöhte darauf seine Diäten.

— Elisabeth. Während Delke's Aufenthalt in Flandern legte er in eine Depesche an den Premierminister auch zwei Briefe, einen an die Königin und einen an seine Frau. Aber in der Eile irrte er sich in den Adressen, und setzte auf den Brief an die Königin: An meine liebe Frau. Und auf den seiner Gattin: An Ihre Majestät die Königin.

Die Königin erbrach den Brief und fand gleich zu Anfang die Worte: „Süßes Herz!" und weiter eine Menge zärtlicher Aeußerungen, zum Schluß aber eine Klage über seine Entfernung und über Mangel an Geld. — Die Königin ließ sich nun den für sie bestimmten Brief von der Gattin des Doctors fordern, da sie den Irrthum merkte, beant-

*) A. W. Schlegel hat auch einen deutschen Auszug aus Walpole veröffentlicht.

wortete aber auch den durch Verwechselung erhaltenen und zwar eigenhändig. Am Schluß setzte sie hinzu:

„Seid nicht verdrießlich über die Verwechselung, wodurch ich die Geheimnisse Eures häuslichen Lebens erfahren habe. Es ist mir lieb, daß ich sie weiß, und ich werde darauf Bedacht nehmen, alles Mögliche zu Eurem Besten abzuändern. Ihr sollt künftig täglich 40 Schillinge ausgezahlt erhalten.“

— Elisabeth. König Philipp II. von Spanien ließ einst durch seinen Gesandten der Königin Elisabeth von England eine Forderung in folgenden Versen vorbringen:

Te vento, ne pregas bello defendere Belgas;
Quae Drakus eripuit nunc restituantur oportet
Quas pater evertit, jubeo te condere cellas;
Religio papae fac restituatur ad unquem.

Dir verbiet' ich, im Kriege die Belgier ferner zu schützen;
Was mir Drake entriß, muß wieder erstattet mir werden.
Die Dein Vater gestürzt, die Klöster heiß' ich Dich aufbau'n;
Sorge, daß hergestellt dem Papste die Religion sei:

Die Königin erwiderte im Augenblicke dem Gesandten, in einem bessern Vers aus dem Stegreif:

Ad graecas, bone rex, fient mandata Calleudas.

Guter Monarch, Dein Geheiß, am Nimmerstage vollend' ich's.

— Elisabeth. Seit Essex's Hinrichtung ward die Königin Elisabeth von einem heimlichen Kummer verzehrt, der Folge wieder erwachter Liebe. So wohnte sie 1603 einer Vorstellung des „Othello“ bei. Desdemona's Schnupftuch, und das Unheil, das es verursacht, erinnerte sie lebhaft an den Ring, der dem unglücklichen Grafen das Leben gekostet hatte. Jedes Wort, das der verzweifelte Othello ausstieß, war ein Dolchstich in ihr Herz. Der Stolz erlag der Zärtlichkeit. Sie vergoß öffentlich Thränen, und sagte zu Littleton, Essex's Freund, der neben ihr stand, indem sie die Hand auf seine Schulter legte: „Da Desdemona todt ist, so wünsch' ich Othello, daß er auch sterbe; denn ich fühle, daß es ein Glück ist, zu sterben.“ Zehn Tage darauf starb sie.

Königin Elisabeth und Maria Lambrun.

(Nach einer wahren Anecdote*).

Maria Lambrun, aus schottischem Land,
Bei Maria Stuart im Diensten stand;
Zur Gespons ein Hochschottländer sie nahm,
Der von der Königin reichem Kram
Des Köstlichen viel geschenkt bekam.
Ihn erschütterte so der frühe Tod
Maria, der Schönen, auf dem Schafott,
Daß er am nämlichen Tag erblich.
Darob zergrämte sein Eheweib sich,
Die zärtlich ihn lieb hielt immerdar,
Und der Königin ganz ergeben war.
Darum sie sich entschließen thät,
Der Königin Elisabeth
Das Leben zu rauben durch einen Schuß;
Doch zu verheimlichen ihren Entschluß,
Vermummte sie sich in ein Mannsgewand,
Hieß Antonio Spark aus schottischem Land
Und schob zwei Pistolen, in's Wamms gespannt,
Damit sie, ging's in die Hofkapelle,
Die Königin niederschöss' auf der Stelle
Mit Einer, und mit der andern Blitz
Sich schnell entzöge dem Arm der Justiz.
Einst, als durch der Gärten Blumen und Grün
Lustwandelte frei die Königin,
Gedachte die Heldin, Maria Lambrun,
Das Längstbebrütete rasch zu thun.
Sie drang zu wild durch die Menge hin,
Ach, und der Pistole Knauf erschien —
Halt! rief ein Gardist der Elisabeth.
Umsonst, daß die Muthige widersteht.
„Bei Gott! Noch eine Pistole hier?"
Graf Essex rief: „In den Kerker mit ihr!"
Doch die Königin: Führt sie her zu mir!"
„Wer bist Du!" — Kein Mann! Die Kleidung leugt.
Ein Weib, die kein Verhängniß je beugt.
Ich diente mit kindlichem Herzensdrang
Der Maria Stuart wohl Jahre lang,
Die Dein Neid unschuldig ermorden hieß.
Mein Gatte starb nur aus Kümmerniß
Ob seiner geliebten Herrin Tod.
Die Theuere zu rächen — dieß gebot
Mein Genius mir. Dir den Tod zu geben,
Schlug ich in die Schanze mein eignes Leben.

---

*) Minerva. Taschenbuch f. d. Jahr 1828. Leipzig, bei G. Fleischer.

Zwar mein Gewissen empörte sich;
Doch Liebe spornte zur Rache mich,
Mein Namen ist Maria Lambrun.
Frei würd' ich das Gleiche thun. —
„So wähntest Du, mich zu morden, sei Pflicht?
„Nein, Verbrechen war's, drum gelang es nicht.
„Was denkst Du, daß ich nun beginnen soll?"
Und Lambrun: fragt mich die Königin
Elisabeth, oder die Richterin? —
„Die Königin." — Wohl! So mußt Du verzeih'n,
Vergessen! Begnadige mich! — „Allein
„Wer bürgt mir, daß Du so feindlich, so fest,
„Nicht wieder mir nach dem Leben stehst?"
Monarchin! Gnade, mit Furcht und Beschwer,
Mit Eiden und Klauseln ist Gnade nicht mehr.
So spielest Du ja die Richterin.
Die Königin sprach zu den Höflingen hin:
„Seit dreißig Jahren gab Niemand mir
„So treffliche Lehren, als diese hier."
Und zur Schottin, die harrte sonder Scheu:
Bedingungslos bist Du, Lambrun, frei!"
Monarchin! Unsterblich ist mein Dank!
Doch, daß ich ungefährdet und frank
Dein Reich verlasse, gebeut noch aus Gnade,
Mich überzuführen an Frankreichs Gestade. —
„Auch dies!" erwidert die Königin.
Nun warf Lambrun auf die Knie sich hin,
Und dankte heiß, und schied mit Geleit. —
Bewundert Ihr mehr die Beharrlichkeit,
Den Muth Mariens, oder die Huld
Der Elisabeth Vergebung der Schuld?

Frd. Haug.

Eidlitz Sarach. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Prag der gefeierte Rabbiner Eidlitz, ein Mann von großem Verstande und tiefer Auffassung, nicht blos berühmt wegen seiner Kenntniß der heiligen Schriften, des Talmuds und dessen Commentaren, sondern auch bekannt durch seine mathematischen Studien, von welchen sein Werk: „Die Kunst zu rechnen" Zeugniß gibt. Nach der Sitte seines Wohnorts und der Zeit, in welcher er lebte, theilte er seine Stunden zwischen einsames Studiren und unentgeltliche Belehrung, während seine Gattin mittelst eines kleinen Kramhandels die Erfordernisse des bescheidenen Haushaltes erwarb. Eidlitz kannte recht gut die reichen Quellen, welche seine Gelehrsamkeit ihm öffnen könnte, aber er lehnte jede Belohnung ab, weil sie unvereinbart mit dem Worte des Weisen ist: „Wer sein Pfund solchergestalt mißbraucht, der soll verworfen werden." Im Fortgange

der Zeit wurden die Umstände des gelehrten Mannes immer drückender, und es kam dahin, daß er sich viele Bequemlichkeiten, oft die nothwendigsten Bedürfnisse, versagen mußte. Dessenungeachtet hielt er aus und verschwieg seine Armuth, damit, wenn sie bekannt würde, es nicht aussähe wie ein leiser Anspruch auf Unterstützung. Zu selbiger Zeit besuchte ihn eines Tages ein alter Freund, Israel Frankel, Vorsteher der Prager Gemeinde, und im vertrauten Gespräche entdeckte ihm Eiblitz seine wahre Lage. Als Beide bald nachher sich wiedersahen, machte Frankel auf die zarteste Weise Eiblitz ein Geldanerbieten, das dieser jedoch nicht annahm. „Wohl," versetzte Frankel, „Du weißt, daß Gott mich mit Reichthum gesegnet hat, daß ich aber, in Folge meiner zeitlichen Stellung, die Befähigung hienieden nicht erlangen kann, die dem Studium des Rechtes gebührt. Willst Du also diese Kleinigkeit schlechterdings nicht annehmen, werde ich sagen, Du thust es aus Neid, damit ich durch meine Handlung mir nicht einen Anspruch auf die Befähigung im künftigen Leben erkaufe." Diese Aeußerung hatte den gewünschten Erfolg, aus Rücksicht für das Gefühl des Freundes nahm Eiblitz die ihm gebotene Gabe an. Die Zeit verrann, die Freunde sahen sich oft, aber wie leicht zu denken, dieser Gegenstand wurde nie wieder berührt. Nach einigen Jahren erkrankte Eiblitz und starb. Wie seine Pflicht es heischte begab sich Frankel in die Wohnung des Verstorbenen, den Nachlaß zu verzeichnen. Doch war das eine bloße Förmlichkeit, denn er wußte, wie arm Eiblitz gestorben. Im Studirzimmer des Geschiedenen stand eine Kiste, worin Manuscripte und andere Sachen, welche der Eigenthümer von Werth geglaubt, und so heilig gehalten, daß er während seines Lebens den Schlüssel nie aus den Händen gelassen. Beim Untersuchen der Kiste entdeckte Frankel ein hartes, rundes Paket. Er zog es hervor; es war ein versiegelter Beutel mit einer beträchtlichen Geldsumme, und an dem Beutel hing ein Zettel, auf welchem die Worte standen: „Bei mir deponirt von meinem Freunde, dem Rabbi Israel Frankel.*)

*) „Von der, zur Zeit des Rabbi Eiblitz eingeführten Judensteuer, blieb die auf Eiblitz anfänglich, als er noch wohlhabend war, repartirte Quote, lange Zeit, nachdem sein Vermögen immer zusammengeschmolzen war, dennoch immer auf derselben Höhe, ohne daß er dagegen Schritte that. Erst dann, als ihm die Entrichtung derselben ganz unerschwinglich wurde, wendete er sich, auf das Andringen seiner Freunde, an den damaligen Primator Israel Frankl, um ihn seine Lage und die Unmöglichkeit der Steuerzahlung vorzustellen. Als Antwort darauf sandte ihm Frankl eine Rolle mit Ducaten, die aber Eiblitz anzunehmen durchaus verweigerte. Frankl glaubte sich verletzt, und wollte in keine Steuerabschreibung willigen, so lange

Engel J. J. Das Andenken des philosophischen und witzigen Schöngeistes Engel glich einige Jahre nach seinem Tode einem Blüthenbusche am Wege, von dem sich Jeder einen Strauß pflückt. Eine Menge Anecdoten von ihm wurden erzählt, wohl auch ersonnen. Folgender Vorgang scheint besser als die Meisten seinen Geist zu charakterisiren. — Als vertrauter Freund von Moses Mendelssohn und David Friedländer, genoß er unter allen Classen der Juden zu Berlin großes Vertrauen. Oft kamen einige von ihnen, um sich bei ihm Rath in Verlegenheiten zu holen, in denen sie sich nicht selbst zu helfen wußten. Eines Abends thaten auch das zwei Männer von bekannter Wohlhabenheit. Man hatte ihnen aus Polen einen jungen Verwandten geschickt, der schon ziemlich erwachsen war, und dem sie forthelfen sollten. Was aber sollte er werden? Der Eine bestimmte ihn zum Handel, der Andere zur Mechanik. Sie stritten lebhaft, und Engel sollte entscheiden. Er hörte ihnen lange geduldig zu und fragte endlich, wozu der junge Mensch selber vorzügliche Neigung hätte? „Zu keinem von Beiden," war die Antwort. — „Ich will Ihnen," sagte Engel, „Etwas aus meiner Knabenzeit erzählen. Ich war ein wilder Bube; mein Bruder war es auch. Einmal fanden wir am Ufer des Sees bei Parchim einen schönen, graden Weidenzweig. Ich beschloß, eine Fahne daraus zu machen; mein Bruder wollte, daß er eine Lanze werde. Jeder blieb bei seiner Meinung; endlich stieß ich den Stab in den feuchten Sand und wir packten uns beim Kragen. Wie wir in der besten Arbeit waren, rief die Magd zu Tische, und wir durften nicht warten lassen. Der Stab wurde vergessen. Erst im folgenden Frühling fanden wir ihn wieder. Er war nicht Lanze, nicht Fahne geworden, aber ein schön grünendes Blümchen, seiner Natur nach." Die

---

Eidlitz sein Geschenk nicht annahm. Keiner wollte nachgeben, die wachsende Noth und das Zureden seiner Freunde bewogen Eidlitz endlich, in die unerläßliche Bedingung seines großmüthigen Gegners einzugehen. Doch nur scheinbar, denn nach dem Tode Eidlitz's fand man die Rolle Ducaten unversehrt mit einem Zettel daran, in welchem seinen Erben aufgetragen wurde, die Rolle ihrem ursprünglichen Eigenthümer Frankl zurückzustellen, was denn auch geschah." Diese Variante entnehmen wir dem Werke: „Gal Ed" (Grabsteininschriften des Prager israel. alten Friedhofes mit biograph. Notizen), durch dessen Abfassung sich der Privatgelehrte Herr K. Lieben, ein nicht geringes Verdienst in Hinsicht der archäologischen Wissenschaft erwarb, und auch den ehrwürdigen Gönner und Förderer der Wissenschaften Herrn Albert Kohn, Président du Comité Consistorial de Paris, die vollste Anerkennung gebührt, indem nur durch dessen Municifenz die Herausgabe des „Gal Ed", ermöglicht wurde.

Männer lächelten und gingen. Der Mensch wurde vorläufig zur Schule geschickt; so viel man weiß, studirte er später Medicin.

— Engel. Der Professor S. aus Altorf besuchte einst Engel in Berlin und brachte einen Patricier aus Nürnberg mit. Die Reisenden kamen eben von Moses Mendelssohn und sprachen mit großen Lobeserhebungen von ihm, besonders aber von der Wärme, mit welcher er sich über Engel geäußert habe.

Plötzlich wurde der Nürnberger verlegen, streifte seine Manchetten auf und ab und stammelte endlich den Wunsch heraus, Engeln allein zu sprechen.

Engel führte ihn in ein Nebenzimmer. „Ach," brach der Patricier hier aus, „was ist der Herr Mendelssohn doch für ein vortrefflicher Mann!"

Engel. Sie haben Recht, das ist gewiß.

Der Patricier. Und ein inniger Freund von Ihnen!

Engel. In der That, er hat mir Beweise davon gegeben und ich liebe ihn eben so sehr.

Der Patricier. Herr Professor, wenn dies ist — nehmen Sie mir's nicht übel! — aber wie können Sie denn zugeben, daß eine so theure herrliche Seele verloren gehen soll!

Engel. Wie so?

Der Patricier. Wie können Sie es ruhig mit ansehen, daß er ein blinder Jude bleibt? Er verehrt Sie so sehr! Ihre Worte gelten gewiß viel bei ihm? Belehren Sie ihm doch! Es ist Ihre Pflicht als Christ — als Freund! Retten Sie ihn!

Engel (sehr ernsthaft). Daran könnt' ich freilich selbst schon gedacht haben, aber ich muß Ihnen sagen, ich fürchte mich.

Der Patricier. O dazu haben sie keine Ursache, Ihnen nimmt er eine solche Sorge für sein Heil gewiß nicht übel.

Engel. Das nicht! Aber er ist ein Mann von sehr eigenem Sinne; er wird sich nicht überzeugen lassen, ohne zu disputiren. Sie werden gemerkt haben, wie gut er spricht. Kommt es zum Streit zwischen uns — ich fürchte, so ist er mir zu stark, und macht mich zum Juden, statt daß ich —

Der Patricier (blaß vor Schrecken). Nein um Himmels Willen, nein! Vergessen Sie, was ich Ihnen sagte! — Mein Gott! wenn ich Schuld wäre, daß statt einer Seele zwei verloren gingen.

Beide kehrten sogleich in's andere Zimmer zurück.

— Engel war ein vorzüglich interessanter Anecdotenerzähler und wenn er bei guter Laune war, unterhielt er oft einen ganzen Abend

damit eine Gesellschaft auf eine belustigende Weise, ohne dabei die Regeln des Anstandes zu verletzen, weil er nie in den Fehler vieler Anecdotenerzähler verfiel, die ihre Erzählungen durch Zweideutigkeiten und Schlüpfrigkeiten zu würzen vermeinen.

Einst befand sich der Schauspieler S. zum Besuch in Berlin, und er war vom geheimen Rath mit Engeln und einigen andern Gelehrten und Künstlern zu einem Souper eingeladen worden.

Bei Tische wurde die Gesellschaft sehr aufgeweckt, und Engel erzählte mehrere unbekannte Anecdoten, die sowohl wegen ihres innern Gehaltes, als wegen der witzigen Art, wie sie vorgetragen wurden, einen allgemeinen Frohsinn verbreiteten.

Als Engel eine Pause machte, nahm der Schauspieler S. das Wort, und in der Meinung, gleichen Beifall einzuerndten, erzählte er einige Anecdoten, deren Pointe auf schmutzige Zweideutigkeiten hinauslief.

Engel, dem dies verdroß wandte sich an S. mit der Frage: „Haben Sie viele alte Bücher gelesen?“ — „Wie so?“ — „Thun Sie's ja, man kann daraus Manches lernen. Ich will Ihnen eins empfehlen; es heißt: „Hundert auserlesene Historien nebst einem Anhange von sieben groben Sauzoten. — Die Erzählung bin — ich, der Anhang sind — Sie!“

— Engel. Am Tage vor der ersten Aufführung (den 13. April 1783) des „Nathan der Weise“, in Berlin, traf der Theaterdirector und Schauspieler Döbbelin in einem Kaffeehause mit Engel zusammen. „Morgen gebe ich Lessings Meisterstück, „Nathan der Weise,“ rief er Engeln zu. — „Nathan der Weise?“ fragte Jener verwundert. „Wer spielt denn den Nathan?“ — „den Nathan? ihm, ich! ich! — „Und wer den Weisen?“

— Engel. „Einen Fleck wird das Theater nicht wieder bekommen,“ äußerte ein Gelehrter, nachdem der berühmte Schauspieler Fleck im Jahre 1801 gestorben war. — „Ach manchen Fleck wird es bekommen,“ entgegnete Engel, „aber keinen Schauspieler!“

— Engel las eine Schrift, die eine sehr platte und grobe Persiflage eines berühmten Dichters enthielt; er konnte gar nicht aufhören zu lachen. — „Aber, mein Gott!“ fragte man ihn: „wie ist es möglich, über so plumpe Ausfälle zu lachen?“ — „Ich lache blos über die possirliche Selbsttäuschung des Verfassers,“ versetzte Engel, „er glaubt einen Stachel zu haben, und hat nur ein Horn.“

— Engel. In einem Gespräch mit Engel tadelte einst Dr. Merkel den Styl in den historisch-politischen Schriften von Gentz, — Engel widerstritt und behauptete, daß man vielmehr den Styl von

Gentz musterhaft nennen könne, und als Merkel bei seiner Behauptung blieb, versetzte Engel in der Hitze des Streites: „darüber können Sie eigentlich nicht urtheilen. Studiren Sie erst zehn Jahre die Geschichte, dann wollen wir uns wieder sprechen. Bleiben Sie aber dennoch bei Ihrer jetzigen Meinung, so wird sich bei Ihnen die Wahrheit bestätigen, wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, so liegt die Schuld nicht an dem Buche.

— Engel. Ein junges Mädchen fragte Engel, was er denn eigentlich unter einem liebenswürdigen Frauenzimmer verstehe? — „das fein sittsam, still und fromm ist und besonders eine angeborene Achtung gegen das männliche Geschlecht hat;" war seine Antwort.

— Engel pflegte von seiner Promotion zum Magister Folgendes zu erzählen: „Mein Examinator, ein alter steifer Professor, in dessen Kopf aber alle seine stupide Gelehrsamkeit kein Licht hat bringen können, fragte mich: „durch wie viele Ursachen kam Luthers Reformation zu Stande?" — Ich nannte ihm mehrere. Er zählte: das ist eine, zwei, drei bis auf zwölf. — Ich schwieg. — „Das sind sie noch bei weitem nicht alle," sagte er. — „Ich weiß in der That in diesem Augenblicke nicht mehrere von Bedeutung aufzuführen." — „Es sind zwanzig," sagte er darauf selbstgefällig, und zählte sie mir vor; „es steht nur in einem Buche und das hab' ich allein." — Ich merkte nun hieraus erst recht deutlich, mit was für einen Mann ich zu thun hatte. Schnell erwiderte ich: „jetzt besinne ich mich, Herr Professor, es gibt eigentlich vierzig Ursachen," ich machte nun von jeder der mir anvertrauten zwanzig eine Subdivision und setzte dann hinzu: „es befrembet mich nicht, wenn sie Ihnen nicht bekannt sein sollten, denn sie stehen ebenfalls in einem Buche, und das hab' ich allein."

— Engel war einst zu dem Fürsten S. gerufen worden, der sich rühmte, ein großer Beschützer der Gelehrten und Künstler zu sein. Er mußte eine Zeit lang im Vorzimmer warten. Endlich ward er vorgelassen. Der Fürst, ein sehr stolzer Mann, erhob sich ein wenig vom Sopha, nickte gnädig mit dem Kopfe und erkundigte sich nach Engel's Lebens-Umständen. Während des Gesprächs hatte der Fürst sich wieder gesetzt, ohne Engel zum Sitzen zu nöthigen, den er im Gefühl seines hohen Standes vor sich stehen ließ. Das Gespräch lenkte sich unter Anderm auf den Herzog von B. „Den haben Sie ja auch wohl gekannt?" fragte der Fürst. „O ja, recht gut," versetzte Engel. „Nun, und wie haben Sie ihn gefunden?" — Aufrichtig gestanden," erwiderte Engel, „nichts weniger, als interessant. Soll ich die Wahrheit sagen, so war er ein höchst gewöhnlicher, beschränkter Kopf. Ich bin oft bei

ihm gewesen, jedoch hatte er doch immer so viel Lebensart, mir — einen Stuhl anzubieten."

— Als Engel von dem obenerwähnten Fürsten S. einst zur Tafel gezogen worden war, wurde das Gespräch untern Andern auch auf Cook gelenkt. Da richtete der Fürst an Engel die Frage: „Kam jener berühmte Weltumsegler auf seiner ersten Reise um's Leben? — „Ich glaube, ja!" erwiderte Engel. „Doch machte er sich nicht viel daraus und trat bald die zweite an."

— Engel. In einer Gesellschaft, zu welcher Engel eingeladen war, befand sich eine Dame, in deren Wesen ein seltsames Gemisch von Pedanterie und gnädiger Herablassung zu liegen schien. „Wie glücklich würd' ich sein," äußerte sie unter andern, „aus dem Munde des berühmten Verfassers der Mimik einige Definitionen über dramatische Gegenstände zu hören. Vor Allem wünscht' ich die dreierlei Arten von Vorstellungen auf der Bühne genau und bestimmt erklärt. Mit dem Lustspiel und Trauerspiel weiß ich mir zur Noth noch zu helfen, aber das Schauspiel — das Schauspiel! Ich muß offen gestehen, mein Nachdenken reicht nicht hin, die charakteristischen Züge nahmhaft zu machen, wodurch das Schauspiel sich von andern Gattungen unterscheidet." Engel lächelte. „Sie setzen mich wirklich in Verlegenheit," sagte er. „Doch genau überlegt, läßt sich die Sache kurz und einfach abthun. Sie wissen den Unterschied nicht zwischen Lustspiel, Schauspiel und Trauerspiel? — Daß Sie das nicht wissen, ist für die Gesellschaft ein Lustspiel, — für mich ein Schauspiel, — und für Sie, gnädige Frau — ein Trauerspiel!"

— Engel war ein großer Feind von der Sitte, nach dem Tode berühmter Männer unbedeutende Kleinigkeiten aus ihrem Privatleben zu sammeln und drucken zu lassen, oder gar ihre nicht für das Publikum bestimmten Privatbriefe zur öffentlichen Kunde zu bringen. — Einst sagte er zu einem Bekannten: „Freund! Sie sind jünger als ich und überleben mich wahrscheinlich. Sollte Jemand nach meinem Tode den unseligen Einfall haben, meine nicht literarische Correspondenz drucken zu lassen, so machen Sie bekannt, daß ich das zum Voraus für einen Schurkenstreich erkläre. Es ist schändlich, an den Thüren der Lebenden zu horchen, aber noch viel schändlicher, auf Rechnung der Todten, die sich nicht mehr vertheidigen können, die Klatschbase zu spielen."

— Engel hatte eben angefangen, durch seine Schriften bei dem gebildeten Theil des Publikums einiges Aufsehen zu erregen, als er von Leipzig aus eine Reise nach Gotha machte, um seinen dortigen Freund, den Schauspieldirector Seiler, zu besuchen. Er hatte ihn in Leipzig, wo Seiler eine zeitlang spielte, mit einer Gesellschaft kennen gelernt.

unter welcher sich damals der berühmte Eckhoff befand, dessen Künstlertalent Engel vorzüglich anzog.

Der damalige Herzog Ernst zu Gotha lud Engel an seinen Hof und fand bald so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn täglich zu sehen wünschte, und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt zu ihm erlaubte. Kein Wunder, daß nun Alles, was zu dem dortigen Hofe gehörte, hierin dem Beispiel des Herzogs folgte.

Dieser Umstand und zugleich das für die damalige Zeit sehr gute Theater bewogen Engel, seinen Aufenthalt dort auf mehrere Wochen auszudehnen. Den Director Seiler schätzte er als einen rechtschaffenen, bescheidenen Mann, er nahm also aufrichtig Theil daran, als dieser sich durch die geringe Einnahme gezwungen sah, einen andern Aufenthalt zu suchen. Er versprach ihm sogar, ihm bei den Ministern des Dresdner Hofes, die er persönlich kannte, ein Privilegium zu bewirken, doch mit der Bedingung, daß der Herzog in die Entfernung der Gesellschaft willige. Der Director fragte an, Engel selber that es und beide erhielten mündlich die freundliche Antwort, man habe nichts dawider, daß Seiler mit seiner Gesellschaft einen vortheilhafteren Ort suche und man wünsche ihm alles Glück.

Seiler und Engel reisten nun nach Dresden und kamen nach vierzehn Tagen mit dem gewünschten Privilegium zurück. Wie erstaunten sie aber, als man ihnen gleich bei ihrer Ankunft die Nachricht brachte, der Fürst habe die besten Glieder der Gesellschaft für seine Rechnung engagirt, um ein Hoftheater zu bilden.

Seiler sah sich dadurch, bei dem Mangel an brauchbaren Schauspielern, an den Bettelstab gebracht. Er war in Verzweiflung, aber dabei zu muthlos, um eine Vorstellung zu wagen. Engel war ebenfalls darüber sehr entrüstet, aber er verlor die Fassung nicht. Er lehnte ohne Umstände alle Einladungen ab, an den Hof zu kommen, sprach laut und heftig über die Treulosigkeit, mit der man seinen Freund behandelt habe, und setzte jedem Höfling, der ihm in den Weg kam, die begangene Ungerechtigkeit so nachdrücklich, aber doch zugleich in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, auseinander, daß seine Worte, so sehr sie auch mit ihrem ganzen Gewichte auffielen, doch nichts Beleidigendes enthielten, worüber man ihn hätte verantwortlich machen können.

Es konnte nicht fehlen, daß alles dem Herzoge, und noch sehr vergrößert, hinterbracht wurde. Bei Hofe war man unschlüssig, was man thun sollte; Engel aus der Stadt verweisen, oder ihn gar arretiren zu lassen, dazu dachte einerseits der Herzog zu human und andererseits wagten die Höflinge es nicht, diesen Rath zu geben, aus Besorgniß,

daß das Publikum darüber zu nachtheilig über sie urtheilen würde. Engel durch Gunstbezeugung zum Schweigen zu bringen, dazu war keine Hoffnung, denn er hatte, gleich nach jenem Vorfall, alle Unterhandlungen über einen Posten, den man ihm angetragen, abgebrochen. Man schickte mehrere Hofbeamte nach einander an ihn ab, um ihn zu besänftigen; jeder kehrte unbefriedigt zurück.

Der Herzog war außer sich, vorzüglich, als er hörte, Engel mache Anstalten zur Abreise; er fürchtete, er würde in Leipzig diesen Vorfall vor den Richterstuhl des Publikums bringen, und davon Aufsehen machen, welches er gern vermieden hätte.

Sein erster Minister, ein alter gewandter Geschäftsmann, sprach ihm Muth ein, und übernahm es, Engel entweder zu gewinnen oder zu schrecken. Es erging eine äußerst verbindliche Einladung an ihn, sich bei dem Herrn v. Z. einzufinden. Engel erschien, Herr v. Z. empfing ihn mit einer herablassenden Miene. „Ich freue mich außerordentlich, Herr Magister, Sie wiederzusehen. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht stehend empfange; aber Sie wissen ja — (indem er auf den Pelzsack deutete, worin seine podagraischen Füße steckten) haben Sie doch die Gewogenheit, einen Stuhl zu nehmen."

Engel setzte sich. Nach den ersten unbedeutenden Reden fuhr der Minister fort: „Sie sind ein talentvoller, vortrefflicher Mann. Se. Durchlaucht schätzen Sie aufrichtig, und wir Alle, der ganze Hof, thun es. Sie könnten dem Herzog einen Dienst leisten, für den er Ihnen sehr verbunden sein wird."

Engel. Se. Durchlaucht haben mir so viele Beweise ihrer Gnade gegeben, daß mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, sehr willkommen sein muß.

Herr von Z. Sie sind ein edler Mann. Aber stellen Sie sich nur vor, da ist der Director Seiler, der Mensch soll ein gewaltiges Geschrei darüber machen, daß der Herzog sich eine Hoftruppe halten will. Ist der Kerl wahnsinnig?

Engel. Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich Ihnen widerspreche. Seiler ist ein sehr furchtsamer, stiller Mann; er weint wohl über sein Unglück, aber er klagt nicht einmal laut.

Herr von Z. Ich sage Ihnen, ich weiß es gewiß, der Mensch schimpft und tobt.

Engel. Ich bedauere, daß Sie falsch benachrichtigt sind. Ich spreche ihn täglich, und kann ihm das Zeugniß geben, daß er nie ein heftiges Wort über die Sache gesagt hat.

Herr von Z. Ich sage Ihnen noch einmal, es ist gewiß, ganz gewiß! Er schimpft und schäumt. (stolz) Man könnte ihm wohl leicht den Mund stopfen, aber Se. Durchlaucht wollen nun einmal nicht Strenge brauchen. (sanft) Sie sind sein Freund, bedeuten Sie ihm doch, daß er schweige und belehren Sie ihn, das Se. Durchlaucht thun können, was Sie wollen.

Engel. Ob ich gleich von Seiler nie ein Wort gehört habe, das ihm zur Last gelegt werden könnte, so will ich doch Ihrem Befehl gehorchen und ihm rathen, es nicht zu thun. Die zweite Hälfte Ihres Auftrages muß ich mir aber verbieten. Ew. Excellenz Meinung über diesen Punkt ist nicht die meinige.

Herr von Z. Was? Glauben Sie, daß es Sr. Durchlaucht nicht frei stehe, sich eine eigene Comödiantentruppe zu halten?

Engel. Davon kann nicht die Rede sein. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht frei, Seiler's Truppe zu engagiren, da sie ihm gehört und da der Herzog versprochen hatte, sie gehen zu lassen.

Herr von Z. Und was sollte Se. Durchlaucht abhalten, Ihr Wort zurückzunehmen?

Engel. Ein Reichsgesetz zwar nicht, aber das Gesetz der Moral.

Herr von Z. Wie? Glauben Sie, daß Se. Durchlaucht unmoralisch handeln?

Engel. Nein, denn ich bin überzeugt, daß sie bei näherer Prüfung der Sache dem armen Seiler seine Truppe, von der er lebte, wiedergeben werden.

Herr von Z. Das glaub' ich nicht.

Engel. So thut es mir leid, daß Sie weniger gut von Ihrem Herrn denken, als ich. Ich halte den Herzog für einen sehr moralischen Mann.

Herr von Z. (etwas betroffen, aber mit listigem Blick). Was nennen Sie moralisch?

Engel. Es gibt, nach meinen Begriffen, drei Stufen in der Moralität. Die erste ist Gerechtigkeit, und besteht darin, daß man vorsätzlich Niemandem raubt, was ihm gehört. Nur ein niedriger Verläumder könnte einen Zweifel erregen wollen, daß Se. Durchlaucht immer auf dieser Stufe standen. Sie hätten Seiler's Truppe gewiß nicht engagirt, wenn sie dieselbe für das, was sie ist, für das Eigenthum des Mannes ansähen. Die zweite ist Billigkeit, und besteht darin, daß man selbst erregte Erwartungen befriedigt und Andern auch das nicht nimmt, was man allenfalls mit einigem Recht glaubt nehmen zu

können, vorzüglich, wenn sie dabei zu Grunde gehen müßten. Diese Stufe werden seine Durchlaucht gewiß schon von selbst besteigen, besonsonders wenn sie sich ihres Versprechens erinnern. Die dritte Stufe ist Großmuth. Ein so edler Fürst wird auch nicht von dieser zurückbleiben. Ich bin überzeugt, Se. Durchlaucht werden — sollte es auch (lächelnd) erst auf die Vorstellung Ew. Excellenz geschehen — den armen Seiler bei seiner Abreise durch ein Geschenk für die gehabte Angst entschädigen.

Herr von Z. (glühend vor Aerger). Wer gibt Ihnen das Recht, so zu sprechen?

Engel. Sie, Herr geheimer Rath, denn Sie fragten mich.

Herr von Z. (nach einer Pause, hämisch und mit dem vornehmsten Tone). Was meinen Sie, Herr Magister, soll ich Sr. Durchlaucht das Alles wieder erzählen, was Sie da gesagt haben?

Engel (steht lebhaft auf und geht an den Tisch des Ministers). Ich halte Se. Durchlaucht für einen edlen und aufgeklärten Fürsten, der Verstand und Seelenstärke genug besitzt, wohlgemeinte Wahrheiten ohne Zorn zu hören, und Dem, der sie sagt, Dank dafür zu wissen. Irre ich mich nicht, so wird es mich freuen, wenn Sie Sr. Durchlaucht unser Gespräch mittheilen; glauben Sie aber, daß ich mich irre, so bitte ich Sie, es nicht zu thun.

Herr von Z. (verlegen). O ganz gewiß! Se. Durchlaucht sind ein weiser und großmüthiger Herr! Sie haben nicht zu fürchten.

Engel. Das glaub' ich auch, und so empfehle ich mich Ihnen gehorsamst.

Am folgenden Tage begab sich Engel zu dem Herzoge, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit ernster Verschlossenheit empfangen und entlassen.

Am nächstfolgendem Tage aber ward die ganze Schauspieler-Gesellschaft auf das Schloß beschieden und bis auf Eckhoff ihres Wortes entbunden; der beruhigte Seiler ging fröhlich nach Dresden ab.

— Engel. Ein junger Dichter überreichte Engel ein Schauspiel dem er den Titel gegeben hatte: „So sind die Menschen", und bat sich darüber ein Urtheil aus. Engel gab es ihm nach einiger Zeit wieder zurück mit den Worten: „Ich habe mein Urtheil dabei geschrieben." Der Verfasser suchte lange vergebens nach dieser schriftlichen Kritik, endlich fand er, daß Engel zu dem Titel das Wörtchen nicht hinzugesetzt hatte.

— Engel wollte einst bei dem Buchhändler M. zu Mittag speisen und ging deshalb, um sich den Weg zu verkürzen, durch das Schloß. Es war gerade zur Zeit der Revue, wo mehrere Regimenter aus den Provinzen in der Hauptstadt zusammentrafen. Ein Major zu Pferde, von

einem dieser Regimenter, mochte eben vom Manövriren zurückgekommen sein, und sich in der großen, ihm unbekannten Stadt verirrt haben, da kam ihm Engel in den Wurf: „Mein Freund!“ rief er ihm zu, „kann Er mir wohl sagen, wo ich den Gasthof „Zum König von England“ finde?“ „Ja,“ versetzte Engel, „ich gehe eben des Weges, wollen Sie nur sachte neben mir herreiten, so werde ich die Ehre haben, Sie zurecht zu weisen.“ Der Major folgte; unterwegs wurde weiter kein Wort gewechselt. Als sie bei dem Hotel anlangten, zeigte Engel dem Major das Haus. Dieser nickte seinem Führer zu, und wollte nun weiter reiten. „Erlauben Sie,“ sagte Engel, indem er das Pferd bei dem Zügel faßte, „ich bin nicht Ihr Freund und heiße nicht Er. Ihr gehorsamer Diener.“

Frauenlob (Vrowenlob, Vreuwenlob, Frawenlob), Heinrich, ist der angenommene Name eines Meistersängers aus dem 14. Jahrhundert, dessen eigentlicher Name unbekannt ist. In seinen Gesängen pries er namentlich die Tugenden des schönen Geschlechts, daher der Name Frauenlob und die allgemeine Hochschätzung der Frauen, die, wie man sagt, ihn mit eigenen Händen zu Grabe trugen, dasselbe mit Wein begossen und durch ganz Deutschland um ihren Lobredner trauerten. — Nach einer andern Angabe sollen die Frauen sein Grab mit Thränen benetzt und so viel Wein über dasselbe gegossen haben, „daß die Kirche überfloß.“

Die Sage von Frauenlob's Begräbniß durch Frauen, veranlaßte folgendes Sinngedicht:

Heinrich Frauenlob.

Er starb, der Schönen Elogist,
Und Frauen, sagt man, trugen ihn zu Grabe.
Hm! Was das für ein Wunder ist!
Obwohl ich niemals sie besungen habe,
Erhielt' ich dennoch, falls ich eitel wäre,
Von meiner Frau lebendig diese Ehre. *)

*) Siehe Poetische Blumenlese. Göttingen 1785.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz ist's öd und stille, die Straßen wüst und leer,
Nur Schmerzgestalten ziehen im Trau'rgewand einher,
Nur Glockentöne schwirren gar bange durch die Luft,
Nur eine Straße füllt sich und die führt in die Gruft.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leisen Flug,
Da naht den heil'gen Dome ein stiller, ernster Zug,
Viel Männer, Greis' und Kinder, der Frauen holde Zahl,
Jedwed im Auge Thränen, im Busen herbe Qual.

Sechs Jungfrau'n in der Mitte, die tragen Sarg und Bahr'
Und nahe mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar,
Der gibt statt Heil'genbilder der Menschheit Wappen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenschwarzem Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorbeerreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine gold'ne Harfe, die lispelt leis' und lind
Die Saiten beben trauernd, durchweht vom Abendwind.

„Wer ruht wohl in dem Sarg von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß Alt und Jung erblaßt?"
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehrt noch in dem Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis, der Frauen Klang, einst sein heilig Lied;
Drum, ist auch welk die Hülle und kalt der Sängersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen doch die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Drum auf! ihr deutschen Sänger, die Harfen frisch gestimmt!
Bevor der Lenz verblühet, bevor der Tag verglimmt!
Und liebt ihr süße Minne, liebt ihr manch' Lorbeerreis,
Singt Schönheit und singt Tugend, singt deutscher Frauen Preis!

Ant. Alex. Graf von Auersperg *).

Fuller Thomas, war wegen seines großen Gedächtnisses in England allgemein rühmlichst bekannt, aber noch mehr wegen seiner Men-

*) Siehe Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf d. J. 1827. — Seite 396

schenfreundlichkeit. Er befand sich einst vor einem Comité zu Watham in der Grafschaft Essex, wo man über die Absetzung eines Geistlichen einen Beschluß fassen wollte. Einer der Richter sagte ihm bei dieser Gelegenheit einige Schmeicheleien über sein außerordentliches Gedächtniß, in welches auch die Andern beifällig einstimmten.

„Es ist wahr," erwiderte Fuller! „ich besitze ein seltenes Gedächtniß, und ich bin mit Vergnügen bereit, Ihnen davon eine Probe auf der Stelle zu geben, wenn Sie nichts dawider haben.

Dies Anerbieten wurde sogleich von allen Richtern angenommen, und man war äußerst gespannt auf diese Probe.

„Sie haben auf die Absetzung eines armen aber braven Pfarrers angetragen," fuhr er fort, „weil er in Schulden gerathen ist. Er ist mein Nachbar, und er wird nun in's Gefängniß wandern müssen. Der Unglückliche hat eine starke Familie, und nur seine bedrängte Lage zwang ihn, einige Schulden zu machen. Wenn Sie nun die Güte haben wollen, ihn diesmal in Amt und Brod zu lassen, und ihn durch milde Beisteuern, wozu ich auch gern mein Scherflein beitragen will, von der Verfolgung seines hartherzigen Gläubigers zu befreien, so will ich Ihnen eine Probe meines Gedächtnisses geben; ich will nämlich, so lang' ich lebe, diesen Edelmuth und Ihre Willfährigkeit in Gewährung meiner Bitte nicht vergessen."

Dieser Scherz machte einen so wohlthätigen Eindruck auf das Comité, daß der Pfarrer nicht nur seine Stelle behielt, sondern auch die erforderliche, nicht sehr bedeutende Summe, zur Tilgung seiner Schuld, zusammengebracht wurde.

La Fontaine begab sich in den Orden der Oratorii, den er aber nach achtzehn Monaten wieder verließ. Er war schon 22 Jahre alt, und er hatte sich noch zu nichts Bestimmten entschlossen. Zufällig hörte er einige Verse des Malherbe lesen, und was eine gute Musik für einen Eindruck auf einen Menschen machen würde, der alle Fähigkeiten zu derselben besäße, und nie in seinem Leben Musik gehört hätte, eben einen solchen Eindruck machte die poetische Harmonie auf das Ohr des la Fontaine. Er fing sogleich an, der Malherbe mit allem Eifer und aller Lust zu lesen, und gewann so viel Geschmack an ihm, daß er ganze Nächte durchwachte, um ihn auswendig zu lernen, worauf er den Tag über in einem Walde spazieren ging, und ihn auch laut hersagte. Bald nachher suchte er Malherbe nachzuahmen, so daß seine ersten poetischen Versuche im Geschmacke Malherbe's ausfielen. Einer seiner Anverwandten, Namens Pintrel, sagte ihm, daß er nicht bei den französischen Poeten stehen bleiben müsse, wenn er ein guter Poet werden wolle, sondern daß

er den Horaz, Virgil, Terenz und andere lesen und immer wieder lesen müßte. Er befolgte diesen klugen Rath, und der Vortheil blieb nicht aus.

— La Fontaine speiste eines Tages mit Boileau, Molière und zwei oder drei andern Freunden; er behauptete gegen Molière, daß das bei Seite reden auf dem Theater ganz widersinnig sei. Ist es möglich, sagte er, daß man in den entferntesten Logen versteht, was der Schauspieler sagt, und daß der es nicht hört, der dicht bei ihm steht? Kaum hatte er dies gesprochen, als er in eine ihm eigenthümliche Zerstreuung versank. Man muß doch gestehen, sagte Boileau ganz laut, daß la Fontaine ein großer Schalk ist, und fuhr in diesem Tone fort, ohne daß der träumende la Fontaine etwas bemerkte. Alles lachte auf. Endlich weckte man ihn aus seinem wachen Schlummer, und machte ihn aufmerksam, daß er am wenigsten die Seitenreden verwerfen dürfe, weil er in der ganzen Gesellschaft allein nichts von dem Allen gehört, was man so nahe bei ihm und zu ihm gesprochen habe.

— La Fontaine. Die scheinbare Einfalt, die sich in der Miene Haltung und Conversation dieses geistreichen Mannes ausdrückte, veranlaßte seine erhabene Wohlthäterin, die Frau von Sablère, als sie ihr Gesinde sämmtlich abgeschafft hatte, zu der Aeußerung, daß sie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere, den Hund, die Katze und la Fontaine.

— La Fontaine wurde von seinen Gläubigern gedrängt, berief und verließ sich aber ganz ruhig auf seinen Freund, der sich für ihn verbürgt hatte: „Er hat für mich gut gesagt, er muß bezahlen; ich würde es an seiner Stelle auch thun!"

— La Fontaine's Schriften wurden auf Antrag der hohen Geistlichkeit von dem Henker öffentlich verbrannt. Ein Verehrer des Dichters sagte darüber: „Seine Schriften gleichen dem Golde, sie werden durch das Feuer bewährt!"

— La Fontaine. Nie glaubte ein Mensch leichter, was man ihm sagte, als la Fontaine; Folgendes mag als Beispiel seiner Leichtgläubigkeit dienen. Poignan, ein alter Dragonerhauptmann, widmete die Zeit, die er nicht im Wirthshause zubrachte, der Madame La Fontaine, ohne aber sonst sonderlich galant gegen dieselbe zu sein, und Madame La Fontaine ihrerseits betrug sich so, daß man ihr nichts zum Vorwurf machen konnte. Allein man hinterbrachte darauf la Fontaine einige unangenehme Dinge in Bezug darauf, hinzufügend, er müsse sich mit Poignan schlagen, wenn er nicht zeitlebens beschimpft sein wolle. Er ging daher eines Morgens früh um vier Uhr zu Poignan, nöthigte ihn, sich anzukleiden und ihm mit seinem Degen zu folgen. Poignan

ging, ohne zu wissen wohin und warum. Als sie aus der Stadt waren, sagte la Fontaine: „Ich will mich mit Dir schlagen, man hat es mir gerathen," und indem er die Ursache beifügte, zog er seinen Degen. Poignan that desgleichen, schlug aber bei dem ersten Angriff den Degen des la Fontaine über zehn Schritte weit — begleitete dann ihn wieder nach Hause, wo sie sich bei einem Frückstück mit einander versöhnten.

— La Fontaine. Ein sehr wahrer Umstand, den man aber von la Fontaine schwerlich glauben wird, ist, daß er in seinen Gesprächen sich kein freies und zweideutiges Wort erlaubte. Er ward in Gesellschaft öfters in Versuchung geführt, etwas im Sinne seiner gereimten Erzählungen vorzubringen, aber er war taub und stumm, wenn es solche Materien betraf. Dadurch erregte er eine solche gute Meinung von sich, daß die Mütter ihn sogar wegen der Erziehung ihrer Töchter zu Rathe zogen und junge Leute eine gute Aufführung in der Welt von ihm zu erlernen suchten.

— La Fontaine wurde einst eingeladen, wohin auch sein Sohn kam, den er seit langer Zeit nicht gesehen. La Fontaine erkannte seinen Sohn nicht, äußerte aber in der Gesellschaft, daß er an dem jungen Mann viel Verstand und Geschmack fände. Als man ihn nun sagte, daß dieser junge Mann sein Sohn wäre, gab er ganz ruhig zur Antwort: „Ha, ha, nun das ist mir lieb."

— La Fontaine. Ein anderes Mal ging la Fontaine mit Dr. Dupin; sie begegneten dem jungen la Fontaine, der sie beide grüßte. La Fontaine fragte einen Augenblick nachher, wer der junge Mensch gewesen sei, der so höflich gegrüßt habe. „Was!" sagte Dupin, „Sie kennen Ihren Sohn nicht?" La Fontaine besann sich ein wenig und antwortete mit nachdenkender Stimme: „Es ist mir, als wenn ich ihn einmal gesehen hätte."

— La Fontaine. Einige Freunde beredeten la Fontaine, nach der Stadt zu fahren, aus welcher er gebürtig, um seine Frau zu besuchen und sich mit ihr zu versöhnen. Er reiste mit einer Landkutsche von Paris ab, kam in seine Heimat und fragte nach seiner Frau. Der Bediente, der ihn nicht kannte, antwortete ihm, daß sie in der Messe wäre; la Fontaine geht unterdessen zu einem guten Freunde, der ihm sogleich Quartier und Tisch anbietet, und ihn so zwei Tage bei sich behält. Die Landkutsche soll wieder nach Paris zurückfahren, la Fontaine vergißt seine Frau und fährt zurück. Als man ihn in Paris fragte, ob er sich mit seiner Frau wieder versöhnt habe, sagte er: Ich habe sie nicht zu Hause gefunden, sie war in der Messe.

— La Fontaine. Racine führte einmal la Fontaine in die finstern Metten *) und gab ihm, weil er Langweile zu haben schien, unterdessen einen Band der Bibel, der die kleinen Propheten enthielt. La Fontaine gerieth im Aufschlagen auf das Gebet der Juden im Baruch, welches ihm so sehr gefiel, daß er zu Racine sagte: „O, der Baruch ist ein vortreffliches Genie; wer war er denn?" Wenn nachher la Fontaine einem Bekannten auf der Straße begegnete, so war immer seine erste Frage: „Haben Sie den Baruch gelesen? er war ein vortreffliches Genie."

— La Fontaine hatte in einer wunderbaren Gleichgiltigkeit gegen die Religion, so wie gegen andere Dinge gelebt, war aber nicht nach Grundsätzen ein Religionsverächter gewesen. Als er krank wurde und der Beichtvater mit ihm von Beweisen für die Religion zu reden anfing: sagte la Fontaine: „Ich habe seit Kurzem angefangen, das neue Testament zu lesen, und ich versichere Sie, es ist ein sehr gutes Buch; bei meiner Treue, es ist ein gutes Buch."

— La Fontaine. Der Beichtvater ermahnte la Fontaine, als er dem Tode nahe war, zum Almosengeben. „Ich kann nichts geben," sagte la Fontaine, „denn ich habe nichts; man hat aber eine neue Auflage von meinen Erzählungen gemacht und der Verleger muß mir 100 Exemplare geben, die will ich den Armen schenken; lassen Sie sie selbst verkaufen.

— La Fontaine hatte sich selbst, lange vor seinem Hinscheiden, seine Grabschrift gemacht, die seinem Charakter vollkommen angemessen ist:

„Jean s'en alla comme il étoit venû,
Mangea son fond après son revenu,
Croyant le bien chose peu necessaire.
Quand à son tems bien fut le dispenser,
Deux Parts en fit dont il soûloit passer,
L'une à dormir, et l'autre à ne rien faire." **)

— La Fontaine. Bei der ersten Vorstellung der Oper „Asträa" in Paris stand la Fontaine hinter einigen Damen, die ihn nicht kannten. — Er rief einmal über das andere aus: „Das ist abscheulich! — ganz abscheulich!" — „Aber mein Herr," sagten die Damen, „das

*) à Tenèbres.

**) Johann ging wieder fort, wie er gekommen war, verzehrte erst die Interessen und nachher auch das Capital, indem er den Reichthum für eine sehr entbehrliche Sache hielt. Seine Zeit wußte er sehr wohl einzutheilen; er machte zwei Theile daraus, von denen er den einen mit Schlafen, und den andern mit Müssiggehen zubrachte.

Stück ist doch so schlecht nicht, der Verfasser ist ein Mann voll Geist es ist la Fontaine." — „Ach, meine Damen," versetzte er, „das Stück taugt nichts, la Fontaine, von dem Sie reden ist ein armer Tropf, und er selbst ist es, der die Ehre hat, mit Ihnen zu sprechen."

Fenelon. Niemand liebte sein Vaterland mehr, als Fenelon; indessen konnte er nicht leiden, daß man ihm auf Unkosten der Rechte, die die Menschlichkeit fordert, zu dienen suchte, oder daß man die Verdienste anderer Völker gering anschlug, um seine Nation zu erheben: Ich liebe, sagte er, meine Familie mehr als mich selbst; ich liebe mein Vaterland mehr als meine Familie; das menschliche Geschlecht aber liebe ich noch mehr, als mein Vaterland."

— Fenelon nahm die Fremden ebenso wohl auf, als Franzosen. Er unterhielt sich gern mit ihnen von ihren Sitten, von ihren Gesetzen, von ihrer Regierungsart, und von den berühmten Männern ihres Landes. Er ließ es sich nie merken, wenn ihre Sitten das Feine der französischen nicht an sich hatten. Ja, er sagte ihnen wohl zuweilen, es sei bei allen Nationen eine artige Lebensart zu finden; man habe zwar verschiedene Arten sie zu zeigen, in der Sache selbst aber laufe es auf eins hinaus.

— Fenelon ward außerhalb Frankreichs noch mehr geliebt und bewundert, als in Frankreich. Der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough erwiesen ihm während des blutigen und unglücklichen Krieges von 1701 alle Achtung. Sie stellten Wache um seine Wiesen und Felder, sie ließen sogar sein Getreide bis nach Cambray escortiren, damit es nicht von den Soldaten, die auf Fouragirung geschickt wurden, weggenommen werden sollte. Als die feindlichen Parteien hörten, daß er in seiner Diöcese eine Reise zu machen beabsichtige, ließen sie ihm sagen, daß er keiner französischen Bedeckung nöthig habe, sondern, daß sie ihn selbst bedecken wollten; und die kaiserlichen Husaren leisteten ihm wirklich diesen Dienst. So viel Gewalt hat die wahre Tugend über die Gemüther der Menschen!

Fontenelle. Als Fontenelle Mitglied der Academie française geworden war, deren Zahl auf vierzig beschränkt ist, sagte er: „Es gibt nun in der ganzen Welt nur neun und dreißig Menschen, die klüger sind, als ich."

— Fontenelle. Anton Houdard de la Motte äußerte einst gegen Fontenelle, er glaube, er habe keinen Feind unter allen Gelehrten und denen, die darauf Ansprüche machten, es zu sein.

„Wenn dies wahr wäre," erwiderte Fontenelle, „so müßte dies eben keine günstige Meinung von Ihnen erwecken. Sie erweisen aber Anderen zu viel Ehre, und lassen sich selbst nicht Gerechtigkeit widerfahren."

— Bei Fontenelle ließ sich ein Engländer melden. Er versicherte, daß es ihm ein außerordentliches Vergnügen gewähre, seine Bekanntschaft zu machen, und daß er dieß Vergnügen sich schon seit langer Zeit gewünscht habe. „Mylord," erwiderte Fontenelle, „meine Schuld ist's nicht, daß Sie dieses Vergnügen nicht eher genossen haben. Ich erwarte Sie nun schon seit vollen neun und neunzig Jahren. Sie sehen wenigstens daraus, daß ein Franzose das Aeußerste thut, einem Engländer ein Vergnügen zu machen."

— Fontenelle war von seinem Freunde, dem Abbé Dubois, zu einem Spargelgericht eingeladen worden. Ein Theil des Spargels war mit Oel zubereitet, der für Fontenelle jedoch mit einer Sauce. Es begab sich aber, als sie zusammenaßen, daß Dubois vom Schlage gerührt ward und plötzlich starb. Ohne sich stören zu lassen, rief Fontenelle der Köchin zu: „Macht allen Spargel mit Sauce, denn Herr Dubois ist gestorben und wird keinen Spargel mehr essen."

— Fontenelle. Herr D. in Paris, ein junger Mann; hatte einige kleine Aufsätze drucken lassen. In einem dortigen Journale war er sehr strenge beurtheilt worden. Höchst erbittert darüber ging er zu Fontenelle, beschwerte sich über den Kritiker und fragte ihn um Rath, wie er sich dabei benehmen solle. „Ich will mich rächen!" rief er voll Zorn, „will ihm antworten und der ganzen Welt beweisen, daß er ein neidischer, boshafter Mensch ist. Was rathen Sie mir?" — „Ja," versetzte Fontenelle ruhig, daran thun Sie ganz wohl." — Der aufgebrachte Schriftsteller kam immer wieder auf seinen Gegner und seine hämische Kritik zurück, und schloß mit der nämlichen Frage: „Nicht wahr, ich muß ihm antworten!" — „Allerdings!" wiederholte Fontenelle. — „Aber," sagte endlich D., es fällt mir eben ein, daß Sie ja nie auf eine Kritik Ihrer Schriften geantwortet; weshalb haben Sie es denn unterlassen?" — „Ja, mit mir war es ein ganz anderer Fall, ich war nie so fest überzeugt, daß ich recht hatte, als Sie!" versetzte Fontenelle.

— Fontenelle. Ein junger Schriftsteller brachte Fontenelle, als er Censor war, ein Manuscript, um solchem die Erlaubniß zum Druck zu ertheilen. Fontenelle verweigerte diese. — „Wie?" sagte der Autor, „der Verfasser der „Orakel" will diese Handschrift nicht passiren lassen?" Glauben Sie mir, hätt' ich die „Orakel" zu censiren gehabt, sie wären gewiß nie im Druck erschienen," antwortete Fontenelle.

— Als Fontenelle Rouen verließ, besaß er ein Vermögen von 80000 Livres baarem Gelde, dabei hatte er 21000 Livres Einkünfte, ein

großes, meublirtes Haus, eine werthvolle Bibliothek. — Alles hatte er sich durch seine Talente und seine Schriften erworben.

— Fontenelle sah sich von Ungefähr mit einer sehr hübschen Dame allein, und zog hurtig die Klingel an. Auf der Stelle kamen ihre Bediente. „Ach Madame!" sagte Fontenelle zu der verwunderten Schönen, „wäre ich nur nicht achzig Jahre alt!"

— Fontenelle. Ein andermal besuchte er des Morgens in seinem 92. Jahre, eine sehr liebenswürdige Dame, man meldete ihn, und die Dame erschien in ihrem Nachtkleide. „Sie sehen, mein Herr", sagte sie zu ihm, „daß man Ihnen zu Gefallen aufsteht!" — „Ja," antwortete der Greis, „aber einem Andern zu Gefallen legen Sie sich nieder und das bringt mich außer mich!"

— Fontenelle. Bei einem Festmahle der französischen Akademie, fragte ein Fremder einen jungen Akademiker: „Wer ist der kleine Greis mit den weißen Haaren und den blitzenden Augen?"

„Wie?" antwortete der Befragte, „kennen Sie Fontenelle nicht, unsern Stolz? Ich fürchte nur," schloß er nach einer langen warmen Lobrede, „daß sein hohes Alter und seine äußerst zarte Gesundheit uns ihn bald rauben werden."

— Fontenelle, der bekanntlich die Elogen der verstorbenen Akademiker zu halten pflegte, und der dieses Alles mit angehört hatte, wendete sich zu ihm:

„Vortrefflich gesagt! Erlauben Sie mir die Phrase für Ihre Leichenrede aufzuzeichnen!"

— Fontenelle sagte einer geistreichen Dame: „Wenn man sich Ihnen nähert, so fühlt man, daß man ein Herz hat; wenn man Sie verläßt, daß man keines mehr hat."

— Als Fontenelle der Gemalin des berühmten Helvetius nach ihrer Heimat einen Besuch abstattete, und ihm dieser bemerkte, daß seine Frau aus Ehrfurcht stehen bleibe, bis er sich setzen wolle, entgegnete der galante, beinahe 100jährige Verfasser der „Mehrheit der Welten": „Ach, dies ist ein Stern, der für mich aufsteht, und für Sie niedergeht."

— Fontenelle der 90jährige ging einst bei Tische an Madame Helvetius vorüber, ohne sie zu bemerken. „Nun sehe ich," sprach sie, „was von Ihren Höflichkeiten gegen mich zu halten ist! Sie gehen an mir vorüber, ohne mich anzusehen." — „Madame," antwortete Fontenelle, wenn ich Sie angesehen hätte, würde ich nicht vorüber gekommen sein."

— Fontenelle, der 111 Jahre weniger 1 Monat und 2 Tage alt geworden, tanzte noch an seinem 99sten Geburtstage bei Helvetius sehr zierlich mit einer jungen Dame.

— Fontenelle wurde fast hundert und eilf Jahre alt. Als er seinem Ende nahe war, fragte ihn sein Arzt, was er litte oder empfinde. — Nichts, als die Schwierigkeit, zu sein!" war die Antwort des Hinscheidenden.

Franklin, Benjamin, war noch Kind, und schon waren ihm die langen Tischgebete des Vaters so unangenehm, daß er eines Tages, als, die Wintervorräthe vorbereitet wurden, zum Vater sagte: „Ich dächte, wenn Du jetzt Dein Gebet ein- für allemal über den ganzen Vorrath sprächest, so könntest Du gar viel Zeit ersparen."

— Franklin. „Meine Mutter war, wie mein Vater," erzählte Franklin selbst, „von vortrefflicher Constitution; sie säugte ihre zehn Kinder selbst, und ich weiß nicht, daß weder er noch sie je an einer Krankheit gelitten hätten, die beiden ausgenommen, woran er im neun und achtzigsten und sie im fünf und achtzigsten Jahre starb." Auf dem Begräbnißorte seiner Eltern in Boston, ließ Franklin eine Marmorplatte legen mit der Inschrift: „Josiah Franklin und Abia, seine Frau, liegen hier beerdigt. In Liebe vereint durchlebten sie eine fünf und fünfzigjährige Ehe. Und ohne Besitz, ohne gewinnreiches Geschäft gelang es ihnen mit Gottes Hilfe, durch stete Arbeitsamkeit und rechtschaffene Betriebsamkeit, eine zahlreiche Familie behaglich zu ernähren und dreizehn Kinder und sieben Enkel mit Ehren zu erziehen. Ihr Beispiel, Leser, möge dich ermuntern zur Treue in deinem Berufe und zum Vertrauen auf die Vorsehung. Er war ein frommer und kluger Mann, sie eine bescheidene, tugendhafte Frau. Ihrem Gedächtniß setzt, in kindlicher Verehrung, diesen Grabstein ihr jüngster Sohn."

— Franklin als er noch Buchdrucker war, besuchte einst den Dr. Matthes; beim Weggehen führte ihn dieser durch einen andern und kürzern Gang, als denjenigen, durch den er gekommen war. In der Mitte desselben lief ein starker Querbalken so tief herab, daß man sich leicht daran stoßen konnte. Der Doctor warnte den jungen Franklin vor der drohenden Gefahr, aber dieser ging zu schnell und stieß sich heftig an die Stirn. „Ei, ei!" sagte Mathes, „Sie sind noch jung, lieber Freund, und wollen durch die Welt kommen. Ja nicht zu rasch! Lernen Sie sich zur rechten Zeit bücken." — Dieser gute Rath machte auf Franklin einen bleibenden Eindruck und er gestand, daß dieser Kopfstoß und die dabei erhaltene Lehre ihm in der Folge manchen Nutzen verschafft habe.

— Franklin fand, daß die Nordamerikaner sehr neugierig wären und daher Jeden vorher fragten: woher und wohin? ehe sie ihm den Weg zeigten. Er richtete daher seine Frage nach dem rechten Wege auf folgende Weise ein: „Ich heiße Benjamin Franklin, bin Buchdrucker in Philadelphia, komme von Boston und will nach Cambridge — jetzt seid so gut und sagt mir, wo der Weg hingeht?"

— Franklin. Unter den vielen Schriften, die Franklin in seinen jüngeren Jahren las, fiel ihm auch eine in die Hände, in welcher man Nahrung von bloßen Vegetabilien als das sicherste Mittel empfahl, an Leib und Seele gesund zu bleiben. Augenblicklich beschloß er, dieser diätetischen Regel treu nachzuleben, er aß nichts als Erdäpfel und Reis, und da er sich dabei wohl befand, so machte er seinem Bruder James, bei welchem er arbeitete, den Vorschlag, ihm nachzuahmen, wodurch er die Hälfte seiner bisherigen Ausgaben für den Tisch ersparen würde. Der Vorschlag wurde angenommen. Franklin blieb lange bei dieser einfachen Lebensweise, und oft bestand seine Mittagsmahlzeit aus trockenem Brod, Rosinen u. dgl., wozu er ein Glas Wasser trank. Aber endlich gab er doch diese pythagorische Diät auf, als er einst einen kleinen Fisch in dem Magen eines größeren fand. „Ho, ho!" sagte er zu sich selbst, „da ihr euch unter einander auffreßt, so seh' ich nicht ein, warum wir euch nicht wieder verzehren sollten!" — Er erzählte oft diese Anekdote, und pflegte dann hinzuzusetzen: „Dies beweist, daß der Mensch deshalb für ein vernünftiges Wesen gilt, weil er so leicht Gründe aufzufinden weiß, um das zu rechtfertigen, was er wünscht."

— Franklin zeigte schon in seinen jüngeren Jahren einen philosophischen Geist, der ihn mit glücklichem Erfolg auf das Studium der Natur und des Menschen führte; er war aber nicht frei von jenen Sonderbarkeiten, wodurch sich große Köpfe zuweilen auszeichnen. Er machte den Versuch, die bekannte pythagorische Lebensweise zu führen. Er war damals Buchdrucker und arbeitete den ganzen Tag an der Presse. Bei diesem nicht leichten Geschäft führte er doch sechs Wochen lang diese strenge Diät, ohne daß es ihn merklich schwächte. Seine Mutter wurde von einem Bekannten gefragt, weshalb ihr Sohn eine so sonderbare Lebensart führe? „Weil er die Schriften eines alten Philosophen gelesen hat," antwortete sie sehr naiv, der Plutarch heißen soll, aber ich lass' ihm seinen Willen, er wird es am Ende, trotz aller Philosophen, schon müde werden. — Daß Franklin dieser Lebensweise müde wurde, ersehen die Leser aus dem Vorhergehenden.

— Franklin. Zur Zeit als Franklin in Philadelphia ein Journal herausgab, rügte er darin mit vieler Freimüthigkeit das öffentliche Be-

nehmen einiger einflußreichen Männer, wenn es Tadel verdiente. Einige seiner Freunde warnten ihn vor den Folgen solcher Rügen, ermahnten ihn, künftig vorsichtig zu sein, denn er könne dadurch seine jetzigen Gönner leicht in seine Feinde verwandeln. Franklin schenkte ihnen ein freundliches Gehör und sprach dann: „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Mich über Ihre Besorgniß näher zu erklären muß ich aber um Bedenkzeit bitten. Sein Sie daher so gut und speisen Sie übermorgen Mittag bei mir, und bringen Sie auch alle Diejenigen mit, welche sich über mich zu beschweren Ursache zu haben glauben. Sie sollen mir als Gäste herzlich willkommen sein." — Die Einladung wurde angenommen; als Franklin's Gäste bei ihm versammelt waren, brachte er sogleich das Gespräch auf sein Journal, und Jeder kargte nicht mit seinem guten Rathe, welche Klippen er vermeiden solle. Auch diesmal machte Franklin keine Einwendungen, sondern nöthigte nur die Geladenen, nachdem sich Jeder expectorirt, in dem Speisezimmer Platz an der Tafel zu nehmen. — Wie erstaunten diese aber, als nichts aufgetragen wurde, als zwei Puddings, wie sie die Kost der ärmsten Taglöhner ist, und ein Krug Wasser. — Der Pudding wurde vorgelegt. Franklin ließ ihn sich schmecken, kein Gast wollte aber seinem Beispiel folgen; sie sahen sich, ihr Befremden ausdrückend, wechselweise an. Franklin nöthigte vielmals, es sich doch schmecken zu lassen, aber ohne Erfolg; da sprach er endlich: „Liebe Herren und Freunde! Ein Mensch, der von solchem Pudding und von Wasser leben kann, bedarf der Gönner nicht!"

— Franklin, der Welt- und Menschenkundige, sagt: „Behandeln Sie Ihre Gattin stets mit Achtung, dies wird Sie selbst nicht blos bei ihr, sondern auch bei Allen, welche es bemerken, in Ansehen setzen. Brauchen Sie nie, selbst nicht im Scherze, einen verächtlichen Ausdruck gegen sie. Verachtung im Scherze, ein paar Mal ausgetheilt und zurückbekommen, endet sich nur zu leicht in ernstlichem Verdrusse oder in kalter Gleichgiltigkeit. Sein Sie fleißig in ihrem Geschäfte, sparsam, mäßig und immer der Tugend getreu und Ihre Gattin wird sie stets lieben und ehren."

— Franklin. „Wer Glück will erjagen, der muß seine Frau fragen, sagt ein englisches Sprüchwort. Dazu machte Franklin folgende Bemerkung: „Meine Frau war glücklicherweise eben so für Fleiß und Mäßigkeit gestimmt als ich. Freundlich leistete sie mir Hilfe in allen meinen Geschäften und ich zog sie nicht zu Rathe. Wir hielten keine müssigen Dienstboten; unser Tisch war einfach und unser Hausgeräthe sehr wohlfeil. Der Luxus wirkt verheerend auf die Familien, die, wenn sie in Ueppigkeit leben, bald aussterben. Einige Mitglieder

derselben können nicht heiraten, weil die Ehe zu kostspielig ist, Andere nehmen Frauen und richten sich durch Schwelgerei bald zu Grunde. Man beobachtete die Familien in großen Städten, wie sie kommen und verschwinden.

— Franklin. Als Walpole an der Spitze der englischen Regierung stand, schickte er alle Verbrecher in die amerikanischen Colonien, welchen diese in der Folge die größten Unannehmlichkeiten und Beschwerden verursachten. Bei dieser Gelegenheit schrieb Franklin an diesen Minister, um ihm von Seiten der Colonisten für diesen unzweideutigen Beweis der Sorgfalt des Mutterlandes zu danken und schickte ihm, um ihn zugleich von der Dankbarkeit derselben zu überzeugen, eine Kiste mit Klapperschlangen, mit der Bitte, sie in dem königlichen Garten in Freiheit zu setzen, damit sich das Geschlecht darin ausbreiten und fortpflanzen könne, welches, wie er hinzusetzte, für England eben so vortheilhaft sein würde, als die Transportirten es für Amerika gewesen wären.

— Franklin stand im Begriff, den vorläufigen Vertrag mit den englischen Bevollmächtigten in Ansehung Nord-Amerika's zu Paris (1782) zu unterzeichnen, bat aber vorerst um die Erlaubniß, auf kurze Zeit in ein Nebenzimmer gehen zu dürfen. Dieser Antrag fand keinen Widerspruch; er trat ab und kam bald darauf, statt des reichen Kleides, das er angehabt hatte, in einem alten Rock von Linnen zurück. Man wunderte sich über dieses Costüm und fragte ihn nach der Ursache. — In diesem Kleide wurde ich von Weddesburne*) vor dem geheimen Rath verhöhnt; deshalb hab' ich es jetzt wieder angezogen, um in ihm den Vertrag wegen der Unabhängigkeit von Nordamerika abzuschließen."

— Franklin. Auf die Frage: Wozu nützt ein Luftballon? antwortete Franklin: „Wozu nützt ein neugeborenes Kind?"

— Franklin. Zu dem Ende des Jahres 1777 besuchte Raynal eines Abends Franklin in seiner Wohnung zu Paris; er traf dort Silas Deane, den Freund von Beiden. „Ach, Herr Abbé," rief Deane, als Raynal ins Zimmer trat, „wir sprechen soeben von Ihnen, und Ihren Schriften. Wissen Sie wohl, daß Sie von Mehreren, die Ihnen Nachrichten über Amerika mitgetheilt haben, sehr übel berichtet worden sind?" — Raynal bestritt dies, Deane aber bezog sich auf eine Menge Stellen in Raynals Schriften, die Unrichtigkeiten enthalten sollten. Endlich wurde auch an eine Anecdote von Polly Backer gedacht, welche der Abbé in seinem Werke mit großem Pathos erzählt hatte.

---

*) Ehemaliger Kanzler in England.

— Nun sagte Deane, „hier haben wir ein Geschichtchen, von dem auch kein Wort wahr ist.“

Raynal gerieth darüber in Zorn und versicherte, sie aus einem authentischen, in Amerika gedruckten Blatte, entlehnt zu haben. Franklin, der lächelnd zugehört hatte, sagte jetzt:

„Mein lieber Abbé! Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? — Als ich noch ein junger Mensch war, schrieb ich ein Zeitblatt. Nun traf es sich zuweilen, daß es mir an Neuigkeiten mangelte, um mein Blatt zu füllen, und das veranlaßte mich dann, Erzählungen zu ersinnen, die für wirklich geschehen gelten konnten. Dies war auch mit der Geschichte von Polly Backer der Fall; ich habe sie erdichtet.“

Um sich auf diese Erklärung leidlich aus der Verlegenheit zu ziehen, rief Raynal: „Auf Ehre! Ich will lieber Ihre Erdichtungen in meinem Werke aufnehmen, als manche Wahrheiten anderer Leute.“

Es erleidet wohl keinen Zweifel, daß dies der Fall sehr oft bei manchen neueren Geschichtschreiber sein mag, aber auch ältere sind davon nicht frei geblieben, und in vieler Hinsicht wird daher der Ausspruch: „Die Geschichte ist der Roman, den man glaubt,“ etwas Treffendes behalten.

— Franklin. Es äußerte Jemand gegen Franklin, mit dem er in früheren Jahren sehr vertraut gewesen war, daß seine alten Freunde mit Bedauern bemerkten, wie er seine politischen Grundsätze so oft geändert habe.

„Glauben Sie mir, lieber Freund, sie irren sich sämmtlich,“ erwiderte Franklin, „ich bin immer auf meinem Wege gerade fortgegangen, und wenn sie nun, quer über gehen, auf mich gestoßen sind, so glaubten sie, ich und nicht sie, hätten ein Zickzack gemacht.“

— Franklin wurde bei seiner Aufnahme in die französische Akademie, von d'Alembert mit dem eben so schönen als wahren Hemistich empfangen:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.

Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen den Scepter!

— Franklin. Lange nachdem General Washington durch seine Siege über die Engländer und über die Franzosen bekannt geworden war, aß einst Franklin, der große amerikanische Philosoph und Staatsmann, mit einem englischen und einem französischen Gesandten. Da wurden folgende Toaste ausgebracht. Der englische Gesandte sagte: „Auf England, der Sonne, deren glänzende Strahlen die entferntesten Winkel der Erde erleuchten und befruchten!“ Der Toast des französischen Ge-

sandten war: „Auf Frankreich, dem Mond, dessen milder Schein das Entzücken aller Nationen ist, indem er sie tröstet in der Dunkelheit ihres Geistes und ihre Einöden schön macht!“ Da stand Doctor Franklin auf und sagte mit seiner gewöhnlichen Einfachheit: „Auf George Washington, dem Josua, welcher Sonne und dem Monde befahl still zu stehen, und sie gehorchten ihm.“

— Franklin sagt: „Wenn vom Vermögen die Rede ist, so heißt genug gerade nur etwas mehr, als man hat.“

— Franklin sagt: „Der Mensch ist oft freigebiger, wenn er wenig Geld, als wenn er vollauf hat, — vielleicht, um seine Armuth nicht sehen zu lassen.“ *)

— Franklin. Kant behauptete einmal: kein vernünftig denkender Mann werde, nach reifer Ueberlegung der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge, dieses Erdenleben noch einmal wiederholen wollen, auch wenn es in seiner Macht stände. Nun sagt aber Franklin über sich selbst: „Wenn ich, wie es oft geschieht, über mein Leben nachdenke, sagte ich mir wohl: würde mir's nur angeboten, gern machte ich den langen Weg, von einem Ende bis zum andern, noch einmal. Ich würde mir nur die Freiheit erbitten, die ein Schriftsteller bei der zweiten Ausgabe eines Werkes genießt, einige Fehler in der ersten zu verbessern. Auch möchte ich, wenn es in meine Gewalt gegeben wäre, ein Paar kleine Unfälle und Umstände aus meinem Leben gegen günstigere vertauschen. Indeß, wenn man diese Bedingungen nicht annehme, würde ich mich dennoch entschließen, wieder von vorn anzufangen.“ **)

— Franklin, welcher als Flüchtling nach Philadelphia kam und da keine Beschäftigung finden konnte, ward daselbst des Staates Gesetzgeber und Leiter. Thätigkeit wandelte seine Armuth in Reichthum; Fleiß erhob den Geist des Unwissenden zum Verständniß der Wissenschaft; seine Entdeckungen und seine Dienste, die Größe seiner Ideen und seiner Wohlthaten sicherten dem gänzlich Unbekannten Europa's Bewunderung und die dankbare Anerkennung Amerika's. Franklin besaß zu gleicher

*) Der Ausspruch Franklin's ist nur zu wahr und bestätigt, daß selbst die Eitelkeit der Menschen sie zu guten Thaten veranlassen kann.

**) Woher diese Verschiedenheit der Ansichten? Uns dünkt, Franklin und Alle, die mit ihm stimmen, führten ein thätiges, ein schaffendes Leben; dies fesselt mehr an Welt und Menschen, macht sie uns werther und wichtiger als ein blos speculatives Leben. Der thätige Mann ist gewöhnlich nur auf kurze vorübergehende Periode unzufrieden, wenn die Welt eben nicht thut, was er will oder gern hätte; der speculative Kopf ist fast nie mit ihr zufrieden, denn fast niemals thut die Welt, was sie seiner Meinung nach, thun sollte.

Zeit Genie und Tugend, Glück und Ruhm. Es ist aber besonders bemerkenswerth für Franklin's Charakter, seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift hier anzufügen; sie bezeugt sein Vertrauen auf Gott und seinen Glauben an eine bessere Zukunft. Sie lautet:

Hier ruht
eine Speise für die Würmer,
der Körper
Benjamin Franklin's,
des Buchdruckers,
wie die Schaale eines alten Buches,
dessen Blätter zerrissen sind,
dessen Einband abgenutzt ist;
aber das Buch selbst wird nicht verloren gehen,
denn es wird wieder erscheinen sicherlich,
in einer neuen Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
von seinem Schöpfer.

— Franklin. Wer aber das Schöne im einfachsten Ausdruck zu schätzen weiß, der bewundert auch ohne Zweifel die nachstehende Inschrift, welche Franklin auf das Grab seines Vaters und seiner Mutter gesetzt hat:

Josiah Franklin,
Und Abiah seine Gattin,
Ruhen hier.
Durch Liebe und Ehe vereint leben sie
Fünf und fünfzig Jahre.
Ohne eigenes Vermögen oder irgend ein einträgliches Amt,
Durch emsige Arbeit und ehrlichen Kunstfleiß,
Und durch Gottes Segen,
Erwarben sie den Bedarf eines zahlreichen Haushalts,
Und gaben dreizehn Kindern und sieben Enkeln eine gute Erziehung;
Möge dies Beispiel den Leser aufmuntern,
Die Pflichten seines Berufs zu erfüllen,
Und der Vorsehung zu vertrauen.
Er war fromm und verständig,
Sie war bescheiden und tugendhaft;
Der jüngste von ihren Söhnen
Weiht diesen Stein ihrem Andenken
Aus kindlicher Liebe.

— Franklin. Dubourg verfertigte folgende schöne Verse auf Franklin's Tod:

Il a ravi le feu des cieux
Il fait fleurir les arts dans des climat sauvages,
L'Amerique le place à la tête de ses sages,
La Gréce l'auroit mis au nombre de ses Dieux. *)

— Franklin. In Frankreich kündigte Mirabeau den Tod Franklin's der Nationalversammlung durch folgende kurze Rede an: „Franklin ist todt! der Mann, der Amerika Freiheit gab, und über Europa einen gleichen edlen Eifer für die Freiheit verbreitete, um den zwei Welten stritten, welche die Ehre haben soll, ihn sein zu nennen. Dieser Mann behauptete gewiß einen ausgezeichneten Rang unter dem Menschengeschlecht. Lange ist es die Gewohnheit der Minister gewesen, dem Volke den Tod unnützer Großen anzukündigen. Nationen sollten keine andre Trauer anlegen, als für ihre Wohlthäter. Es kommt den Repräsentanten des französischen Volks zu, eine solche Verordnung ergehen zu lassen. Der amerikanische Congreß hat deshalb eine zweimonatliche Trauer angesetzt, würde eine Vereinigung mit den Amerikanern bei dieser wahrhaft religiösen Handlung nicht des französischen Namens würdig sein? In der Vorwelt errichtete man den Ueberwindern der Tyrannen Altäre; sollten wir denn nicht auch einen öffentlichen Beweis unserer Achtung für das Andenken dieses außerordentlichen Mannes geben?" Hierauf erfolgte ein Antrag auf drei Tage die Trauer für Franklin anzulegen, welches auch einstimmig bewilligt wurde.

— Franklin. Auch die Societät der Revolutionsfreunde in Paris feierte diesen Tod durch ein ebenso sinnreiches als rührendes Trauerfest. Man sah einen großen Saal, worin alles schwarz behangen, selbst die Lustres waren mit schwarzem Flor bedeckt, und an der Eingangspforte las man die durch ihre Simplicität auffallende Inschrift die Worte Mirabeau's: „Franklin ist todt!" Der ganze Saal war mit Sinnbildern geziert, die sich auf die wissenschaftlichen Zweige bezogen, die der große Mann cultivirt hatte; am Ende des Saals stand seine mit Eichenlaub gekrönte Büste auf einer Säule, bezeichnet blos mit dem einfachen energischen Motto: „Vir"; an den Seiten sahe man Sphären, Landcharten Cypressen nebst andern zweckmäßigen Verzierungen, und am Fuße der

*) Er hat des Himmels Blitze gebändigt. — Er hat die Kunst nach wilden Gegenden verpflanzt. — Amerika stellt ihn an die Spitze seiner Weisen. — Griechenland würde ihn unter die Götter versetzt haben.

Säule lag eine Schlange als das Sinnbild der Unsterblichkeit. Es war am 14. Juni, als die Societät dies Trauerfest feierte; wobei man am folgenden Tage die Verzierungen dem Volke zeigte, und zwar für Geld, wofür man Brod kaufte, das sodann als das beste Opfer für die Manen dieses edlen Philanthropen unter die Armen vertheilt wurde. — Auch die Britten betrauerten den Tod Franklin's, ob sie ihn gleich seit zwölf Jahren als den größten Feind Englands betrachtet hatten.

— Franklin. Unter einer in London stattgefundenen Auction von Handschriften merkwürdiger und berühmter Personen befand sich auch folgendes Schreiben des berühmten Franklin an einem Herrn Desportes, aus dem manche Armen-Unterstützungs-Commission etwas lernen könnte. „Sie erhalten hierbei eine Note von 10 L. Es ist nicht mein Wille, Ihnen viel zu geben, ich leihe Ihnen diese Summe nur, wenn Sie nach Ihrem Vaterlande zurückgekehrt sind, so werden Sie, wie ich nicht zweifle, irgend etwas anfangen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, Ihre Schulden abzutragen. Wenn dieser Fall eingetreten ist, und Sie einen ehrlichen Mann treffen, der sich in Verlegenheit befindet, so zahlen Sie ihm die geliehenen 10 L. unter der Bedingung, sie in ähnlicher Weise zu erstatten, sobald er dazu im Stande sein wird, aus, und ich sehe diese Zahlung als mir gemacht an. Ich hoffe, daß dies Geld durch recht viele Hände gehen wird, ehe es an einen Menschen geräth, der niedrig genug dächte, um seinen Lauf zu hemmen. Das ist meine Weise, um mit wenig Geld möglichst viel Gutes thun zu können; ich muß es deshalb schon listig anstellen, um das Wenige, was ich habe, gehörig zu benutzen."

Fielding Henry, hatte manche Unbill von einigen mächtigen Personen erlitten; er beschloß, sich dafür zu rächen und das Publicum auf Kosten von Personen hohen Ranges und großen Einflusses zu belustigen. Er brachte daher 1736 eine Gesellschaft von Schauspielern zusammen, welche, wie der Anschlagzettel besagte, auf dem Haymarket-Theater Schauspiele aufführen würde. Er nannte die Gesellschaft: Hofschauspieler des Großmoguls. Das Stück, das dort gegeben wurde, hatte den Titel: „Pasquin", und es wurde fünfzig Mal hinter einander aufgeführt und das Theater war immer bis zum Ersticken voll.

Die Satyre in diesem Fielding'schen Stücke war bitterer als in allen seinen andern dramatischen Erzeugnissen, und die damaligen Minister geriethen darüber so in Wuth, daß sie beschlossen, sie auf eine empfindliche Weise gegen die Schaubühne auszulassen; sie setzten ihr Vorhaben auch durch. Im Jahre 1737 bewirkten sie bei dem Parlament ein Verbot, daß kein Stück eher auf die Bühne gebracht werden dürfte, bevor der Lord-Kammerherr des Königs dazu die Erlaubniß ertheilt hätte.

Diese Maßregel fand zwar heftigen Widerspruch, sie wurde indeß doch durch die Mehrheit der Stimmen angenommen; die Folge davon war, daß die Krone das Recht verlor, die Erlaubniß zu einer neuen Schaubühne zu ertheilen, und es wurden schwere Strafen darauf gesetzt, wenn Jemand diese Bestimmungen übertreten sollte.

— Fielding. Während er an seinem Roman „Tom Jones" arbeitete, war er in die darin vorkommende Sophie so ungemein verliebt, daß er jedesmal, so oft er diesen Namen niederschrieb, vor Entzücken Goldsand darauf streute.

Friedrich II., der bei seinem recht guten Flötenspiel mit dem leidigen Tact äußerst despotisch verfuhr, bekam bei seinem Aufenthalt in Leipzig, während des siebenjährigen Krieges einmal Lust, sich ein Abendstündchen zu vermusiciren. Er verlangte einen geschickten Accompagnisten auf dem Flügel; Quanz, der die Winterquartiere in Leipzig mithalten mußte, war eben abwesend, man ließ daher den äußerst braven Schneider, damaligem Organisten an der Nicolaikirche in Leipzig, rufen. Schneider setzte sich an den Flügel, der König legte ihm den bezifferten Baß vor, spielte, und spielte so — frei, daß Schneider gar bald nicht mehr wußte, wo er war, aber sich nicht getraute, die Ursache anzugeben. Nachdem der König einigemal, obschon vergebens, wacker Tact getreten hatte, fing er noch einmal von vorne an. Der Accompagnist, der nun ängstlich geworden war, kam mit dem königlichen Solospieler nun noch weniger fort. — „Nun was macht Er denn?" fuhr ihn Friedrich an. Hier fühlte sich Schneider, der keine Note versehen, auch so viel nur möglich nachgegeben hatte, an seiner Künstlerehre gekränkt; er bat demüthig, noch einmal anzufangen. Es geschah, und nun ging es vortrefflich. Als der Satz aus war und der König ihm seinen Beifall geben zu wollen schien, bemerkte er,, daß Schneider das leere Titelblatt der Musik vor sich aufgeschlagen liegen hatte. „Ich glaube, Er hat aus dem Kopfe gespielt?" — „Ja, Ihre Majestät, so gings besser!" — Der König fühlte den Stich. — „Geschickt ist Er, aber grob auch," erwiderte er, brach das Concert ab, ließ Schneider nicht wieder rufen, aber doch ihm den folgenden Tag ein nicht unbeträchtliches Geschenk zustellen.

— Friedrich's Vorliebe für Graun'sche Gesangs- und Quanz'sche Flötencompositionen, welche ihm bis an sein Ende blieb und so weit ging, daß er fast gar keine andre gern hörte, ist bekannt. Graun's eigenes vortreffliches Singen, und Quanzens schönes Spiel mochten aber wohl nicht wenig zu dieser Vorliebe beitragen. Vielleicht ist aber der eiserne, oft hartnäckige Fleiß, mit dem der König von Zeit zu Zeit seine Musik trieb, weniger bekannt. Schon als Kronprinz, wo es ihm von seinem

Vater strenge untersagt war, Musik zu treiben, nahm er öfters einige seiner Accompagnisten mit auf die Jagd, und hielt Concert im Walde, unter freiem Himmel. Nachher, als König, spielte er nicht selten drei, auch wohl die vier Quanzische Concerte ununterbrochen nach einander, was ihm bei seinem übeln Ansatz, bei welchem viel Wind vorbei ging, äußerst sauer werden mußte. Quanz hat für ihn über dritthalb hundert Concerte gesetzt. Von ihm allein litt es der König, daß er ihm beim Spiele leise den Tact gab, und sah es gern, wenn er ihm zuweilen ein halblautes Bravo zurief. Franz Benda, der den König gewöhnlich accompagnirte, erzählte, daß nach einem ungefähren Ueberschlage, Friedrich in seinem Leben gewiß über 50000 Concerte geblasen habe.

— Friedrich brachte im letzten schlesischen Kriege eine Nacht in einem schlesischen Dörfchen zu, und am Abend in der Stube, die Parterre war, umhergehend und auf seiner Flöte phantasirend, bemerkte er, daß der Schulmeister des Orts im festlichen Staate vor dem Fenster lauschte aber sich sehr sorgsam an die Mauer drückte, um nicht bemerkt zu werden. Der König öffnete das Fenster: „Was will Er?“ Bis zum Tode erschrocken stotterte der gute Mann: „Ew. königliche Majestät — Dero unterthänigster Knecht — bin so ein großer Liebhaber von der edlen Musik — da konnte ich denn dem Triebe nicht widerstehen. — — „Nun so bleib' Er stehen!“ sagte der König, öffnete die Fensterflügel und spielte noch eine Weile fort. Der ehrliche Alte, dem weder gute Musik, noch freundliche Milde von einem großen je vorgekommen sein mochte, hörte entzückt zu. Endlich legte der König die Flöte weg und wollte das Fenster zumachen. Mit übereiltem Entzücken rief der Alte: „Nein, Eure Majestät, das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut!“ —

— Friedrich II. Als Graun seine Composition des Ramlerschen Todes Jesu zum ersten Male aufführte, hatte er gehofft, auch den König unter seinen Zuhörern zu sehen, und ihn auch dazu eingeladen. Der König erschien aber nicht. Graun war etwas empfindlich darüber, und als er darauf wieder zum König kam, bemerkte oder vermuthete es dieser. Um den Componisten wieder gut zu machen, verlangte Friedrich mit besonderer Freundlichkeit von ihm, er möge ein gewisses Adagio, daß Graun gesetzt und selbst recht lieb hatte, singen. — „Das bleibt mir doch die Liebste“, sagte Friedrich. Ueberhaupt schätzte er Graun als Componisten sehr, aber noch mehr als Sänger. Und in der That, man konnte kaum etwas angenehmeres hören, als Graun's hohen Tenor, besonders im Andante und Adagio.

— Friedrich II. In den ersten Regierungsjahren Friedrich's des Großen lebte zu Potsdam ein alter Capellmeister, mit Namen

Sydow, der sich hauptsächlich damit beschäftigte, die Knaben des dortigen Militärwaisenhauses in der Musik zu unterrichten, und die dann, wenn sie die gehörige Fertigkeit und Kenntniß besaßen, als Hautboisten bei den Regimentern angestellt wurden. Einst ging Sydow des Nachmittags mit seinen Schülern in's Freie, um einige von ihm neucomponirte Märsche probiren zu lassen. Diese Proben währten bis gegen Abend. Zufällig ritt der König bei dem schönen Wetter in der Gegend spazieren. Er hörte die Musik, hielt an, und ließ sich erkundigen, was es damit für ein Bewandniß habe. Man gab ihm darüber die gehörige Auskunft. Der Marsch, der gespielt und mehrmals wiederholt wurde, gefiel dem Könige so, daß er ihn, beim Weiterreiten, nachsang, so lange er etwas davon hören konnte.

Am folgenden Tage ließ Friedrich den Capellmeister Sydow zu sich rufen. „Wie geht's, mein lieber Sydow?“ fragte er ihn sehr freundlich gleich bei'm Eintritt in's Zimmer. „Wie Gott will, Ew. Majestät! Ich suche meinen Beruf treu zu erfüllen.“

„Das ist lobenswerth! Aber hör' Er doch — Ich weiß nicht, warum man jetzt gar keine gute Märsche bei der Armee hat. Ich ärgere mich immer über das jämmerliche Zeug, das meine Garde herleiert. Da ist nicht Feuer und Kraft. Ein Marsch muß die Leute zum marschiren aufmuntern, damit sie nicht so leicht ermüden. Hab' ich nicht recht?“

„Ganz recht! Ew. Majestät! Ja, ja, der jetzige Geschmack ..... Wenn Ew. Majestät es befehlen, könnt' ich Ihnen etwas von meiner Arbei unterthänigst präsentiren. Vielleicht hab' ich das Glück, daß es Ew. Majestät besser gefällt.“

„Schon gut! — Aber hör' Er einmal. Ich hab' eine Idee zu einem Marsche im Kopfe, die mir nicht uneben zu sein scheint.“ Der König nahm die Flöte und blies den Marsch, welchen er den Abend zuvor gehört hatte. „Was meint Er dazu? — Kann Er mir das noch ein Bischen in Ordnung bringen?“ Sydow war auf's höchste bestürzt und stammelte endlich: „Ew. Majestät halten zu Gnaden! Es ist zwar nichts ungewöhnliches, daß zwei Componisten einige ganz ähnliche Gedanken haben können, aber hier — weiß ich nicht, was ich sagen soll. Eben einen solchen Marsch, als mir Ew. Majestät jetzt vorgespielt, hab' ich erst, Note für Note, vor einigen Tagen componirt und er ist nicht aus meinen Händen gekommen.“

„Das wäre ein höchst wunderbarer Fall! Ich will Ihm sagen, wie ich darauf gekommen bin. In der verwichenen Nacht konnt' ich nicht schlafen, da hab' ich, um mir die Grillen zu vertreiben, den Marsch halb im Traume ausgesonnen.“

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Ew. Majestät. Erlauben Sie mir, daß ich nach Hause gehen darf, um meinen neuen Marsch zu

holen. Sie werden sich daraus überzeugen, daß es ganz der nämliche ist".

„Laß Er das nur. Ich glaub' Ihm schon. Nun, da der Zufall so ganz besonders ist, so schick' Er mir den Marsch für meine Garde."

Sydow beurlaubte sich und sandte dem König diesen Marsch, der lange Zeit bei der Garde gespielt worden ist. Sydow erhielt dafür ein ansehnliches Geschenk, doch zerbrach er sich lange den Kopf, wie Friedrich mit ihm auf gleiche Ideen hätte kommen können. Er kam auf den Verdacht einer seiner Schüler habe ihm den Marsch gestohlen; er stellte darüber eine strenge Untersuchung an, bis er endlich den wahren Zusammenhang ermitttelte. Er nannte den Marsch; „Friedrich's Traum", und legte einen sehr hohen Werth auf diese Composition.

— Friedrich II. Der Capellmeister Bach, der Friedrich beim Flötenspiel gewöhnlich auf dem Claviere accompagniren mußte, sah eines Tages im Winter einen Teller voll Kirschen auf einem Nebentische stehen. Der König entfernte sich auf eine Weile durch das offenstehende Nebenzimmer. Bach spielte fort; die Finger auf den Tasten, die Augen aber fortwährend auf die einladenden Früchte gerichtet. Endlich aber konnte er der Begierde nicht länger widerstehn, er schlich sich an den Teller heran, steckte einige Kirschen ein und setzte sein Spiel wieder fort. Einige Augenblicke nachher kam der König zurück, der die Wegnahme der Kirschen in der Entfernung gesehen hatte. Er griff mit voller Hand in die Kirschen und reichte sie seinem Lehrmeister mit den Worten: „Hier hat Er welche; selbst aber muß Er sich keine nehmen." Bach war wie vom Schlage gerührt.

— Friedrich II. Als im Jahre 1760 die Russen in Berlin einrückten, wollten sich drei Schulmeister, die mit der Regierung unzufrieden waren dieser feindlichen Macht anschließen, um mit ihrer Hülfe eine Revolution hervorzurufen. Bald darauf zogen die Russen indeß wieder ab, und die drei Schulmeister waren nun in der größten Angst wegen der zu fürchtenden gerechten Strafe. In dieser Noth wußten sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie, ob sie gleich in ihrem ganzen Leben nicht einen Vers gemacht hatten, eiligst mehrere Oden, Cantaten und Oratorien drucken ließen, in welchen sie den feurigsten Patriotismus heuchelten.

Dieser Vorfall wurde Friedrich berichtet und auf eine ernste Bestrafung der Schulmeister angetragen. Der König ertheilte aber folgenden Bescheid; „Da die drei Schulmeister durch die mühselige Verfertigung ihrer hinkenden Verse und die daraus erfolgte öffentliche Prostitution hinlänglich bestraft sind, so mag es für diesmal dabei sein Bewenden haben.

— Friedrich II. Chr. Heinrich Müller, der erste Herausgeber des Niebelungenliedes, hatte bei Friedrich um die Erlaubniß nachgesucht,

dies Gedicht überreichen zu dürfen, und sie auch erhalten. Die Stadtbibliothek in Zürich bewahrt das Antwortschreiben des Königs an Müller auf, welches zugleich ein Urtheil des hohen Empfängers über das Gedicht enthält: „Das Gedicht ist keinen Schuß Pulver werth, jedoch will ich es einer öffentlichen Bibliothek übergeben lassen, wo es alsdann in Vergessenheit begraben bleiben kann ꝛc.“ Der Brief ist im Jahre 1783 geschrieben und schließt mit den Worten: „Ich bleibe dennoch Euer gnädiger König.“

— Friedrich hatte während der Winterquartiere 1760 oft mit den Professoren Gottsched, Winkler und Gellert Unterredungen. Letzterer mußte ihm einst einige seiner Fabeln vorlesen. Der König fand die Erzählung „von dem Maler zu Athen“ vortrefflich und gestand, daß er der deutschen Sprache nicht so viel Geschmeidigkeit zugetraut habe. Auf die Frage, warum weniger gute Bücher in deutscher als lateinischer Sprache geschrieben würden antwortete Gellert: „Vielleicht fehlt uns ein August und Ludwig XIV.“ — „Sachsen hat ja schon zwei Auguste gehabt“, erwiederte der König. „Ja, Sire,“ antwortete Gellert, „und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten, fingen die Römer an. Hätten wir nur ruhigere Zeiten!“ — „So!“ sagte der König, „gefallen ihm diese Zeiten nicht?“ — „Wollte Gott Sire, Sie gäben den Deutschen den Frieden!“ — „Steht denn das bei mir? Drei wider Einen!“ — Der König war mit Gellerts Unterredung so zufrieden, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savants Allemands (den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten) nannte.

— Friedrich fand vorzüglich viel Vergnügen daran, über die Unsterblichkeit der Seele zu sprechen. Dieser Gegenstand war einer von denen, auf die er gern die Rede brachte, wenn er etwa einen Gelehrten, der ihm vorgestellt wurde, prüfen wollte. Es war indeß gefährlich, hierüber andrer Meinung zu sein, als er. Er verlor bald dabei die Geduld, und wußte dann seine Gegner kurz und gut durch einen überraschenden, nicht immer verbindlichen Einfall niederzuschlagen. Einst führte ihm ein Academiker eine lange Reihe von Gründen für die Fortdauer der Seele an. — „Wie,“ rief Friedrich: „Sie wollen unsterblich sein? Was haben Sie denn gethan, das zu verdienen?“ —

— Friedrich II. Im Jahre 1765 schrieb der Bürgermeister zu Pyritz, P. B. Bötticher, an Friedrich und erbat sich die Erlaubniß, eine Karte vom gelobten Lande mit Benennung der Orte in hebräischen Buchstaben nebst Anmerkungen und Bezeichnung der Schlachten und Märsche dieses Volkes stechen zu lassen, zugleich trug er darauf an, zur Bestreitung der Kosten den Befehl zu ertheilen: daß jeder Bekenner des mosaischen Gesetzes in den preußischen Staaten dazu zwei Procent seines Vermögens

verwenden müsse. Nach des Bürgermeisters Berechnung mußten wenigstens dadurch 100,000 Rthl. zusammen kommen; er war so bescheiden, für seine Mühe und diese neue Beschatzungsart nur 10,000 Rthl. zu verlangen, womit er sogar die Anfertigung der Karte, deren Stich in Kupfer und die erforderlichen Abdrücke bestreiten wollte; die dann noch übrigen 90,000 Rthl. sollten dem Staate anheimfallen. Daß ein solcher Vorschlag von Friedrich nicht genehmigt wurde, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden; es ist nur zu bedauern, daß der abschlägige Bescheid nicht wörtlich bekannt geworden ist.

— Friedrich II. Der gewöhnliche Vorleser Friedrich's war krank; auf dessen Vorschlag gestattete er einem andern jungen Manne, dies Geschäft inzwischen zu verwalten. Der neue Vorleser wollte seine Sache recht gut machen, er declamirte, wie auf der Bühne, und machte dabei sehr lebhafte Gesticulationen. Ihm zur Seite standen kostbare krystallene Armleuchter; im Affect warf er den einen vom Tische, daß er zersplitterte. Der Vorleser erschrack heftig, ward leichenblaß und zitterte an allen Gliedern; endlich wollte er eine Entschuldigung stammeln, aber Friedrich, gar nicht aufgebracht über diese Unterbrechung, sagte freundlich: „Mein Freund! Bei der Sache ist nichts weiter zu thun, als daß man ein anderes Licht anzünden läßt."

— Friedrich II. Die Ordnung, die Friedrich der Große in allen, auch den geringfügigsten Dingen beobachtete, gibt ein nachahmungswürdiges Beispiel. Sie zeigte sich nicht nur in der getroffenen Eintheilung seiner Stunden, sondern auch sogar in der Einrichtung seiner Bibliotheken. Außer den verschiedenen Bibliotheken, die derselbe in dem Schlosse in der Stadt, in Sans-Souci und in dem neuen Palais besaß, hatte er noch eine Handbibliothek, die er auf allen seinen Reisen mitnahm, und von jeder war auch ein Bücherverzeichniß da. Diejenigen Bücher, die nicht Platz darin finden konnten, oder die er öfters selbst brauchte, lagen auf dem Tische oder auf den Fenstern seines Wohnzimmers, wo Niemand es wagen durfte, etwas anzurühren; oder er mußte Jemanden aufgetragen haben, ihm ein Buch darunter zu suchen, das er zu lesen verlangte, und dennoch erinnerte er dabei immer, nichts in Unordnung zu bringen.

So oft ein Buch genommen wurde, mußte man an den leeren Raum ein Blättchen Papier hinlegen, um den Ort wieder zu finden, wo es gestanden hatte. Alle noch nicht gelesenen Bücher standen auf dem Tische aufrecht; hingegen mußten alle diejenigen Bücher, welche durchgelesen waren, flach liegen. — Jede Gattung hatte ihren eigenen Schrank. Der eine war für die Geschichte, der andere für Literatur und Poesie,

und der dritte für Uebersetzungen der griechischen und römischen Klassiker. Die Ordnung, in welcher dieselben sich aufgestellt befanden, war weniger für das Auge als für den Verstand berechnet, weil dabei blos auf den wichtigen oder unwichtigen Inhalt Rücksicht genommen wurde, keineswegs aber auf die verschiedene Größe der Bücher, auf welche die meisten Besitzer von Bibliotheken bei deren Aufstellung besonders zu sehen pflegen. — Der König hatte zu seiner Bequemlichkeit sich lauter Octavbände angeschafft, statt der Folianten und Quartbände, die derselbe nachher in die öffentliche Bibliothek von Berlin bringen ließ. Es war daher wirklich für das Auge ein beleidigender Anblick, wenn man neben diese Octavbände Folianten und Quartanten gestellt sah, von denen der König noch keine Handausgaben hatte erhalten können und die er deshalb noch so lange stehen ließ. Dies war es auch, was ihn bewog, die Logik und Metaphysik von Bayle durch den Druck in eine Handausgabe zu verwandeln. Auch machte er deshalb einen Auszug aus Bayle's Lexikon und Fleury's Kirchengeschichte. — Alle seine guten Bücher ließ der König in rothen Saffian mit goldenem Schnitt einbinden. Auf dem Deckel eines jeden Buches befand sich ein Buchstabe, welcher den Ort der Bibliothek anzeigte, wohin es gehörte. Auf dem Deckel der im Schlosse zu Potsdam befindlichen Bücher war ein P., auf denen in Sans-Souci ein V., weil er diesen Ort Vignes (Weinberge) nannte, und auf denen im neuen Palais war ein S., weil er diesem Palais eigentlich den Namen Sans-Souci beilegte.

— Friedrich. Als der Minister Freiherr von Heinitz Friedrich den Weltumsegler Johann Reinhold Forster vorstellte, sagte dieser zu dem König: „Sire! Ich habe bereits fünf Könige gesprochen, drei wilde und zwei zahme, aber so Einer, wie Ew. Majestät, ist mir noch nicht vorgekommen."

Nach der Audienz sagte der König zu dem Minister Freiherrn von Heinitz: „Der Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl."

— Friedrich. Eine schöne junge Dame sagte einst zu Friedrich II.: „Wie ist es möglich, Sire! daß man, nach so vielen glorreichen Siegen, noch nach neuen Lorbeeren geizen kann!"

„Ach, Madame erwiderte der Monarch, wie ist es möglich, noch Roth aufzulegen, wenn man so schön ist?"

— Friedrich so mißtrauisch er auch, durch manche unangenehme Erfahrungen geworden war, woran es namentlich einem freisinnigen Regenten nie zu fehlen pflegt, so hatte er doch immer ein unerschütterli-

ches Vertrauen zu Marshalls*) Rechtschaffenheit. „Ich habe so viele Untreue, Undank und Bosheit bei den Menschen gefunden," sagte Friedrich einst, „daß ich allenfalls zu entschuldigen wäre, wenn ich an der Tugend zweifelte, aber der gute Marshall hat mich gezwungen, noch daran zu glauben. Dies ist mein Trost und nur ihm verdanke ich solchen.

— Friedrich. Als im Jahre 1740 das in Halberstadt garnisonirende Infanterie-Regiment ins Feld ziehen sollte, war man über die Wahl einer Inschrift in den neuen ihm zu ertheilenden Fahnen unschlüssig. Endlich schlug man die Worte vor: Pro Deo et Patria. Als man Friedrich dies zur Genehmigung vorzeigte, strich er die Worte Deo et fort und sagte: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen; der Krieg betrifft eine Provinz und nicht die Religion. „Es wurde nun die Inschrift: Pro Gloria et Patria gewählt.

— Friedrich II. erhielt einen Bericht von einem Minister, doch hatte der Kanzlist, der ihn abgeschrieben, vergessen, den darauf zum schnellen Trocknen der Dinte gestreuten Sand, abzureiben. Als der König den Bericht entfaltete, fiel der nun abgetrocknete Sand auf den Schreibtisch des Monarchen.

Friedrich fand diese Unachtsamkeit sehr unschicklich, und um dem Minister dies versteckt erkennen zu geben, ließ er die ihm darauf zu ertheilende Cabinets-Resolution mit folgenden Worten anfangen:

„Euern Bericht vom 7. Mai d. J. mit dem vielen Sande habe ich den 9. richtig erhalten, und gebe ich Euch, auf Euere Anfrage vom rc. zum Bescheid rc."

— Friedrich. Als Pilâtre de Rozier und Romain mit dem Luftballon verunglückten, sagte Friedrich: „Schon längst haben sich die Engländer des Meeres bemächtigt, wir Andern befinden uns ganz leidlich auf der Erde; den Franzosen bleibt nachher nichts übrig, als in der Luft zu schweben."

— Friedrich wurden einst zwei junge Edelleute, die aber sehr eingebildet waren, vorgestellt. Er sagte zu ihnen: „Was denkt man sich überhaupt unter dem Adel? Ist es das Wörtchen „von", was den Edelmann macht, oder der Glaube an eine immer sehr problematische Abstammung? — Der Adel ist nichts anderes, als der höhere Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billig bei Personen aus

*) Marshall — Jacob von Keith, königl. preuß. Feldmarschall und einer der ausgezeichnetsten Feldherren des vorigen Jahrhunderts, voll strenger Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, genoß das unumschränkteste Vertrauen Friedrich's II.

guten Familien, die eine sorgsamere Erziehung als alle Andern genießen können, voraussetzen darf. Ist dies nicht da, so ist er nichts, ohne allen Werth und ein Unkraut, statt etwas Nützliches zu sein."

— Friedrich. Die Bauern des Magdeburgischen Dorfes, welches zum Kloster Bergen gehört, hatten den Abt zu überreden gesucht, daß er die Elbfischerei, welche ein Fischer in Pacht hatte, und von der dessen Voreltern sich schon seit undenklichen Zeiten genährt, an sie verpachten möchte.

Der Fischer hatte Alles versucht, dies zu hintertreiben, aber alle Hoffnung verloren, seinen Zweck zu erreichen. Er fing zufällig einen großen Lachs und mit diesem und einer Bittschrift an Friedrich machte er sich auf den Weg nach Leipzig, wo der König 1759 sein Winterquartier hatte.

Lachs und Bittschrift wurden dem König übergeben. Friedrich ließ den Fischer bewirthen, ihm 30 Thaler für den Lachs zahlen und die Bittschrift zurückgeben, um sie dem Abte zu seiner Richtschnur vorzulegen. Der König hatte eigenhändig darunter geschrieben:

„Der Abt muß beten,
Die Bauern pflügen,
Die Fischer fischen."

Friedrich.

— Friedrich fragte, kurz nach dem Antritt seiner Regierung, bei seiner Anwesenheit in Schlesien, einen Edelmann, von dem er manches Nachtheilige gehört hatte: „Wer hat Ihn denn geadelt."

Allerhöchstdero Herr Vater.

„Da hat es ihm noch an aller Uebung gefehlt!" versetzte Friedrich.

— Friedrich hatte, wie alle großen Männer, bei Lebzeiten viele Tadler, theils aus Unwissenheit, theils aus Neid und Bosheit; es erschienen im Auslande eine Menge pöbelhafter Schmähschriften und Pasquille auf ihn, von welchen er aber großmüthig, gar keine Kenntniß nahm. Dies veranlaßte daher den als Dichter bekannten Bauer Isaak Maus zu Paadenheim in der Pfalz, folgendes Sinngedicht zu machen:

Ich kenne zwar den großen Friedrich wenig
Doch wenn man aus den Bolzen schließt,
Die mancher Satyr nach ihm schießt,
So ist Er wahrlich mehr als König.

— Friedrich. Bei einer Reise durch Schlesien erfuhr Friedrich, daß die Kapuziner dort Agnus Dei für 6 Pfennige an die Einwohner verkauften, um sie den Thieren zu fressen zu geben. Sie versicherten,

wenn dieß mit festem Glauben geschähe, so würde die heilige Hostie von der Viehseuche heilen, die damals in dieser Provinz vielen Schaden anrichtete.

Der König, in Breslau angekommen, ließ noch am nämlichen Abend die drei Oberen des Klosters rufen. Mit finsterer Miene und barschem Ton redete sie folgendergestalt an:

„Was, Ihr elenden Wichte, Ihr untersteht Euch, mit dem, was in eurer Kirche für heilig und ehrwürdig gehalten wird, einen schändlichen Handel zu treiben? Ihr verkauft es, daß es von Thieren gefressen werde, und diesem Frevel fügt Ihr noch die Lüge bei, daß dieses Bild Eures Gottes ein sicheres Mittel gegen die Viehseuche abgäbe? Ihr bedenkt nicht, daß eine so niederträchtige Entheiligung Euch in Jedermanns Augen als dumme und strafbare Heuchler werde erscheinen lassen? Und was macht Ihr, denen es an nichts fehlt, und die das Volk füttert, was macht Ihr mit dem Gelde? Kauft Ihr etwa Bänder für Eure Dirnen dafür?“

Hier nahm Einer zitternd das Wort, zu versichern, er habe es nicht gethan.

„Schweigt nur!“ fuhr Friedrich fort, seid Ihr es nicht, so ist's doch einer von Euren Geistlichen, oder vielmehr von den unwürdigen und unheiligen Mönchen, die unter Eurer Zucht stehen. Sie sind es, ich weiß es. Wißt Ihr es, seid Ihr strafbar; wißt Ihr es nicht, so seid Ihr's ebenfalls. Sollte ich das öffentliche Aergerniß, das Ihr gebt, nicht an Euch bestrafen? Aber nehmt Euch in Acht! Ich sage Euch, Ihr sollt genau beobachtet werden. Und hör' ich das Geringste, so lass' ich Euch zuverlässig Allen den Bart abschneiden. Nun packt Euch.“ Die Mönche gingen stumm und ängstlich von dannen.

— Friedrich. Die Schwester Friedrich's, die Markgräfin von Baireuth, hatte einen Läufer, der Leykam hieß, aber wegen seiner Geschwindigkeit den Namen Presto erhalten hatte.

Während des siebenjährigen Krieges schlich er beständig, als Handwerksgeselle verkleidet, durch die feindlichen Länder, um seiner Fürstin Nachrichten von der Armee des Königs zu bringen. Er war gerade bei derselben, als sie bei Roßbach gelagert stand und hatte gemessenen Befehl, nicht eher zurück zukommen, als bis er entschiedene Nachricht mitbrächte, wie der Einfall der Feinde in Sachsen abgelaufen sei.

Es war bekanntlich Mittags, als die französische Armee anrückte.

Der König vollendete ruhig seine Mahlzeit, dann stieg er zu Pferde, übersah einen Augenblick die Ordnung des feindlichen Heeres und rief: „Presto!“

Der treue Diener stand schon da, des Auftrags gewärtig.

„Getraut Ihr Euch wohl, durch Sachsen zu kommen?"

„O ja, Ew. Majestät!"

„So lauft, so schnell Ihr könnt, und meldet meiner Schwester, die Bataille ist gewonnen."

— Friedrich. Ein Graf, dessen ganze Familie sich durch übertriebenen Aufwand und viele Schulden bekannt gemacht hatte, wurde als Gesandter nach Berlin geschickt. Friedrich unterhielt sich einst mit ihm: aber er fand, daß er über wenige Dinge mit ihm sprechen könne. Endlich sagte er: „Haben Sie Nachrichten von Ihrer Familie? Sind Ihre Verwandten wohl?" — „Ja, Majestät," erwiderte der Graf, „ich habe gestern Briefe gehabt; aber man schreibt mir, mein Bruder hätte recht unglücklich werden können. Ein Bär hatte sich losgerissen." — — „Das große Wunder! unterbrach ihn Friedrich, „wo so viele Bären angebunden sind, ist es nicht zum Erstaunen, wenn sich Einer losreißt." (In Deutschland bezeichnet man „Schulden machen" mit „Bären anbinden.")

— Friedrich. Als Friedrich bei seiner Thronbesteigung zur Huldigung nach Königsberg reiste, hatte er seinen Freund, Marquis d'Argens, bei sich, und da derselbe schon in Frankreich einen solchen Act mit angesehen hatte, so verlangte der König einige Anweisungen über das Ceremoniell von ihm. Als Friedrich nun, von der Feierlichkeit zurück, mit d'Argen's allein war, fragte er diesen: „Habe ich meine Sache gut gemacht? — „O ja, erwiderte dieser, aber ich weiß Einen, der es noch besser machte." — „Nun, und wer war das?" fuhr der König fort. — „Ludwig XV." — „Und ich," sagte der König, „weiß Einen, der es noch besser machte." — „Wer war das?" fragte d'Argens. — „Der Schauspieler Baron!" schloß der König.

— Friedrich. Das Friedensfest 1746 wurde in Berlin sehr freudig begangen. Die ganze Stadt war erleuchtet. Friedrich sah aus dem Schloßfenster der mannigfaltigen Illumination und der frohwogenden Volksmasse zu. Da näherte sich ihm der Prinz Heinrich. Der König bemerkte gleich in seinen Mienen eine unfreundliche Verstimmung. Er fragte ihn nach der Ursache bei einer so allgemeinen Heiterkeit. Heinrich erwiderte, eine unangenehme Nachricht habe ihn sehr niedergeschlagen: „Unser alter Freund du Han*) liegt im Sterben." „Was? mein lieber du Han?" rief Friedrich aus, und er befahl sogleich, vorzufahren, und begab sich in Gesellschaft seiner Brüder, der Prinzen Heinrich und Fer-

*) Der Geheime Rath du Han de Jaudun war einer der ersten Jugendlehrer des Prinzen gewesen.

dinand, und des Herzogs von Braunschweig sogleich zu dem Kranken, der ein Haus auf dem Werder bewohnte.

Man fand den Greis sehr schwach. Der König redete ihn in französischer Sprache an: „Mein lieber du Han! Es schmerzt mich sehr, Sie in einer solchen Lage zu finden. Wie gern möcht' ich Ihnen Linderung verschaffen, um ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben."

Mit schwacher, gebrochener Stimme antwortete du Han: „Es ist der größte Trost für mich, daß ich Ew. Majestät noch einmal gesehen habe. Ich hoffe, nun leichter zu sterben, denn ich fühle, daß meine letzte Stunde bald schlagen wird." — Er griff nach der Hand des Königs, um sie zu küssen. Friedrich wehrte es ab, warf dem Greis noch einen Kuß zu und verließ das Zimmer mit den Worten: „Mein Gott! das kann ich nicht länger aushalten!"

— Friedrich. Das Verhältniß Voltaire's zu Friedrich dem Großen bleibt in der Geschichte des Letzteren eine Anomalie, die selbst die mit dem Privat- und Familienleben des großen Königs innigst vertrauten Zeitgenossen nicht hinreichend zu enträthseln vermögen. Umsonst fragt sich unsere Zeit, welcher Instinkt den alten Fritz zu dem oft bis zum Mitleid lächerlichen französischen Bilderdienst trieb, vergebens versucht es die klügelnde Politik, den ausländischen Auswuchs zu erklären, der sich auf dem kräftigen, kernigen, durch und durch deutschen Stamme komisch ausnahm, immer wird es unentschieden bleiben, auf welcher Seite denn wohl eigentlich der Vortheil dieser Verbindung war. Es ist bekannt, welche Treulosigkeiten Voltaire an seinem königlichen Freunde beging, ohne gänzlich in Ungnade zu fallen; man kann annehmen, daß der boshafte Dichter das Außerordentlichste wagte, was je ein Privatmann unter gleichen Umständen zu unternehmen sich erkühnt hat; und doch kehrte Friedrich immer wieder zur Henriade zurück und sagte: „Voltaire ist schlecht, aber er ist unersetzlich!" Indeß gab es doch einen Punkt bei Friedrich, den selbst Voltaire'sche Unverschämtheit nicht zu überschreiten vermochte. Beweis dafür ist: Als im Juli 1760 die Sachen des Königs von Preußen höchst bedenklich standen, rieth Voltaire, von Paris ihm schreibend, zum Frieden, darauf antwortete ihm der König:

„Die Friedensbedingungen, von welchen Sie sprechen, finde ich so unsinnig, daß ich Lust habe, Sie in's Tollhaus zu senden: dort ist der Ort, um sie zu beantworten. Ihre Minister können sich versichert halten, daß ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigen und den Frieden nicht anders unterzeichnen werde, als gegen Bedingungen, die sich mit der Ehre meiner Nation vertragen. Welche Logik! Sie sagen, ich solle Cleve abtreten, weil es von Dummköpfen bewohnt würde! Was würden Ihre

Minister dazu sagen, wenn es Jemand einfiele, die Champagne zu verlangen, weil man zu sagen pflegt: 99 Hammel und 1 Champagner machen 100 Stück Vieh! Nein, gehen Sie mit all den lächerlichen Projecten. Wenn das französische Ministerium nicht von 10,000 österreichischen Teufeln besessen ist, so muß es Frieden machen."

— Friedrich II. In den späteren Regierungsjahren Friedrichs des Großen benutzte ein Kaufmann des Auslandes, welcher in Geschäften nach Berlin gereiset war, die Nähe von Sans-Souci, um den großen König zu sehen. Er hatte sich in den dortigen Schloßgarten begeben, wo er den König bei dessen gewöhnlichem Spaziergange ungestört zu beobachten hoffte und wandte sich an einen Mann, welcher mit dem Verschneiden eines Weinstockes beschäftigt war, mit der Frage, in welcher Stunde wohl Se. Majestät der König im Garten zu lustwandeln pflege und ob er ihn hier erwarten dürfe. Sofort erfolgte die Antwort: „Da braucht er nicht lange zu warten, ich bin der König!" Der bestürzte Kaufmann verliert die Fassung nicht, sondern erklärt in ehrerbietiger und einfacher Weise den Zweck seines Weges nach Sans-Souci. War es nun das Treuherzige in Blick und Sprache, oder ein anderes Etwas, das dem königlichen Herrn an dem Kaufmanne gefiel, genug — das Wesen des Kaufmanns sprach den König an und er ließ sich mit ihm in eine längere Unterredung ein, welche im Garten damit endigte, daß er den Kaufmann zur Tafel befahl. Dieser versuchte zwar sich damit zu entschuldigen, daß ihn seine Geschäftsfreunde in Berlin früher zurück erwarteten. Der König aber beseitigte sein Bedenken, indem er sofort Befehl gab, die spätere Rückkehr des Kaufmanns nach Berlin zu melden, setzte dann bei Tafel die lehrreiche Unterhaltung mit dem im Welt- und Menschenverkehre erfahrenen Gaste heiter fort und entließ ihn endlich mit einem Ausdrucke und Zeichen von Wohlwollen, welche den Geber wie den Empfänger ehrten und Friedrichs Größe auch hier bewundern lassen. Er händigte ihm nämlich beim Abschiede sein — Gartenmesser mit der Bemerkung ein: Als König sollte er ihm eigentlich einen Orden geben; er habe aber in ihm einen Mann gefunden, der ihn verstehe, wenn er auf dieses einfache Andenken größeren Werth lege. — Wie viele glänzende Orden sind inzwischen in Vergessenheit gerathen! Das Messer ist heute noch ein Heiligthum in der Familie des Kaufmanns.

— Friedrich. Wenige Tage nach der Schlacht bei Roßbach fragte Friedrich der Große einige seiner Generale über Tafel: welcher deutsche Fürst sich am meisten durch Pracht auszeichne?

Mehrere, um etwas sehr schmeichelhaftes zu antworten, versicherten dem Könige, daß es Niemand anders sein könne, als er selbst.

„Nein!" versetzte Friedrich, „es ist der Prinz von Hildburgshausen; er hat allein dreißigtausend Läufer."

— Friedrich. Als Friedrich die bekannte Wahrheit, daß das Alter schon an sich eine Krankheit sei, zu empfinden anfing, schrieb er am 7. Januar 1768 an einen seiner vertrautesten Freunde: „Ihnen fallen die Zähne aus? Den meinigen geht es um nichts besser. Alles Vorhandene ist Veränderungen unterworfen, daher müssen Sie sich darein zu finden suchen. Es ist ein gar erbärmliches Ding um das menschliche Leben, wenn man alt wird, mein guter d'Argens. Man muß sich entweder entschließen, mit einem Male ein Ende zu nehmen, oder sich stückweise absterben zu sehen; doch gibt es dessenungeachtet einen Weg, um glücklich zu sein. Man muß sich idealisch verjüngen, von seinem Körper ganz abstrahiren, bis zu Ende des Stücks Frohsinn beibehalten und die letzten Schritte seiner Laufbahn mit Blumen besäen. Dies wünsche ich Ihnen! Friedrich."

Fichte. In einem schlesischen Landstädtchen lebte ein bejahrter Schuldirector, der jedesmal bedenklich den Kopf schüttelte, wenn von dem Ruhme des großen Philosophen Fichte die Rede war. „Ich kenne Fichte," pflegte er zu sagen, „besser, als ihn nur Einer kennen mag. Fichte mag ein großer Philosoph gewesen sein, aber er war ein schlechter Mensch. Wir waren zu gleicher Zeit auf Schulpforta; Fichte ein wilder Bube, die Schelmerei im Herzen, ich ganz das Gegentheil; ich war das, was man einen Petzjungen zu nennen pflegt, d. h. ich berichtete die losen Streiche meiner Mitschüler den Lehrern. Aber ich sollte auch die Wahrheit des Sprichworts erkennen: Wer unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Zwei Comilitionen beschwatzten mich einst, dem Rector Würste aus dem Schornstein stehlen zu helfen, ich mußte hinaufsteigen und die Beute dem untenstehenden Fichte herabreichen. Wie ich nun den Lohn meiner Mühe ernten will, läuft Fichte mit den Würsten lachend davon und ließ mir das Nachsehen. Darum mag Fichte ein großer Philosoph gewesen sein, aber er war ein schlechter Mensch!

— Fichte. Ein junger Gelehrter befand sich einst mit Fichte in einer Gesellschaft. Während der Erstere eine Partie Schach machte, ließ er sich mit Fichte in ein philosophisches Gespräch ein. Die Unterredung wurde immer interessanter und lebhafter, da Fichte die Meinungen des jungen Mannes mit seinem eigenthümlichen Scharfsinn bestritt. Der Letztere spielte indeß immer fort. Endlich sagte Fichte: „Wenn Sie mit mir disputiren wollen, so geben Sie Ihr Spiel auf, das zerstreut nur." — Der junge Gelehrte versetzte: „Julius Cäsar hat drei und mehrere Briefe,

ganz verschiedenen Inhalts, zu gleicher Zeit dictirt." — „Aber that er das, weil er's gelesen hatte?" fragte Fichte.

— Fichte war wegen der dem „Titan" angehängten Clavis Fichtiana auf Jean Paul nicht gut zu sprechen. Als der Dichter bald nach Erscheinung jenes Romans die Bekanntschaft des Philosophen in Jena machte, fand er nur eine kalte Aufnahme, und auf seine Aeußerung, daß die Poesie eine potencirte Philosophie sei, erwiderte Fichte trocken: Eine manquirte."

Zu Fichte's hundertstem Geburtstage.

Wohl dem, der an der Menschheit ew'ge Rechte
Begeisterungsvoll, mit Ueberzeugung glaubt,
Der einem muthlos schwankenden Geschlechte
Den dumpfen Zweifel an sein Schicksal raubt,
Der sich die Kraft bewahrt, die ungeschwächte,
Und in den Nacken wirft sein stolzes Haupt!
So war der Mann, den sich dies Lied erkoren,
Zu Deutschlands Heil in trüber Zeit geboren.

Vergleichbar jenem graden, schlanken Baume,
Der seinen Namen trägt, war seine Art,
Aufstrebend schlicht und grad zum Himmelsraume
In hoher, schwindelnder Gedankenfahrt;
Doch nicht befangen in dem eignen Traume,
Hat er die Kraft zu Thaten sich bewahrt,
Zu Mannes-Thaten, kräftigen und kühnen,
Die noch des spät'sten Enkels Dank verdienen.

Gefesselt von des fränk'schen Cäsar's Banden,
Ein Bild des Jammers, lag Europa da;
Ein feiges Zittern rings in allen Landen.
Und kein Erretter, kein Erretter nah!
Da sprach er kühn, als Muth und Hoffnung schwanden,
Die Donnerworte zu Borussia:
„Kraft und Entschiedenheit in That und Worten
Erschließt allein der Freiheit goldne Pforten!"

Und wie der Sturm mit brausenden Gewalten
Belebt des unterdrückten Feuers Wuth,
So trieben seine Reden, kühn, gehalten,
Zu Thaten an den jungen Heldenmuth,
Und hauchten, während Feindes-Trommeln schallten,
Auf bleiche Wangen der Begeist'rung Gluth:
Eh' noch der Ruf zum Kampfe war erklungen,
Hat er des Geistes Waffen kühn geschwungen.

Zwei Helden konnte das Jahrhundert zeugen:
Ihn, der die Welt verachtend von sich stieß,
Und Alles hingab seinem Gott zu eigen,
Und jenen Corsen, der sie an sich riß,
Um unter's Joch der Knechtschaft sie zu beugen.
O, was ist größer: Jenes oder dies? —
Lehrt ihr nach Helden Völkergröße kennen,
Müßt ihr das deutsche Volk das große nennen!

Georg Hick.

Feldmann's erste Kinderzeit übergehen wir bis zu seinem eilften Jahre, wobei nichts zu bemerken ist, als daß unser junger Leopold in einer Unterrichtsanstalt, welche Knaben und Mädchen vereint besuchten, schon seine Mitschülerinnen besang, wofür er von seinem Lehrer einige Male dabei ertappt, hart bestraft wurde. Von seinen Eltern oft befragt: „Mein Kind, was willst du werden?“ gab er stets zur Antwort: „Ein armer Poet.“ Aber das Schicksal des poetischen Knaben hatte es vorerst noch ganz anders beschlossen, und eine große Kluft war zu übersteigen, bis Leopold die gerade Bahn seines Ganges betreten konnte. Ein 1815 erschienenes Rescript unter König Maximilian I. forderte die israelitischen Familienväter auf, ihre Söhne dem Handel zu entziehen und sie mehr dem Handwerksstande zuzuwenden. Leopold's Vater, den Pflichten eines guten Bürgers stets nachkommend, beschloß daher, da der älteste Sohn bereits dem Kaufmannsstande einverleibt war, den damals zwölfjährigen Leopold für ein Handwerk zu bestimmen. Wenige Tage darauf saß auch der sich gerne fügende Junge schon in einer Sattlerwerkstätte, aus welcher er aber nach wenigen Wochen wieder heimgeschickt wurde, da die Kräfte des jungen Sattlereibeflissenen zu einem solch' schweren Handwerke nicht ausreichten. Nun wurde der gute Leopold in eine Schusterwerkstätte geschickt, welche er um so lieber betrat, als ihm immer das Schicksal Hans Sachs's vorschwebte, der als dichtender Schuster ebenfalls nicht unbekannt blieb. Leopold übte über ein Jahr die Kunst, Pfrieme und Sohle zu handhaben, als ein durch ihn selbst hervorgerufenes Ereigniß ihn wieder von diesen Banden befreite. Ein hübsches Mädchen brachte nämlich ein paar aufgetrennte Schuhe, welche die Schöne eigenhändig unserm Leopold zur Wiederherstellung übergab. Leopold, begeistert von der Anmuth des Mädchens, klebte mit Schusterpech ein mit Bleistift geschriebenes Lobgedicht auf die Sohle eines dieser verhängnißvollen Schuhe und übergab sie des anderen Tages ausgebessert der holden Eigenthümerin. Das Mädchen, im Weggehen die Aufmerksamkeit des poetischen Schusterlehrlings bemerkend, ging mit deren Beweise beleidigt, von einem Schusterjungen besungen worden zu sein, geraden Weges zum Meister und be-

klagte sich über die Frechheit seines Lehrlings. Dieses führte eine Katastrophe herbei. Der Meister trat in die Werkstube, den kleinen Leopold mit groben Vorwürfen wegen Vertreibung seiner Kundschaften überhäufend, und erhob endlich die Knieriemen, um den angehenden Hans Sachs zu schlagen. Da erwachte Leopolds ganzer Stolz und sein besseres Bewußtsein in solchem Grade, daß er den Schusterkneip gegen den Meister erhob und schwur, ihm denselben bei der ersten Berührung in den Leib zu rennen. Das Fortjagen Leopolds aus der Werkstätte war das Ende dieser tragikomischen Scene, und Leopold war des Peches für immer entledigt.

— Feldmann. Während der Zeit, in welcher mit einem auswärtigen Handelsherrn über Leopolds Aufnahme in dessen Geschäft als Lehrling unterhandelt wurde, da die Eltern sahen, daß der Junge zum Handwerker doch verdorben sei, besuchte Leopold mit verdoppeltem Fleiße wieder die Schule und schrieb in seinen Mußestunden ein Schauspiel: „Der falsche Eid" betitelt, und übergab es eigenhändig dem damaligen sogenannten Lipperl-, jetzt Schweigertheater, zur Aufführung. Der Director, den vierzehnjährigen Jungen betrachtend, sagte in seiner Art zu sprechen: „Geh, Buberl! Du kannst noch kein Stück schreiben, nimm's wieder mit, 's geht mir ja kein Mensch in die Komödie, wenn i's gib." — „O ja," antwortete Leopold, „alle meine Schulkameraden gehen hinein, es sind über hundert." „No," sagte der alte Schweiger, „wenn das is, so geb'n wir's halt über acht Tag." Und er hielt Wort. Die ganze Bretterhütte war bei der Darstellung mit Leopolds Schul- und andern Kameraden angefüllt, alle jubelten dem unsinnigen Schauspiele ihren Beifall zu, welches zwar Talent verrieth, aber ein wahres Chaos von Alterthum und Geistergeschichten, von Stadtereignissen und Localwitzen war. Leopold konnte sich seines damaligen Dichterrufes unter der Schuljugend nur wenige Wochen erfreuen, da er nach geschlossener Unterhandlung mit oben erwähntem Kaufmann nach dem Städtchen Pappenheim zur Erlernung der Handlung geschickt wurde.

— Feldmann. Wir übergehen drei Jahre, während welcher Feldmann mit seinem Principale auf Jahrmärkte und Messen herumziehen mußte und in Pappenheim selbst manchen Kampf zu bestehen hatte, da er alle Kleinstädtereien in satyrischen Bildern vorführte, und deshalb mit Behörden und Privatpersonen in manchen Conflict gerieth, aus welchem ihm jedoch meistens die Frauen, deren Gunst sich Leopold früh zu erwerben wußte, trotzdem, daß sie selbst in dessen satyrischen Bildern oft hart mitgenommen wurden, wieder heraushalfen.

Im Jahre 1820, als Feldmann seine Handlungslehrjahre vollendet hatte, kam er, mit den besten Empfehlungen versehen, in eine, damals

die erste und großartigste Bijouterie- und Galanteriewaaren-Handlung seiner Vaterstadt München. Hier hatte es Leopold größtentheils mit der fashionablen Welt zu thun, und er ward in Kurzem der Liebling derer, die im Geschäfte sich ihm genähert hatten. Feldmann begann nun bald, seine Stelle als Commis fortwährend behauptend, seine ersten journalistischen Versuche in Münchner und auswärtigen Zeitschriften kund zu geben. Das Publikum wurde auf die Chiffre L. F. allmälig aufmerksam, und man suchte mit Vergnügen nach den mit diesen Buchstaben gezeichneten Artikeln. Besonderes Aufsehen erregten die „Spaziergänge in und um München", welche 1829 in Coremann's „die Freipresse" in Nürnberg erschienen und worinnen der jugendliche Verfasser die Geißel der Satyre mit vielem Humor schwang. Erst zu Ende des Jahres 1829 trat für Feldmann eine neuere Epoche ein, die ihm den Weg zu seiner künftigen rühmlichen Bahn erschloß. Saphir kam nach München, er erkannte schnell in einigen Aufsätzen, die ihm der sechs und zwanzigjährige Handlungsdiener schüchtern überreichte, dessen hervorragendes, angebornes Talent, nahm sich mit aufmunternder Freundschaft des reichbegabten Musensohnes an, beredete ihn, seine Stelle als Commis aufzugeben, und so ward nach wenigen Monden Feldmann einer der thätigsten und beliebtesten Mitarbeiter in Saphir's verschiedenen Journalen, und mit dem geistreichen Redacteur so befreundet und ein solcher unzertrennlicher Gesellschafter desselben, daß man Feldmann von nun an in München allgemein nur Saphir's Adjutanten nannte.

— Feldmann in Gesellschaft eines Verstorbenen. „Briefe eines Verstorbenen" heißt ein Buch, welches Goethe lobte und den Verfasser berühmt machte. Es war längst einer meiner innigsten Wünsche, so erzählt uns Feldmann selbst, die Bekanntschaft dieses Verstorbenen zu suchen, und der Zufall begünstigte auch bald mein Verlangen.

Ich schlenkerte eines schönen Novembertages, mich des göttlichen Wetters erfreuend, durch Syra's Straßen, als ich plötzlich einen mir liebwerthen Bekannten ersah.

„Herr Theolog! Herr Theolog!" rief ich, „willkommen auf Hermopolis! Willkommen auf Syra!" — „Ach," antwortete Herr Theolog, „es war nicht unsere Absicht, hierher zu reisen, aber der Sturm, welcher mächtiger war als der Wille meines Gebieters, trieb uns sans façon von Naxos nach dieser felsenreichen Insel." — „Dank dem Sturm," erwiderte ich, „er hätte mir keinen angenehmeren Dienst leisten können; melden Sie gefälligst mein Hiersein, ich schmeichle mir, daß wenigstens mein Name Ihrem Gebieter kein unbekannter ist." — „Gut, gut," antwortete Herr Theolog, „entschuldigen Sie meine Eile, ich muß schnell dafür for-

gen, daß dem Verstorbenen eine anständige Wohnung eingeräumt werde." — „Ach," sagte ich, „so ist es gut todt sein," und widmete meinem Leben einen Seufzer. — Herr Theolog, ein junger Grieche von guten Sitten und dunklem Teint, mit schwarzem Frack und unheimlichen Augen, hatte das Schicksal, der Secretär des Verstorbenen zu sein, dessen Lebendigkeit ihm viel zu schaffen machte. Noch war keine Stunde verflossen, als mich Herr Theolog schon wieder aufsuchte und mir eine Einladung des Verstorbenen brachte, heute Abend mit dem Glockenschlage sieben Uhr vor ihm zu erscheinen, was mich um so mehr überraschte, da doch der Sage nach die Verstorbenen uns erscheinen. Mit wahrer Freude nahm ich indeß diese Aufforderung an und muß gestehen, daß mir der Tag nie länger schien, als gerade damals, wo er am kürzesten war. Die Todten sind hübsch freundlich und fein ruhig, dachte ich mir, das wird eine eigene Abendunterhaltung geben. Und was kann mir dieser Verstorbene nicht Alles erzählen, denn es heißt ja:

„Dem Menschen wird erst im Sterben klar,
Ob Leben wirklich Leben war."

Endlich ward es Abend, der Mond stieg in seiner ganzen Glorie auf, machte aber so eine breite Grimasse, als ob er schwatzen wollte, und leuchtete mir grinsend bis zur verhängnißvollen Schwelle, sich dann hinter einer Wolke verbergend.

Nachdem mich Herr Theolog mit feierlicher Stimme dem Verstorbenen gemeldet hatte, trat ich mit einer tiefen Verbeugung in den etwas magisch beleuchteten Salon ein.

Der Verstorbene saß auf einem schwarzen Sopha und hatte ein weißes Hemd an, welches ich jedoch — um der Wahrheit treu zu bleiben — nicht sah, sondern nur vermuthete; denn feuerrothe Beinkleider mit breiten Goldborten und ein schwarzer polnischer Rock mit Schnüren verdeckten das vorerwähnte Geistergewand. Ein großer türkischer Shawl wand sich in Schlangenform von dem Halse des Verstorbenen auf die Brust herunter. Das schwarzbehaarte Haupt war entblößt, zu dessen Bedeckung stand ein hochrother griechischer Feß mit blauer Quaste zur Seite. Ich erwartete nun mit Gespanntheit die ersten gebietenden Grabestöne aus der eisigen Brust des Verstorbenen. Wie angenehm war ich aber überrascht, als die freundlichsten Redensarten, von einem höchst geschmeidigen Organe unterstützt, von dessen Lippen quollen. Ich mußte mich dem unbegrabenen Verschiedenen gegenüber setzen. Zwischen ihm und mir auf einem runden Tische von Sargholz lag ein Schatz, den ich gerne gehoben hätte, aber es war das Eigenthum des Verstorbenen, der

das klügste Testament auf der Welt hinterließ, indem er sich seinen eigenen Nachlaß selbst vermachte. Der Schatz bestand in vier Theilen ganz vollendeter Manuscripte, deren Inhalt die Erfahrungen barg, welche der Verstorbene bei seinen Lebzeiten in Griechenland machte. Ich wagte die Bitte, mich mit einigen Stellen dieses interessanten Manuscriptes bekannt zu machen, und hatte das Vergnügen, eine volle Stunde mich zu überzeugen, daß der Verblichene nicht nur allein gut schreibt, sondern auch gut liest. Nachdem diese Stunde mich mit geistiger Wonne erfüllt, läutete der Verstorbene und ein dienstbares Wesen erschien.

„Wir wollen zu Tische!“ herrschte der Herr den Diener an.
„Sehr wohl,“ antwortete der dienstbare Geist und verschwand.

Ich weiß nicht, war es die Gluth des echten Naxos, der bei dem nun servirten Souper die Hauptrolle spielte, oder sonst eine feurige Veranlassung, welche das Gespräch bald auf die Liebe lenkte, und als wir so nach und nach hinabstiegen, der Verstorbene und ich, in das versunkene Herculanum unserer Jugendfreuden und uns bei allen diesen Erinnerungen nichts mehr wohl that, als was uns schmerzte, da versicherte mich der Verstorbene, in seinem sechszehnten Jahre schon so von der Alles verzehrenden Leidenschaft ergriffen gewesen zu sein, daß die Idee, bei seiner Angebetenen keine wahre Gegenliebe zu finden, ihn veranlaßte, mit seinem eigenen Blute eine treue Copie von Werther's tragischem Ende zu liefern. Unabänderlich schritt der unglücklich Liebende auch zur Ausführung seines Entschlusses, machte den Mittelpunkt seines Herzens zur Zielscheibe, drückte festen Willens eine Pistole darauf ab, aber die sonst so sichere, nie versagende Waffe entleerte diesmal höchst wunderbar ihren tödtlichen Inhalt nicht. Da fiel es wie ein Schleier von den Augen des verblendeten Jünglings, er nahm sich vor zu leben, und schon nach kurzer Zeit wollte sich das Mädchen erschießen, um dessentwillen er sterben wollte, weil es eine ewige Verbindung verlangte, der damals gerettete Verstorbene aber, vernünftiger geworden, den lockern Bund gänzlich löste.

Von den Bildern der Jugend warm geworden, kam der Verstorbene auf jene seiner Reisen zurück, und wem mußte nicht unwillkürlich, wenn von Reisebildern die Rede ist, Heinrich Heine, der Großmogul aller schreibenden Bildermaler, zu Sinne kommen.

„Hören Sie“ — sagte der Verstorbene — „ich will Ihnen etwas mittheilen, was wenige Lebende wissen; die Verstorbenen wissen es schon lange, den Lebenden aber wird es räthselhaft klingen, aber ich gebe Ihnen mein Wort es ist wahr.“ — „Wissen Sie, wer Heine's größter Verehrer ist? Metternich! Dieser große Staatsmann, mit welchem ich in meiner

Jugend gleichzeitig als Page an einem Hofe diente, der damals schon durch Geist und Würde imponirte und dessen Namen allein in gegenwärtiger Zeit (es war Anno 1838) eine Bürgschaft ist für die Mäßigung und Weisheit, welche über die europäischen Staaten ordnend walten, lebt und stirbt für Heine. Das mächtige Portefeuille dieses Riesen-Diplomaten, welches so wichtige Papiere birgt, birgt auch Heine's poetische Diplomatie. Metternich ist nie ohne Heine; es ist sein Gebetbuch, er findet seinen Gott und seinen Teufel in ihm, er ist durchdrungen von Heine's edlem Zorn, durchdrungen von der schwellenden Kraft dieses klagenden Dichters, durchdrungen von allen den Herrlichkeiten dieser politischen Bibel; aber er muß sie verbieten, weil er daran glaubt."

„Die Fürsten sind Sclaven ihres Standes,
Dem eigenen Herzen dürfen sie nicht folgen."

Viele Namen junger deutscher Dichter reihten sich an dieses interessante Gespräch, und wir waren in die neue Literatur so vertieft, daß der weise Verstorbene, ohne daran zu denken, schwarzen Kaffee trank. Da schlug es von dem nahen Thurme mit dumpfem Klange eilf Uhr; demungeachtet blieb ich, bis mich die Bitte, noch zu bleiben, erinnerte, zu gehen. Ich vermuthete, der Verstorbene könnte doch in dieser Geisterstunde etwas zu thun haben, und traf Anstalten, mich zu entfernen. Da reichte mir der Verstorbene seine Hand, sie glühte nicht, sie war nicht eisig kalt, mit Inbrunst drückte ich sie, mit der Bitte, mir zu erlauben, einen Abend öffentlich besprechen zu dürfen, den mir hundert Lebende nicht so vergnügt gemacht hätten, als ein Verstorbener. — „Was ich Ihnen mittheilte, können Sie zu jeder Zeit veröffentlichen," — sprach der Verstorbene lächelnd — „im Grabe ist Wahrheit."

Als ich auf die Straße gelangte, sah der blasse Geselle aus der Mondscheibe wieder recht höhnisch auf mich herab, mit seiner breiten Grimasse allen Sternen erzählend: Fürst Pückler ist auf Syra!

— Feldmann hatte sich von seiner frühesten Jugend stets einer allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen, und nicht nur sein angenehmes Aeußere, seine nachahmungswürdige Bescheidenheit, auch sein natürlicher Humor verschafften ihm in den elegantesten Cirkeln Zutritt. So traf es sich einst, daß in einer „Theegesellschaft", bei welcher auch der „geistreiche Maitre de plaisir", welches Prädicat Feldmann stets zugetheilt wurde, nicht fehlen durfte, die Rede auf Shakespeares „Kaufmann von Venedig" kam; und über die eigentliche Existenz des Sheilok viel für und gegen gesprochen wurde. Feldmann, den der historische Stoff, den Shakespeares benutzte, wohl bekannt war, bat um Feder und Tinte, und impro-

visirte in kaum einer viertel Stunde, sowohl zum Staunen als auch zur Freude des ganzen gebildeten Kreises nachstehendes Gedichtchen; welches wir mit um so größerer Bereitwilligkeit hier mittheilen, indem dasselbe noch nie durch den Druck veröffentlicht wurde; es lautet:

Wer ist der Jude?

Als Papst Sixtus hat regiert:
Quintus, klug und milde
Kam nach Rom die Kunde einst
An der Kaufherrn Gilde:
Daß gescheitert sei ein Schiff
So auf Grund gerathen
Und der Schiffherr fallen müßt
Baruch Vanderstraten.

Baruch war es nur zu thun
Den Credit zu retten,
Rief, daß Lüge sei die Mähr
Bietet große Wetter,
Sagt: „Ein Pfund von meinen Fleisch
Dem der dann gewonnen,
Denn die Hiobspost ist falsch
Feindlich nur ersonnen.

Secchi. der ein Kaufmann war
Christlich gut erzogen,
Nahm des Juden Wette an
Der sich selbst betrogen;
Setzte viel Ducaten ein
Auf das Fleisch des Juden,
Und der Jude ohne Gnad,
Sollte sich verbluten.

Hört des Papstes Richterspruch
Der dem Secchi worden:
Tausend Gulden zahle er
Für die Lust zu morden;
Doch der Jude zahle auch
Für die Sünd am Leben
Denn er hat den Selbstmord sich
Wettend preis gegeben.

Und die gold'nen Guldlein dann
Hat der Papst behalten,
Um sie für den Kirchenschatz
Christlich zu verwalten,

Also las ich diesen Fall
In der Chronik Quelle,
Die verfälscht nach langer Zeit
Wieder kam zur Stelle.

'Shakespeare war ein kluger Mann
Der sein Volk wohl kannte,
Weil den Christen Secchi er
Einen Juden nannte.
Shylok hat er ihn getauft
„Kaufmann von Venedig",
Alle habt ihr ihn geseh'n,
Und verurtheilt gnädig!

Was Geschichtlich einst ein Christ
Grausam hat begangen,
Hat der Dichter selbst ein Christ
Shylok angehangen.
Jude! war der Sündenbock
Ja zu allen Zeiten,
Darum auf den Bretter auch
Die die Welt bedeuten!

L. Feldmann.

— Feldmann war mir stets befreundet, und als wir uns nach einer Trennung von einigen Jahren in Hamburg, 1850 wieder begegneten, so kann ich es offen gestehen, daß ich denselben mit offenen Armen empfing, daß aber auch Feldmann dieses Wiedersehen nicht gleichgiltig war; beweisen jene wenigen aber gemüthlich-humoristischen Zeilen, die er mir in mein Album schrieb:

Weit mehr als der Städte-Bau
Liebte ich stets Land und Au,
Bei dieser Liebe wurde ich grau
Sterb' auch in Liebe zu Landau.

Hamburg den 6. October 1850.

L. Feldmann.

Feldmann. Ein Decennium schwand dahin — schon war ich in Hamburg eingebürgert — und Feldmann kam wieder nach Hamburg. Ich frug ihm, sind Sie noch derselbe von Anno dazumal, wo sie diese Zeilen schrieben (ich zeigte ihm das Album-Blatt) ist ihr Herz noch dasselbe? Zeigen Sie her lieber Landau das Blatt, erwiderte er, ergriff die Feder und schrieb noch folgende darauf:

Zehn Jahre sind dahin
Land und Au ward zehnmal grün,

Seit ich jene Zeilen schrieb,
Während grau ich immer blieb;
Doch auch treu in meiner Lieb'
Die ich damals Dir verschrieb!

Hamburg den 22. Juli 1860. L. Feldmann.

Wie er mit dem Impromptu fertig war, sagte **Feldmann** aber nicht dieses allein, mein **Herz** ist dasselbe und ich bringe noch ein „Herz" mit, daß auch Ihnen unschätzbar ist; denn ich mache eine große Reise durch Baiern, Paris 2c. in Gesellschaft der Frau Elise von **Herz**! *)

---

*) „Herz Elise — (Humanistin, geb. zu Ende des 18. Jahrhunderts in Prag), Tochter **Simon von Lämels**, eines reichen und angesehenen israel. Großhändlers in Prag. Neben einer wahrhaft religiösen Erziehung erhielt sie eine gediegene Bildung, lernte moderne Sprachen, unter andern die čechische von Wenzeslaus **Hanka**, betrieb naturwissenschaftliche Studien, vornehmlich Botanik und übte Musik und Malerei, in welch' letzteren **Pippenhagen** ihr Meister war. Mit dem Kaufmann **Herz** vermält, versammelte sie in Prag um sich einen Kreis von Männern und Frauen der feinsten Bildung. Seit dem Jahre 1850 verwitwet, lebt Frau Elise **Herz** in Wien, wo ihr Name ebenso in den Kreisen der Armuth als der einer unerschöpflichen Wohlthäterin, wie in jenen der gebildeten Gesellschaft, als der einer Dame von seltenen Gaben des Geistes und Herzens **oft genannt** wird. Einer ihrer Biographen sagt von ihr: „Sie lebt sinnend und trachtend, wie sie den ihr gewordenen Segen zur Wohlthat für viele ihrer armen Verwandten und für Leidende theilen kann, wobei es ihr eine besondere Befriedigung gewährte, sich manche Bequemlichkeit, manches Vergnügen zu versagen, um mit dem in dieser Weise Ersparten den **Werth** ihrer Wohlthaten noch zu erhöhen." Zur Gründung einer Kinderbewahr-Anstalt in **Jerusalem** hinterlegte die hochherzige Frau eine Summe von 50000 fl. C. M. in $4^1/_2$percentigen Metalliques, zunächst für israel. Kinder, jedoch soll in derselben auch eine Anzahl **christlicher** und mohamedanischer Kinder aufgenommen werden. Die Stiftungs-Urkunde ist am Geburts-Tage Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich am 18. August 1855 ausgestellt. — Noch nähere und ausführliche Mittheilungen über diese wahrhaft **edle** Frau findet man in Dr. Const. v. **Wurzbach's** Biograph. Lexikon des Kaiserthum Oesterreich, achter Theil S. 405 bis 406, ferner in Wiener Mittheilungen, Zeitschrift für israel. Cultuszustände v. **Letteris**, Jahrgang 1855, Nr. 51 — dieselben 1855, Nr. 43, sodann in Josef **Wertheim's** Jahrbuch für Israeliten 1856 und in Hans-Jörgel von 1856."

Aber nicht allein, daß Frau Elise Herz eine wahrhafte Mutter der Witwen und Waisen ist, läßt dieselbe selbst auch nicht die geringste Gelegenheit unbenützt, wo sie die Kunst oder die Literatur fördern kann. Fast möchten wir sagen, daß die **Zahl** der Künstler

Galiläi, Galileo, widmete seine Schrift: „Ueber die Trabanten des Jupiters," dem Großherzoge von Florenz. In dieser Dedication nahm er eine der originellsten Wendungen, die je vorgekommen ist; sie schmeichelte dem Herzoge, wie es keine vermocht hätte, ohne doch den Schriftsteller im Mindesten herabzusetzen. „Um Ihren Namen unsterblich zu machen," sagte er, „schrieb ich nicht in Erz oder Marmor; beide verzehrt die Zeit. Ich setzte Ihnen vielmehr ein Denkmal, das Dauer hat, so lange die Welt besteht, das die Welt immerfort schauen wird, und das jeder andern Welt, wenn es eine gibt, sichtbar bleibt!"

— Galiläi befand sich einst in einer Kirche, wo Messe gehalten ward, als eben ein heftiger Wind durch die Kirche strich und dadurch die hängenden Kronleuchter in Bewegung gesetzt wurden. Galiläi bemerkte, daß die Kronleuchter ihre Schwingungen in verschiedener Geschwindigkeit vollendeten, je nachdem sie an längere oder kürzere Ketten hingen. Als er nach Hause kam, versuchte er einige Kugeln an Fäden von ungleicher Länge in seinem Zimmer aufzuhängen, und dieselben in Bewegung zu setzen, um die verschiedene Zeit der Schwingungen zu beobachten, und ein gewisses Verhältniß davon ausfindig zu machen. Durch diese Versuche entdeckte er die Grundregeln der schwingenden Bewegung, und diese brachten in der Folge (1655) den holländischen Gelehrten Huygens auf die glückliche Erfindung der Pendul-Uhren, durch welche er nun auf die Entdeckung der Evoluten, oder derjenigen krummen Linien, welche sich aus andern entwickeln, geleitet wurde.

---

und Schriftsteller enorm ist, die thatsächlichen Beweise des edlen Sinnes und der menschenfreundlichen Zuvorkommenheit, dieser eben so geistreichen als edelmüthigen Dame erfahren haben. Jetzt noch in ihrem ehrwürdigen hohen Alter unterläßt sie nicht stets einen großen Kreis, sowohl talentvolle junge Künstler und Schriftsteller, wie auch Dichter hohen Ranges, ohne Unterschied der Confession, um sich zu bilden, und daß wir wahr gesprochen, dürften uns Notabilitäten wie Mannheimer, der bekannte Orientalist M. E. Stern, Dr. L. A. Frankl, Josef Wertheimer, Leopold Feldmann u. u. viele Andere bezeugen.

— Galiläi war der Sohn eines in der damaligen musikalischen Welt sehr bekannten Tonlehrers und Lautenisten.*) Er spielte mit großer Geschicklichkeit mehrere Instrumente, doch wendete sich seine Neigung hauptsächlich mathematischen und astronomischen Forschungen zu. Das erste, womit er die Planeten beobachtete, war nichts anders als eine Orgelpfeife, worin er Gläser angebracht hatte. Dies der Ursprung der Fernröhre.

— Galiläi. Ein Reisender gerieth in Rom mit einem Dominicanermönch in einen heftigen Streit, weil der erstere behauptet hatte, die Sonne bewege sich nicht um die Erde, sondern diese um die Sonne.

„Haben Sie es denn gänzlich vergessen, rief der Dominicaner aus, daß Josua zu der Sonne gesagt hat: Stehe still!"

„Das weiß ich sehr gut," versetzte der Reisende, „aber eben deswegen, ehrwürdiger Vater, hab' ich recht. Seit der Zeit ist die Sonne diesem Befehl immer gehorsam gewesen."

Grotius, Hugo, gab einem jungen Manne, der ihn bat, er möge ihm doch ein Buch vorschlagen, woraus er Weisheit lernen könne, folgenden Rath; „Nehmen Sie ein Buch weißes Papier, und zeichnen Sie alles auf, was Ihnen in Ihrem Leben Merkwürdiges vorkommt. Die Welt ist die beste Schule für einen beobachtenden Kopf."

— Grotius war einer von den frühreifen Gelehrten, indem er schon in seinem achten Jahre lateinische Verse machte, im fünfzehnten über philosophische Theses disputirte, und im sechszehnten den „Martianus Capella" mit Anmerkungen herausgab.

— Als man Grotius das Syndicat zu Rotterdam antrug, wollte er dasselbe unter keiner andern Bedingung annehmen, als wenn man verspräche, ihn nie wieder abzusetzen, weil er die Unruhen, die der Religion wegen entstehen würden, schon voraussah. Demungeachtet ward er nach der Zeit zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt, da er sich in die arminianischen Händel zu tief eingelassen, und die Partei des unglücklichen Barneveld genommen hatte. Er saß beinahe zwei Jahre auf der Festung Löwenstein, und da alles Ansuchen um seine Befreiung vergebens war, brachte ihn endlich seine Frau mit List aus dem Gefängnisse. Grotius beschäftigte sich die ganze Zeit seiner Gefangenschaft hindurch mit Studiren, wozu er die Bücher aus der Vossius'schen Bibliothek entlehnte. Seine Frau, welche die Erlaubniß erhielt, ihren Mann im Gefängnisse zu besuchen, beklagte sich bei der Obrigkeit, daß er ganz von Sinnen käme, indem er Tag und Nacht über arminianische Bücher lese, und bat, daß man ihr erlauben möchte, diese Bücher wegzuschaffen; sie steckte statt der Bücher

*) Siehe: Hausschatz, musikal. Abth.

aber ihren Mann in die Kiste, und brachte ihn auf diese Weise glücklich durch; wiewohl die Soldaten, die den Kasten fortschaffen mußten, ihn so schwer fanden, als ob ein Arminianer darin stecke.

— Grotius. Die Königin Christine von Schweden ernannte Grotius zu ihrem Abgesandten am französischen Hofe. Grotius war aber für einen Gesandten viel zu gelehrt; wie ihm denn bei seiner Zurückberufung nach Schweden allerlei zur Last gelegt ward, worüber er sich bei der Königin verantworten mußte; seine ganze Verantwortung aber bestand in dem Complimente: „Ich verbleibe Ew. Majestät unterthäniger Diener."

— Grotius. Seinem Gesandtschafts-Prediger, der viel Eigenliebe besaß, und in seinen Predigten sich oft einen Gesandten des Königs aller Könige und Herrn aller Herren nannte, verwies Grotius einst über der Tafel seinen Stolz: „Wenn Sie ein Gesandter sind," sagte er zu ihm, „so sind Ihre Zuhörer alle mit einander regierende Herren, denn nur an diese werden Gesandte geschickt."

— Als Grotius als Gesandter in Frankreich war, hatte er sich am Fuße verletzt, und er hinkte deshalb ein wenig. Einst sagte der König von Frankreich im Scherz zu ihm: „Fallen Sie nicht!" — „Sire", versetzte Grotius, „ich habe schon lange gewußt, daß der Boden in Frankreich sehr schlüpfrig ist."

— Grotius. Das Buch des Grotius: „Von der Wahrheit der christlichen Religion," ist in acht Sprachen übersetzt; in die deutsche, französische, englische, griechische, schwedische, persische, arabische und wallachische Sprache.

— Grotius. Es geschieht dem Grotius sehr Unrecht, wenn ihn ein gewisser Gelehrter zum Atheisten machen will; daß er aber in den Meinungen der Religion ein wenig unbestimmt und veränderlich gewesen, kann wohl nicht geläugnet werden. Menagius hat daher folgenden Vers auf ihn gemacht:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamin, Pylos, Argos, Athenae,
Siderei certant vatis de patria Homeri;
Grotiadae certant de religione Socinus,
Arrius, Arminus, Calvinus, Roma, Lutherus.

(Smyrna, Rhodus, Colophon, Salamin, Pylos, Argos und Athen streiten sich um das Vaterland des göttlichen Homer; um die Religion des Grotius streiten sich Socinus, Arrius, Arminius, Calvinus, Rom und Lutherus.)

Geßner hatte von seiner ersten Kindheit an eine große Neigung zum Zeichnen und Malen gehabt, aber ein Umstand, der sich im Jahre 1749

ereignete, als er neunzehn Jahre alt war, bestimmte ihn beinahe schon damals, aus dieser Liebhaberei ein ernsthaftes Geschäft zu machen und sich der Malerkunst für immer zu widmen.

Sein Vater, ein Buchhändler in Zürich, hatte ihn ebenfalls zur Buchhandlung bestimmt und in einer berühmten Buchhandlung zu Berlin untergebracht, in welcher er zu seinem künftigen Berufe angeführt werden sollte.

Seine Principale deuteten diesen Auftrag ein wenig zu pünktlich, und fanden für gut, ihn alle Stufen ihres Gewerbes durchlaufen zu lassen. Sie stellten ihn fleißig zum Packen an, und belasteten ihn mit jedem Geschäfte, welches einem brauchbaren Lehrburschen zukommt.

Geßner, welcher sich zu etwas Besserem tauglich fühlte, fand diese Beschäftigung sehr wenig nach seinem Geschmacke, und da er bei jeder Verrichtung, wozu weiter nichts, als ein Paar gute Hände und körperliche Gewandtheit erfordert wird, immer ein wenig unbeholfen war, so entledigte er sich auch solcher Aufträge gewöhnlich nicht mit dem glänzendsten Erfolge. Von einer andern Seite lockten die blendenden Auftritte und reizenden Lustbarkeiten Berlins sein lebhaftes Temperament zu Zerstreuungen, und der öftere Umgang mit einigen seiner Landsleute, welche nach Berlin gekommen waren, nicht um sich zu beschäftigen, sondern um die Welt zu sehen und zu genießen, machte ihm seine Lage vollends unerträglich.

Nun brauchte es wenig Ueberlegung, und sein Entschluß war gefaßt. Er verabschiedete sich von seinen Aufsehern und miethete sich ein eigenes Zimmer, um vorläufig sich seinem Hange für die schönen Künste und das gesellschaftliche Vergnügen unbekümmert zu überlassen. Uebrigens säumte er nicht, seinem Landsmanne, dem Professor Sulzer in Berlin, den gefaßten Entschluß und die Gründe, welche ihn dazu bewogen hatten, kund zu thun, um auf seine Vermittlung rechnen zu können, wenn seine beleidigten Aufseher, wie leicht zu vermuthen war, seine plötzliche Trennung von ihnen, eben nicht zu seinem Vortheile, nach dem elterlichen Hause berichten würden.

Geßner hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Seine Eltern mißbilligten sehr seinen raschen Schritt und ihre Unzufriedenheit war um so größer, als sie seinen gefaßten Entschluß als einen unüberlegten Versuch ansahen, sich von der unangenehmen Last solider Geschäfte frei zu machen, sich aller Aufsicht zu entziehen und die Vergnügungen, die ihm sein jetziger Aufenthalt darbot, ungestört und im Uebermaß zu genießen. Um ihn zur Ordnung zurück zu führen, hielten sie es für das Beste, ihm

seine Abhängigkeit empfinden zu lassen. Die Wechsel blieben aus und Geßner gerieth in Verlegenheit.

Es gab ein sicheres Mittel, diese Verlegenheit zu heben, und auf dieses Mittel hatte man gerechnet. Aber Geßner erlaubte weder seine Neigung, noch sein Ehrgefühl, davon Gebrauch zu machen. Er ging mit seinem Kopf zu Rathe und dachte auf einen Ausweg, ohne fremde Hilfe und ohne Erniedrigung. Nachdem er einen solchen gefunden zu haben glaubte, verschloß er sich auf sein Zimmer. Alle seine Freunde sahen und hörten nichts von ihm. Seine munteren Landsleute erwarteten ihn vergebens. Sie suchten ihn im Hause auf und fanden die Thüre verschlossen. Sie lauerten in Kaffeehäusern und auf öffentlichen Spaziergängen auf ihn und entdeckten nicht eine Spur. Niemand wußte, was aus ihm geworden sei. Nachdem einige Wochen vorüber waren, ging Geßner zum Hofmaler Hempel, dessen Freundschaft er schon vorher gesucht und gefunden hatte, und bat ihn, mit auf sein Zimmer zu kommen. Alle Wände hingen voll frisch gemalter Landschaften. Nun bat und beschwor er Hempel, bei seiner Freundschaft und bei der Treue eines redlichen Mannes, ihm zu sagen: ob er ihn nach diesen Versuchen für fähig hielte, in der Kunst eine solche Stufe zu erreichen, die ihm nicht nur Brod, sondern auch Achtung und Ehre verschaffen könnte. Er war wirklich fest entschlossen, wenn er die Unterstützung seiner Eltern durch die Rückkehr zu seinem vorigen Verhältnisse erkaufen sollte, sich der Kunst zu widmen und in dieser Absicht eine Reise nach Holland zu machen.

Hempel betrachtete die Gemälde lange mit stummer Aufmerksamkeit. Sein gespannter Blick und sein Kopfschütteln schienen ein Befremden auszudrücken, dessen Aufklärung Geßner nicht ohne bange Unruhe erwartete. Endlich fragte ihn Hempel, nach welchen Originalen er gearbeitet habe? Geßner versicherte ihn, daß Alles von seiner eigenen Erfindung sei und klagte ihm zugleich seine Verlegenheit, daß die Gemälde durchaus nicht trocken werden wollten. Er hatte nämlich die Farben nicht mit Leinöl, sondern mit Baumöl gerieben. Hempel schlug ein lautes Gelächter auf und sagte: „Nun gut, ich sehe, daß Sie noch nicht lange bei der Kunst sind. Aber ein Anfänger, der solche Sachen nicht weiß und solche Stücke erfindet, was für Stücke wird der in zehn Jahren aufstellen.“

Geßner sah sich jedoch weder genöthigt, zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, noch auch den Schritt, den er gethan hatte, zu bereuen. Seine Eltern sehnten sich mit ihm aus und bewilligten ihm noch einen Aufenthalt in Berlin, den er nach seinem Gutdünken benutzen konnte. Nun sah er seine Wünsche erfüllt. Er genoß der Freuden des

Lebens und der Ergötzlichkeiten der großen Welt mit aller Lebhaftigkeit eines feurigen und sich frei fühlenden Jünglings, aber mit mehr Klugheit, als es die Meisten thun und mit steter Hinsicht auf einen edleren Zweck. Seine fröhlichen Altersgenossen besaßen ihn nicht ausschließend, und man fand ihn ebenso oft da, wo er sich belehren, als wo er sich belustigen konnte.

— Geßner hielt sich, als ein Jüngling von neunzehn Jahren, in den Jahren 1749 und 1750 in Berlin auf. Hier hatte er einen jungen Mann voll Witz, Geist und origineller Laune kennen gelernt, an dessen Unterhaltung er das größte Behagen fand. Dieser junge Mann war Dancourt, der Harlekin vom französischen Theater, der durch seine Streitschrift gegen J. J. Rousseau bekannt ist.

— Geßner hatte Dancourt einige Mal bei Ramler und Sulzer zufälliger Weise getroffen und beide empfanden bald das Bedürfniß, sich öfter zu sehen, als es der Zufall wollte. Sie sahen sich bald täglich, ohne sich jemals satt zu lachen, und beim Abschiede flossen ihre Thränen reichlich, in der sicheren Voraussetzung, daß sie nie wieder zusammen lachen würden.

Als Geßner wieder in sein Vaterland, die Schweiz, zurückkehrte, besuchte er in Straßburg, bei seiner Durchreise, das Theater. Als der maskirte Harlekin auftrat, schlich er ihm hinter die Coulissen nach, um ihn recht in der Nähe zu haben. Gleich die ersten Laute fielen ihm auf. Er glaubte Dancourt zu hören und hielt es gleichwohl für Täuschung, weil er ihn vor wenigen Wochen noch in Berlin gelassen hatte.

Sein Erstaunen wuchs mit jedem Worte, und führte ihn unvermerkt einige Schritte hinter den Coulissen hervor auf's Theater.

Dancourt erblickte ihn kaum, als er, seine Rolle vergessend, sich ihm um den Hals warf und ihn fast in seinen Armen erdrückte.

„Ah, vous voilà donc aussi, mon chèr Gessner! comment vous en va?"

Geßner, welchem diese Umarmung nicht ganz am gelegenen Orte kam, blieb nichts übrig, als diesen zärtlichen Empfang ebenso zärtlich zu erwidern; die Zuschauer aber erfüllten das Haus mit einem lauten Gelächter.

— Geßner spielte einst als Knabe mit einigen Andern seines Alters auf der Straße in Zürich. Die Kleinen geriethen auf den Einfall, sich, so wie jeder es aufzubringen wußte, mit hölzernen Flinten, Pistolen und Stöcken zu bewaffnen und so einen militärischen Zug durch die Stadt zu machen. Geßner wurde von ihnen zum Anführer erwählt.

In der festen Zuversicht, sich selbst und seiner Seele Ehre zu machen, trat er an der Spitze der kleinen Heldenschaar einher. Seine Augen

waren viel mit den Fenstern der Häuser, an welchen er vorüberzog, noch mehr aber mit seinen kleinen Füßen beschäftigt, die er, um recht militärisch auszuholen, bis an die Mitte des Leibes emporhob. Der Zug ging durch eine der Hauptstraßen der Stadt, in welcher mehrere Dienstmädchen bei einem Brunnen versammelt waren. Geßner, der sich freute, sich hier recht sehen lassen zu können, warf sich nun erst in die Brust, und nahm sich ganz zusammen, um sich ein recht martialisches Ansehen zu geben. Mit Vergnügen bemerkte er in den Gesichtern seiner Zuschauerinnen ein zufriedenes Lächeln, welches sich, als er näher kam, plötzlich, zu seinem nicht geringen Erstaunen, in ein lautschallendes Gelächter auflöste und ehe er noch Zeit hatte, nach der Ursache desselben zu forschen, durch ein ebenso schallendes Gelächter in einiger Entfernung hinter ihm beantwortet wurde. Er wendete sich um und erblickte seine kleine Mannschaft, welche er dicht hinter sich geglaubt hatte, eine beträchtliche Strecke von sich entfernt.

Die Schalke hatten bemerkt, daß ihr Anführer, im Gefühl seiner militärischen Würde, seine Truppen völlig vergessen habe, und fanden es belustigend, ihn auf diese Weise an sie zu erinnern.

Gottsched. Mitchel, englischer Gesandter bei Friedrich dem Großen, unterhielt sich einst mit Gottsched über Dramaturgie. Der Letztere tadelte besonders Shakespeare und die übrigen englischen Schauspieldichter, daß sie die drei Einheiten und andere Vorschriften des Aristoteles überträten. Mitchel blieb dabei, daß Aristoteles nichts habe festsetzen können, wonach man sich in allen Jahrhunderten und in allen Ländern richten müsse; Gottsched kam aber immer wieder, wenn er nichts weiter zur Begründung seines Tadels aufführen konnte, auf den Aristoteles zurück, mit dessen Autorität er jeden Einwurf niederzuschlagen vermeinte. Unter Anderm behauptete er auch, ein Schauspiel müsse nothwendig in fünf Acte abgetheilt sein, wovon man nicht abgehen dürfe. Mitchel hingegen war der Meinung, es sei gar keine Ursache vorhanden, weshalb ein Schauspiel nicht in sieben oder zehn Acte eingetheilt werden könne; der Dichter habe darin völlige Freiheit und dürfe sich nur nach den Umständen richten. „Aber Ew. Excellenz, bedenken Sie doch, Aristoteles gibt die Regel. — „Aber lieber Professor, nehmen Sie einmal an, Aristoteles wäre ein berühmter Schneider gewesen und hätte die Regel hinterlassen, man solle zu Rock, Weste und Beinkleidern nicht mehr als fünf Ellen Tuch nehmen. Nun sind Sie ein großer Mann; wenn Sie sich daher aus fünf Ellen Tuch nur Rock und Weste können machen lassen, wollen Sie dem Aristoteles zu Gefallen zeitlebens ohne Beinkleider gehen?“

— Gottsched. Im Jahre 1762 wurde Weißen's komische Oper „Der Teufel ist los" zum ersten Male von der Koch'schen Schauspieler-Gesellschaft auf die Leipziger Bühne gebracht. Der Beifall, den diese Oper fand, erregte die ganze Gottsched'sche Schule, und jeder von seinen Anhängern bestrebte sich, die Unregelmäßigkeiten dieser Oper zu zeigen. Gottsched selbst schrieb in der Hitze seines kritischen Eifers einen französischen Brief an den damaligen Maître des plaisirs, Herrn von Dieskau, worin er kraft seines kunstrichterlichen Amtes gegen diese Operette bittere Klagen führte. Allein zum Unglück war der Herr von Dieskau ein Gönner der Koch'schen Gesellschaft, und ließ es also geschehen, daß von diesem Briefe eine Menge Abschriften genommen wurden, die Gottsched zugleich wegen der französischen Schnitzer darin keine Ehre machten. Gottsched glaubte, Koch und seine Schauspieler hätten diese Abschriften verbreitet, und fing deswegen einen Proceß an. Diese Händel veranlaßten den bekannten Dichter Johann Christoph Rost, im Jahre 1753 ein Schreiben des Teufels an Herrn Gottsched, Kunstrichter der Leipziger Bühne, in Knittelversen drucken zu lassen, welches so anhob:

Herr Professor: hör' er doch an!
Was hab' ich armer Teufel gethan,
Da ich jüngst einmal los gewesen,
Daß er mit seinen Kunstrichterbesen,
Als ein großer baumstarker Knecht*)
Nach mir geworfen? Das ist nicht recht.
Zweierlei wird er hier auf Erden,
Gelehrt und klug wohl niemals werden,
Denn in Alles mengt er sich keck,
Wie unter'n Pfeffer der Mäusedreck;
Dieses mit allem Respect zu sagen,
Wie es gewöhnlich in unsern Tagen ꝛc.

Gottsched hatte damals eben eine Reise vor, und so wurde es veranstaltet, daß er auf allen Stationen, wo er einkehrte, dieses Schreiben vorfand.

— Gottsched hatte eine sehr stattliche Leibesgestalt und ragte, als Professor in Leipzig, durch seine Körpergröße über alle seine Collegen hervor. Der Hofrath Triller, sein Freund, Professor der Medicin zu Wittenberg, zeichnet sich durch ungemeine Dickleibigkeit aus. Auch Triller war von Jugend auf bis an sein Lebensende ein fruchtbarer Dichter, allein die Kraft des Genies, sammt allen den feinern Zügen eines guten Kopfes,

*) Gottsched war, wie schon vorher erwähnt, von großer ansehnlicher Leibesbeschaffenheit.

waren seinem Geiste nicht beschieden. Einst, da Triller zur Messe nach Leipzig kam, ward er von Gottsched zu Tische gebeten. Um die übrigen Anwesenden mit seinem Freunde bekannt zu machen, sagte Gottsched, indem er an Triller ansehnlichen Bauch schlug: „Hier sehen Sie den stärksten deutschen Dichter!“ — „Und hier den Größten! erwiderte Triller, und wies auf Gottsched.

Gottsched Louise Adelgunde Victorie. Rost's Epistel verursachte dem darin persiflirten Gottsched unendliches Ungemach. Seine Frau rettete seine Ehre aber durch ein Sinngedicht, wodurch sie die Lacher auf ihre Seite zog und den Grafen und seinen Secretär zum Schweigen brachte. Dies Epigramm lautete folgendermaßen:

Hört Christen eine neue Mähr!
Rost ist des Teufels Secretär *),
Und dazu schickt er sich auch recht,
Denn, wie der Herr — so auch der Knecht!

— Gottsched, Louise. Es ist bekannt, daß sich Voltaire im Jahre 1753 einige Zeit (etwa vier Wochen) in Leipzig aufhielt und hier besonders mit dem Professor Gottsched umging. Dabei ergab sich ein eigenes Verhältniß zwischen ihm und Gottsched's Frau, die als eine entschiedene Freundin der Religion dem alten Religionsspötter sehr abgeneigt war. Folgende Auszüge aus ihrem Briefwechsel geben darüber nähern Aufschluß:

Vom 4. April 1753.

— — Aber etwas ganz Neues. Voltaire ist hier, er selbst ist hier, ganz gewiß! Er stieg zuerst bei dem Herrn Breitkopf ab**). Ich wußte es, wollte mich aber nicht sehen lassen, weil mein Freund***) ausgegangen war und ich seinen Entschluß erwarten wollte. Er kommt — Herr Breitkopf führte ihn zum Voltaire hinein, dieser fragt, ob es in Leipzig bequeme Zimmer gebe. — Oui Monsieur, je vous mènerai dans une auberge, où vous serez parfaitement bien. — Man ging hierauf mit dem ganzen Gefolge fort, der blaue Engel hatte die Ehre, diesen Gast aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bei einem Dichter geherbergt; allein es war allerlei dabei zu denken, davon mein Herr****) und seine Frau schon lange vorher geredet hatten. — Er ist krank, und ob er gleich vielleicht nicht so krank, als er sich stellt, so ist er doch eine zerbrechliche

*) Rost war Secretär des Grafen Brühl.
**) In dessen Hause Gottsched wohnte.
***) So pflegte die Gottsched ihren Mann zu bezeichnen.
****) d. i. Gottsched.

Maschine un homme cassé qui a le malheur d'avoir 60 ans. Ich habe ihn noch nie gesehen; er geht nicht aus, weil er kränker thut, als er ist, und ein Buch wieder den M. (Maupertius) und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bei ihm, als er gedacht hat. Wo ich ihn nicht eher sehe, so geschieht es künftigen Donnerstag, da wir zusammen nach Meuselwitz fahren. Tout Voltaire qu'il est, weiß ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe *)! Er ist mit Bewilligung des Königs von Berlin abgereist, weil er krank und fast dem Tode nahe gewesen und die Bäder zu Plombières nöthig zu haben glaubt.

Vom 18. April 1753.

Lesen Sie doch, ich bitte Sie darum, die neue Schrift des Herrn von V., die in der Walther'schen Buchhandlung in Dresden zu haben ist. Sie heißt: Supplément au siécle de Louis XIV. Sie ist voller Bitterkeit wider den Beaumelle und alle seine Feinde, aber stets in ihrer Art lesenswerth. — Alles ist zu seiner Abreise von hier veranstaltet, ich habe ihn noch nicht gesehen, und das geht so zu: Er hat bisher noch immer den Kranken vorgestellt, und ich eine Person, die eigensinnig genug ist, diesen Kranken in seinem Quartiere nicht zu besuchen. Sein Secretair vertrat also die Stelle eines Gesandten. Er bekam allemal so viel Klagen über den Unstern, daß ein paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen sollten (dieses war sein Ausdruck) mit zurück, als er mir überbracht hatte. Endlich bestimmte ich diesem eingebildeten Kranken den Tag, wenn ich wollte gesehen sein und ihn bei mir sehen.

Lachen Sie nicht über diesen verwegenen Ausdruck! Ich mußte bei dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines V. nicht vermehren. Eine ausgesuchte Gesellschaft sollte diesen Tag bei uns speisen, und Herr von V. sollte die größte Zierde meines Tisches sein. Er hatte es auch versprochen, und ich, ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außen blieb, war der Herr von V., und wer über diesen Eigensinn böse ward, bin ich. Nunmehr setzte ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen, er möchte kommen, wenn er wollte. Dieses habe ich gehalten und bei seinem Abschiede, den er in aller Form genommen hat, bin ich nicht zum Vorschein gekommen. So bin ich denn, wie viele Adamskinder, Schuld an meinem Verluste, einen

---

*) Sie meint die Freundin, an welche der Brief gerichtet ist, eine Frau von Runkel in Dresden.

V. nicht gesehen zu haben. Er ist gleichwohl noch hier. Seine Staatskrankheit überfällt ihn sehr oft, und wenn diese morgen vorbei ist, so sehen wir uns am dritten Orte, wie die streitigen Gesandten, nämlich in Meuselwitz, wo wir acht Tage zubringen, und übermorgen dahin abgehen werden. — —

Aus einem spätern Briefe ersieht man, daß Mad. Gottsched ihren Besuch bei dem Feldmarschall von Seckendorf zu Meuselwitz wirklich machte, aber von Voltaire ist dabei mit keiner Silbe weiter die Rede.

Gray fällte in einem Briefe an seinen Freund Stonhewer über die Schriften des Lord Shaftesbury nachstehendes Urtheil:

„Sie können es nicht begreifen, wie Lord Shaftesbury zu dem Rufe „eines so großen Philosophen gekommen ist? Ich will Ihnen das Räthsel „lösen. Für's erste war er Lord, — für's zweite so eitel, als nur irgend „einer seiner Leser, — für's dritte, sind die Menschen immer sehr geneigt, „zu bewundern, was sie nicht verstehen, — für's vierte, glauben sie gut„willig alles sehr gern, wenn sie nur nicht dazu gezwungen werden sollen, „— für's fünfte, schlagen sie gern einen neuen Weg ein, wenn er auch „zu nichts führt, — für's sechste, hielt man ihn für einen sehr gewandten „Schriftsteller, der stets mehr zu meinen schien, als er sagte. — Verlan„gen Sie noch mehr Gründe? — Ein Zwischenraum von vierzig Jahren „hat den Zauber ziemlich gelöst. Ein todter Lord hat nicht mehr An„sehen, als ein Mann von niederer Abkunft; Eitelkeit hat weiter keinen „Theil an den Urtheilen, denn der neue Weg ist nicht mehr neu. Die „Mode der Freidenkerei hat viele Aehnlichkeit mit der Mode der alten „Halskrausen und dicken Lendenwulste, und hat der Mode, gar nicht zu „denken, Platz gemacht. Früher hielt man es für ein Zeichen des Muths, „seine Meinung halb zu sagen, halb zu verschweigen; jetzt sind wir daran „gewöhnt, sie ganz entschleiert zu sehen. Die steife und gezierte Schreib„art hat sich, wie das, was man am Hofe der Königin Anna gute Er„ziehung nannte, in Leichtfertigkeit und rohe Ungebundenheit verwandelt.“

Könnte man diese Aeußerung Gray's nicht füglich, gehörig motivirt, auf unsere jetzigen mystischen und frömmelnden Sriftsteller anwenden?

Gellert war von sehr schwächlicher Constitution und zuweilen äußerst hypochondrisch; ein Uebel, welches er sich vorzüglich durch Ausarbeitung des Registers über Bayle's Wörterbuch zugezogen hatte und das mit den Jahren zunahm. Als er einst in einer Lehrstunde außerordentlich viel litt, schloß er sie sehr zeitig mit den Worten: „Meine Herren, es ist heute sehr schönes Wetter — ich bin sehr krank. — Sie sind Alle gelehrter als ich. Leben Sie wohl!“

— Gellert. In Haller's Gedichte schrieb Gellert, nachdem er mit vorzüglichem Wohlgefallen das vortreffliche Lehrgedicht: „Ueber den Ursprung des Uebels", gelesen und wieder gelesen hatte:

Ich las des Bösen Quell in eines Hallers Werken,
Und nahm mir vor, mit einem Strich
Die besten Stellen zu bemerken;
Ich las, strich an, las fort, strich an und freute mich.
Und da ich fertig war, sieh — da war Alles Strich.

— Gellert war als Student einem Schneider schuldig. Dieser mahnte ihn ungestüm, und Gellert wußte kein anderes Mittel seinen wiederholten Forderungen auszuweichen, als — Leipzig zu verlassen. Er nahm Kreide und schrieb die Ursache auf den Tisch:

Mein Naso, lach' einmal,
Verlasse freudig Rom,
Dich warf die Tiber aus,
Und mich der Pleißestrom.
Dich trieb ein Kaiser fort,
Und mich — und mich — ach leider! —
Nun lache noch einmal! —
Ein alter dürrer Schneider.

— Gellert. Laudon und Gellert lernten sich 1763 in Karlsbad kennen. Beide gefielen einander; der General suchte öfters den Gelehrten auf, lud ihn zu Tische, ja, seine Aufmerksamkeit ging so weit, daß er selbst die Speisen nach den Bedürfnissen des kränklichen Gellert wählte. Einmal bei Tische, wo von Gellert's Schriften die Rede war, fragte Laudon: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können, und darunter so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann es gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe." — „Das will ich Ihnen sagen," antwortete Gellert, „aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie so viele Schlachten haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können? Ich kann es gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe." Laudon lachte hierauf aus vollem Halse, was bei ihm selten der Fall zu sein pflegte. Gellert war hager, klein von Person, düstern Ansehens, da er kränklich war, Laudon gleichfalls nicht groß, beinahe eben so hager wie Gellert, ernst, traurig aussehend, Beide von wenig ansprechendem Aeußern.

— Gellert. Ein junger Mann, der Gellert's Schriften gelesen, wollte ihn auf die Probe stellen, ob seine Handlungen auch seinen Lehren entsprächen. Er ging zu ihm, gab sich für einen armen Studenten aus,

und beklagte sich, wie sein Wirth ihn aus dem Hause zu werfen drohte, wenn er nicht sogleich 10 Thaler Miethe zahle. Gellert ging zum Schranke, holte ein Päckchen Geld heraus und sprach: „Hier ist Alles, was ich habe. Es sind 14 Thaler. Aber ich will Ihnen 10 davon geben; Gott wird weiter helfen.“ Da fiel ihm jener mit Thränen um den Hals und rief: „Vortrefflicher Mann! Können Sie mir vergeben? Ich bin nicht arm; und wollte blos sehen, ob Ihre Handlungen Ihren Lehren entsprächen.“ Da erwiderte Gellert: „Warum sollte ich das nicht thun, was ich lehre?“

— Gellert. Während des siebenjährigen Krieges weilte Gellert oft auf dem Rittergute Bonau in Meißen bei seinem Freunde, dem Kammerherrn von Zedwitz. Als er einst die dortige Kirche besuchte, war der Gottesdienst noch nicht angegangen. Da schrieb er auf ein leeres Blatt eines dort befindlichen Gesangbuches die nachfolgenden Verse:

Ich komme, großer Gott, jetzt in dein Haus getreten,
Daß ich dir dienen will mit Singen, Hören Beten;
Dieweil ich aber weiß, daß ich ein Sünder bin,
So nähr' durch deinen Geist mein Herz und meinen Sinn,
Auf daß ich würdiglich vor deinem Throne stehe,
Und ungebessert nicht aus diesem Hause gehe.

Diese Verse, mit Gellert's Namen unterzeichnet, fand ein preußischer Officier. Er ging zu dem Prediger des Orts und sprach: „Herr Pastor! ich habe in diesem Kriege noch nie etwas genommen. Aber dies Gesangbuch nehme ich mit, blos der Verse wegen, als Erinnerung an den eben so berühmten als frommen Mann.“

— Gellert. Ein österreichischer Officier, der Gellert's moralische Vorlesungen gehört, wollte ihm seine Dankbarkeit beweisen durch das Geschenk von ein Paar Pistolen. „Sie können sie besser brauchen, als ich, lieber Herr Rittmeister,“ sprach Gellert lächelnd, und gab die ihm dargebotenen Waffen zurück.

— Gellert. Unter den mannigfachen Auszeichnungen, die diesem bescheidenen und anspruchslosen Dichter zu Theil wurden, rührte ihn keine tiefer, als die naive Aeußerung eines Bauern, der ihm einen Wagen Holz brachte und ihn bat, denselben als Geschenk anzunehmen für seine schönen Fabeln.

— Gellert. Zur Zeit als Lavater die Materialien zu seinen „physiognomischen Fragmenten“ sammelte, erhielt er aus vielen Orten Schattenrisse und Portraits bedeutender Personen zugeschickt, unter andern auch Gellert's Silhouette. Man sagte ihm nicht, von wem sie wäre, bat ihn aber um seine Meinung darüber. Lavater antwortete,

dies müsse das Contrefei eines der größten Spitzbuben und Verbrecher sein. — Als dem liebevollen und schonenden Gellert dieses Urtheil hinterbracht ward, sagte er: „Lavater hat nicht ganz Unrecht, denn ich erinnere mich, in meiner Jugend allerdings eine Anlage zum Stehlen gehabt zu haben, und wer weiß, was aus mir geworden sein würde, wär' ich nicht so glücklich gewesen, eine so gute und religiöse Erziehung genossen zu haben."

— Gellert. Zu den Unzartheiten, die man vielfältig sogar für Artigkeit hält, gehört es, daß man von einem Schriftsteller das eine oder das andere Erzeugniß seines Geistes, gewöhnlich das Neueste, welches die Presse verlassen, zu leihen wünscht. Gellert hat darauf einen zu hohen Trumpf gesetzt; in einem Briefe an ein liebenswürdiges Mädchen, die Demoisselle Lucius *) schreibt Gellert ausdrücklich: „Es ist eitel, wenn der Autor sich selbst zum Lesen verschenkt. Sie scheinen von mir eine günstige Meinung zu hegen, die werd' ich doch nicht muthwillig verscherzen sollen?"

— Nach Gellert's Tod erschienen unzählige Gedichte. Die würdigsten Sänger seines Ruhmes waren: Cramer, Weiße, Denis, Mastalier, Kretschmann und Lavater. Auch Klopstock setzte seinem Freunde ein kleines Denkmal in seinem Wingolf. Es erschien eine vollständige Sammlung der Gedichte, welche der Tod des Herrn Prof. Gellert veranlaßt hat. **) Gutes und Schlechtes darin beisammen. Michaelis züchtigte die unberufenen Lobdichter Gellert's in folgendem Epigramm:



Auf Gellert's Leichensänger.

Was hilft ihm nun die ganze Reimerei?
Mit seinem Leben ist's vorbei.
Nur halb soviel in seinen letzten Tagen —
Es hätte wahrlich durchgeschlagen! ***)

— Gellert. Christian Friedrich Daniel Schubert, dessen Gedichte: die Fürstengruft, Friedrich der Große, ein Hymnus, und Friedrich's Tod, immer ihren Werth behalten werden, machte, als Gellert am 13. December 1769 starb, nachstehende Grabschrift auf ihn:

*) Gellert's Werke, 1. Thl., IX. Num. 134.
**) Leipzig 1770. 8.
***) Bezieht sich darauf, daß Gellert an Obstructionen starb.

Hier liegt — steh' Wanderer und schau!
Die Wahrheit schreibt:
„Der beste Mann für eine Frau; —
Und unbeweibt.
„Der beste Vater eines Sohns;“ —
Und ohne Sohn.
„Der Würdigste des größten Lohns;“
Und ohne Lohn.
„Der erste Weiser seiner Zeit:“ —
Und ohne Rang.
„Es lauschten alle Söhne Teut
„Wenn Gellert sang“.
„Sein Lohn ist dieser schlechte Stein!“ —
Der Wand'rer geht,
Wünscht Alles in der Welt zu sein,
Nur kein Poet.

— Gellert. Auf der Periode, die mit ihm begann, dem schönen Morgen unsrer Cultur, ruht ein jugendlicher Zauber; Gellert verdanken die Deutschen eine wohlthätige Bildung des Herzens und des Geistes. Ihn las, ihn ehrte, ihn liebte, um ihn trauerte die Nation; das katholische wie das protestantische Deutschland. Sein Tod machte auf Leipzigs Bewohner jedes Standes und jedes Alters den tiefsten Eindruck. In der Residenz kann nicht gelegentlicher nach dem Befinden des kranken Landesherrn gefragt werden, als man in Gellert's letzten Tagen sich nach dem seinigen erkundigte. Möge sein Andenken immer uns theuer bleiben! Die Unsterblichkeit des Schriftstellers ist ungewiß, weil der Geschmack der Nationen der Veränderung unterworfen bleibt; allein die Ehre eines moralischen Charakters, dessen Grundlagen Religion und Tugend sind, ist so unvergänglich, als diese. Könnte man seine geistlichen Lieder und seine Fabeln bei Seite legen? Das wären schlimme Zeiten der Zeit.

Gleim. Raßmann, den Gleim zu seinem Vorleser gemacht, um ihn auf eine nicht kränkende Art zu unterstützen, begann einst aus einem starken Heft seiner Epigramme vorzulesen. Kaum hatte Gleim einige gehört, so rief er heftig: „Halt! nicht weiter! kein einziges mehr!“ — Gleich darauf setzte er aber, da Raßmann darüber Verlegenheit verrieth, in sanfteren Tone hinzu: „Ich will Ihnen nur aus dem Traume helfen; Sie legen gewiß mein Veto falsch aus. Man muß in keiner Dichtungsart, eine strengere Diät halten, als gerade im Epigramme. Es ist als ein Desert zu betrachten.“

— Gleim war enthusiastisch eingenommen von den Worten Schiller's: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ — „Dieser kurze, laconisch-kurze Ausspruch,“ pflegte Gleim zu sagen, „ist inhaltsreicher und mehr werth, als sein ganzes Wallenstein'sches Spectakel-Lager.“

— Gleim. Der Dichter Kleist (Ewald Christian v.) war 1740 Lieutenant bei dem Regimente des Prinzen Heinrich in Potsdam, und hatte im Jahre 1743 mit einem Officier ein Duell, wobei er schwer am Arme verwundet wurde. Im Hause des Obersten von Schulze, dessen Tochter Gleim unterrichtete, wurde von dem jungen verwundeten Officier mit ganz besonderer Theilnahme gesprochen. Gleim's Neugier wurde dadurch erregt; er suchte den jungen Held auf, und fand ihn sehr entkräftet auf dem Bette, vor welchem Jul. Caesar de bello gallico aufgeschlagen lag. Der Kranke führte bittere Klage darüber, daß er nicht lesen dürfe, und nahm das Anerbieten Gleim's, ihm vorzulesen, mit Freuden an. Zufällig las dieser ihm einst sein scherzhaftes Gedicht an den Tod vor:

„Tod, kannst Du Dich auch verlieben?
Warum holst Du denn mein Mädchen?
Hole lieber ihre Mutter!
Ihre Mutter sieht Dir ähnlich.
Frische, rosenrothe Wangen,
Schön gefärbt von meinem Kusse,
Blühen nicht für blasse Knochen!
Tod, was willst Du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst Du es ja doch nicht küssen!“

Der Schluß des kleinen Liedes vermochte den Kranken in der Laune worin er sich eben befand, zum lauten Lachen, wodurch die Wunde aufriß, und ein heftiges Bluten verursachte. Der eiligst herbeigerufene Wundarzt versicherte, das gewaltsame Erbluten der Wunde sei zur Genesung des Kranken sehr heilsam, und erspare ihm viele Schmerzen. Die Wunde heilte auch wirklich sehr schnell nach diesem Vorfall. „Der Dichtkunst und Ihnen, „sagte der Genesene zu Gleim, „verdank' ich meine Genesung!“ — Von nun an entstand die zärtlichste Freundschaft für einander in den Herzen beider Dichter.

— Gleim. Wilhelm Heinse hatte in seinem und Johann Georg Jacobi's Namen einen Brief an Gleim gesendet, mit der Adresse: „An unsern lieben Vater Gleim.“ Mit umgehender Post erhielt Heinse von Gleim folgende Antwort: „Um Gotteswillen, liebster Freund, machen Sie Ihre Adresse ja nicht wieder: An unsern lieben Vater

Gleim. In ganz Halberstadt verbreitet sich das Gerücht, Gleim habe von seinem H.. kindern einen Brief erhalten.“

— Gleim. Ein junges Frauenzimmer behauptete einst, das schöne Geschlecht, wenn es nicht durch zu große Leiden früh dahin welke, bleibe immer länger jung, als das männliche. „Daher kommt es wohl,“ sagte Gleim, daß man unverheirathete Frauenzimmer, wenn sie auch schon 25 Jahr alt wären, immer noch schöne Kinder nennt.„

— Gleim ward einst von einer Dame gefragt, ob er die Bildnisse, die seinen bekannten Musen-und Freundschafts-Tempel in Halberstadt zierten, in ganzer Figur malen lasse. „Gnädige Frau,“ erwiderte Gleim, „nur die Ritter lassen sich in ganzer Figur malen; bei den Gelehrten malt man nur die Köpfe.„

— Gleim. In einer Gesellschaft, die sich durch Reimen aus dem Stegreif unterhielt, nahm der Bürgermeister N. aus S. ein volles Glas und sprach:

„Hoch lebe Vater Gleim!
Er ist der Freundschaft Leim.“

Und Gleim erwiderte:

„Hoch lebe der Bürgermeister!
Er ist der Freundschaft Kleister.“

— Gleim bekam zu einer andern Zeit einige gedruckte Blätter satyrischen Inhalts, als eben ein Bauer in seiner Stube auf einen Pacht-Contract wartete. „Setz' er sich,“ sagte Vater Gleim zu ihm, ich will ihm nur geschwind etwas vorlesen!“ — Der Bauer, der, wie natürlich, und keine Sylbedavon verstand, faltete die Hände, hörte recht andächtig zu, meinte nachher, das Ding ließe sich gut anhören, es sei wie eine Zeitung.

— Gleim war im Jahre 1785 in Stiftsangelegenheiten in Berlin. Schon längst hatte der „preußische Grenadier“ sehnlichst gewünscht, den großen Friedrich unmittelbar kennen zu lernen. Jetzt glückte es ihm, durch seine Freunde eine Audienz beim König zu erlangen. Als er den König verließ, begegnete ihm der Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels. Sogleich wendete sich Gleim an diesen und bat ihn flehentlich, ihm zu dem alten Hute des Monarchen zu verhelfen. „Ich verspreche Ihnen denselben nach des Königs Tode.“ Als Friedrich II. gestorben war, erhielt Gleim den so heißgewünschten Hut nebst folgendem eigenhändigen Schreiben des Herzogs: „Mein lieber Canonicus Gleim! Hier ist der versprochene Hut, den der verstorbene König noch den Morgen vor seinem Ende getragen. Damit man an der Wahrheit nicht zweifle, habe ich es auf einer Karte im Hut geschrieben, und mit meinem Pet-

schaft besiegelt. Bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige stets bin Friedrich August, Herzog. Berlin, den 25. August 1786." — Ein Jahr darauf war Gleim so glücklich, auch die Schärpe, welche Friedrich während des ganzen siebenjährigen Krieges getragen hatte, zu erhalten.

— Gleim sammelte Reliquien von seinen Freunden, wie von seinen Heiligen. Klopstock mußte ihm seinen runden Hut schenken, und eine seiner Odenfedern. Beide verwahrte er, neben den Hut und der Schärpe seines Friedrich's als Heiligthümer. — Mit gleichem Enthusiasmus schätzte er die Geisteswerke seiner Freunde, und sparte weder Geld noch Mühe, dieselben zu verbreiten. Einst erhielt er Rammler's „Nänie auf eine Wachtel." Seine Nichte, die seine einzige Gesellschafterin war, war eben ausgegangen, zu einem Freunde konnte er auch nicht gehen, und doch hatte er ein so heftiges Verlangen, seine Freude darüber Andern mitzutheilen, daß er, um dieses recht bald thun zu können, seinen Bedienten rief und ihm die Nänie vorlas.

— Gleim. Als der verdienstvolle Professor Johann David Hartmann in Mühlhausen, den 4. December 1801 gestorben war, brach der damals 82jährige Greis Gleim in die Worte aus: „Nun fangen auch meine jüngern Freunde — der älteren zähle ich nur noch äußerst wenige — allmälig an, mir abzusterben." — Gleim schwieg, eine Thräne blinkte in seinem Auge und ein tiefer Seufzer entschlüpfte seiner Brust. Ein Paar Minuten darauf fuhr er in ruhigerem Tone fort: „Es wird hohe hohe Zeit, daß ich auch aufpacke, damit ich nicht zuletzt ganz isolirt dastehe, und der Wanderer fragen muß: Warum ist denn der alte, krumme borkige Baum nicht längst umgehauen?"

— Gleim. Der Dichter Johan Nicolaus Götz beklagte sich einst in einem Briefe an Gleim über einen gallsüchtigen Recensenten. Gleim antwortete ihm:

„Laß uns dichten,
Daß wir Freunde uns erwerben;
Laß sie richten,
Bis sie einst an Galle sterben;
All' ihr Schmähen hilft zu Ehren,
Und auch Tücke kann — belehren."

— Gleim. An einem Abend im Spätsommer hatte sich Basedow bei Gleim in Halberstadt eingefunden. Gleim war noch nicht aus seinem Garten zurückgekommen, ein runder Tisch stand aber schon in der Stube zum Abendessen gedeckt. Es waren noch ein paar Freunde gegenwärtig, die alle von Gleim's Nichte, vom Dichter Gleminde genannt, gebeten wurden, auf den Onkel zu warten und einen Eierkuchen mitzu-

essen. Da bat Basedow, ihm einen Spaß zu erlauben; er wollte nämlich, wenn Gleim komme, unter den Tisch kriechen, und dann sollte die Nichte den Onkel, am Tische sitzend, einmal an ihn erinnern. Die Nichte ließ es geschehen. — Bald darauf schellte der Onkel an der Hausthüre und Basedow kriecht unter den Tisch, dessen lang herabhängendes Tischtuch die Figur ganz verbarg. Man setzt sich. Kaum war der Eierkuchen vorgelegt, so beginnt die Nichte: „Onkel, was mag wohl Basedow machen?" — „Was geht mich der Schw...hund an!" antwortete Gleim. Hier zwickte Basedow Gleim in's Bein, und dieser, welcher glaubte, es sei der Hund, stößt mit dem Fuße nach ihm. Nach einigen Secunden sagte die Nichte wieder: „Basedow ist lange nicht hier gewesen, wo mag er wohl stecken?" — „Er wird wohl sitzen und saufen!" war die Antwort. Hier zwickte Basedow Gleim abermals; dieser hebt das Tischtuch auf, sieht unter den Tisch, und als er den großen Philantropen darunter gewahr ward, springt er auf und gibt der Nichte einen derben — Verweis. Die Gesellschaft alterirte sich, Alles geht nach Hause bis auf Gleim, die Nichte und den — Eierkuchen.

— Gleim's Lieblingswerk war Johannes Müller's „Geschichte der Schweiz"; Gleim äußerte darüber: „So lange ein junger Gelehrter dies Buch noch nicht gelesen hat, oder es wohl gar dem Namen nach noch nicht kennt, so komme er mir nicht über die Schwelle, sondern gehe erst nach Jericho, und lasse sich den Bart wachsen."

Goldsmith, Olivier's Vater war ein redlicher aber armer Landgeistlicher, konnte daher nicht viel für die Erziehung seines Sohnes aufwenden, und bestimmte Olivier für die Handlung. Schon in seinem siebenten Jahre zeigte sich Goldsmith's vorwiegende Neigung zur Poesie dadurch, daß er auf jedes Blättchen Papier, dessen er habhaft werden konnte, Verse kritzelte. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit seines Onkels auf sich, der ihn zu sich nahm und dem Unterrichte des Schulhalters übergab. Hier entschied ein witziger Einfall sein Glück. Er tanzte einst, und ward von dem dazu aufspielenden jungen Menschen wegen seiner auffallenden Häßlichkeit mit dem Aesop verglichen. — Alles lachte über den passenden Einfall, als plötzlich Olivier inne hielt und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Versen:

O höret an, was dort mein Herold singt:
Der Affe spielt, und Aesop springt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anwesende Verwandte, angesehene Geistliche, beschlossen, ihn auf gemeinschaftliche Kosten studiren zu lassen.

— Goldsmith begann die Herausgabe eines Journals unter dem Titel: „Gentlemans-Journal“, von welchem alle vierzehn Tage ein Heft erscheinen sollte. Seine Mitarbeiter waren mehrere Doctoren, unter Andern Dr. Kenrick und Dr. Bickerstaffe. Nach der Ankündigung sollte es nur lauter gediegene Original-Aufsätze enthalten, da sich aber jeder der Mitarbeiter auf den andern verließ, so gerieth, nach den ersten Stücken, das Unternehmen in's Stocken, und nach einem halben Jahre sah sich Goldsmith genöthigt, es aufzugeben. Ein Bekannter machte gegen ihn darüber seine Glossen. „Wie kann man sich wundern!“ erwiderte Goldsmith, „der Fall kommt ja täglich vor; mein Journal ist an zu vielen Doctoren gestorben!“

— Goldsmith. Auf dem Wege zu Sir Joshua Reynolds, um bei ihm zu Mittag zu speisen, kamen der Oberst O'Moore und Burke über Leicester Square in London und bemerkten Goldsmith, der, wie sie wußten, ebenfalls eingeladen war, inmitten eines Haufens Menschen, die nach einem Fenster schauten, an welchem zwei oder drei Ausländerinnen standen. Als bald nach ihnen Goldsmith bei Sir Joshua eintrat, erwiderte Burke seine Begrüßung auffallend kalt. Jener, davon überrascht und schmerzlich berührt, fragte dringend, womit er das Unglück gehabt habe, ihn zu beleidigen. Burke ließ die Frage wiederholen und antwortete dann sichtbar ungern, daß, obschon es ihm leid thue, er doch ferner keinen Umgang mit Jemanden haben könne, der sich so unglaubhaft unbesonnen benehme, wie Goldsmith eben in Leicester Square gethan. Goldsmith versicherte hoch und theuer, daß er sich dessen völlig unbewußt sei. „Wirklich?“ versetzte Burke, „haben Sie etwa nicht nach den fremden Frauenzimmern gesehen und dabei laut gesagt, die gaffende Menge müsse recht dummes Vieh sein, da sie voll Bewunderung diese gemalten Frauenzimmer anstaune, während ein Mann von Ihrem Geiste unbeachtet vorübergehe?“ — Blaß vor Schreck antwortete Goldsmith: „Theuerster, verehrtester Freund, wissen Sie gewiß, daß ich das gesagt?“ „Hätten Sie es nicht gesagt,“ fuhr Burke fort, „woher sollte ich es wissen?“ „Ja, das ist sehr, sehr wahr,“ stammelte Goldsmith tief gebeugt, „ich bereue es innigst, es war im höchsten Grade dumm und thöricht von mir. Ich erinnere mich allerdings, daß ein Gedanke der Art mir durch den Kopf fuhr, daß ich ihm aber Worte gegeben, hätte ich nie geglaubt.“

— Goldsmith. Eine verschämte Arme hatte von dem berühmten Goldsmith gehört, daß er die Arzneikunst studirt habe und sehr menschenfreundlich sei. Sie ernährte sich mit ihrem Manne kümmerlich von ihrer Hände Arbeit; dieser war aber krank, und da es immer schlimmer

mit ihm wurde und er alle Eßlust verlor, so schrieb sie an Goldsmith, klagte ihm, daß ihr Mann so krank sei und bat ihn, diesen zu besuchen und ihm ein Recept zu verschreiben. Goldsmith erfüllte den Wunsch der Bittenden. Bei seinem Besuche fand er aber bald, daß der arme Mann an der bösesten Krankheit darniederlag, nämlich an drückender Armuth. „In einigen Stunden werden Sie wieder von mir hören," sagte Goldsmith, „ich werde Ihnen eine Schachtel mit Pillen schicken, ich hoffe, sie sollen von guter Wirkung sein." Nach Verlauf von zwei Stunden sandte Goldsmith der Familie eine Schachtel mit 10 Guineen Auf dem Deckel der Schachtel stand auf der Etiquette: „Diese Pillen sind zu gebrauchen, wenn es die Noth erfordert. Man sei dabei geduldig und guten Muths."

— Goldsmith war in einem hohen Grade gutherzig und wohlthätig. Einst wurde er von einer Straßenbettlerin um eine Gabe angesprochen. Er reichte ihr einen Schilling. Ein Freund, der ihn begleitete und das Weib kannte, schüttelte den Kopf und sagte: „Sie haben Ihren Schilling nicht zum Besten angewendet. Das ist eine nichtsnutzige Herumstreicherin, und ich bin fest überzeugt, daß sie Ihre Gabe in Branntwein verthut." „Wenn der Schilling das Weib nur auf irgend eine Art glücklich macht, so hab' ich meinen Zweck erreicht," erwiderte Goldsmith. — Sein Schneider bat ihn einst sehr, ihm eine Rechnung von 40 Pfd. Sterling an einem bestimmten Tage zu bezahlen, weil er diese Summe dann nöthig brauche. Goldsmith versprach es ihm und das Geld lag bereit. Da kam ein Bekannter zu ihm, klagte ihm seine dringende Noth und nahm seine Wohlthätigkeit in Anspruch. Goldsmith, nicht an den Schneider denkend, gab ihm die vierzig Pfund. Bald darauf stellte sich der Schneider ein. „Wären Sie nur eine Stunde früher gekommen," sagte Goldsmith, „so hätten Sie Ihr Geld in Empfang nehmen können; aber ich habe soeben einem armen Schelm damit aus der Noth geholfen. Sie werden doch selbst eingestehen müssen, daß ich ein gefühlloses Ungeheuer gewesen wäre, wenn ich einen Unglücklichen nicht hätte retten wollen, da ich's doch konnte."

— Goldsmith war sehr wohlthätig; er theilte oft seine letzte Guinee mit einem Hilfsbedürftigen. Stets waren zwei oder drei arme Schriftsteller seine Kostgänger, mehrmals auch Wittwen oder verschämte Arme. Wenn er den Letzteren kein Geld geben konnte, so entließ er sie mit Wäsche oder alten Kleidungsstücken und zuweilen mit einem guten Frühstück. Nach ihrer Entfernung sagte er dann mit selbstzufriedenem Lächeln:

„Heute hab' ich wieder eine ungewöhnlich erquickende Herzstärkung gehabt!"

— Als Goldsmith noch mit bitterer Armuth kämpfen mußte, kannte ihn schon der berühmte Johnson und schätzte ihn sehr wegen seines edlen Herzens und seiner Talente. Goldsmith hütete sich aber stets, dem Vielwisser, selbst in seinen paradoxen Behauptungen zu widersprechen, und wenn man darüber sein Befremden äußerte, sagte er:

„Es bringt keinen Vortheil, mit einem solchen Menschen zu disputiren; er gleicht dem tartarischen Reiter, wenn er auch nicht Stirn gegen Stirn kämpft, so durchbohren seine Stöße doch von hinten."

Gibbon. Der berühmte Geschichtschreiber Gibbon wohnte 1776 in Lausanne und stand in Briefwechsel mit Voltaire. Sie hatten einander nie gesehen und kannten einander eben nur aus Briefen. Gibbon, der sich verletzt fühlte, weil Voltaire geringschätzig von einer seiner Schriften gesprochen hatte, schrieb eine Satyre gegen Voltaire. Dieser antwortete durch eine Carricatur, worin Gibbon als Zwerg mit dickem Bauche und häßlichem Gesichte dargestellt war, eine Verbindung von Fallstaff und Quasimodo. Diese Carricatur schickte Voltaire an Gibbon; von da an hörte ihre Correspondenz auf. Einige Zeit später sagte Gibbon zu einem Freunde Voltaire's: „Voltaire spottet über mich, ich werde nach Ferney reisen, um mich zu überzeugen, ob er hübscher ist als ich." Der Freund meldete dies an Voltaire. Zwei Tage darauf kam Gibbon in Ferney an und verlangte den Dichter zu sehen; dieser aber hatte bereits befohlen, den Engländer in seinem Hause mit jeder möglichen Aufmerksamkeit zu behandeln, da er ein Mann von großem Verdienste sei, aber auch streng verboten, den Fremden zu ihm zu lassen. Gibbon wurde also sehr gut aufgenommen, erfuhr aber auch, daß Voltaire ihn nicht sehen wollte. Er setzte sich und sagte: „Ich bin gekommen, um ihn zu sehen; will er sich nicht zeigen, so will ich nicht gehen. Ich bleibe." Er schickte seinen Wagen und seine Leute zurück. Die Nacht kam. Man mußte ihm ein Zimmer geben. Er aß mit den Damen im Hause. Voltaire verließ sein Cabinet nicht. Am nächsten Tage dieselbe Hartnäckigkeit. Am dritten Tage meldete man dem Engländer, daß sein Besuch dem Herrn unangenehm sei. „Ich bin gekommen, um Voltaire zu sehen," antwortete Gibbon, „und werde mich nicht entfernen, ohne ihn gesehen zu haben." Am vierten Tage schrieb ihm Voltaire, der die Geduld über einen so lange ausgedehnten Besuch verlor, folgendes Briefchen: „Herr Don Quixote hielt die Wirthshäuser für Schlösser, Sie aber halten mein Schloß für ein Wirthshaus!" Gibbon entgegnete durch eine sehr witzige Schmeichelei auf Voltaire und entfernte sich sofort. Kaum aber hatte

Voltaire die Antwort gelesen, so ließ er Gibbon zurückrufen, ging ihm selbst entgegen und nahm ihn auf's Freundlichste auf. Seit dieser Zeit waren und blieben sie gute Freunde.

— Gibbon. Lady Elisabeth Foster war eine der berühmtesten Schönheiten Großbrittaniens zu ihrer Zeit.

Als sie sich einige Zeit in Lausanne aufhielt, huldigten ihr auch sogar die beiden dort sich aufhaltenden berühmten Gelehrten, der Geschichtsschreiber Gibbon und der Arzt Tissot.

Dieser Umstand gab sogar zu einigen Scenen der Eifersucht Anlaß.

Einst sagte Tissot zu Gibbon:

Monsieur l'historien, quand Milady Foster est malade de vos fadaises, je la guerirai.

(Mein Herr Historiograph, wenn Sie Lady Foster durch ihre faden Süßigkeiten krank machen, so will ich sie wieder gesund machen.)

Gibbon antwortete sogleich:

Monsieur le Docteur, quand Milady Foster est morte de vos recettes, je l'immortaliserai.

(Und wenn Lady Foster durch Ihre Recepte gestorben ist, mein Herr Doctor, so will ich sie unsterblich machen.)

Goethe's Urgroßvater, Hans Christian Goethe, lebte um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zu Artern, in der Grafschaft Mansfeld, und trieb dort das Handwerk eines Hufschmieds. Einer seiner Söhne, Friedrich Georg, geboren den 7. September 1657, lernte die Schneiderprofession, brachte als wandernder Geselle mehrere Jahre in Frankreich zu und kam hierauf nach Frankfurt am Main, wo er am 18. April 1687 die Tochter des dasigen Schneidermeisters Sebastian Lutz, Anna Elisabeth, heirathete, und ebenfalls Meister seines Handwerks wurde. Sie starb, nachdem sie ihm mehrere Kinder geboren, schon im Jahre 1700. Er lebte nun eine Zeit lang als Wittwer, bis er am 4. Mai 1705 in eine zweite Ehe mit der Wittwe Cornelia Schelhorn, einer Tochter des Schneidermeisters Georg Walter, und geboren am 27. September 1668, trat. Diese hatte von ihrem am 16. September 1704 verstorbenen Manne die Gastwirthschaft zum Weidenhofe ererbt, deren Leitung nun der zweite Gatte übernahm. In einer 25jährigen glücklichen Ehe gebar sie ihm mehrere Kinder, denen sie, bei dem blühenden Zustande ihres Geschäfts, eine sorgfältige Erziehung geben konnten. Friedrich Georg starb in einem Alter von 73 Jahren am 13. Februar 1730, seine zweite Gattin am 28. März 1754. Aus ihrer Ehe wurde am 31. Juli 1710 Johann Caspar Goethe, der Vater des Dichters, geboren. Er ward, da er gute Anlagen verrieth, den Wissenschaften gewidmet, erwarb sich nach zurückgelegten Studien die

Doctorwürde und lebte nun in seiner Vaterstadt als kaiserlicher Resident und wirklicher Rath, zu welchen Stellen er durch seine ausgezeichneten Kenntnisse und seine Geschäftsthätigkeit gelangte. Erst im 38. Jahre seines Alters, am 20. August 1748, verheirathete er sich mit Catharina Elisabeth Textor, der 17jährigen Tochter des damaligen Stadtschuldheißen und kaiserlichen Rathes Textor, in dessen Haus ihn oft sein Beruf führte. Am 28. August 1749 wurde der erste Sprößling dieser Ehe, Johann Wolfgang Goethe, geboren. *) Goethe's Vater starb, nach 34 Jahren einer glücklichen Ehe, am 27. Mai 1782, in einem Alter von 72 Jahren; die Mutter wurde 77 Jahre alt und starb am 13. September 1808.

— Daß Goethe seine Natur und seine Neigungen von den Vorfahren geerbt hatte und nichts an sich Original nennen konnte, spricht er selbst in folgenden Versen aus:

Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht **)
Original zu nennen?

*) Früher setzte man einen großen Werth darin, wenn ein Kind Mittags um 12 Uhr geboren wurde. Es wurde dies für ein besonderes Glück angesehen, und man prophezeite einem solchen Kinde Glück, Ruhm und Wohlfahrt. Goethe erzählt in seinem Leben und Dichtung: „Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt." Außer Goethe ist uns noch Einer bekannt, und dies ist: Torquato Tasso; der, wie sein Biograph Serassii versichert, am 11. März 1544 zur Welt kam: „in dem Augenblick, wo die Sonne im höchsten Mittag stand.

**) Schon im gewöhnlichen Leben gibt die Annahme daß namentlich die geistige und vorzugsweise die dichterische Begabung von der Mutter auf den Sohn, die des Vaters aber auf die Tochter sich überträgt. Durchblättert man das Buch der Geschichte, so findet man diese merkwürdige Erscheinung so häufig bestätiget, daß sie in der That ein Naturgesetz zu sein scheint. Schon die Bibel sagt bekanntlich von dem poetisch hochbegabten Sänger Johannes, daß er der Sohn einer erleuchteten Frau, der Salome, war. Blicken wir uns zunächst unter den deutschen Dichtern um, so denkt gewiß Jedermann sogleich an

die „Frau Rath“, die geistvolle poetische Mutter des großen Goethe. Eben so bekannt ist, daß Schiller's Mutter eine Frau von ungewöhnlicher Gemüthstiefe war, und daß ihr ganzes Naturell auf ihren Sohn überging. Auch Lessing hatte viel von seiner Mutter; Herder's Mutter, zwar nur eines Hufschmieds Frau, zeichnete sich ebenfalls durch Gaben des Geistes und des Gemüthes aus und ihre zarte Natur ging auf den Sohn über, der sie denn auch wie eine Heilige im Herzen trug, wie Schiller die seinige, wie Novalis mit der außerordentlichsten Liebe an seiner Mutter hing, einem Muster christlicher Milde, die auch des Sohnes Erziehung fast allein leitete. Bürger's Mutter war eine Frau von außerordentlichen Geistesgaben, der Vater dagegen das Phlegma und die Prosa in Person; Platen's Mutter „übte den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß auf das weiche Gemüth des Knaben;“ die Mutter des Zacharias Werner „war höchst begabt an Kraft des Geistes und Gemüths, aber auch sie konnte die große Begabung nicht im Gleichgewichte erhalten und verfiel in Gemüthskrankheit; Hölderlin „wurde von seiner frommen Mutter allein erzogen und von ihr der Grund des sittlichen Adels in seiner Seele gelegt;“ Justinus Körner erzählt selbst Merkwürdiges aus der Familie seiner Mutter, in der sich bald hohe geistige Begabung, bald Irrsinn und Somnambulismus zeigen, und Heinrich Heine singt von seiner Mutter:

„Ist es Dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmellichte schwinget?

„Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die Dir das Herz betrübet
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?“

Von Shakespeares Mutter wissen wir leider nichts, aber, um von vielen andern englischen Dichtern zu schweigen, von denen man weiß, daß sie den Geist der Mutter geerbt, W Scott's Mutter war sebst Dichterin und der Sohn verdankte die erste Entwickelung seines poetischen Gemüths den Anregungen der Mutter; Lord Byron wurde ganz von seiner Mutter erzogen und aus den Aufzeichnungen desselben tritt sie uns ganz so entgegen wie ihr großer Sohn war, leidenschaftlich, ungestüm, launenhaft und voll Geist. Unter den Neuern ist Dicken's das Bild seiner tief gemüthlichen Mutter.

Unter den großen italienischen Dichtern finden wir die gleiche Einwirkung der Mutter auf den Sohn, wie bei Dante, Petrarka, Ariost, Goldoni u. s. w.

Unter den Franzosen war Voltaire der Sohn einer wegen ihrer Bildung und ihres „Esprit“ ausgezeichneten Frau; was Rousseau selbst von seiner Mutter sagt, läßt in ihr eine Frau von tiefem und weichem Gemüth erkennen. „Meine Mutter“, sagt Chateaubriand, „war mit vielem Geiste und einer außerordentlichen Phantasie begabt“ und Marmontel erzählt: „mein Vater vergötterte seine Frau und er hatte alle Ursache dazu; die würdigste der Frauen, die anzie-

— Goethe. Auf einem Spaziergange traf der treue Eckardt *) einen bejahrten Mann, der, wie er im Verlaufe eines Gespräches bald erfuhr, früher zwanzig Jahre lang Kammerdiener bei Goethe gewesen war. Der Diener ergoß sich in Lobsprüchen über seinen einstmaligen Herrn, und Eckermann ersuchte ihn, doch etwas aus Goethe's Jugendzeit zu erzählen, und der Alte begann:

„Als ich zu ihm kam, mochte er etwa 27 Jahre alt sein; er war sehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leicht tragen können." Auf das Befragen, ob Goethe in jener ersten Zeit seines Aufenthaltes in Weimar auch sehr lustig gewesen, antwortete er: „Allerdings sei er mit den Fröhlichen fröhlich gewesen, jedoch nicht über die Grenze, in solchen Fällen sei er ernst geworden. Immer gearbeitet und geforscht und seinen Sinn auf die Kunst gerichtet, das sei im Allgemeinen seines Herrn fort-

---

hendste und liebenswürdigste in ihrem Stande war meine zärtliche Mutter. Ich habe mir es nie erklären können, wie sie es vermocht hatte, eine so reiche Bildung für ihren Geist, eine solche Hoheit der Seele zu gewinnen und besonders in ihrer Sprache das zarte, feine und sichere Gefühl für Schicklichkeit." Schon aus diesen Worten sieht man, daß der Dichter ganz das Abbild seiner Mutter war.

Wollen wir noch nach den Müttern von Männern suchen, die in anderer Weise groß waren? wir müßten dann die meisten der berühmten aufzählen; daß Napoleon den Geist von seinem Vater geerbt habe, wird Niemand behaupten wollen, wie man bei dem jetzigen Kaiser Napoleon an seine vortreffliche Mutter Hortense denken muß; Richard Löwenherz, Peter der Große, Rubens, Josef II., Eugen „der edle Ritter", Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV., Karl August von Weimar, Friedrich der Große ꝛc., sie alle hatten den Geist von der Mutter.

Auf der andern Seite gibt es ebenfalls Beispiele genug von Frauen, die ganz das Ebenbild ihres Vaters waren, z. B. die Königin Elisabeth von England, Maria Stuart, Christine von Schweden, Elisabeth von Rußland (Tochter Peters des Großen), die Frau von Staël, Friederike Brun, Therese Huber, die Malibran, die Dacier, die Stanhope, endlich Schiller's Tochter Caroline, die der Regel gemäß Geist und Gemüth wiederum auf ihren Sohn Felix Junot vererbte, der leider vor der Zeit hinweggerafft wurde, aber körperlich wie geistig das vollkommene Abbild seines Großvaters gewesen sein soll.

*) „Der treue Eckardt", so ward und wird noch von vielen Eckermann genannt. Aus „Eckermann's Gespräche mit Goethe" habe ich viele Notizen für meinen Hausschatz entnommen. Dieses Werk enthält unbestritten das Beste, was von denen, die Goethe im Leben näher gestanden haben, über den Mann seltener Größe aufbewahrt und der Leserwelt übergeben ist. Ich freilich kann hier nur einzelne Goldkörner aus der reichen Eckermann'schen Schrift meinen Lesern mittheilen, und hoffe ich, sie werden reizen, das treffliche Ganze sich anzueignen. Jeder gebildete Deutsche sollte es sein Eigenthum nennen.

währende Richtung gewesen. Abends habe ihn der Herzog fleißig besucht, und da hätten sie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenstände gesprochen, so daß ihm (dem Diener) oft Zeit und Weile lang geworden, und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog gar nicht gehen wollte. Und die Naturforschung, fügte er hinzu, war schon damals seine Sache. Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in's Zimmer trete, hat er sein eisernes Roll-Bett vom untersten Ende der Kammer herauf bis an das Fenster gerollt, und liegt und beobachtet den Himmel. „Hast du nichts am Himmel gesehen?" fragte er mich, und als ich dies verneinte: „so laufe einmal nach der Wache, und frage den Posten, ob er nichts gesehen." Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenso lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „Höre," sagte er dann zu mir, „wir sind in einem bedeutenden Moment, entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins," und er demonstrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme. — Auf Eckermann's Frage, was es für ein Wetter gewesen, sagte der Diener: „Es war sehr wolkig und es regte sich kein Lüftchen, es war sehr still und schwül." Auf die Frage, ob er dem Goethe jenen seinen Ausspruch sogleich auf's Wort geglaubt habe, sagte er: „Ja, ich glaubte ihm auf's Wort, denn was er vorher sagte, war immer richtig. — Am nächsten Tage, fuhr er fort, erzählte mein Herr seine Beobachtung bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin in's Ohr flüsterte: „Höre Goethe schwärmt!" Der Herzog aber und die übrigen Herren glaubten an Goethe, und es wies sich bald aus, daß er recht gesehen, denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in selbiger Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden."

— Goethe. In Straßburg finden wir zwanzig junge Leute am Mittagstische, meistens Studenten. An Lust und Muthwillen fehlt es nicht, und der Witz ergießt sich, belebt und belebend, in reichen Adern durch den muntern Kreis. Jetzt versuchen es einige und bald gesellen sich Mehrere dazu, den erst vor Kurzem angekommenen Jung-Stilling wegen seiner altväterlichen Kleidung und biblischen Rechtgläubigkeit zu necken. Stilling weist den plumpen, platten, flachen Scherz mit gelinden Worten zurück. Es kann aber auch wohl der beste, der munterste Humor zur Unmenschlichkeit, zur Grausamkeit ausarten, wenn er die schwache Seite des Menschen immer wieder an derselben Stelle trifft und verwundet, und damit in dem Einzelnen die Würde des Menschen überhaupt verletzt. Allein hier traf er zugleich die wahrste, die zarteste Seite eines Menschenherzens, das Ewige in der Brust des Sterblichen, der alte Rock

war nur ein Zeichen der Armuth des Jünglings, und — sein Reichthum und sein Glaube an Gottes Wort war zwar alt, weil er nach seinem Inhalte ewig ist, aber eben darum ewig neu.

Doch Stilling macht nur auf das Geist- und Witzlose des von den Franzosen längst verbrauchten Witzes aufmerksam; aber es will nicht fruchten, sein Widerstand macht das Uebel ärger. Da fährt ein Jüngling hoch auf, bisher der lustigste und muthwilligste von Allen, und tritt hervor und erhebt mit Macht die junge Heldenstimme, so teufelsmäßigen Spott — denn so nannte er diesen Witz — zu rügen und niederzuschlagen. Das war — Goethe.

Seitdem war diesem Unwesen ein Damm entgegengesetzt, an dem sich noch oft die Wehen brachen, das Band der Brüderschaft und Freundschaft aber war zwischen beiden jungen Männern geschlossen. „Schade," sagte Stilling, „daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen."

— Goethe. Stilling erhielt einst die Nachricht von der gefährlichen Krankheit seiner Geliebten; er eilt trostlos zu Goethe. Zu wem sollte er sonst seine Zuflucht nehmen? Da gehen dem Freunde die Augen über. „Du armer Stilling!" Nun sehen wir ihn eiligst Stilling's Felleisen packen, dann läuft er spornstreichs durch die Straßen, holt Lebensmittel zur Reise, schafft Alles in's Postschiff; hier nimmt er unter Thränen Abschied von seinem treuen Stilling. Nach langer Abwesenheit kommt Stilling zurück. Sein erster Gang ist zu Goethe. Der fährt hoch auf und fällt ihm um den Hals.— „Aber was macht Dein Mädchen?" — „Nicht mehr Mädchen„ ist die Antwort, „meine Frau." Das wahr Goethe eben recht. „Das hast Du gut gemacht, Du excellenter Junge!„

— Goethe. Nachdem Goethe und Stilling einen ewigen Freundschaftsbund geschlossen hatten, vergingen viele Jahre; Stilling ließ sich als practischer Arzt in Schönenthal (Elberfeld) nieder. Eines Morgens früh wird er in den Gasthof gerufen; man führt ihn in das Schlafzimmer des Fremden; der nach ihm verlangt hat. Der Kranke liegt im Bette, den Kopf mit Tüchern verhüllt, den Hals mit einen dicken Tuche verbunden; er streckt die Hand aus dem Bette und ruft mit dumpfer, schwacher Stimme: „Herr Doctor, fühlen Sie doch nach dem Puls, ich bin gar krank und schwach." Stilling findet den Puls regelrecht und gesund. Das erklärt er auch, aber kaum hat er's gesagt, da hängt ihm Goethe am Halse. — Nun folgten die schönsten Tage.

— Goethe. Stilling hatte seine Jugendgeschichte niedergeschrieben, Goethe nimmt das Heft mit. Es verstrich darüber einige Zeit. Wer

weiß nicht, wie kümmerlich es dem armen Stilling in der ersten Hälfte seiner Laufbahn ging? Nahrungssorgen drückten ihn allzuschwer. Er sollte den Miethzins auf ein ganzes Jahr bezahlen, 70 Thaler, und er hatte keinen Heller dazu. Da ging ihm das Wasser an die Seele. Oft lief er auf sein Schlafzimmer, fiel auf sein Angesicht, weinte und flehte zu Gott um Hilfe. Und wenn ihn sein Beruf fortrief, da nahm Christine seine Stelle ein, die weinte und betete laut mit einer Inbrunst, daß es einen Stein hätte bewegen sollen, allein es zeigte sich keine Hilfe. Endlich kam der Freitag, wo die Zahlung erfolgen mußte; es war der letzte Termin. Die beiden Eheleute beten und arbeiten den ganzen Morgen; die stechende Herzensangst treibt ohne Unterlaß feurige Seufzer hervor. Um 10 Uhr kommt der Briefträger mit einem — beschwerten Briefe. Stilling nimmt ihn, es war — Goethe's Hand, seitwärts steht: „mit 115 Thalern Gold." Der Arme staunt, — so viel Geld! — Er erbricht den Brief, liest und findet, daß Freund Goethe ohne sein Wissen und Bemühen die mitgenommene Handschrift unter dem Titel: „Stilling's Jugend," hat drucken lassen. Nun schickt er ihm das Honorar von Weimar, seinem neuen Aufenthaltsorte.

Solches kam dem armen Stilling, so schreibt er selbst, in seiner höchsten Noth von einem sogenannten Freigeiste, von einem Weltmenschen, dessen Umgang und Freundschaft mit dem stillen Stilling die Frommen nicht gut heißen wollten und die Welt eben so wenig begreifen konnte. Aber Stilling wußte, was er an ihm hatte und er benutzte diese Gelegenheit zu wohlgemeinten Warnungen, nicht zu richten, so wie zur Anerkennung der treuen Seele dieses Weltkindes, welche ihm die Vorsehung als ein gesegnetes Werkzeug ihres heiligen Willens zugeführt habe.

— Goethe ist wie die Faustmythe, welche sich durch die Volksphantasie hindurchzieht und die Jeder auf eigenthümliche Weise erfaßte. Wie man sie bald zum Teufelsspuck verzerrt, bald als Triumph der Menschenvollendung geweiht hat, so auch Goethe's Persönlichkeit; aber nicht Einer, der ihre Bedeutung verkannte, nicht Einer, der nicht zum Studium derselben die Ahnung, daß hier wesentliches Stück deutscher Eigenthümlichkeit, die alle mit ihr gemein haben, geboten wird, mitbrächte. Was Goethe's unbedingte Verehrer aber vorzüglich in Verlegenheit gesetzt hat, ist unter andern auch sein Verhältniß zum „schönen Geschlecht." Wir glauben, man sollte billig den Streit darüber längst aufgegeben haben bei einem Dichter, der aus voller Erfahrung die Worte niederschrieb:

„Es küßt sich so lieblich die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippen der Ersten geküßt!"

Ganz besonders hat man die arme Friederike zu Sesenheim (Fräulein Brion) bedauert und Goethe's eigene scharfe Selbstanklage mit wenig Humanität gegen ihn geltend gemacht. Und läßt sich behaupten, daß grade diese Jugendsünde Goethe's eine reine von den levioribus et queis ignoscas peccatis war. Ein wirkliches Eheversprechen ward nicht begehrt und nicht gegeben und nur unwillkürlich strömte bei Beiden der Mund von Demjenigen über, weß das Herz voll war. Goethe, wenn er es auch im ersten Liebesrausch sich nicht vergegenwärtigen mochte, wußte doch recht gut, daß an des stolzen und förmlichen Vaters Einwilligung zu einer solchen Verbindung nie zu denken sei, und der bloße Versuch sie zu erhalten, ihn nur schroffer und mürrischer gegen des Dichters vielgeliebte Mutter und Schwester, die ihre liebe Noth mit dem Alten hatten, machen würde. Während Goethe's Aufenthalt in Straßburg 1770 sandte er von da aus an Friederike nachstehendes Gedicht, das man erst nach seinem Tode unter seinem Nachlasse fand, und die „Blätter für literarische Unterhaltung" von 1848 haben das Verdienst, dies Gedicht zuerst der Oeffentlichkeit übergeben zu haben; es lautet:

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Stekel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.

O liebste Fried'rike!
Dürft' ich zu Dir zurück!
In einem Deiner Blicke
Ist Sonnenschein, ist Glück!

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei Deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.

Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb', wie Dein Gesicht;
Sie seh'n die Sonne nimmer,
Und ich Fried'riken nicht.

Bald geh' ich in die Reben,
Und herbste Trauben ein;
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.

Doch in der öden Laube
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie, was gäb' sie mir?*)

— Goethe. Aus vorgefundenen Briefen erweist sich, daß Goethe in Wetzlar seine Lotte kennen lernte, die er uns mit allen jungfräulichen Reizen im „Werther" vorführt. Das Nähere darüber aus zuverlässiger Quelle möge hier folgen. Lotte war an einen jungen würdigen Mann verlobt, der damals beim Reichskammergericht angestellt, sich mit ihr verband und, bald nach Hannover versetzt, in langjähriger und glücklicher Ehe mit ihr lebte. Es war im Hause des Amtmanns, wo Goethe Lotte kennen lernte und, nachdem sie bereits einem Andern angehörte, jene warme Liebe zu ihm faßte. Man wußte nun wohl, daß die Documente über das Verhältniß Goethe's zu Lotten in jenen Briefen existirten, aber man hat doch bis heute noch keine klare Kenntniß von dem wahren Verhältnisse. Man weiß nicht sicher, was im „Werther" selbst erlebt ist und was der Dichter fingirte. Als ich die Briefe vorlesen hörte, war ich erstaunt, nicht nur den Inhalt der ersten im „Werther" bis auf kleine Specialitäten wieder zu finden, sondern sogar einen Theil der Briefe und ganze Briefstellen wörtlich in den Roman übergegangen zu sehen. Die Mehrzahl der Mittheilungen stammt aus den Jahren 1772 und 1773. Der erste Brief aus Frankfurt meldet dem Brautpaare Goethe's freiwillige Entfernung aus ihrer Nähe. Er hatte eingesehen, daß es für ihn unmöglich war, in Lotten's nächster Umgebung ohne Gefahr für sich und ohne Anstoß Dritter zu verweilen. Und diese klar bewußte That machte eben ein weiteres Verhältniß möglich, das sich in der Folge der Briefe auf das Schönste und Reinste darstellt. Hier ist die glühende, offen bekannte Liebe mit voller Freiheit gegen den Mann wie gegen die Braut als etwas Bekanntes besprochen. Da redet er von der Busenschleife und dem Schattenrisse Lotten's, und dies geht so fort bis zum Hochzeitstage, wo er den Brief vom 10. Februar im „Werther", irre ich nicht, fast wörtlich schreibt, und in welchem er den zweiten Platz in Lotten's Herzen in Anspruch nimmt. Nachdem das junge Paar längst in Hannover sich befindet, und als Goethe von der ersten Entbindung Lotten's hörte,

*) Von den Liedern, die ihm Friederike eingab, sind manche in seinen gesammelten Gedichten enthalten, und sind die bemerkenswerthesten „Willkommen und Abschied," „Mit einem gemalten Bande", „An die Erwählte", das köstliche „Mailied", „Erwache Friederike", und „Ein grauer trüber Morgen." Vollzählig sind dieselben zu finden im „Sesenheimer Liederbuch" und in Viehhoff's „Goethe erläutert". —

schreibt er einen gar schönen Brief, in welchem er die Hoffnung und das Verlangen ausspricht, daß der Knabe Wolfgang genannt werden möge, und daß er dann zu Gevatter stehen wolle. Er bleibt sich dabei in seiner Stellung immer gleich. Er nimmt das Verhältniß eines berechtigten Liebhabers in Anspruch, wogegen der Besitz der Geliebten dem Gemahle ungeschmälert offen zuerkannt war. Hätte ich dieses Verhältniß hier nicht in den Briefen klar vor mir gesehen, ich würde ein solches seiner Sonderbarkeit halber nicht für möglich gehalten haben. Bald darauf meldet Goethe dem Ehepaar eine Zusendung, und dieses ist ein Exemplar von „Werther's Leiden". Es war dies wirklich eine colossale Indiscretion, die um so stärker erscheint, je mehr Wirklichkeit im Romane sich vorfindet, viel mehr, als irgend ein Leser wohl vermuthet. Ich konnte mein Erstaunen nicht bergen, als ich die betreffenden Briefe vorlesen hörte. In Albert war überdies der Mann Lotten's, der Freund Goethe's, in einer Weise behandelt, die verletzen mußte. Die Vorwürfe aber, welche ihm die Betroffenen machen, will Goethe gar nicht anerkennen; sie machten keinen Eindruck auf ihn und änderten nichts in seiner Stellung zu den von ihm preisgegebenen Menschen. Auch gelang es ihm, den Sturm zu beschwichtigen und mit dem Ehepaare in freundlichem Vernehmen zu bleiben. Er wechselt mit ihm Briefe bis in die achtziger Jahre, wo sie sparsamer werden und sich dann verlieren. Diese sämmtlichen Briefe Goethe's sind im Geiste jener Frische und natürlichen Herzlichkeit geschrieben, mit welcher er in „Götz" und „Werther" die deutsche Nation entzückte und aus dem deutschen Parnaß alle die Zöpfe herauspeitschte. Leider kann sich der Besitzer dieser Briefe noch nicht entschließen, sie zu veröffentlichen, weil er glaubt, es sei dem kindlichen Andenken an die Mutter nicht gemäß. Mit Recht aber setzt der Berichterstatter hinzu: „Ich könnte mir kein schöneres Denkmal einer Mutter vorstellen, als diese Gesinnungen eines der größten Männer der deutschen Nation einer so rein weiblichen, edlen und keuschen Frau dargebracht, dieses Bekenntniß einer Neigung, in welcher eine solche Beschränkung und Freiheit zugleich lag, ohne die Goethe's und Lotten's Stellung zum Gemahle, wie sie uns vorliegt, nicht möglich gewesen wäre." „Goethe und Werther", das erst in neuester Zeit erschienene Werk, welches Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, enthält und mit erläuternden Documenten, von A. Kestner (ein Enkel Lotten's) herausgegeben wurde, bietet den hier berührten Briefwechsel dar.

— Goethe. Bald nach Goethe's Ankunft in Weimar hatte seine Vorliebe für die Bühne die Veranlassung zu Errichtung eines Liebhabertheaters gegeben. Der Hof bestritt dabei alle Kosten, Beleuchtung, Garde-

robe u. s. w. Wem man nur irgend einiges Geschick zum Spielen, Singen und Tanzen zutraute, der wurde Mitglied des Vereins, und da das Spiel keine Kosten machte, so fiel damit ein nicht unbedeutender Beweggrund, sich zurückzuziehen, weg. Rollenstreitigkeiten kamen nur selten vor, weil zu den besten Rollen bestimmte Subjecte da waren und Goethe übrigens monarchisch verfuhr. — Nur wenn Goethe die Liebhaberrolle übernahm, wurden allerlei Minen angelegt, neben ihm die Liebhaberin zu spielen. War es eine tragische oder sogenannte Characterrolle, so fiel sie unbedenklich Fräulein Schröter zu, der Goethe in seinem Gedichte: „Miedings Tod„ — ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat. Als Goethe noch in Leipzig studirte, hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, und beide waren einander werth geworden. — Auf seine Veranlassung war Corona nach Weimar als Hoffängerin berufen und wurde zugleich Primadonna des Liebhabertheaters — Während alle ihre Bewegungen die angeborene Grazie kund gaben, fand man Goethe's Spiel bisweilen zu ungestüm und die Bewegungen etwas zu steif, wie z. B. in der Rolle des „Alcest" und in den „Mitschuldigen". Auch memorirte er selten gut; da er sich aber vortrefflich auf's Extemporiren verstand, so hatte außer dem Soufleur und gelegentlich den Mitspielenden durch Auslassung des Stichwortes Niemand darunter zu leiden. Im Humoristischen war indeß Goethe unübertrefflich, wie mehrere Rollen in des Hans Sachs Fastnachtsspielen, Hamann und der Marktschreier, im Jahrmarkt von Plundersweiler bewiesen. Fräulein Göchhausen zeichnete sich ebenfalls aus in komischen Wirthinnen, carikirten Damen u. s. w. Auch Herr von Einsiedel spielte öfters mit dem besten Erfolge komische Rollen, zuweilen sogar außerhalb des Theaters und wider Willen; wie es sich denn einmal ereignete, daß er als Zaubermohr im vollen Costüme am hellen Tage sich in's Theater verfügte, voller Verwunderung darüber, daß die Jugend, die ihn für einen Prinzen vom Libanon hielt, durch seine Erscheinung so in Bewegung gesetzt wurde. Auch dem originellen Dichter der Volksmärchen, dem kindlichem Musäus, gelangen die niedrig-komischen Rollen, wozu sein drolliges Aussehen viel beitrug, vortrefflich. Sein Heulen als Mordochai in Goethe's Puppenspiel, sein Forstmeister im Postzuge und der Wirth in Lessing's Minna von Barnhelm, waren seine Meisterstücke. — Das Ausgezeichnete dieses Theaters war die sich überall bemerkbar machende Genialität der Leistungen. In dieser Beziehung kann man jene Bühne einzig in ihrer Art nennen. Viele Darstellungen derselben griffen ihrer Zeit vor. Manche würde man noch jetzt für zu phantastisch halten. Es gab unter den Spielern viele, die des Humors Vorrechte so weit trieben, daß sie sich über allen Regelzwang hinwegsetzten. Auch gab man zuweilen Vorstellungen, von denen

nur der Plan entworfen war und der Dialog aus dem Stegreif gesprochen wurde. Manchmal kamen dabei die Spieler jedoch in eigenthümliche Verlegenheiten. So geschah es, daß ein Schauspieler sich einmal bei einer Gelegenheit gar zu breit machte und gar nicht aufhören wollte, so das er zuletzt mit Gewalt fortgeführt werden mußte, indem behauptet wurde, er sei krank geworden. Da diese Krankheit aber gar nicht im ursprünglichen Plane gelegen hatte, so mußte sie künstlich hineingewebt werden, was denn auch so glücklich geschah, daß die Zuschauer wirklich getäuscht wurden.

— Goethe. Zur selben Zeit, wo eben das Liebhaber-Theater im Schwunge war, woran Goethe nebst Corona Schröter, Bertuch, Einsiedel und Andern den lebhaftesten und thätigsten Antheil nahmen, spielte man einst „den eifersüchtigen Ehemann". Die Rolle des Liebhabers in diesem Stücke war Einsiedel zugefallen. Unglücklicher Weise aber überfiel diesen kurz vor der Aufführung eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in so kurzer Zeit nicht wieder zu besetzen, und zum großen Verdrusse aller übrigen Mitspieler stockte das Ganze. Da schlug sich, mehr beherzt und gutmüthig, als in solchen Dingen gewandt, ein sächsischer Rittmeister in's Mittel und übernahm die Rolle. Am dritten Tage kam er zum Herrn v. Einsiedel und ließ sich dieselbe überhören. Es ging leidlich, besonders wenn man dabei, wie man konnte, auf einen guten Souffleur rechnete. Als es aber zur Ausführung kam, wurde Alles anders, und der so unternehmende Rittmeister gerieth in die größte Verwirrung. Es wurde ihm so heiß vor der Stirn, als ob er vor einer Schwadron Husaren ritte und eben einhauen sollte; doch faßte er sich einigermaßen und spielte fort bis auf die Scene, wo er mit seiner Geliebten von dem eifersüchtigen Ehemann überrascht und mit dem Dolche erstochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, stockte und meckerte in Einem fort, und der eifersüchtige Ehemann, den Bertuch spielte, der schon lange mit einem Dolche hinter den Coulissen wartend dastand, konnte ihm durchaus nichts anhaben. Eben fing Jener seine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakespeare sagt, wieder von vorne an, als Bertuch plötzlich, auf Anrathen Goethe's, der die Leitung des Ganzen führte, auf die Bühne sprang und dem Leben seines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchstoß, gleichsam ex abrupto, ein Ende zu machen suchte. Wer aber nicht wollte, war der Rittmeister. Vergebens, daß ihm Bertuch zu wiederholten Malen in's Ohr raunte: „In's Teufels Namen, so fallen Sie doch!" Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern blieb kerzengrade und völlig aufrecht neben seiner Geliebten stehen, den Umstehenden, die ihm zuredeten, daß er fallen

sollte, einmal über das andre versichernd, daß sein Stichwort noch nicht gekommen sei. In dieser für Goethe ebenso sehr als für die Mitspieler peinlichen Lage faßte der Erstere einen heldenmüthigen Entschluß und rief mit donnernder Stimme hinter den Coulissen hervor: „Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihm von hinten durch den Ranzen! Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Halse schaffen! Er verdirbt uns ja das ganze Stück!" Auf diesen entscheidenden Zuruf ermannte sich auch der sonst so thätige, jetzt aber ebenfalls ganz unschlüssig gewordene Bertuch. „Stirb!" rief er nun mit schrecklicher Stimme, und führte zugleich einen so nachdrücklichen Dolchstoß in die Flanke seines Widersachers, daß derselbe, durch dieses Seiten-Manöver außer Fassung gebracht, diesmal wirklich zu Boden fiel. In diesem Augenblick erschienen auch schon vier von Goethe abgeschickte handfeste Statisten, die bestimmte Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, hinweg und bei Seite zu schaffen. Dies geschah denn auch wirklich und zur größten Freude der Zuschauer konnte das Stück nun ungehindert fortspielen.

— Goethe selbst trug sich zur Zeit, als sein Werther die größte Sensation erregte, à la Werther, und in den Aufzeichnungen von Böttícher heißt es: „Alle Welt mußte damals in Weimar im Wertherfrack gehen, in welchen sich auch der Herzog kleidete und wer sich keinen schaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wieland nahm der Herzog selbst aus, weil er zu alt zu dieser Mummerei wäre. — Diese Werther-Montirung war: Blauer englischer Frack, rothgelbe Weste und Beinkleider nebst Stulpstiefeln, wie es in dem Bänkelsängerliede heißt:

Gelb war des Todten Weste
Und blau sein Rock von Tuch.

— Goethe. Kanzler Müller erzählt Folgendes: „Ich hatte Goethe bis in's Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei der Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiserliche Cabinet kam auch noch der General-Intendant Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische, frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechszigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerspielen über, wobei Daru *) Ge-

*) Graf Pierre Daru war als Dichter und Schriftsteller bekannt.

legenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethe's dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Uebersetzung von Voltaire's „Mahomet“. „Das ist kein gutes Stück,“ sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. „Werther's Leiden“ versicherte Napoleon sieben Male gelesen zu haben. Zum Beweise seiner Kenntniß dieser Dichtung machte er sofort eine tief eindringende Analyse des Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe tadelte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, welchen die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“ Goethe fand die weitere Begründung dieses Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn später oftmals mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Aermel sofort die fein versteckte Naht entdeckt. Dem Kaiser erwiderte er, es habe ihm noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als richtig anerkennen; einem Dichter jedoch dürfte zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um die gewisse Wirkung zu erringen, die er auf einfacherem Wege nicht hervorbringen könne. Napoleon kam jetzt auf das Drama zurück und machte darüber mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Criminalrichter betrachte und die deutlich zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfand. Die Schicksals-Tragödien mißbilligte er alle höchlichst. „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört: was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“ Nach einem längern Zwischengespräch mit Daru stand er plötzlich auf, ging auf Goethe zu und fragte nach dessen Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die erhaltenen Antworten übersetzte er sich sogleich, nach seiner Weise, in entschiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B., Sie sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es von ihnen. Dort gibt es größere Welt-

anschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“ — Jedesmal, wenn Napoleon über etwas sich ausgesprochen hatte, sagte er: „Qu'en dit Monsieur Goet?“ Als nun Goethe endlich abtrat, sagte der Kaiser bedeutsam zu Berthier: „Voilà un homme!“

— Goethe. Die starren Republikaner haben es Herwegh zum Vorwurf gemacht, daß er bei seiner Zusammenkunft mit dem König von Preußen stumm und verlegen gewesen. Sie nannten es eine unverzeihliche Schwäche. Wir sind aber der Ansicht, daß jeder Deutsche beim ersten Zusammentreffen mit einem gekrönten Haupte nicht ganz frei bleiben wird von einer Befangenheit und Verlegenheit. Selbst Goethe, der doch gewiß ein Mann im besten Sinne des Wortes und an Umgang mit gekrönten Personen gewöhnt war, dabei sich selbst sehr hoch schätzte, war doch bei dem ersten Besuche des Königs Max von Bayern so verlegen und verwirrt, daß er sogar Untergeordnete im Augenblicke der Angst frug, wie man sich gegen einen König benehmen, ob man ihm bis zur Hausthüre entgegen gehen, oder ob man ihn erwarten solle. Als der König endlich eintrat, war Goethe so verwirrt, daß er ihn Anfangs bald mit Majestät, bald mit Hoheit und Durchlaucht anredete, bis endlich König Max in seiner gewöhnlichen liebenswürdigen Manier alles Ceremoniell untersagte, den Dichter auf das Sopha zog und Hand in Hand mit ihm ein lebhaftes Gespräch begann. Erst da gewann der Dichter seine Ruhe wieder.

— Goethe. Es wurde einst auf dem Landsitze der verwittweten Herzogin Amalia in Tiefurth die „Ritter des Aristophanes“ durch Wieland, der sie für sein „Athenäum“ übersetzte, vorgelesen. Es war im Spätherbst. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurth führte. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam, und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leicht bekleideten Achseln in seidene Tücher gehüllt, die diesem Fenster zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe, mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder schloß. Des Herzogs Gesicht, der indeß auf der andern Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurrückkehrte und sah, daß man so eigenmächtig seinen Befehlen zuwider gehandelt hatte. „Wer hat die Fenster, die ich zuvor geöffnet, hier wieder zugemacht?“ fragte er die Bedienten des Hauses, deren Keiner jedoch nur einen Seitenblick auf Goethe zu thun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig

schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen war, und dem oft die finstere Ironie zu Grunde lag, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „Ew. Durchlaucht haben das Recht über Leben und Tod der sämmtlichen Unterthanen. Ueber mich ergehe ihr Urtheil und Spruch!“ Der Herzog lächelte und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet.

— Goethe. Beim Wiederaufbau des durch den Brand vom 6. Mai 1774 vernichteten weimarischen Residenzschlosses im Wendepunkte des 18. und 19. Jahrhunderts, war bekanntlich Goethe, wie bei Allem, was durch Carl August Gutes und Schönes geschaffen wurde, die Seele dieses Unternehmens. Ihm wurden Risse, Pläne und Entwürfe zur Begutachtung vorgelegt. Er stand mit Architecten und Decorateurs im lebhaftesten Rapport, förderte und steigerte deren Eifer und Geist durch die ihm innewohnende reiche, schöpferische Kraft und war so sehr mit Leib und Seele bei diesem großen Werke, daß er zuweilen eigenhändig Zeichnungen für die Stuccatur-Arbeiter entwarf. Sein vertrauter Freund, Heinrich Meyer, griff für die Maler ebenso werkthätig ein, und noch sind Friesen und andere Schöpfungen seines genialen Pinsels die Bewunderung der Kenner. Goethe's Liebling unter den von Stuttgart und andern Orten herbeigerufenen Künstlern war der bereits verstorbene württembergische Baumeister Nicolaus Friedrich Thouret, ein durch und durch tüchtiger, genialer und schöpferischer Geist, ein Mann, in allen Satteln gerecht. Die edelsten und geschmackvollsten Räume des Schlosses sind nach seinen Zeichnungen ausgeführt. Schon ging der Bau seinem Ende entgegen und eben waren nach Thouret's Angabe drei Zimmer auf das Gelungenste hergestellt, als zwischen ihm und dem mit der ökonomischen Oberleitung beauftragten Geheimrath, Freiherr von Wolzogen (dem Gemahl der Agnes von Lilien und Schwager Schiller's), sich eine Controverse entwickelte. Durch den diesmal gerechten Künstlerstolz Thouret's wurde das Mißverhältniß immer bedenklicher, die Sache kam vor den Herzog, und da Herr von Wolzogen bei diesem besonders hoch in Gnaden stand, so zog Thouret den Kürzeren. Plötzlich kömmt von Carl August der Befehl, diese Zimmer wieder einzuhauen. Alle Einsichtsvollen sind darüber bestürzt und erlauben sich, dem Herzoge Gegenvorstellungen zu machen, am freimüthigsten Goethe; doch Alles umsonst. Bevor nun das Werk der Zerstörung begann, schickte Goethe, der damals schon Intendant des Hoftheaters war, heimlich den Decorationsmaler Heidloff dahin, um sie abzeichnen und als Theater-Prospecte ausführen zu lassen. Dies geschah, und länger als zwanzig Jahre ertrug Carl August im Theater ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, die getreuen Abbilder jener übereilten Vernichtungen. Thouret verließ bald darauf Weimar.

— **Als Goethe vom Kaiser Josef II. in den Adelsstand erhoben wurde, schrieb er am 4. Juni 1782 an seine Freundin, Frau von Stein folgende Worte in Bezug dessen: „Hier schickte ich Dir das Diplom, damit Du nur noch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. *)“**

— **Goethe. Einen der sonderbarsten Einfälle hatte unstreitig Göklingk, als er auf Göthe's „Götz von Berlichingen“ folgendes Gedicht machte:**

Du mein gutes Schauspiel bist
Unter allen Dramen deutscher Bühne
Was die Königin Christine
Unter allen Königinen ist. **)

— Goethe. Der große Tenor Brizzi gastirte zum erstenmale in Weimar. Bei der Generalprobe saß Papa Goethe, wie gewöhnlich, in seiner dunkeln Parterre-Loge, gerade der Bühne gegenüber, wo er selbst sich oft ein reichliches Frühstückchen gestattete, obschon alle übrigen Betheiligten klösterliche Enthaltsamkeit während der ganzen Probe übten. Mitten in einem von Brizzi's herrlichsten Recitativen ist ihm, als höre Goethe über sich auf dem Balcon Flüstern und menschliche Tritte. Sogleich ertönt sein Donnerruf: „Pollack! Pollack! herunter!“ so mächtig durch das ganze Haus, daß Brizzi erschrocken inne hält. — Athemlos erscheint Pollack: „Excellenz befehlen?“ „Volk ist auf dem Balcon, hinaus mit ihm!“ „Excellenz verzeihen gnädigst, es ist Gräfin N. und Gräfin N. N.“ „Hinaus mit dem Volk! hinaus!“ Und der arme Pollack muß beiden Gräfinen den bereits vernommenen Befehl in seiner Todesangst nochmals verkünden, mit tausend Bücklingen und leisen Entschuldigungen sie bis zur Thür begleiten. — Wohlunterrichtete behaupteten, daß dieser Auftritt jene

*) Siehe Gothe's Briefe an Frau von Stein, Band 2. Seite 209.

**) Es dürften unsere Leser im ersten Augenblicke gewiß nicht einsehen, ob das Gedichtchen Lob oder Tadel oder vielleicht beides zugleich sein soll. Allein es ist bekannt, daß der liebenswürdige, gemüthvolle Dichter Leopold Friedrich Günther von Göckingk, eine hohe Verehrung gegen das Andenken König Gustav Adolph's, der Vater der bizarren Christine, an den Tag gelegt hat, und somit muß man schließen, daß jene Aeußerung für ein Lob gelten soll. Ziehet man noch den Umstand hinzu, daß vor 70 oder 80 Jahren, wo Göckingk schrieb, weibliche Gelehrsamkeit noch mehr geschätzt und geachtet wurde, als in unseren Tagen, daß auch die großen Schwächen Christinen's wohl minder allgemein bekannt waren und Göckingk deshalb leicht zu einem günstigen Urtheil über sie bewogen werden konnte, als sie in der That verdiente.

berühmte Kabale mit dem Hunde des Aubry veranlaßt habe, indem eine der beiden adeligen Damen Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, bis es ihr gelungen, jene Darstellung zu Stande zu bringen.

— Goethe. Der bekannte Schriftsteller W. v. Döring hatte sich einst bei Goethe melden lassen. Beide saßen auf dem Sopha und jener, sehr lebhaft sprechend, war eben im besten Zuge, als Goethe ihn plötzlich mit den Worten unterbrach: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, Sie hätten das Talent, durch Ihre Persönlichkeit und Rednergabe einen Jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir dies nun nicht widerfährt, so leben Sie wohl!" Goethe stand auf und entfernte sich.

— Goethe. In dem kleinen Vorzimmer zu Goethe's Arbeitsstube, das ganz mit Mineralien-Schranken besetzt ist, stand zwischen den beiden Fenstern eine altmodische, große Pendeluhr. Diese Uhr stammt ursprünglich aus Goethe's elterlichem Hause und hat wahrscheinlich auch schon die Stunde seiner Geburt geschlagen. Bei dem Verkaufe des Nachlasses von Goethe's Vater in Frankfurt a. M. war auch diese Uhr mit versteigert, ohne daß sie besonders beachtet worden wäre. — Wie Goethe wieder in den Besitz derselben gelangte ist thatsächlich wie folgt:

Am 7. November 1825, sollte Goethe's Jubelfest — die 50. Wiederkehr des Tages, an welchem er nach Weimar gekommen, gefeiert werden. Wenige Tage vorher kommt an den Kanzler von Müller, einer der vertrautesten Freunde des Dichters, ein Kasten nebst Brief von dem Großherzoge Georg von Mecklenburg-Strelitz an, worin dieser Fürst sagt, er habe dem Wunsche nicht widerstehen können, etwas von Goethe zu besitzen, deshalb einem Frankfurter den Auftrag gegeben, irgend etwas interessantes aus der Auction von seines Vaters Hinterlassenschaft ihm zu verschaffen, und als solches habe er die beifolgende Uhr bekommen. Nun wünscht er, daß diese Uhr am Vorabend des Jubeltages vor des Dichters Schlafzimmer gestellt werde, damit sie ihn früh mit ihrem alten Klange begrüße, und ihm dann als werthes Andenken an seine Jugendzeit verbleibe. Es ward nun die Vorkehrung getroffen, daß die Uhr, nachdem Goethe sich zur Ruhe begeben, ganz geräuschlos an die Stelle, wo sie noch jetzt steht, geschafft und auf sieben Uhr gestellt wurde. Am andern Morgen wird sie aufgezogen und als die siebente Stunde voll ist, verrichtet sie ihre alte Arbeit. Goethe kaum erwacht, hört den ungewohnten und doch bekannten Klang; er ist überrascht und weiß nicht, woher der Ton kommt, er faßt nach der Klingel, der Diener erscheint. Er ruft ihm entgegen: Friedrich! Friedrich! was ist das? alle Erinnerungen meiner Jugend werden in mir wach!" — Man hätte dem

Jubelgreise an diesem Tage wohl keinen schönern Morgengruß bringen können, als durch den ehernen Mund dieser alten Jugend-Genossin!

— Als Goethe einst mit einem Freunde am Fenster stehend, W. v. Döring an seinem Fenster vorübergehen sah, äußerte er: „Es thut mir ordentlich weh, wenn ich den Menschen so frei herum laufen sehe. Man sollte ihn wieder festhalten; denn er hat eine solche Virtuosität im Gefängnißsitzen, daß er nur im Prison seinen Beruf erfüllt.

— Goethe. Kotzebue hatte das Picard'sche Lustspiel „la petite ville“ für die deutsche Bühne bearbeitet und das Stück, wie alle seine früheren Lustspiele, der Weimar'schen Bühne unentgeldlich überlassen, doch hatte die Intendanz ausnahmweise dem Bruder des Dichters einen Carolin gegeben. Goethe bemerkte aber bei dem Durchlesen des Stückes, daß der Verfasser jede Gelegenheit benutzt hatte. der neuen romantischen Schule das mit Wucher zurückzugeben, was sie an ihm verschuldet hatte, strich deshalb eine ziemliche Anzahl Stellen an und sandte das Manuscript mit der Bitte zurück, jene Stellen theils zu streichen, theils umzuändern. Kotzebue that dies; nur fünf Stellen mochte er nicht opfern und er vertheidigte sie in einem ausführlichen (noch vorhandenen) Schreiben. Vergebens; Goethe bestand auf die Beseitigung jener Stellen und Kotzebue nahm das Manuscript zurück. Damit war aber die Sache nicht abgethan. Der Dichter hätte sich zu sehr auf die Wirkung seiner Sticheleien gefreut und er hoffte in dem Zirkel, der sich in seinem Hause zu versammeln pflegte, die Personen zu finden, die seine „Kleinstädter“ auf einer Privatbühne darstellen könnten. Bald fehlte auch nur das Local und Kotzebue bewog endlich seinen Jugend- und Universitätsfreund, den Bürgermeister zu Weimar, den Saal in dem Stadthause zu bewilligen. Die Vorbereitungen wurden eifrig betrieben, aber bald fand sich ein Hinderniß, wo man es nicht erwartet hatte, denn als man zum Aufbau der Bühne schreiten wollte, nahm der Bürgermeister die Erlaubniß zur Benutzung des Saales unter dem Vorwande zurück, daß man es bedenklich finde, in dem neu erbauten, schönen Saale ein bretternes Gerüst aufschlagen zu lassen. In Weimar lebte damals ein Mann, der sich durch seine classische Grobheit bekannt gemacht hatte, aber auch das Talent besaß, selbst unmöglich Scheinendes durchzusetzen. Goethe hatte ihn bei dem Baue des herzoglichen Schlosses kennen gelernt. Dieser Mann mußte den Bürgermeister bearbeiten, daß er die bereits gegebene Erlaubniß zurücknahm und obgleich Goethe oftmals Andere für sich handeln ließ, wollen wir doch nicht behaupten, daß er die Intrigue angeregt oder nur Kenntniß davon gehabt. Auch wissen wir nicht, welche Gründe der Unterhändler geltend machte, den Bürgermeister zu vermögen, wortbrüchig

gegen seinen Freund zu werden. Zwar behauptete man damals, der Rathstitel, welcher ihm zu dieser Zeit zu Theil wurde, sei eine Belohnung für seine Willjährigkeit gewesen, aber der Mann hatte die Auszeichnung wirklich verdient. Genug, die Intrigue gelang und alle Bemühungen Kotzebue's, den Bürgermeister auf andere Gesinnungen zu bringen, blieben ohne Erfolg. Welche Erbitterung diese Nachricht unter den Freunden Kotzebue's hervorbrachte, läßt sich kaum beschreiben. Die Damen vorzüglich, welche in dem Stücke mitspielen sollten, waren untröstlich. Aber der rettende Engel blieb nicht aus. Kotzebue war der Mann nicht, der sich durch Hindernisse von einem einmal gefaßten Vorsatze so leicht abbringen ließ, und so gelang es ihm mit Hilfe seines zahlreichen Anhanges, die Genehmigung zu erhalten, das Theater in einem herzoglichen Gebäude errichten zu lassen, wo denn die „Kleinstädter" wirklich in ihrer ursprünglichen Gestalt zur Aufführung kamen. Goethe war auch eingeladen worden, erschien aber eben so wenig, als die meisten seiner Jünger; dagegen konnte ein Theil derselben der Neigung nicht widerstehen und wohnte der Vorstellung bei, die keinen Wunsch übrig ließ, und bei der namentlich die Stellen den lautesten Beifall fanden, welche Goethe hatte beseitigt sehen wollen.

— Goethe. Zu den großen Verdiensten, welche Goethe für das weimar'sche Theater hatte, gehört, daß er die Bühne nicht für die geringste Kleinigkeit profaniren ließ. So hielt er es für unverzeihliche Anomalie, einen Hund als Acteur auftreten zu lassen. Der Autor und Darsteller der unter dem Titel: „Der Hund des Aubry" bekannten Comödie kam auf seinem Zuge durch Deutschland auch nach Weimar. Goethe war Intendant des Theaters; sein Wille war der alleingeltende; er entwarf das derzeitige Repertoir; ohne seine Erlaubniß durfte das Stück nicht aufgeführt werden und an diese war nicht zu denken; der Verfasser ward nicht einmal vorgelassen. Ein mitleidiger Schauspieler rieth, die Fürsprache der Frau von H. zu erbitten. Die gutmüthige Frau bewog den Großherzog zu dem Versprechen, die Comödie solle einmal gegeben werden. Wer aber mochte das Weitere besorgen? — Goethe war von Allem längst unterrichtet und machte Woche für Woche das Repertoire; das Publikum vermißte den Hund. Die Kosten des langen Aufenthaltes wurden für den Besitzer desselben drückend und in seiner Verlegenheit wandte er sich nochmals an die Frau von H. Auf ihre Empfehlung mußte er zum Hofkammerrath Kirmes, erstem Beamten der Theater-Angelegenheiten nächst Goethe, sich verfügen, um ihn zur Beförderung des fürstlichen Willens zu bewegen; dieser aber hatte nicht Lust, das heiße Eisen anzufassen und beauftragte den Regisseur Oels, Sr. Excellenz dem

Herrn Geheimrath von Goethe anzuzeigen, daß Serenissimus die Vorstellung des „Hund des Aubry“ demnächst erwarte. — Oels besaß Goethe's besondere Zuneigung, das erleichterte ihm einigermaßen den in der That sauern Weg. Er fand seinen Gönner im Garten mit Betrachtung und Vergleichung schöner Blumen beschäftigt und ward mit dem Zurufe: „sieh da, mein lieber Oels,“ freundlich empfangen. Nach einigen gewechselten Worten wagt dieser seinen Spruch anzuheben, wird aber sogleich unterbrochen: „mein guter Oels, nur nichts vom Hund!“ — Beide gehen im Garten auf und ab; nach einigen Minuten beginnt Oels, sich entschuldigend, von Neuem. Goethe, sehr ernst und mit starker Stimme: „schweigen Sie vom Hund!“ Und wieder wird die Promenade fortgesetzt und zum dritten Male versucht Oels, sich seines Auftrags zu entledigen, verstummt aber, da ihn Goethe mit strengem Blick fixirt und darauf, ohne ein Wort zu sagen, schnell nach dem Hause geht. Hier befiehlt er, einen Koffer mit Wäsche und Kleidern zu packen und den Reisewagen bespannt zur Abfahrt nach dem Mittagsessen bereit zu halten. Darauf dictirt er seinem Secretär ein Circulair für alle Mitglieder des Theaters und der Capelle, des Inhalts: zunehmendes Alter veranlasse ihn, von heute an die Direction des Theaters niederzulegen. Dem Großherzog schrieb er confidentiell und reisete zur bestimmten Zeit nach Jena. — Der Vorfall machte außerordentliches Aufsehen. Drei Tage nur hielt der Großherzog die Ungewißheit aus, dann fuhr er nach Jena und suchte den entflohenen Freund auf; im botanischen Garten traf er ihn. Lange hielten Beide in stummer Umarmung sich fest und gingen darauf volle zwei Stunden im Garten auf und ab. Goethe begleitete den Großherzog bis an dessen Wagen, nahm herzlichen Abschied und blieb — wo er war. In Weimar durfte nun das Drama gegeben werden. Einige Monate später verheirathete sich der Kammerrath von Goethe; der Vater kam der Trauung beizuwohnen, kehrte aber am nämlichen Tage nach Jena zurück und verweilte daselbst noch längere Zeit. Viele glaubten, das innige Verhältniß der Freunde würde erkalten; aber die damals schon vierzigjährige Freundschaft zwischen Fürst und Dichter blieb ungestört bis zum Tode des Ersteren, welcher fünf Jahre vor der Auflösung des Letzteren erfolgte. *)

*) Wer von unsern lieben Lesern hat nicht gehört oder gelesen von dem Hundespiel in dem Wald bei Bondy und dem Beifall, den zu jener Zeit der Hund des d'Aubry in Paris, Wien, München, Dresden, Leipzig, Cassel ꝛc. davon getragen; doch: Nichts Neues unter der Sonne! Vergleiche, was Plutarch de solertia animalium erzählt: „Ein Beispiel von Hunde-Cultur darf ich nicht übergehen, dessen Augenzeuge ich selbst in Rom war. Ein Mime, der ein verwickeltes

— Goethe. Als Genast zu dem Range eines wirklichen Hofschauspielers vorgerückt war, wurde ihm öfters auch die Ehre zu Theil, in die Abendzirkel der Frau Geheimräthin Goethe eingeladen zu werden. Goethe selbst war dabei nicht immer anwesend, sondern ging nur ab und zu. Einstmals trat er herein und zeigte seiner Frau ein kleines Etuis mit den Worten: „Sieh, liebes Kind, was mir meine Freundin, die Geheimräthin Willemer, für eine allerliebste Neuigkeit zum Andenken übersandt hat!" Es war eine goldene Schnalle, woran seine Orden im kleinsten Format mit venetianischen Kettchen befestigt waren. Madame Lortzing, die neben der Geheimräthin saß und ein großer Liebling Goethe's war, fragte ganz unbefangen, welcher ihm der liebste von allen Orden sei. Keinem Andern wäre eine solche Dreistigkeit zu rathen gewesen, denn er liebte es gar nicht, um seine Gedanken befragt zu werden, und noch dazu in solchem difficilen Fall; aber bei ihr machte er eine Ausnahme und erwiderte: „Kleine Neugier! doch den Kindern muß man zuweilen den Willen thun" — und wies auf die Ehrenlegion. Uns dünkt, das ist sehr charakteristisch.

— Goethe. Luden, in seinem Buche „Rückblicke in mein Leben" erklärt Goethe's Schweigen bei den politischen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit — 1814 — als eine „schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl endlich habe entschließen müssen." Im genannten Jahre selbst äußerte sich Goethe in einer traulichen Herzensergießung gegen Luden selbst folgendermaßen: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen: Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unseres Wesens und Niemand vermag, sie von sich zu werfen.

---

und mit vielen Personen besetztes Stück gab, hatte dabei einen Hund, der allerhand Gesticulationen machte, die der Vorstellung entsprachen; vorzüglich aber gab er eine Probe seines Talentes bei einer Vergiftung, die Schlaf und hernach den Tod bewirken sollte. Er nahm das Brod, worin ihm das Gift gegeben wurde, und nachdem er es verzehrt, stellte er sich, als ob er zittere, wanke, schwindle; endlich streckte er sich für todt aus, und ließ sich ziehen und fortschleppen, wie es der Gang des Stückes mit sich brachte. Als er dann nach dem Verlauf des Gesprochenen und Dargestellten sich seinen Zeitpunkt ersehen, begann er allmälig sich zu bewegen, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwache, und sah mit aufgerichtetem Kopfe umher, dann näherte er sich dem, dem er sollte, bezeigte seine Freude mit Liebkosungen zur großen Bewunderung aller Zuschauer, und selbst des alten Kaisers Vespasian, der zugleich mit im Theater des Marcellus anwesend war." Vergl. Rozarius de ratione brutorum ed. Ribonius. P. 104.

Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag; denn die Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, und hat eine Zukunft! Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben." *)

— Goethe hatte bekanntlich sein Bürgerrecht in Frankfurt a. M. aufgegeben, weil er die Einkommensteuer nicht bezahlen wollte. Bei einem Gastmahl auf dem Forsthause daselbst, welches später von Goethe's Verehrern zur Feier seines Namensfestes gehalten wurde: hieß es in einem Toast:

„Es sind nun bald achtzig Jahr,
Als Frankfurt noch poetisch war.

Man schloß mit dem Seufzer:

„Drum bleibt uns der Frankfurter Goethe theuer,
Bezahlt er auch keine Einkommensteuer."

— Goethe. Höchst originell war die Art und Weise, wie Goethe einst an eine Hofdame, dem Fräulein von G., Rache nahm, einem sehr gebildeten, aber auch sehr boshaften Frälein, das durch allerlei Umtriebe manche gesellschaftliche Intriguen veranlaßte. Der weimarische Hof befand sich auf einem Sommersitz und war ziemlich eng logirt. Fräulein von G. wohnte in einem Privathause. Dahin begab sich einst Goethe, als

*) Die Dichter sind Propheten, und daß Goethe ein wahrer Dichter war, darob zu zweifeln, hieße Göttliches nicht anerkennen; darum wird auch Goethe's Wort über die „große Bestimmung des deutschen Volkes" eine prophezeite Wahrheit sein.

jene Dame der Dienst bei der Herzogin Amalie festhielt, nahm einen Maurer mit, ließ die Thür des Zimmers ausheben und dergestalt vermauern und überstreichen, daß das Ganze nur eine Wand zu sein schien. Er entfernte sich hierauf. Es war schon spät in der Nacht, als Fräulein von G. nach Hause kam. Sie fand wie gewöhnlich unten ein brennendes Licht und eilte nach ihrem Zimmer. Oben an der Treppe erlosch durch einen Zugwind das Licht. Zu stolz, selbst hinunter zu gehen und ihren Wirthsleuten ein gutes Wort zu geben, beschloß sie, im Dunkeln nach ihrem Zimmer zu tappen und im Nothfall ihre Kammerjungfer, die sie eingeschlafen wähnte, hinunter zu senden. Diese war aber durch jenes Manöver eingemauert. Vor ihrem Zimmer angelangt, suchte Fräulein von G., mit den Händen an den Wänden herumtastend, vergebens ihre Zimmerthür. Schreien und Lärmen half nichts. Es kam Niemand. Mehrere Stunden brachte sie zu, die Thür zu suchen, und nichts von dem Schalksstreiche ahnend, verlor sie fast darüber den Verstand. Die mitleidigen Wirthsleute kamen endlich mit Licht, und nun klärte sich die Sache auf. Maurer waren in der Nacht nicht zu finden und da die Kammerjungfer hinter der Mauer ruhig fortschlief und vielleicht absichtlich nicht zu ermuntern war, so mußte die verzweifelnde Hofdame sich endlich entschließen, in vollem Putz des Gallatags auf einem Sessel den Anbruch des Morgens zu erwarten, wo endlich Rath geschafft werden konnte.

— Als sich Goethe in früheren Jahren in einem Badeorte aufhielt, wo er, von vielen Familien geehrt und geliebt, ein reges geistiges Leben bei ihnen zu entzünden und genußreiche Stunden zu bereiten wußte, übersandte er einem jungen liebenswürdigen Mädchen, welches er oft vor Anderen auszeichnete, zur Walpurgisnacht ein rothes Marokinkästchen mit einem kleinen Besen, einer Ofengabel, zwei Aepfeln und einigen Pfeffernüssen. Dabei lag ein kurzes, flüchtig hingeschriebenes Gedicht, welches wir wörtlich mittheilen:

„Damit Du kannst in künft'ger Nacht
Mit auf den Brocken reisen,
Woselbst man Hexenkünste macht
Und tanzt in frohen Kreisen,
Schick' ich zu dieser Reise hier
Die nöth'ge Equipage Dir;
Reis' glücklich, kleine Hexe!

Hier schick' ich Dir zugleich etwas zu schnabuliren,
Weil man dergleichen dort nicht pflegt zu präsentiren;
Dort wird von keinem Mann, von keinem Junggesellen
Dir etwas vorgestellt, wie hier auf unsern Bällen.

Es sind zwei Aepfelchen mit ein Paar Pfeffernüssen,
So, kleine Hexe, Dir ich lege jetzt zu Füßen;
Verschmähe diese nicht, nimm sie mit auf die Reise,
Hätt' ich just mehr, ich gäb's, so wahr ich Goethe heiße!"

Der Angabe nach machte Goethe diesen Scherz, als er sich eben emsig mit dem „Faust" beschäftigte.

— Goethe. Ein junger Mann, den Goethe bei Manchem was Metrik und Poesie überhaupt betraf, wohl mitunter zu Rathe zu ziehen pflegte, sagte einst zu Goethe: „In Ihrem Gedicht: „Hermann und Dorothea" hab' ich einen Hexameter gefunden, der einen Fuß zu viel hat." — „Lassen Sie sehen," erwiderte Goethe; „ja wahrlich! Indeß, weil die Bestie einmal da ist, so mag sie ruhig bleiben."

— Goethe. Ein junger Dichter widmete einem Gliede des großherzoglich Weimarischen Hauses einige Verse, welche übertriebene Schmeicheleien enthielten. Als man Goethe's Urtheil darüber verlangte, sagte er: „Es ist viel Zucker darin; die Fürsten haben es zwar gern, wenn man ihnen Zuckerpflanzen überreicht, aber sie lassen sich nicht gern mit Zuckerhüten werfen."

— Goethe. Der Graf Anhalt sagte einst zu Goethe: „Das Haus, in welchem wir wohnen (die Erde meinend), hat uns nun doch der gelehrte Büsching bekannt gemacht." — „Ja, er ist aber auch Kastellan davon," antwortete Goethe.

— Goethe. Unter folgende Verse Goethe's aus seinem Epilog zum Essex:

Ein jeder Mensch, er sei auch, wer er mag,
Erlebt ein letztes Glück und einen letzten Tag

hatte Jemand die Verse aus Faust (2. Thl. 4. Act) als Antwort geschrieben:

Mephistopheles (ad spectatores).
Das ist für mich nichts Neues zu erfahren,
Das wußt' ich schon seit hunderttausend Jahren.

— Goethe. Es regnete ziemlich stark, als Goethe einst mit seinem Freunde, Herrn von Stein, in den Bergen bei Karlsbad herumstrich und bei seiner bekannten Neigung zur Mineralogie und Geognosie eifrig nach Steinen suchte. Der Freund, darüber ungeduldig, trieb nach Hause. Goethe zögerte indeß noch immer. „Nun," rief Stein ärgerlich, „wenn die Steine Sie so interessiren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich denn?" — „Zu den Kalksteinen, mein Bester," erwiderte Goethe gelassen, „wenn Wasser auf sie kommt, so brausen Sie auf."

— Goethe. „Wolff*) besuchte am 27. August, ich weiß nicht welchen Jahres, Goethe, und ins Zimmer tretend, sah er die Exc. ganz mürrisch auf- und abgehen, ohne Notiz von dem Eintretenden zu nehmen. In jedem der zwei Fenster stand eine Flasche alten Weines nebst einem Glase, und Göthe trank bald aus der einen, bald aus der andern, wie ihn sein Weg eben vorbeiführte. Wolff sah eine Weile erstaunt und verblüfft diesem Treiben zu, als sich Göthe plötzlich umwendete, die Arme wie gewöhnlich auf dem Rücken gekreuzt, knapp vor ihn hintrat und ihn scharf und grollend fixirend endlich sagte: „So weit kam's; trotz all' den von mir oft verbetenen Huldigungen kümmert sich doch eigentlich Niemand wirklich um mich, denn sonst wüßte man, daß ich am 28. August geboren wurde, und ich an einem solchen Tage wie der heutige gerne theilnehmende, freundliche Gesichter um mich sehe; da man mich allein läßt, so will ich doch selbst meinen Geburtstag feiern, und mich gemüthlich antrinken." — „Aber", wagte Wolff, seiner Sache selbst nicht recht gewiß, zögernd zu erwiedern, „Euer Excellenz irren sich vielleicht im Datum, denn ich glaube, es ist heute erst der 27. August!" — Wie vom Blitz gestreift richtete sich Göthe flugs empor, und sagte mit nachdenklicher, allmählig keimender Wuth: „Mein Lieber, sollte ich mich also vergebens betrunken haben?!„

— Goethe. Am 21. August 1824 wurde das großherzogliche Hoftheater zu Weimar, nach beendigten Ferien, mit der Oper „Euryanthe" wieder eröffnet. Goethe war nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder, von Allen unbemerkt, als Zuschauer gegenwärtig. — Am 28. wurde der „Freischütz" aufgeführt. Goethe, dessen Geburtstag war, erschien zum zweiten Male. In der Scene des ersten Actes, worin das Landvolk tanzt, wird der Tanz plötzlich durch einen Zug unterbrochen. Kilian erklärt den Staunenden, daß heute der 28. August sei, der Geburtstag des großen Meisters, der in der ganzen Welt gefeiert werde, dessen Lieder Allen bekannt und am liebsten gehört würden— der sie jeden Sommer besuche, und daß der Fürst diese Ueberraschung ihm zugedacht habe. Hierauf begann ein Zug von Rittern und Frauen mit vorangehender Musik. Frau von Heygendorf-Jagemann sprach dabei begeisternde Worte, worauf Herr Stromeier sang und der Chor die zwei letzten Strophen wiederholte. Man trank aus goldenen Pokalen auf das Wohlsein des Gefeierten unter Trompeten und Paukenschall; alle Zuhörer waren voll Rührung und der Beifall durchhallte das ganz gefüllte Haus.

*) Prof. O. L. B. Wolff, der zu seiner Zeit bekannte Improvisator und unseren Lesern gewiß auch durch seinen poetischen und prosaischen Hausschatz, hinreichend bekannt.

— Goethe's Nachtlied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt Du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch!

hat Goethe auf dem Kinkelhahn, einem Berge bei Ilmenau gedichtet, wo er es mit Bleiſtift am 7. September 1783 an den hölzernen Fenſterpfoſten des da oben ſtehenden herzoglichen Sommerhäuschens geſchrieben hat. Die Züge ſind ſpäter noch einmal mit Bleiſtift überzogen, und Goethe hat mit eigner Hand darunter geſchrieben: „Renov. 29. Auguſt 1813." Wahrſcheinlich befand er ſich auf einer Jagdpartie oder einem ähnlichen ländlichen Ausfluge mit ſeinem fürſtlichen Freunde hier und hat das Lied gedichtet. Die von hier aus herrliche Ausſicht auf das ſchöne Thüringerland konnte an einem Herbſtabend leicht den Gedanken des Liedes in dem Dichter hervorrufen, er bietet ſich gleichſam von ſelber; allein deſſen ohngeachtet ſcheint es uns faſt, als ſei noch eine andere Veranlaſſung dazu da geweſen, und dieſe findet man darin, daß im Innern des Dichters wohl ein Liedchen nachgeklungen, welches er kurz vorher gehört haben mochte, und das ſowohl in ſeinem allgemeinen Inhalt, wie im einzelnen Ausdruck eine gewiſſe Verwandſchaft mit unſerem Liede zeigt. Es iſt dies die folgende Strophe eines auch in der Mark heimiſchen, und wie es ſcheint, durch Deutſchland weit verbreiteten Volksliedes:

Schlaf, Kindlein, balde!
Die Vöglein fliegen im Walde,
Sie fliegen den Wald wohl auf und nieder
Und bringen dem Kindlein die Ruh' bald wieder!
Schlaf, Kindlein, ſchlaf! *)

— Goethe. Zacharias Werner war nach Weimar gekommen und es gelang ihm daſelbſt ſein Trauerſpiel „Wanda" zur Aufführung zu bringen. Goethe hatte ſich der Sache ſelber angenommen und erwies ſich überhaupt ſehr freundlich gegen den Dichter, der bekanntlich zu Goethe's glühendſten Verehrern gehörte, wenn er ihn gleich nur immer als „den großen Heiden" bezeichnete.

*) Vergleiche auch: Hoffmann's „Schleſiſche Volkslieder" Nr. 274.

Goethe, der das erfahren hatte, zürnte durchaus dem überfrommen Dichter nicht, der bereits von drei Weibern geschieden und nur im Uebrigen kein Feind irgend eines irdischen Genusses war, er hatte sogar mit seinen Wunderlichkeiten und Schwächen mehr Nachsicht, als er für gewöhnlich seinen Bekannten gegenüber zeigte. — wahrscheinlich, weil ihn Werner's Absonderlichkeiten ergötzten.

Trotzdem wurde Werner nie von Goethe zu Tische geladen wie Andere, denen er wohlwollte und daran mochte zumeist Werner's altbekannte Unreinlichkeit Schuld sein. Der Dichter, der Weihe der Kraft, der Söhne des Thales, der Wanda, gestand selber ein „ich bin schmutzig!" und führte dies sogar gegen seine dritte Frau als Grund mit an, weshalb er wünsche, daß sie sich von ihm scheiden möge.

Indessen Werner war und blieb ein bedeutender Dichter und Goethe's Freunde und Freundinnen, besonders Johanna Schoppenhauer bestürmten den Altmeister wenigstens nach der ersten Vorstellung der Wanda, Wernern die Ehre anzuthun, ihn zum Abendessen einzuladen. Goethe erwiderte nichts darauf. Am Morgen des Tages aber, für welche Wanda angesetzt wurde, schickte Goethe zur Schoppenhauer und ließ ihr sagen: Er habe Werner und noch mehrere Bekannte auf diesen Abend nach der Vorstellung zu einem Souper eingeladen und zwar in ihrem Hause, sie möge sich darauf einrichten. Die arme Johanna gerieth in keine geringe Verlegenheit, denn sie war durchaus auf kein glänzendes Abendessen, eben für diesen Abend eingerichtet, doch davon nahm Goethe keine Notiz, sondern meinte, wenn sie nichts anderes habe, genüge auch schon kalte Küche, sie möge nur für guten Wein und einen tüchtigen Punsch sorgen.

Johanna mußte sich fügen, auch war es nicht das erste Mal, daß Goethe Gäste, die er nicht in seinem Hause zu bewirthen Lust hatte, zu einem Abendessen im Hause der Johanna Schoppenhauer einlud. Johanna beschaffte also so gut sie konnte alles Nöthige, allerdings nur kalte Küche und darunter als Haupt- und Prachtstück einen wilden Schweins-Kopf.

Dieser war aber schon am letzten Sonntage auf ihrem Mittagstische erschienen und auf einer Seite bedeutend mitgenommen, um dies so gut es angehen mochte zu verbergen, bekränzte Johanna Schoppenhauer die Ränder mit einem frischen vollen Lorbeerkranz. Wanda hatte einen succes d' Estime errungen und nach der Vorstellung erschien Goethe und Werner an der Spitze der geladenen Gäste in Johanna's Wohnung.

Johanna hatte es so angeordnet, daß der mehr besagte Wildschweinskopf erst dann aufgesetzt werden sollte, wenn alles Andere bereits aufgezehrt sei

So geschah es.

Werner hatte den Ehrenplatz neben Goethe erhalten und bereits Bedeutendes im Essen und Trinken geleistet, dazwischen als ein leidenschaftlicher Schnupfer tüchtig geschnupft und sich nach seiner löblichen Gewohnheit mit dem Rockärmel den überflüssigen Tabak von der Nase gewischt.

Jetzt wird der Wildschweins-Kopf auf die Tafel gesetzt. Goethe betrachtet ihn nachdenklich und fragt — was ist denn das? „Ein Wildschweins-Kopf, antwortete die Schoppenhauer". „Und den hast Du mit Lorbeeren bekränzt? weißt Du denn nicht, daß dieser Preis heute unserem Dichter da ausschließlich gebührt?" und damit nimmt Goethe den Lorbeerkranz von dem Wildschweinernen und drückt ihn Wernern auf's Haupt — der sich glücklich, ob dieser Auszeichnung durch Goethe, fühlte.

— Goethe. A. von Maltitz erzählt: „Es war im Jahre 1828, wo ich nach einem langen Zwischenraume (seit 1813) Goethe nicht nur erblickte, sondern mich auch ihn zu besuchen ermuthigte. — In Karlsbad, in meiner Knabenzeit, erschien er mir zuerst. Noch hatte ich keine Zeile von ihm gelesen. Man wies mir mit dem Worte „Goethe" einen hohen ernsten Mann, dessen Auge gar so bestimmt umherschaute. Ich blickte ihm wie einem Wunderthäter nach, dessen Wunder mir noch unbekannt waren, aber man staunt lange, ehe man bewundert, und Knaben staunen für ihr Leben gern. Auf dem romantischen Wege zum Hammer sah ich ihn eines Tages, nicht weit von der Karlsbrücke, den Rücken gegen eine Wiese gekehrt am Rande der Straße stehen, sinnend, nachdenkend und betrachtend, während wir zu Wagen an ihm vorüberrollten. Mit den hellen Sinnen des Knabenalters habe ich ihn in dieser Stellung auf immer fest gehalten. Er mag in jenem Augenblicke mit seinem „Faust" umgegangen sein, dessen erster Theil, wenn ich nicht irre, ein Jahr später (1808) vollendet erschien. (Ein und dreißig Jahre nachher, wo ich in der Nacht zu einem Balle an den ehemaligen Freundschaftssitz eilte, verdrängte jenes Bild eine ganz rauschende Gegenwart.) In Franzensbad beobachtete ich ihn (im August 1808) eine Zeit lang, während er, an ein Fenster gelehnt, ein Gespräch pflog und sein unvergleichliches Haupt im Profil die kühnsten und erhabensten seiner Züge wies; damals kannte ich schon seine „Iphigenia" und meinte er müsse nicht anders als in Jamben sprechen. Zehn Jahre später auf der Johannisbrücke zu Karlsbad sah ich ihn eines Abends lange in die dunklen Tannenwälder hineinblicken, die über dem sogenannten sächsischen Saale sich aufrichten. Auf dieser Stelle mag er die zauberischen Zeilen an den heiligen Nepomuk, unter'm Gesange frommer Kinder, die am

Bilde des Märtyrers knieten, gedichtet haben. Seine Stimme vernahm ich erst, als ich abermals zehn Jahre später, seine Schwelle überschritten und nach einer kurzen, gedankenvollen Erwartung in seinem Empfangssaale ihn auf mich zugehen, vor mir stehen sah. Sein Haupt war ungebeugt, sein Gang fest. Die acht und siebzig Jahre hingen leicht, wie Lorbeeren in den dichten, grauen Locken. Seine Stimme, obwohl zum ersten Male von mir vernommen, überraschte mich gar nicht, sie hatte mich schon aus „Tasso" und „Iphigenia" angeredet. Er war unverändert, nur seit ich ihn zum ersten Male gesehen, hatte ich ihn gelesen. Wir waren allein. Ich befand mich der höchsten Ueberlegenheit gegenüber, der mich das Schicksal noch entgegengestellt hatte; der Sterbliche dem Unsterblichen! Es wurde immer stiller in mir; ich wäre gern bei Goethe's Gruß stehen geblieben, Worte, hätte ich gemeint, müßten das Schauen stören. Wie hatte ich mich getäuscht! Wie sehr sich meine Augen an ihn hefteten, wie sehr ich mich ergriffen fühlte, die Worte stockten mir nie weniger, als vor diesem Meister des Wortes, es war einer der seltenen Augenblicke, wo sie sich von selbst darbieten, von selbst fügen, so wenig Aufmerksamkeit und Sorgen wir ihnen auch schenken mögen. Meine Seele öffnete jedes seiner Werke und hielt es mit diesen erhabenen Zügen zusammen, die sich zu einem jeden bekannten. Man hat Goethe's Antlitz mit dem des pythischen Apollo's verglichen, nur fehlt diesem das wundersam Schöpferische des Goethe'schen Hauptes. Mein Familienname war ihm bekannt, Erinnerungen und Nachfragen leiteten das Gespräch ein. Immermann's Name bot sich dar. Das eben gedruckte „Trauerspiel in Tyrol" war mein Reisegefährte gewesen. Goethe erlaubte mir, ihm dies Werk zu senden, indem „der Name ihm alles Gute verspräche." Sein eigener „Elpenor" hatte mich ebenfalls vor Kurzem beschäftigt; ein Ausdruck meiner Bewunderung veranlaßte Goethe zu den Worten: „Auch ich habe eine Vorliebe für dieses Fragment, auf diesem Wege hätte ich fortfahren sollen, wenn ich den Deutschen hätte ein Theater schenken wollen. Aber wie der Mensch denn so Vieles anfängt und so Weniges vollendet!" Mehreres, was ich ihm von der literarischen Welt Wiens, das ich damals bewohnte, mittheilte, erregte seinen Antheil, er nannte Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Helmina von Chezy, ihrer lyrischen Gedichte wegen, mit Lob und Anerkennung. Wie verträglich ist doch das wahre Verdienst, wie wenig unterdrückend der wahre Ruhm, wie wenig einschüchternd und zurückweisend ächte Hoheit! Warum machtet ihr ihn doch zum Götzen! Mit jedem Athemzuge stieg mein Vertrauen zu dem Gegenstande meiner Bewunderung. Als ich Jahre nachher Bettina's Briefe las, wie natürlich schien es mir, daß ein Kind nach der ersten

Begrüßung auf seinem Schooße so gut wie eine Taube auf seiner Schulter entschlummern konnte! Auf seinem Gesichte, der höchsten Bedeutung voll, war nicht die Spur eines Sturmes; es war der Ausdruck, den sein erhabenster Freund in diesen Zeilen bezeichnet:

> Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
> In des Sieges hoher Sicherheit,
> Ausgestoßen sind hier alle Zeichen
> Menschlicher Bedürftigkeit.

Worte konnten mich ihm nicht näher bringen, sie wären Zudringlichkeiten gewesen, wenn sie nicht in ehrerbietiger Ferne geblieben! Ich sprach ihn von ferne, aber ich sah ihn so nahe! Die Stimme, die bei jedem edlen Genusse uns zuruft: „Nun ist es genug!" flüsterte auch mir zu: „Scheide!" Ich verneigte mich tief und ehrfurchtsvoll und verließ in einer feierlichen Stimmung das seitdem verödete Haus. Den Rest des Tages brachte ich damit zu, dem unermeßlichen Eindrucke nachzusinnen, den dieser Mann auf sein Jahrhundert verübt und die grenzenlose Wirkung zu ahnen, die er auf jedes einzelne Leben und Streben erstreckte, welches seinem Zauberkreise nahe kam Nur mit einem unerfüllten Wunsche mußte ich ihn verlassen, den: „Schiller's Namen von seinen Lippen gehört zu haben."

— Goethe und Klinger, diese beiden Heroen unserer Literatur, waren Landsleute; beide waren zu Frankfurt a. M. geboren und man kann es den Teutschen nicht genug einschärfen, beider Schriften fleißig zu lesen, um echt teutsch denken und handeln zu lernen und welche Masse von Menschenkenntniß ist in beider genialer Männer Schriften niedergelegt! Eines Morgens kam Klinger zu Goethe nach Weimar, zog ein großes Paket Manuscript aus der Tasche und fing Goethen daraus vorzulesen an. Eine Weile hörte dieser ruhig zu, endlich rief er aber vor Ungeduld aus: „was ist das für verfluchtes Zeuch, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Jetzt sprang er von seinem Stuhle auf und lief zur Thüre hinaus. Klinger ließ sich durch solche Lobreden nicht irre machen, sondern stand ganz ruhig auf, steckte sein Manuscript in die Tasche und sagte weiter nichts: „curios! dies ist nun schon der zweite, mit dem mir das heute begegnet." Dies wurde Wieland erzählt, der versicherte, in einem solchen Falle würde er schwerlich so gleichgiltig geblieben sein. Goethe, der zugegen war, nahm mit großer Gelassenheit das Wort und sagte: „ich auch nicht! aber daraus sieht man, daß Klinger durchaus zum Generale geboren ist, weil er eine so verteufelte Contenance hat."

— Goethe. Als Tieck in Weimar war, empfahl er Goethe das Stück Volpone von Ben Johnson zu lesen. Nach einiger Zeit besuchte ihn Tieck. Goethe hatte das empfohlene Drama soeben durchgelesen. Das Buch lag vor ihm. „Hören Sie, verehrter Freund," rief er ihm besten Humors entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buches schlug, „das ist ja ein ganz verfluchter Kerl! Ein wahrer Teufelskerl!" Tieck sprach seine Freude aus, daß seine Empfehlung sich bewährt habe. „Ja, das ist ein Schwerenothskerl!" fuhr Goethe mit derselben Handbewegung fort, „was hat der für Kniffe im Kopfe!" Auf die Frage Tieck's, ob er nicht noch einiges Andere lesen wolle, um ihn ganz kennen zu lernen, antwortete Goethe abwehrend: „Nein, verehrter Freund, nun ist es genug, nichts weiter. Ich kenne ihn jetzt, und das reicht hin!"

— Goethe's Gattin, eine Schwester des Bibliothekars Vulpius in Weimar, war sehr lebenslustig und wußte in sinnlichen Genüssen gar kein Maß zu halten. Sie divergirte darin völlig mit dem Dichter, der sie jedoch unwandelbar bei ihrer Sitte und ihrem Treiben verharren ließ. „Sollte man wohl glauben," sagte er einst zu einem Freunde, „daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat. Aber das gefällt mir gerade von ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war." — Erzählt wird, daß auf einer Spazierfahrt mit Goethe ein schlagähnlicher Anfall sie neben ihm im Wagen getroffen und sie leblos hingestreckt habe. Da befahl Goethe ruhig dem Kutscher umzukehren „Nun," sagte er, „die werden zu Hause einen guten Schreck bekommen wenn wir halten, und die Person hier sitzt todt im Wagen."

— Goethe. Als ein naher Verwandter von Goethe, nicht unverdienter Weise, heftig getadelt ward, sagte er: „Nun Ihr habt recht, der Kerl ist eine Bestie; aber unter den hunderttausend Bestien, die sich Menschen nennen, ist die Bestie noch immer ein Mensch." *)

— Goethe. „Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich, noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Theil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der

*) „Der Kerl ist eine Bestie!" damit meinte Goethe seinen Schwager Vulpius, der durch seinen Roman „Rinaldo und Rinaldini" besonders sich bekannt machte. Auch soll Vulpius der Verfasser der Travestie des Kotzebue'schen „Menschenhaß und Reue" sein.

ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel." So schrieb Goethe über diesen Tonheros, von Karlsbad aus, am 2. September 1811. (Siehe Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. 2. Theil.)

— Goethe. „Es wird schwer halten, daß das deutsche Publicum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar ist uns besonders hinderlich, daß auf unseren Bühnen Alles durch einander gegeben wird. An derselbigen Stelle, wo wir gestern den Hamlet sahen, sehen wir heute den Staberl; und wo uns morgen die Zauberflöte entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entsteht beim Publicum eine Confusion im Urtheil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt." — Es sind 40 Jahre her, als dies Goethe sagte (Gespräche mit Eckermann) und — in vollem Maße ist es heute noch anwendbar. —

— Goethe ein Heide? Er selbst hat sich sein Leben lang gar oft so genannt; aber schon in seinem 25. Jahre schrieb er einmal einem Freunde darüber: „ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken und daß Alles das, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist." Später sagte er: „ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse euch Alles, was Ihr Religion nennt und nennen müßt. Wenn Du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich, ich halte viel auf's Schauen." — Ich bin nun einmal Einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung sein kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu einen formlosen Gott aufdringen will." (S. 19. Cap. der Apostelgeschichte und Goethe's Spottlied „Groß ist die Diana der Epheser.") Ganz bestimmt spricht er sich 1813 in einem Briefe an Jacobi aus: „ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, als Naturforscher Pantheist und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen es nur erfassen können." — Eine entsprechende Aeußerung findet sich schon 1779, wo er sagt: „ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter,

vom verlornen Sohne, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn ja was Göttliches da sein soll — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe (in der Offenbarung). Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne.“ Gegen Lavater erklärte er geradezu: „ich bin kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidirter Nichtchrist.“ — Als Zacharias Werner ihm Einiges vorgelesen hatte, schreibt er: „es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.“ — Im Jahre 1815 schrieb ihm Jacobi: „Du hast mir öfter wiederholt, es bestehe der große, wesentliche Unterschied zwischen Dir und mir darin, daß ich ein Christ sei, du aber ein Heide, doch darf ich Dir anführen, daß Dein wahrhaft julianischer Haß gegen das Christenthum sich doch bald so weit milderte, daß wenig fehlte, Du hättest mit dem Kämmerer in der Apostelgeschichte gesprochen: was hindert, daß ich getauft werde! Du gestandest von einem gewissen Christenthume zu, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und wie ich Dein Heidenthum jenem Dir verhaßten Christenthume vorzog, so zogst Du Deinem eigenen Heidenthume das vor, was Du mein Christenthum nanntest, ohne Dir es jedoch aneignen zu können.“ — Hierher gehört auch eine Aeußerung Goethe's in hohem Alter gegen Eckermann: „Die Leute tractiren Gott als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht vielmehr als ihres Gleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Bewunderung nicht nennen mögen.“

— Goethe. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Fürsten, des Großherzogs Karl August von Weimar, der ihm länger als ein halbes Jahrhundert nur August und Mäcen und Freund im edelsten Sinne des Wortes gewesen, überraschte den Dichter bei einem Mittagsmahl, zu welchem an jenem Tage dieser und jener Unbedeutende zugezogen worden. Man zögerte, ihm die Nachricht mitzutheilen; endlich geschah es. Da sagte Goethe zu den Anwesenden: „Das ist grob. Reden wir von etwas Anderem!“

— Goethe. Einer von Goethe's Freunden in der letzten Periode seines Lebens, der verstorbene Lieder-Componist Zelter in Berlin, trug gewöhnlich eine Brille, die Goethe nie ertragen konnte. Einst saß

Zelter in Weimar bei Tische dem Dichter gerade gegenüber, der darüber so mürrisch und verstockt ward, daß es allen unbegreiflich schien, bis zufällig Zelter einen andern Sitz bekam, wodurch Goethe nicht mehr in die verhängnißvolle Brille zu schauen brauchte. Nun ward er wieder gesprächig. Jenem zu sagen: „Nehmt die Brille ab!" daran hindert ihn eine seltsame Scheu.

— Goethe. Wer nimmt nicht Antheil an jeder Nachricht, die man über solche geniale Geister erhält, wie Goethe Einer war? In frühern Jahren trank Goethe viel Wein und andere geistige Getränke, aber nach und nach wurde er in solchen Genüssen sehr mäßig. In den letzten Jahren wagte er nicht einmal seinen Lieblingswein zu kosten: dies war der Champagner, obschon seine Furcht ganz ungegründet war. Zum Frühstücke begnügte er sich blos mit einen einzigen Glase Madeira und zu Mittage trank er bei Tische eine Bouteille leichten Würzburger. Kaffee trank er blos zum Frühstücke und zwar mit Milch. Im Essen war er nicht so mäßig und nahm dabei keine besondere Rücksicht weder auf die Quantität noch auf die Qualität. Im Ganzen aß er viel und wenn er sich auch über Mangel an Eßlust beschwerte, so aß er doch oft weit mehr als viele jüngere und gesunde Leute. Besonders liebte er Fisch, Fleisch, Pasteten und Confect. Nie gab er zu, daß er einen Diätfehler begangen habe und seine Unmäßigkeit im Essen war oft Ursache, daß er an Unverdaulichkeit litt. Gab er dies ja zu, so vermied er sorgfältig jeden Druck auf den Unterleib. Einen großen Theil des Tages brachte er damit zu, daß er im Zimmer herumging, indem er dictirte, oder er beschäftigte sich mit etwas, wobei er bisweilen stehen konnte. Er behielt alle seine Geisteskräfte bis an seinen Tod, mit Ausnahme des Gedächtnisses. In den letzten Zeiten seines Lebens war er sehr unentschlossen. Er war ein Freund des Heitern und Frohen. Alles Häßliche und Düstere versetzte ihn in üble Laune. „Es beraubt meine Einbildungskraft auf lange Zeit," pflegte er zu sagen. Unangenehmen Neuigkeiten wich er auf alle Art aus. Des Nachts schlief er, besonders in spätern Jahren, von 9 Uhr des Abends bis um 5 Uhr des Morgens. Krankheit hielt er für das größte irdische Uebel. Er fürchtete sich zwar nicht vor dem Tode, aber schauerte vor einem leidensvollen Sterben. Er liebte das Leben. Körperliche Leiden sah er für die allerunerträglichsten an. Noch im Sterben rief er aus: „mehr Licht!" und dies waren die letzten Worte des größten deutschen Dichters.

— Goethe. Man hat immer die vergangene Zeit, die gute und stets auch die gegenwärtige, die schlimme genannt. Es war schon in Griechenland und Rom so, es war bei uns in der Zeit so, welche wir

jetzt die alte gute Zeit nennen. Ein Zeugniß dafür findet sich in der alten Ausgabe von Goethe's „Erwin und Elmire“ (in der neuesten nicht). Da sagt die Mutter zur Tochter: „wie ich jung war, ich weiß nicht, da war Alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor, sie lobten thöricht das Vergangene und verachteten das Gegenwärtige, weil sie kein Gefühl dafür haben, aber wahr bleibt wahr. Wie ich jung war, wußte man von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate etwas wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir durften wild sein und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbeln zu zerreißen, keine Blonden zu beschmutzen, keine Bänder zu verderben; keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihre böse Laune an uns aus und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun als sie. Es wird mir immer übel, die Kleinen in der Allee auf- und abtreiben zu sehen.. Ich dächte der größte Vorzug in der Welt wäre glücklich und zufrieden zu sein. So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte und nahmen Männer, ohne kaum etwas von einer Assemblée, von Kartenspiel und Geld zu wissen. Wir liefen in den Hauskleidern zusammen und spielten um Nüsse und Stecknadeln und waren herrlich dabei, und ehe man sich's versah, Paff! hatten wir einen Mann.. Da führten sie jetzt ihre Kinder zusammen. Sie sitzen im Kreis wie die Damen; trinken ihren Kaffee aus der Hand wie die Damen, statt daß man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; jetzt müssen sie anständig sein wie die Damen und auch Langeweile haben wie die Damen, sind aber doch Kinder von innen und werden durchaus verdorben, weil sie gleich vom Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen was sie sind.. Was Ihr jetzt für eine Figur spielen würdet, wenn Ihr auch so erzogen würdet? Die Figur, die Euere Mütter gespielt haben und deren Ihr Euch nicht zu schämen haben würdet. Glaubst Du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtschaffene Frau sein könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat ein Kind zu sein? Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häusliches Leben zu beklagen. Ich sage Dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie Einem zu eng werden und wenn eine Frau nur Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen.

— Goethe's „Clavigo“ wurde in Hamburg zum ersten Male, am 28. August 1774, aufgeführt; die Besetzung der Hauptrollen war:

So geschah es.

Werner hatte den Ehrenplatz neben Goethe erhalten und bereits Bedeutendes im Essen und Trinken geleistet, dazwischen als ein leidenschaftlicher Schnupfer tüchtig geschnupft und sich nach seiner löblichen Gewohnheit mit dem Rockärmel den überflüssigen Tabak von der Nase gewischt.

Jetzt wird der Wildschweins-Kopf auf die Tafel gesetzt. Goethe betrachtet ihn nachdenklich und fragt — was ist denn das? „Ein Wildschweins-Kopf, antwortete die Schoppenhauer". „Und den hast Du mit Lorbeeren bekränzt? weißt Du denn nicht, daß dieser Preis heute unserem Dichter da ausschließlich gebührt?" und damit nimmt Goethe den Lorbeerkranz von dem Wildschweinernen und drückt ihn Wernern auf's Haupt — der sich glücklich, ob dieser Auszeichnung durch Goethe, fühlte.

— Goethe. A. von Maltitz erzählt: „Es war im Jahre 1828, wo ich nach einem langen Zwischenraume (seit 1813) Goethe nicht nur erblickte, sondern mich auch ihn zu besuchen ermuthigte. — In Karlsbad, in meiner Knabenzeit, erschien er mir zuerst. Noch hatte ich keine Zeile von ihm gelesen. Man wies mir mit dem Worte „Goethe" einen hohen ernsten Mann, dessen Auge gar so bestimmt umherschaute. Ich blickte ihm wie einem Wunderthäter nach, dessen Wunder mir noch unbekannt waren, aber man staunt lange, ehe man bewundert, und Knaben staunen für ihr Leben gern. Auf dem romantischen Wege zum Hammer sah ich ihn eines Tages, nicht weit von der Karlsbrücke, den Rücken gegen eine Wiese gekehrt am Rande der Straße stehen, sinnend, nachdenkend und betrachtend, während wir zu Wagen an ihm vorüberrollten. Mit den hellen Sinnen des Knabenalters habe ich ihn in dieser Stellung auf immer fest gehalten. Er mag in jenem Augenblicke mit seinem „Faust" umgegangen sein, dessen erster Theil, wenn ich nicht irre, ein Jahr später (1808) vollendet erschien. (Ein und dreißig Jahre nachher, wo ich in der Nacht zu einem Balle an den ehemaligen Freundschaftssitz eilte, verdrängte jenes Bild eine ganz rauschende Gegenwart.) In Franzensbad beobachtete ich ihn (im August 1808) eine Zeit lang, während er, an ein Fenster gelehnt, ein Gespräch pflog und sein unvergleichliches Haupt im Profil die kühnsten und erhabensten seiner Züge wies; damals kannte ich schon seine „Iphigenia" und meinte er müsse nicht anders als in Jamben sprechen. Zehn Jahre später auf der Johannisbrücke zu Karlsbad sah ich ihn eines Abends lange in die dunklen Tannenwälder hineinblicken, die über dem sogenannten sächsischen Saale sich aufrichten. Auf dieser Stelle mag er die zauberischen Zeilen an den heiligen Nepomuk, unter'm Gesange frommer Kinder, die am

Bilde des Märtyrers knieten, gedichtet haben. Seine Stimme vernahm ich erst, als ich abermals zehn Jahre später, seine Schwelle überschritten und nach einer kurzen, gedankenvollen Erwartung in seinem Empfangsaale ihn auf mich zugehen, vor mir stehen sah. Sein Haupt war ungebeugt, sein Gang fest. Die acht und siebzig Jahre hingen leicht, wie Lorbeeren in den dichten, grauen Locken. Seine Stimme, obwohl zum ersten Male von mir vernommen, überraschte mich gar nicht, sie hatte mich schon aus „Tasso" und „Iphigenia" angeredet. Er war unverändert, nur seit ich ihn zum ersten Male gesehen, hatte ich ihn gelesen. Wir waren allein. Ich befand mich der höchsten Ueberlegenheit gegenüber, der mich das Schicksal noch entgegengestellt hatte; der Sterbliche dem Unsterblichen! Es wurde immer stiller in mir; ich wäre gern bei Goethe's Gruß stehen geblieben, Worte, hätte ich gemeint, müßten das Schauen stören. Wie hatte ich mich getäuscht! Wie sehr sich meine Augen an ihn hefteten, wie sehr ich mich ergriffen fühlte, die Worte stockten mir nie weniger, als vor diesem Meister des Wortes, es war einer der seltenen Augenblicke, wo sie sich von selbst darbieten, von selbst fügen, so wenig Aufmerksamkeit und Sorgen wir ihnen auch schenken mögen. Meine Seele öffnete jedes seiner Werke und hielt es mit diesen erhabenen Zügen zusammen, die sich zu einem jeden bekannten. Man hat Goethe's Antlitz mit dem des pythischen Apollo's verglichen, nur fehlt diesem das wundersam Schöpferische des Goethe'schen Hauptes. Mein Familienname war ihm bekannt, Erinnerungen und Nachfragen leiteten das Gespräch ein. Immermann's Name bot sich dar. Das eben gedruckte „Trauerspiel in Tyrol" war mein Reisegefährte gewesen. Goethe erlaubte mir, ihm dies Werk zu senden, indem „der Name ihm alles Gute verspräche." Sein eigener „Elpenor" hatte mich ebenfalls vor Kurzem beschäftigt; ein Ausdruck meiner Bewunderung veranlaßte Goethe zu den Worten: „Auch ich habe eine Vorliebe für dieses Fragment, auf diesem Wege hätte ich fortfahren sollen, wenn ich den Deutschen hätte ein Theater schenken wollen. Aber wie der Mensch denn so Vieles anfängt und so Weniges vollendet!" Mehreres, was ich ihm von der literarischen Welt Wiens, das ich damals bewohnte, mittheilte, erregte seinen Antheil, er nannte Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Helmina von Chezy, ihrer lyrischen Gedichte wegen, mit Lob und Anerkennung. Wie verträglich ist doch das wahre Verdienst, wie wenig unterdrückend der wahre Ruhm, wie wenig einschüchternd und zurückweisend ächte Hoheit! Warum machtet ihr ihn doch zum Götzen! Mit jedem Athemzuge stieg mein Vertrauen zu dem Gegenstande meiner Bewunderung. Als ich Jahre nachher Bettina's Briefe las, wie natürlich schien es mir, daß ein Kind nach der ersten

Begrüßung auf seinem Schoße so gut wie eine Taube auf seiner Schulter entschlummern konnte! Auf seinem Gesichte, der höchsten Bedeutung voll, war nicht die Spur eines Sturmes; es war der Ausdruck, den sein erhabenster Freund in diesen Zeilen bezeichnet:

Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen sind hier alle Zeichen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Worte konnten mich ihm nicht näher bringen, sie wären Zudringlichkeiten gewesen, wenn sie nicht in ehrerbietiger Ferne geblieben! Ich sprach ihn von ferne, aber ich sah ihn so nahe! Die Stimme, die bei jedem edlen Genusse uns zuruft: „Nun ist es genug!" flüsterte auch mir zu: „Scheide!" Ich verneigte mich tief und ehrfurchtsvoll und verließ in einer feierlichen Stimmung das seitdem verödete Haus. Den Rest des Tages brachte ich damit zu, dem unermeßlichen Eindrucke nachzusinnen, den dieser Mann auf sein Jahrhundert verübt und die grenzenlose Wirkung zu ahnen, die er auf jedes einzelne Leben und Streben erstreckte, welches seinem Zauberkreise nahe kam Nur mit einem unerfüllten Wunsche mußte ich ihn verlassen, den: „Schiller's Namen von seinen Lippen gehört zu haben."

— Goethe und Klinger, diese beiden Heroen unserer Literatur, waren Landsleute; beide waren zu Frankfurt a. M. geboren und man kann es den Teutschen nicht genug einschärfen, beider Schriften fleißig zu lesen, um echt teutsch denken und handeln zu lernen und welche Masse von Menschenkenntniß ist in beider genialer Männer Schriften niedergelegt! Eines Morgens kam Klinger zu Goethe nach Weimar, zog ein großes Paket Manuscript aus der Tasche und fing Goethen daraus vorzulesen an. Eine Weile hörte dieser ruhig zu, endlich rief er aber vor Ungeduld aus: „was ist das für verfluchtes Zeuch, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Jetzt sprang er von seinem Stuhle auf und lief zur Thüre hinaus. Klinger ließ sich durch solche Lobreden nicht irre machen, sondern stand ganz ruhig auf, steckte sein Manuscript in die Tasche und sagte weiter nichts: „curios! dies ist nun schon der zweite, mit dem mir das heute begegnet." Dies wurde Wieland erzählt, der versicherte, in einem solchen Falle würde er schwerlich so gleichgiltig geblieben sein. Goethe, der zugegen war, nahm mit großer Gelassenheit das Wort und sagte: „ich auch nicht! aber daraus sieht man, daß Klinger durchaus zum Generale geboren ist, weil er eine so verteufelte Contenance hat."

— Goethe. Als Tieck in Weimar war, empfahl er Goethe das Stück Volpone von Ben Johnson zu lesen. Nach einiger Zeit besuchte ihn Tieck. Goethe hatte das empfohlene Drama soeben durchgelesen. Das Buch lag vor ihm. „Hören Sie, verehrter Freund," rief er ihm besten Humors entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buches schlug, „das ist ja ein ganz verfluchter Kerl! Ein wahrer Teufelskerl!" Tieck sprach seine Freude aus, daß seine Empfehlung sich bewährt habe. „Ja, das ist ein Schwerenothskerl!" fuhr Goethe mit derselben Handbewegung fort, „was hat der für Kniffe im Kopfe!" Auf die Frage Tieck's, ob er nicht noch einiges Andere lesen wolle, um ihn ganz kennen zu lernen, antwortete Goethe abwehrend: „Nein, verehrter Freund, nun ſt es genug, nichts weiter. Ich kenne ihn jetzt, und das reicht hin!"

— Goethe's Gattin, eine Schwester des Bibliothekars Vulpius in Weimar, war sehr lebenslustig und wußte in sinnlichen Genüssen gar kein Maß zu halten. Sie divergirte darin völlig mit dem Dichter, der sie jedoch unwandelbar bei ihrer Sitte und ihrem Treiben verharren ließ. „Sollte man wohl glauben," sagte er einst zu einem Freunde, „daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat. Aber das gefällt mir gerade von ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war." — Erzählt wird, daß auf einer Spazierfahrt mit Goethe ein schlagähnlicher Anfall sie neben ihm im Wagen getroffen und sie leblos hingestreckt habe. Da befahl Goethe ruhig dem Kutscher umzukehren „Nun," sagte er, „die werden zu Hause einen guten Schreck bekommen wenn wir halten, und die Person hier sitzt todt im Wagen."

— Goethe. Als ein naher Verwandter von Goethe, nicht unverdienter Weise, heftig getadelt ward, sagte er: „Nun Ihr habt recht, der Kerl ist eine Bestie; aber unter den hunderttausend Bestien, die sich Menschen nennen, ist die Bestie noch immer ein Mensch." *)

— Goethe. „Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich, noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Theil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der

*) „Der Kerl ist eine Bestie!" damit meinte Goethe seinen Schwager Vulpius, der durch seinen Roman „Rinaldo und Rinaldini" besonders sich bekannt machte. Auch soll Vulpius der Verfasser der Travestie des Kotzebue'schen „Menschenhaß und Reue" sein.

ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel." So schrieb Goethe über diesen Tonheros, von Karlsbad aus, am 2. September 1811. (Siehe Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. 2. Theil.)

— Goethe. „Es wird schwer halten, daß das deutsche Publicum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar ist uns besonders hinderlich, daß auf unseren Bühnen Alles durch einander gegeben wird. An derselbigen Stelle, wo wir gestern den Hamlet sahen, sehen wir heute den Staberl; und wo uns morgen die Zauberflöte entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entsteht beim Publicum eine Confusion im Urtheil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt." — Es sind 40 Jahre her, als dies Goethe sagte (Gespräche mit Eckermann) und — in vollem Maße ist es heute noch anwendbar. —

— Goethe ein Heide? Er selbst hat sich sein Leben lang gar oft so genannt; aber schon in seinem 25. Jahre schrieb er einmal einem Freunde darüber: „ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken und daß Alles das, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist." Später sagte er: „ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse euch Alles, was Ihr Religion nennt und nennen müßt. Wenn Du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich, ich halte viel auf's Schauen." — Ich bin nun einmal Einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung sein kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu einen formlosen Gott aufdringen will." (S. 19. Cap. der Apostelgeschichte und Goethe's Spottlied „Groß ist die Diana der Epheser.") Ganz bestimmt spricht er sich 1813 in einem Briefe an Jacobi aus: „ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, als Naturforscher Pantheist und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen es nur erfassen können." — Eine entsprechende Aeußerung findet sich schon 1779, wo er sagt: „ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter,

vom verlornen Sohne, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn ja was Göttliches da sein soll — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe (in der Offenbarung). Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne." Gegen Lavater erklärte er geradezu: „ich bin kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidirter Nichtchrist." — Als Zacharias Werner ihm Einiges vorgelesen hatte, schreibt er: „es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist." — Im Jahre 1815 schrieb ihm Jacobi: „Du hast mir öfter wiederholt, es bestehe der große, wesentliche Unterschied zwischen Dir und mir darin, daß ich ein Christ sei, du aber ein Heide, doch darf ich Dir anführen, daß Dein wahrhaft julianischer Haß gegen das Christenthum sich doch bald so weit milderte, daß wenig fehlte, Du hättest mit dem Kämmerer in der Apostelgeschichte gesprochen: was hindert, daß ich getauft werde! Du gestandest von einem gewissen Christenthume zu, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und wie ich Dein Heidenthum jenem Dir verhaßten Christenthume vorzog, so zogst Du Deinem eigenen Heidenthume das vor, was Du mein Christenthum nanntest, ohne Dir es jedoch aneignen zu können." — Hierher gehört auch eine Aeußerung Goethe's in hohem Alter gegen Eckermann: „Die Leute tractiren Gott als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht vielmehr als ihres Gleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Bewunderung nicht nennen mögen."

— Goethe. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Fürsten, des Großherzogs Karl August von Weimar, der ihm länger als ein halbes Jahrhundert nur August und Mäcen und Freund im edelsten Sinne des Wortes gewesen, überraschte den Dichter bei einem Mittagsmahl, zu welchem an jenem Tage dieser und jener Unbedeutende zugezogen worden. Man zögerte, ihm die Nachricht mitzutheilen; endlich geschah es. Da sagte Goethe zu den Anwesenden: „Das ist groß. Reden wir von etwas Anderem!"

— Goethe. Einer von Goethe's Freunden in der letzten Periode seines Lebens, der verstorbene Lieder-Componist Zelter in Berlin, trug gewöhnlich eine Brille, die Goethe nie ertragen konnte. Einst saß

Zelter in Weimar bei Tische dem Dichter gerade gegenüber, der darüber so mürrisch und verstockt ward, daß es allen unbegreiflich schien, bis zufällig Zelter einen andern Sitz bekam, wodurch Goethe nicht mehr in die verhängnißvolle Brille zu schauen brauchte. Nun ward er wieder gesprächig. Jenem zu sagen: „Nehmt die Brille ab!“ daran hindert ihn eine seltsame Scheu.

— Goethe. Wer nimmt nicht Antheil an jeder Nachricht, die man über solche geniale Geister erhält, wie Goethe Einer war? In frühern Jahren trank Goethe viel Wein und andere geistige Getränke, aber nach und nach wurde er in solchen Genüssen sehr mäßig. In den letzten Jahren wagte er nicht einmal seinen Lieblingswein zu kosten: dies war der Champagner, obschon seine Furcht ganz ungegründet war. Zum Frühstücke begnügte er sich blos mit einen einzigen Glase Madeira und zu Mittage trank er bei Tische eine Bouteille leichten Würzburger. Kaffee trank er blos zum Frühstücke und zwar mit Milch. Im Essen war er nicht so mäßig und nahm dabei keine besondere Rücksicht weder auf die Quantität noch auf die Qualität. Im Ganzen aß er viel und wenn er sich auch über Mangel an Eßlust beschwerte, so aß er doch oft weit mehr als viele jüngere und gesunde Leute. Besonders liebte er Fisch, Fleisch, Pasteten und Confect. Nie gab er zu, daß er einen Diätfehler begangen habe und seine Unmäßigkeit im Essen war oft Ursache, daß er an Unverdaulichkeit litt. Gab er dies ja zu, so vermied er sorgfältig jeden Druck auf den Unterleib. Einen großen Theil des Tages brachte er damit zu, daß er im Zimmer herumging, indem er dictirte, oder er beschäftigte sich mit etwas, wobei er bisweilen stehen konnte. Er behielt alle seine Geisteskräfte bis an seinen Tod, mit Ausnahme des Gedächtnisses. In den letzten Zeiten seines Lebens war er sehr unentschlossen. Er war ein Freund des Heitern und Frohen. Alles Häßliche und Düstere versetzte ihn in üble Laune. „Es beraubt meine Einbildungskraft auf lange Zeit,“ pflegte er zu sagen. Unangenehmen Neuigkeiten wich er auf alle Art aus. Des Nachts schlief er, besonders in spätern Jahren, von 9 Uhr des Abends bis um 5 Uhr des Morgens. Krankheit hielt er für das größte irdische Uebel. Er fürchtete sich zwar nicht vor dem Tode, aber schauerte vor einem leidensvollen Sterben. Er liebte das Leben. Körperliche Leiden sah er für die allerunerträglichsten an. Noch im Sterben rief er aus: „mehr Licht!“ und dies waren die letzten Worte des größten deutschen Dichters.

— Goethe. Man hat immer die vergangene Zeit, die gute und stets auch die gegenwärtige, die schlimme genannt. Es war schon in Griechenland und Rom so, es war bei uns in der Zeit so, welche wir

jetzt die alte gute Zeit nennen. Ein Zeugniß dafür findet sich in der alten Ausgabe von Goethe's „Erwin und Elmire“ (in der neuesten nicht). Da sagt die Mutter zur Tochter: „wie ich jung war, ich weiß nicht, da war Alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor, sie lobten thöricht das Vergangene und verachteten das Gegenwärtige, weil sie kein Gefühl dafür haben, aber wahr bleibt wahr. Wie ich jung war, wußte man von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate etwas wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir durften wild sein und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbeln zu zerreißen, keine Blonden zu beschmutzen, keine Bänder zu verderben; keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihre böse Laune an uns aus und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun als sie. Es wird mir immer übel, die Kleinen in der Allee auf- und abtreiben zu sehen.. Ich dächte der größte Vorzug in der Welt wäre glücklich und zufrieden zu sein. So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte und nahmen Männer, ohne kaum etwas von einer Assemblée, von Kartenspiel und Geld zu wissen. Wir liefen in den Hauskleidern zusammen und spielten um Nüsse und Stecknadeln und waren herrlich dabei, und ehe man sich's versah, Paff! hatten wir einen Mann.. Da führten sie jetzt ihre Kinder zusammen. Sie sitzen im Kreis wie die Damen; trinken ihren Kaffee aus der Hand wie die Damen, statt daß man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; jetzt müssen sie anständig sein wie die Damen und auch Langeweile haben wie die Damen, sind aber doch Kinder von innen und werden durchaus verdorben, weil sie gleich vom Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen was sie sind.. Was Ihr jetzt für eine Figur spielen würdet, wenn Ihr auch so erzogen würdet? Die Figur, die Euere Mütter gespielt haben und deren Ihr Euch nicht zu schämen haben würdet. Glaubst Du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtschaffene Frau sein könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat ein Kind zu sein? Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häusliches Leben zu beklagen. Ich sage Dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie Einem zu eng werden und wenn eine Frau nur Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen.

— Goethe's „Clavigo“ wurde in Hamburg zum ersten Male, am 28. August 1774, aufgeführt; die Besetzung der Hauptrollen war:

Beaumarchais . . . . Herr Brockmann
Clavigo . . . . Herr Reinicke
Marie . . . . Mamſ. Charlotte Ackermann
Carlos . . . . Herr Schröder

— Goethe. Als der bekannte Paſtor Götze in Hamburg gegen viele Schriftſteller ſeiner Zeit, und namentlich gegen Goethe über Werther's Leiden eiferte, erſchien in Leipzig (man ſagt von einem Studenten) folgendes Epigramm:

Herr Götz laß' Er den Werther doch!
Denn er gefällt uns Allen,
Der Goethe wird zum Göttchen noch,
Und jeder Götz muß fallen.

Gall. Als Gall eines Tages den Doctor Caille beſuchte, der ein ſehr merkwürdiges aſtrologiſches Cabinet beſaß, und die in den Schränken aufgeſtellten Schädel prüfte und betaſtete, brach er in laute Freudenäußerung aus, welche ſich in dem Ausrufe Luft machte: „Ich habe einen Vatermörder gefunden!“ Gall zeigte bei dieſen Worten auf einen anonymen Schädel der Sammlung und fügte hinzu: „Sie müſſen mir ihn verkaufen; wenn Sie wollen, will ich ihn Ihnen mit Gold bedecken wie ein Gemälde Raphaels.“ Caille, der den Enthuſiasmus Gall's für phrenologiſche Wiſſenſchaft nicht theilte, erwiderte ihm ſehr kalt, daß er ihm ſehr gern ein Geſchenk damit machen wolle, daß er aber glaube, er befinde ſich im Irrthum. Dieſer Schädel hatte einem Emigranten gehört; das war Alles, was Caille wußte. Man zog nun Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Eigenthümer dieſes Schädels ein Emigrant geweſen, der während der Revolution hingerichtet worden und ſich auf dem Schaffotte als Vatermörder bekannt hatte. Man kann ſich den Triumph Gall's denken.

— Gall. In ſeinen Vorleſungen erzählte Gall mit unverwüſtlichem Ernſte, welche Beweiſe von Verſtand ſein Hund gegeben. Beſonders ſchrieb er ihm das Wortgedächtniß zu. Fox ſprach freilich nicht, aber dadurch glaubte ſich Gall nicht berechtigt, ihm die Gabe der Sprache abzuſprechen. „Ich habe in dieſer Beziehung“ erzählt Gall, „fortlaufende Betrachtungen angeſtellt. Ich habe oft abſichtlich von Gegenſtänden geſprochen, welche meinen Hund intereſſiren könnten, ohne ihn jedoch zu nennen oder ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Er bezeugte nichtsdeſtoweniger Freude oder Schmerz, je nach den Umſtänden, und zeigte in ſeinem Benehmen, daß er ſehr wohl verſtanden habe, was ihn betraf.“ Fox war ſehr unterrichtet, aber er war nicht Polyglotte. Man denke ſich daher die Verwunderung dieſer ehrlichen deutſchen Haut, als er von Wien nach

Paris kam. Anstatt seiner theuern deutschen Sprache, welche Muttersprache war, vernahm er jetzt nur barbarische und unverständliche Laute. Aber in kurzer Zeit lernte er, vermöge seines Organs und des Gedächtnisses das Französische so gut wie das Deutsche. „Ich habe mich davon überzeugt", sagt Gall, „indem ich in seiner Gegenwart Sätze in deutscher und französischer Sprache hersagte."

— Gall führte einen an ihn empfohlenen Engländer in ein Zimmer, dessen Wände mit Vogelbauern, dessen Boden mit Hunden und Katzen ꝛc. bedeckt waren. Indem Gall seinen Gast durch die Menge seiner eigenthümlichen Gesellschafter überrascht sah, sagte er: „Ihr Engländer haltet mich für einen Vogelfänger, und ich bin überzeugt, daß ihr euch wundert, daß ich meine Zeit vergeuden mag, um mit Vögeln zu schwatzen. Aber — die Vögel sind in ihrem Charakter verschieden wie Menschen, und wenn sie nur wichtiger schienen, so würden ihre Charaktere eben so gut geschildert worden sein. „Glauben Sie," setzte Gall fort, indem er auf ein Paar schöne Hunde blickte, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchten — „Glauben Sie, daß diese kleinen Bestien Stolz und Eitelkeit besitzen, wie Menschen?" — „Ja," sagte der Britte, „ich habe ihre Eitelkeit oft beobachtet." — „Wir wollen beide Gefühle sogleich hervorrufen!" sagte Gall. — Er liebkos'te nun das Junge und nahm es in seine Arme. — „Nun sehen Sie einmal den beleidigten Stolz der Mutter," sagte Gall, als sie ruhig quer durch das Zimmer nach ihrem Lager ging. „Glauben Sie, daß sie kommen werde, wenn ich sie rufe?„ — „O ja," antwortete der Britte. „Nein! gewiß nicht!" entgegnete Gall, indem er den Versuch machte und sie auf seine Hand, welche sie einen Augenblick vorher so eifrig zu lecken bemüht war, gar nicht achtete. „Sie wird den ganzen Tag mit mir nicht gut sein," sagte der Doctor. Er beschrieb noch detaillirter dem Engländer die Eigenthümlichkeiten seiner Vögel und zeigte, daß er sogar mit den Neigungen dieser Thiere sehr vertraut war. Gewiß eine bemerkenswerthe Art und Weise, wie Gall den Charakter von Thieren studirte.

— Gall's Schädellehre gehörte auch in Paris zur Tagesordnung; zu jener Zeit erzählte man sich Folgendes:

„Das Merkwürdigste bleibt immer Gall's Besuch im Irrenhause. Einer der Narren führte Gall herum und sprach fortwährend sehr verständig. Gall befühlte ihm daher den Kopf und sagte: „Hier finde ich keine Spur von Wahnsinn. Wie kamen Sie in's Tollhaus, da Sie weder das Organ der Narrheit haben, noch irgend eine närrische Handlung sprechen?" — „das will ich glauben, versetzte der Narr" — „daß

Sie an dem Kopfe, der auf meinen Schultern sitzt, kein Organ der Tollheit finden können; Sie müssen aber wissen, es ist nicht der meinige, er wurde mir nur aufgesetzt, als ich während der Revolution guillotinirt worden war."

— Gall. Im „Altonaer Anzeiger" vom Jahre 1816 liest man in Nr. 15, folgende Reflexion über den Kunstsinn daselbst:

Herr Doctor Gall, Erfinder von der Schädellehre
Kommt er zu uns nach Altona —
Kommt er uns — er findet, fürcht' ich — eine Lehre —
Organ des Kunstsinns ist nicht da. —

In der nächsten Nummer obigen Blattes erschien hierauf nachstehender Vers als Antwort:

Ja Freund! der Kunst-Sinn ist wohl da
Nur nicht — pecunia —;
Denn dieses ist in andrer Taschen,
D'rum unterlassen wir das Naschen
Und warten auf die bessern Zeiten
Dann werden wir das Spiel wohl leiten.

Ankunft des Herrn Doctor Gall in Hamburg. 1805.*)

Wie Pauken- und Trompeten-Schall,
Ertöne, Lied der Lieder,
Dem hochberühmten Doctor Gall!
Wir sahn ihn glücklich wieder.
Mit Ruhm gekrönet eilt er her,
Und Neptun's Rosse tragen
Ihn durch das sturmvolle Meer,
Gesund von Kopenhagen.
Drum jubelt Kiel und Hamburg.

Und neben Dir, Hammonia,
Steht Altona betroffen:
Denn, wenn er lies't, sind leider ja
Die Thore nicht mehr offen!!
Allein, noch blüht ein Hoffnungsstrahl
Auf ihren blassen Wangen,
Er wird, im großen Rednersaal,
Auch dorten nächstens prangen
Mit Thier- und Menschenschädeln.

*) Siehe Hamburg. Briefträger. Eine Wochenschrift für Freunde und Feinde, bearbeitet von A. F. Bonaventurus. 15. Jahrgang 1805.

Wir aber beugen unser Knie
Schon jetzt in seinem Tempel.
Die Damen sprechen spät und früh,
Den Männern zum Exempel,
Vom Zeugungssinn und Kindessinn,
Betasten sich das Köpfchen;
Und reicht der Mann den Schädel hin,
So rufen sie oft: Tröpfchen,
Was soll ich oben suchen.

Allein am meisten freuen sich
Die Herren Speculanten,
Die in der Einfalt neulich sich
Die Finger baß verbrannten.
Ihr großer Retter kommt von Kiel
Und wird von ihren Gaben,
Daß sie von Schlauheitssinn nicht viel,
Doch vielen Hochsinn haben,
Es allen recht bedeuten.

Er wird sie unserm Doctor Schuch *)
Von Herzen gern empfehlen,
Und dort, beim freundlichen Besuch,
Die Zimmer fleißig zählen.
Und an so manches Thoren Stirn
Die Tief und Höhen messen;
Hat einer dann ein leer Gehirn
So wollen wir vergessen,
Des Dümmlings dümmste Streiche.

Grabbe. Daß Grabbe der natürliche Sohn eines Prinzen war, der in der Blüthe seiner Jahre den Heldentod starb, ist vielleicht auch nur Wenigen bekannt. Grabbe war eine Art Faulconbridge, der „das Pack von Angres“ verflucht und seinen Haß gegen die Welt den Zügel schießen läßt.

— Grabbe sagte in Düsseldorf seinem Leidensgefährten, dem genialen Musiker Burgmüller: „Die Weiber waren von meiner Geburt an mein Unglück! Meine Mutter hatte mehr zu thun, als mich in den Schlaf zu wiegen und zu singen, damit ich aber hübsch ruhig schlafen möge, steckte sie mir einen süßen, mit Rum getränkten Zulp in's Maul, das half! ich schlief wie ein Murmelthier, und sie konnte ruhig ihrer Arbeit nachgehen, die Folge davon war aber: daß ich, wie ich heran-

*) Dr. Schuch, ein zu damaliger Zeit bekannter Arzt, welcher in St. Georg (Vorstadt in Hamburg) ein Institut zur Wiederherstellung Geisteskranker, errichtet hatte.

wuchs, ohne Rum und Zucker nicht leben konnte. — Wie ich mit meinem Weibe lebe weißt Du. Es gibt keine scandalösere Ehe!"

— Als Grabbe noch in Leipzig studirte, wurde er von seinen Mitstudirenden oft seines schlotternden, unsichern Ganges halber geneckt. „Es ist wahr", sagte er, „ich gehe ganz miserabel! daran sind meine kleinen Füße und das abscheuliche Straßenpflaster schuld! — Aber Ihr solltet mich nur einmal zu Pferde sehen!" und nun ging das Prahlen los, wie wundervoll er reiten könne! — Es wußten es aber Alle, daß Grabbe noch nie ein Pferd bestiegen habe. „Das ist auch gar nicht nöthig, um ein großer Reiter zu sein", behauptete er im vollsten Ernste, „ich habe die ganze Reitschule des Stallmeisters Ludwig XIV. durchgelesen und kann sie auswendig."

— Grabbe, der fest überzeugt war, er sei ein besserer Reiter als alle übrigen Studenten, entschloß sich endlich, an einem Spazierritt nach dem Kuhthurm Theil zu nehmen. Er bestieg einen alten Philister-Gaul der ihn auch wohlbedächtig und ungefährdet durch das Thor trug; auf der Chaussée angelangt, tractirte ihn der große Reiter aber dermaßen mit Sporen und Reitpeitsche, daß der alte Gaul die Geduld verlor und mit ihm ausriß. Natürlich, daß Grabbe bald den Sand küßte und jetzt hoch und theuer schwur, nie wieder eine solche dumme, boshafte Bestie zu besteigen.

— Grabbe, als Student schon, ging mit dem Gedanken um Schauspieler zu werden, wozu er nicht im Entferntesten Beruf hatte. Er hatte auch Tieck in Dresden den Antrag gemacht, zu debütiren; allein es kam nur zu einer Probe, in welcher Grabbe einen Shakespear'schen Helden mit entsetzlichem Pathos corrumpirte, und er endete, indem er als Rollenabschreiber bei Immermann starb.

— Grabbe kehrte von Düsseldorf nach Detmold zurück und besuchte daselbst allabendlich das Posthaus, welches damals zugleich ein Gasthaus war; dort setzte er sich in einen Winkel an einen Tisch, ließ sich ein Glas Rum geben und starrte, den Kopf in die Hand gestützt, Stunden lang vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen, noch auf das zu achten, was an den übrigen Gasttischen gesprochen wurde.

Oft geschah es, daß die Schauspieler, welche ebenfalls dort zusammenkamen, ihn aufforderten, sich doch mit an ihren Tisch zu setzen, dann erwiderte er grämlich: „Laßt mich in Ruhe, ich bin zu lumpig gekleidet, als daß ich unter anständigen Menschen sitzen könnte."

— Grabbe's Ehe war geradezu schrecklich. Seine Frau war jung, hübsch und nicht ohne einige sogenannte Bildung, nichtsdestoweniger aber im höchsten Grade gemein; ihre Mutter war noch gemeiner, und Grabbe

selbst, wenn er seinem unglückseligen Hange zu geistigen Getränken freien Lauf gelassen hatte, noch viel gemeiner als alle Beide. Grabbe war aber von Herzen gutmüthig wie ein Kind, und so ließ er sich denn von den beiden boshaften Weibern nach jedem Streite richtig überzeugen, daß er Unrecht gehabt habe und wenn er noch so sehr Recht gehabt hatte, Grabbe fing dann gewöhnlich an zu weinen wie ein Kind, gelobte Besserung, arbeitete mit äußerster Anstrengung und wagte es nicht, mit seinen besten Freunden zu verkehren, bis er völlig erschöpft war. Nun wurde die fertige Arbeit an seinen Buchhändler gesandt, der gerne das mäßige Honorar zahlte; dieses Honorar nahmen nun Frau und Schwiegermutter in Beschlag und Grabbe bekam zur Herzstärkung, um sofort eine neue Arbeit zu beginnen — eine Flasche stark mit Zucker versetzten Rum; natürlich unter der Bedingung, daß er mit derselben eine ganze Woche auskomme und fleißig arbeite. Grabbe leerte die Flasche auf einen Zug, um sich Courage zu verschaffen, suchte einen alten Bruder Studio auf und ließ sich in der Regel vier Wochen lang zu Hause nicht blicken; dann fing die alte Geschichte von Neuem wieder an: Zank, Versöhnung, ungeheure Arbeit und Rum mit Zucker.

— Grabbe erschien beim Hofrath Wendt, der zur Zeit als Grabbe in Leipzig Student war, daselbst docirte, und bat ihn um einen Lebensplan. Wendt erkundigte sich darnach, was ihm am meisten anziehe und reize. Grabbe schlug an seine nackte Brust, die er stets offen trug und rief mit Thränen im Auge: „Das ist ja das entsetzlichste an diesem Menschen, daß ihn nichts reizt und fesselt!“

— Grabbe. Ein Freund von ihm kam nach Detmold als er eben von Düsseldorf zurückgekehrt war. Es war Abend und dunkel auf der Straße, dennoch erkannte Grabbe den Freund sogleich und redete ihn an. Der Freund bat: „Führe mich nach dem Posthause, ich will dort logiren.“ Grabbe versetzte: „Ich will Dir das Haus zeigen, aber mit Dir hinein gehe ich nicht.“ Der Freund fragte: „Warum denn nicht? Darauf Grabbe: „Ich gehe zu lumpig gekleidet, man würde Dich auch für einen Lump halten, wenn Du mit mir kämst. Setze Dich in die Ecke am Eckfenster; ich komme nach, dann wollen wir ein Glas Punsch trinken.“ Es wurde dann freilich eine ganze Bowle daraus.

— Grabbe. Auf seinem Sterbebette sagte er zu einem Freunde von seiner Schwiegermutter: „Wenn ich nur in der Hölle noch die Freude erleben könnte, dieses Beest an einem colossalen, haarscharfgeschliffenem Rasirmesser bis in den Himmel in die Höhe klettern zu sehen!“

— Grabbe schrieb einmal in einem Anfalle guter Laune folgende Annonce:

Hört! Hört!

A. Offene Stellen.

1. Es sind noch drei Hauslehrer zu placiren, jeder mit 190 bis 290000 Thlr. Gehalt und freier Kost. Sein Logis muß er aber selbst miethen. — 2.—3. Nr. 2 ist offen: wer sie füllen will, hat die Einrückungs-Gebühren zu zahlen. — 4. Viele offene Beutel, aus denen die Thaler zu voreilig in die unterzeichnete Anstalt gelaufen. — 5. In Peking kann noch viel Rindvieh angestellt werden. — 6. Ein Schneidergesell, der einen Eisbären gut darstellen kann, ist unterzubringen. Seine Besoldung wird der Drittheil dessen sein, was für die Menagerie nicht einkommt. — 7. Böse Sieben noch immer anzubringen.

B. Gesuche.

1. Ein der alten Sprachen kundiger Hauslehrer wünscht englischer Meister zu werden. Er würde mehr auf anständige Behandlung als auf großen Gehalt sehen. — 2. Unterzeichnete und alle ähnlichen Bureaux mögen für die, welche sie nicht placiren können, den Mund halten, was wegen der vielen dazu nöthigen Finger freilich schwierig ist.

Düsseldorf, links an der Thorecke, den 22. Mai 1897.

Fürsichversorgungs-Anstalt.

— Grabbe. Als Vorwort zu dem hinterlassenen Werke Grabbe's, „die Herrmansschlacht" schrieb Eduard Duller, eine vollständige Biographie des verstorbenen Dichters, die über die meisten Dunkelheiten in Grabbe's seltsam verworrenem Leben ein hinlängliches Licht verbreitet. Dem Biographen Grabbe's standen alle Quellen zu Gebote, die Wittwe des Dichters lieferte auch dazu her, was sie besaß, und so finden die Leser dort ein Lebensbild, dem es freilich nicht an Finsterniß gebricht; aber wer sehen will, was eine Mutter ihrem Kinde werden kann, der lese diese Blätter Duller's über Grabbe, und breche dann, wenn er es noch vermag, den Stab über das wüste, trostarme Leben des verstorbenen Dichters. Man kann sagen, Grabbe trank schon Gift am Busen der Mutter; wie konnte sein Leben sich anders gestalten, als wie wir es in einzelnen Charaktenzügen in diesem unseren Buche den Lesern vorführen!

Homer.

Blind, erstorbenen Blicks! Doch gießest Du über den Erdball
Licht bis an's Ende der Zeit; helles, unsterbliches Licht!
J. R. Wyß, der ältere.

An Homer bei seinem Bildnisse.

Oft wenn ein sanfter West mir rauscht,
Und lächelnd auf den Zweigen lauscht.
So träum' ich mit ganzem Sinn
Zu Dir, Du alter Vater, hin,
Ich seh' Dich an dem Fluthenmeer,
So gut und redlich und so hehr,
Und Musen bringen Dir Gesang,
Stark wie Apollens Lautenklang.
Melodisch fliegt Dein Lied empor,
Und staunend starrt der Sängerchor;
Verewigt ruh't in Deinem Arm
Der alten grauen Helden Schwarm!
Nimm hier des heißen Dankes Gold,
Den Dir mein junger Busen zollt;
Du Heldensänger, sieh' Dein Bild
Ist, wie Dein Lied, so gut und mild.

Seume. *)

Homer.

Beigelegter Streit.

In mir lebt' er zuerst, der Vater der Poeten
Das war vordem der Zank von sieben Städten.
Der Criticus vereinigt sie:
Um den ihr zankt, der lebte nie.

Kästner. **)

Homer's Geburtsort.

Ist der Streit noch nicht entschieden,
Welche Stadt den Mäoniden
Einst an's Licht der Welt geboren?
Sieben streiten um die Stätte; —
Wie? wenn jeder Unrecht hätte,

*) Siehe dessen: sämmtliche Werke. 5. Ausg., Leipzig, J. F. Hartknoch 1853. Band 7. S. 267.

**) Sinngedichte und Einfälle, 2. Sammlung. Frankfurt und Leipzig, bei Ludwig Schellenberg 1800, S. 73.

Und wenn jede falsch geschworen?
Ja, ihr alle habt verloren,
Alle sieben, denn ich wette:
Ein gewalt'ger Geist wie er,
Vom Olymp nur kam er her.
Moritz Döring. *)

Hutten fand an einem erneuerten Stadtthor zu Rom die Jahreszahl: MCCCCLX. Er nahm eine Kohle und ergänzte die Buchstaben wie folgt: Multi Caeci Cardinales Creaverunt Caecum Leonem X. (Viele blinde Cardinäle haben den blinden Leo gewählt.)

— Hutten. Einst begegnete er auf einer Reise einem deutschen Abt, der ihm erzählte, daß er in ein Bad gehen wolle, weil er gar zu corpulent werde und alle Eßlust verloren habe. „O dafür weiß ich ein gutes Mittel," sagte Hutten. „Ich will Euch mit auf meine Burg nehmen." Es geschah. Dort schloß er den Abt in ein Gemach ein und ließ ihn einige Tage fasten. Darauf ging er zu dem Gefangenen und fragte, ob er nicht schon etwas abgenommen und einige Eßlust spüre. „O ja, recht sehr!" versetzte der Abt. Hutten ließ ihm nun ein gutes Mahl bereiten, das Jenem vortrefflich schmeckte. „Seht Ihr wohl, daß mein Mittel bewährt ist!" sprach der Ritter. „Nun ist es aber auch billig, daß Ihr mir den Arztlohn zahlt." Der Abt, um seine Freiheit wieder zu erlangen, mußte sich dazu bequemen, und zahlte Jenem die verlangten 200 Goldgulden.

— Hutten. Einst hatte Franz von Sickingen dem in Elsaß gelegenen Städtchen Schletstatt, seinem Hutten zu lieb, den die Tyrannei ihrer Priester gegen die Anhänglichkeit der lutherischen Lehre, und ihr blutiger Verfolgungsgeist verdroß, hart zugesetzt und sie für ihre Intoleranz gezüchtigt. Die Karthäuser des Orts wollten sich an Hutten für die Ungebühr rächen, und mißbrauchten sein Bildniß zu Wischen ihres — Unaussprechlichen. Aber der Hutten erfuhr dieses, erkannte Execution gegen sie und sie mußten für diesen Mißgriff 2000 Gulden A.... Steuer erlegen. Selbst der fürchterliche Weisliger, Hutten's Todfeind **), konnte sich nicht enthalten, über diesen Meisterschwank in die Faust zu lachen.

---

*) Siehe dessen: Gedichte. Dresden 1827. Bei Paul Gottlob Hilscher. Seite 228.

**) Er gab heraus: Huttenus delarvatus, d. i. wahrhafte Nachricht von dem Urheber der verschrienen Epistolarum obscurarum, Ulrich von Hutten rc, Constanz und Augsburg 1730.

Auf Ulrich von Hutten.

(Im Mai 1784.)

Dir, großer, edler, deutscher Mann
Dir tönt mein Lied zu Ehren!
Wenn diese Welt nicht hören kann,
So mag die Nachwelt hören.
Umschweben mich im Blüthenduft,
Und steig hervor aus Deiner Gruft,
Mann Gottes, den ich singe!

O Vaterland! o Vaterland,
Daß Du ihn einst verkanntest,
Und die zum Schutz geruf'ne Hand
Von Deinem Sohne wandtest;
Erröth' vor Zeit und Afterzeit!
Sein Schatten will Gerechtigkeit,
Und noch willst Du nicht hören!

Wer schwur, wie er, Tyrannen Haß,
Und donnerte sie nieder?
Wer sang, wie er ohn' Unterlaß
Der gold'nen Freiheit Lieder?
Weß Herz war jedem braven Mann
So warm, wie seines, zugethan,
Mit Lieb' und deutscher Treue?

O Wahrheit und Religion,
Ihr wart ihm innig theuer!
Kühn sprach er dummen Pfaffen Hohn,
Kühn strafte seine Leier
Des Papstes Trotz und Tyrannei
Er half uns, daß wir wieder frei,
Nicht Römersclaven wären.

Da dingte der Geschwornen Heer
Ein' Trupp' von Meuchelmördern,
Den edlen Mann zur Gottes Ehr'
Ins Todtenreich zu fördern.
Befahl im Grimm: „Nach Rom geführt,
„Den Ketzer, wie es sich gebührt,
„In Ketten und in Banden!"

Und unerschüttert blieb er stehn,
Wie Eichen, wenn in Wettern
Orkane gräßlich sie umwehn,
Und Zweig für Zweig entblättern.

Kühn stand er unter Gottes Schutz,
Kühn bot er allen Feinden Trutz
  Und rief: „Ich hab's gewaget!“ *)

Er muß sein väterliches Gut
  In fremden Händen schauen,
Und dennoch sank sein hoher Muth,
  Sank nimmer sein Vertrauen.
Er wandert aus dem Vaterland,
Stirbt unbeweint und ungekannt,
  Vertrieben, nirgend sicher. **)

Du Deutschland, ach! Du hörtest nicht
  Gekränkter Menschheit Stimme.
Er starb für Freiheit, Recht und Licht
  Du opfertest dem Grimme
Der Bösen Deinen Hutten auf
Und gönntest nach vollbrachtem Lauf
  Ihm keine Grabesstätte.

Kein Grab dem Manne, da hoher Muth
  Für Gott und Dich gestritten,
Verlassen Haus und Gold und Gut,
  Und Gram und Noth gelitten,
Der auch in seinem Elend Dich,
Bis daß sein müder Geist entwich,
  O Vaterland geliebet.

Mann Gottes, schlummre sanft und süß
  In Deiner kühlen Erde,
Und Ruhe lohn' im Paradies
  Für jegliche Beschwerde
Dem edlen Geist! — Der Tugend Hand
Gab Dir den Kranz, den 's Vaterland
  Dir ungerecht verweigert!

C. J. Wagenseil. ***)

Just Peter Daniel, erbrach nie einen Brief vor dem Essen oder beim Schlafengehen. „Gewöhnlich findet man in Briefen mehr unangenehme als erfreuliche Nachrichten,“ pflegte er zu sagen, „und wenn man sie liest, so verschafft man sich nur Stoff zur Unruhe, und dann schmeckt weder das Essen, noch genießt man einen ruhigen Schlaf.“

---

*) Jacta est alea war bekanntlich Hutten's Wahlspruch.

**) Hutten starb auf der Insel Ufnau am Zürcher See, von einem Pfarrer verpflegt und beerdigt. Eine Schreibfeder und einige Briefe seiner Freunde waren sein ganzer Nachlaß.

***) Siehe dessen: Auserlesene Gedichte. Nördlingen in der Beck'schen Buchhandlung 1819. — Seite 81.

— Huet pflegte schon zu sagen: „Die Gelehrten, die vor einigen Jahrhunderten sich auszeichneten, haben mit Rücksicht auf die wenigen Hilfsmittel, die sie besaßen, gegen diejenigen, welche den Neueren zu Gebote stehen, weit mehr Werth, als die jetzigen. Ein Gelehrter jener Zeit gleicht dem Christoph Columbus, dem Entdecker einer neuen Welt; die jetzigen Gelehrten sind Schiffern in einem kleinen Fahrzeug ähnlich, das täglich von Dover nach Calais rudert."

— Huet behauptete, daß die Geschichte abgezogen, alles was geschrieben worden ist, seitdem die Welt steht, sehr bequem in 9 oder 10 Folianten gebracht werden könne, wenn jede Sache nur einmal gesagt worden wäre.

Holberg, dessen Lustspiele noch immer bei seinen Landsleuten, den Dänen, geschätzt werden, zeigte schon als Knabe Anlage zur Satyre. Früh beider Eltern beraubt, wurde er von seiner Mutter Bruder, mit Namen Peter Lem, der auch zu seinem Vormund bestellt ward, erzogen. Eine Verwandte der Gattin seines Vormundes hatte den Knaben, seiner Meinung nach, beleidigt; er wußte sich nicht anders zu rächen, als daß er eine Satyre in Versen auf sie machte. Die Rache würde sehr unvollkommen gewesen sein, wenn er seinen dichterischen Versuch nicht auch Andern gezeigt hätte. So erfuhr denn auch die darin Angegriffene den Inhalt und führte bei dem Vormund über diesen Frevel große Beschwerde, eine exemplarische Strafe dafür verlangend. Lem ließ den Verklagten vor sich kommen. Als er erschien, eröffnete er ihm die Veranlassung dieser Vorladung mit ernster Miene und barschem Tone und verlangte das corpus. delicti, um nach Maßgabe des Inhalts die ihm bereits angedrohte Züchtigung zu bestimmen. Holberg holte das Gedicht herbei. Der Vormund, ein jovialer Mann und Freund der Dichtkunst, las es; nach und nach verwandelte sich seine finstere Miene immer mehr in eine lächelnde. Es war nun nicht weiter die Rede von der verspotteten Verwandtin seiner Gattin, sondern von dem Gedichte, als ersten Versuch in der Poesie. Lem's Vorwürfe betrafen jetzt nur die Fehler gegen Prosodie und Reim. Darüber entstand zwischen beiden ein langer kritischer Streit, der endlich nach einer Stunde mit der Warnung von Seiten des Vormundes endete: Holberg solle künftig seine Gedichte mehr feilen, ehe er sie bekannt mache. Dieser Vorfall war wohl nicht geeignet, den Hang zur Satyre bei dem lebhaften Knaben zu unterdrücken; schwerlich würde aber eine pedantische Härte diesen Keim erstickt, vielmehr dahin gewirkt haben, seiner Anlage zur Satyre nur mehr Bitterkeit zu geben.

— Als Holberg sich zu Christiansand aufhielt und daselbst mit dem Unterrichte in der französischen Sprache sein Brod erwarb, fiel es ihm

ein, die Meinung eines gewissen Schriftstellers, der die Weiber nicht unter die Menschen rechnen will, im Scherze zu behaupten. Er machte sich aber dadurch so zu seinem Nachtheile bekannt, daß eine Magd auf der Gasse mit Fingern auf ihn wies und ausrief: „Sehet, da gehet der Kerl, der uns die Thür des Paradieses zuschließen will.“

— Holberg. Um die Philosophie hatte sich Holberg nicht viel bekümmert. Er gesteht es selbst, wenn er sagt: „Ich habe gehört, daß etwas in der Welt vorhanden sei, welches man die Instrumental-Philosophie nennt, worin dem Berichte nach die Logik und Metaphysik regieren sollen, aber mit derselben habe ich niemals etwas zu schaffen gehabt. Ich bekenne aufrichtig, daß ich noch nicht weiß, wie viele Praedicamenta und Praedicabilia die Vernunftlehre zu Kriegszeiten in's Feld stellen kann, durch was für Künste und Maschinen man einen Katheder stürmen und durch was für Kanonen man den Präses von demselben herunterwerfen kann.“

— Holberg, der von Jugend auf mit der Hypochondrie geplagt war, fühlte auch alle die Abwechselungen der Neigungen und Leidenschaften, die dieser Krankheit gewöhnlich sind, nachdem die hypochondrische Feuchtigkeit bald diesen, bald jenen Ort des Körpers einnehmen. „So oft mich der Trieb zu reformiren überfällt,“ sagt er, „so halte ich es am rathsamsten, mich selbst zu reformiren; denn ich habe erfahren, daß sich dieser Eifer durch einige abführende Pillen heben läßt.“

— Holberg pflegte zu sagen: „Ein Lustspiel ohne Scherz, eine Satyre ohne Stacheln, ist einem Wagen ohne Räder ähnlich.“

— Holberg. Unter die Ursachen des Verfalles der Gelehrsamkeit rechnet Holberg unter anderen auch die durch die Censur eingeschränkte Freiheit der Gelehrten. „Das Imprimatur,“ sagt er, „das man den Büchern vorzusetzen pflegt, bedeutet eben so viel, als ob der Censor sagte: Hier ist ein Buch, welches lauter gemeine und bereits tausend Mal gesagte Dinge enthält, daß man dieselben nicht ohne Ekel und Widerwillen lesen kann. Oder: dieses Werk kann gedruckt werden, denn es sind nur solche Wahrheiten darin enthalten, welche Allen und Jedem bereits längst bekannt sind, und der Verfasser hat nur solche Meinungen darin vorgetragen, welche in unserer Republik seit undenklichen Jahren angenommen worden.“

— Holberg hat sich nie verheirathet: „Ich pflanze Bäume,“ sagte er, „um doch etwas zur Fruchtbarkeit der Erde beizutragen, und weil ich keine Kinder zeuge, so schreibe ich Bücher.“ Einst fragte ihn, da er schon ziemlich bei Jahren war, eine Matrone, ob er etwa ein Gelübde gethan habe, sich nie zu verheirathen. Holberg antwortete ihr, daß zwar kein

Gelübde, aber doch viel andere Ursachen ihn abhielten, in den Ehestand zu treten. Die Matrone, die Alles aus der Erfahrung besser wissen wollte, pries ihm hierauf die Süßigkeiten des ehelichen Lebens mit aller weiblichen Beredtsamkeit, und Holberg wandte stets die Beschwerlichkeiten desselben dagegen ein. Da er ihr nun sagen sollte, was er unter diesen Beschwerlichkeiten eigentlich verstehe, so fragte er sie, ob sie etwa des Nachts schnarche? Als sie nun zur Antwort gab, daß sie stark schnarche, so erwiderte Holberg: „Um dieser geringen Ursache willen würden wir uns trennen.„

— Holberg. „In Ansehung der Verehrung gegen die Geistlichen," sagt Holberg, „folge ich dem Beispiele einer vernünftigen Matrone welche den Prediger, als er von der Kanzel kam, mit diesen Worten anredete: „„Ich danke Ihnen für die schönen und herrlichen Ermahnungen, die Sie uns ertheilt haben; Gott gebe Ihnen Gnade, daß Sie selbst darnach leben mögen.""

— Holberg ward öfters von Kopfschmerzen geplagt und dadurch am Studiren gehindert; er pflegte daher zu sagen, daß, wenn er die Macht hätte, die Krankheiten nach seinem Gefallen auszutheilen, er die Kopfschmerzen entweder dem Frauenzimmer allein, oder solchen Leuten zutheilen würde, deren Geschäfte keine Arbeit mit dem Kopfe erfordern, „oder ich würde befehlen," setzte er hinzu, „daß sie sich allein bei abgeschmackten und elenden Scribenten aufhalten sollten, von denen wir eine so große Menge haben."

— Holberg. „Wie können Sie doch so lustige Sachen schreiben, da Sie doch so ernsthaft sind, und ein so eingezogenes Leben führen?" fragte einst ein gewisser Gelehrter Holberg, und dieser gab ihm darauf zur Antwort: „Wie können Sie doch solche ernsthafte Sachen schreiben da Sie doch einem Comödianten so ähnlich sind?"

— Holberg. „Die Beschaffenheit meines Lebens," sagt Holberg „kömmt mit meinem Geschmacke überein; in beiden bin ich von Andern unterschieden. Was Andern wohlschmeckt, das erweckt bei mir einen Ekel, und mir ist dasjenige zuträglich, was Andern schadet. Ich bin nie gesunder, als wenn ich verstopft bin, und nie munterer, als wenn ich des Nachts nicht geschlafen habe."

— Holberg. Ein gewisser General, der durch Kopenhagen reiste und Holberg gern persönlich wollte kennen lernen, schickte zu ihm und ließ ihn bitten, zu ihm zu kommen. Holberg, dem vielleicht weniger an der Bekanntschaft gelegen war, und den das Compliment verdroß, fragte den Bedienten nochmals, wer sein Herr wäre und was er von ihm verlange. „Mein Herr," antwortete der Bediente, „ist der General von ...,

und da er so viel von Ihnen gehört hat, so läßt er Sie bitten, zu ihm zu kommen.“ Holberg erwiderte hierauf ganz kurz: „Sagt Eurem Herrn, ich hätte in meinem Leben nichts von ihm gehört, und ob er nicht lieber so gut sein, und zu mir kommen wolle.“

Hume, David, befand sich, als Mitglied der Universität Edinburg, in einer sehr beschränkten Lage. Es war ihm daher sehr willkommen, als ihm noch eine Stelle mit einem Einkommen von vierzig Pfd. Sterling jährlich verliehen wurde. An dem nämlichen Tage, als ihm die Bestallung darüber eingehändigt wurde, erhielt er einen Besuch von seinem Freunde Blacklock, mehr bekannt wegen seiner Blindheit und Armuth, als wegen seines Dichtertalents.

Blacklock schüttete sein Herz über seine traurige Lage gegen Hume aus, klagte über den Verlust seines Gesichts und über sein hartes Schicksal, daß er nicht im Stande sei, für das Fortkommen seiner vielen Kinder zu sorgen, ja, daß er oft nicht wisse, wie er sie vor Hunger und Kälte schützen solle. Hume war selbst nicht im Besitz einer Guinee; das Unglück seines Freundes rührte ihn aber tief; er nahm die Bestallung aus seinem Pulte, mit den Worten: „Ich trete Dir die Stelle mit Freuden ab!“ Blacklock verstand ihn anfänglich nicht, bis ihm Hume Alles erklärte. Er weigerte sich zwar anfänglich, dies großmüthige Anerbieten anzunehmen, aber Hume bestand darauf, und bewirkte es auch, daß die Bestallung ungeändert, und statt seines Namens der seines unglücklichen Freundes eingeschrieben wurde.

— Hume. Eine alte Frau zu Edinburg hatte viel von des berühmten Hume's Unglauben reden hören; sie kam daher zu ihm, um ihn zu bekehren; sie stellte ihm die Gefahren vor, die er laufe, und wünschte herzlich, daß ihn die göttliche Gnade erleuchten möge.

Hume hörte geduldig zu, dankte ihr für ihre Besorgniß um sein Seelenheil und fragte sie, wer sie wäre?

„Ich bin die Frau eines Lichtziehers in der Nachbarschaft,“ erhielt er zur Antwort. „Nun, meine liebe Frau,“ versetzte Hume, „da Sie so ernstlich wünscht, daß ich des innern Lichtes theilhaftig werde, so bitte ich Sie, mich in Zukunft mit dem äußern Lichte zu versorgen.“ Die Frau ging äußerst vergnügt fort und von dieser Zeit an erhielt Hume von ihr seinen Bedarf an Lichtern.

— Hume. Lady Wallace war als Mädchen sehr hübsch und sehr aufgeweckt, und hatte eine Menge Verehrer. Eines Tages, als sie mit Hume in Gesellschaft war, sagte sie zu ihm: Ich bitte Sie, rathen Sie mir, was ich thun soll. Ich weiß mich vor der Menge der Anbeter nicht

zu retten. „Sagen Sie ihnen," erwiderte Hume, „Sie wären noch nicht zu den Jahren des Verstandes gekommen."

— Hume. Lady Wallace und Hume waren einander sehr zugethan. Sie fuhren eines Tages über den Frith von Kinghorn nach Leith, als ein heftiger Sturm Alles in Todesschrecken setzte. Die Lady suchte Trost bei ihrem Freunde, der mit großer Kaltblütigkeit ihr versicherte, es wäre sehr wahrscheinlich, daß sie eine Speise der Fische würden. — „Und wen, lieber Freund," fragte sie, „werden sie wohl zuerst verzehren?" — „Die Gefräßigen," erwiderte Hume, „werden unstreitig über mich herfallen, aber die Leckeren werden sich an Ihre Herrlichkeit machen."

— Hume hatte ein Einkommen von tausend Pfund Sterling, theils von Pensionen, theils durch seine gelehrten Arbeiten. Sehr häufig forderte man ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen auf, seine Geschichte von Großbritanien bis auf die letzten Zeiten fortzusetzen. Wer ihn aber darum bat, dem gab er beständig zur Antwort: „Ihr Anerbieten ist sehr verführerisch, aber ich kann vier Gründe anführen, weshalb ich nicht mehr schreibe; ich bin zu alt, zu dick, zu träge und zu reich."

Hommel, der Doctor der Rechtsgelahrtheit wurde, sagte zu einem Kaufmanne in Leipzig, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, er würde ihm doch auch ein Exemplar seiner Disputation schenken.

Hommel versprach es und hielt Wort.

Als der Kaufmann darin die vielen Allegate sah, fragte er, was die ** und †† nebst den beigesetzten Namen verschiedener Schriftsteller zu bedeuten hätten?

„Es sind Tratten," antwortete Hommel: „denn weil ich einige „Sätze für wahr annehme, an welche vielleicht mancher Leser zweifelt, so „sollte ich solche eigentlich beweisen; der Kürze wegen geb' ich Anweisungen, „und nenne diejenigen, wo er diesfalls Zahlung erhalten kann. Wenn „man aber falsch allegirt, kommen diese Anweisungen mit Protest zurück, „und als Kaufmann wissen Sie, was dann der Trassirer zu leisten hat."

Helvetius war im edelsten Worte Gatte, Vater und Freund. Er fühlte sich nie glücklicher, als im Kreise der Seinigen. Eine Dame aus der großen Welt, die ihn öfters in diesem Familienkreise zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, äußerte darüber einst sehr naiv:

„Diese Menschen sprechen die Worte: mein Freund, meine Frau, meine Kinder, ganz anders aus, als unser eins."

Howard unternahm eine Reise durch das Festland von Europa im Jahre 1785, um die Lazarethe und Quarantaine-Anstalten kennen zu lernen, nachdem er zuvor mehrere Reisen, behufs Besichtigung der Gefängnisse gemacht hatte. Er wollte mit der Untersuchung der Quaran-

taine-Anstalt zu Marseille den Anfang machen; der damalige englische Staatssecretär, Lord Caermarthen bat die französische Regierung, Howard die Untersuchung dieser Anstalt zu gestatten; dies wurde indeß nicht nur abgeschlagen, sondern Lord Caermarthen erhielt auch die Nachricht, daß Howard's persönliche Freiheit gefährdet werde, falls er den französischen Boden beträte. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, seinen Vorsatz auszuführen, und so kam er nach Marseille. Hier vertraute er sich einem protestantischen Geistlichen an, dieser suchte ihn zur Flucht zu bewegen, weil man ihm, wie schon zu Paris, in allen Richtungen nachspüre. Doch vergebens; mit Hülfe dieses Geistlichen verschafft er sich nicht nur den Eintritt in das Lazareth, sondern er wußte auch, als Franzose verkleidet, da er die französische Sprache vollkommen in seiner Gewalt hatte, selbst in das Arsenal von Toulon Einlaß zu erhalten, um dort einen Gefangenen kennen zu lernen. Dieser Gefangene war, als ein Knabe von vierzehn Jahren, auf den bloßen Verdacht eines Diebstahls, zu den Galeeren verurtheilt, und da er nachmals Protestant geworden, bereits zweiundvierzig Jahre in der Gefangenschaft.

Nachdem Howard glücklich allen Nachstellungen entgangen, dann noch eine Reise durch Italien und einen Theil Deutschlands gemacht hatte, kehrte er nach England zurück. Er hatte den unglücklichen Gefangenen in Toulon indeß nicht vergessen und ließ Nichts unversucht, bis durch die eifrige Verwendung der englischen Regierung bei der französischen, dieser Unglückliche in Freiheit gesetzt wurde.

— Howard. Bei den Reisen *), die Howard zur Untersuchung der Gefängnisse machte, kam er auch im Jahre 1782 nach Shewsbury, wo damals eine beträchtliche Anzahl holländischer Kriegsgefangener aufbewahrt wurde. Diese Gefangenen, die aus ihrem Vaterlande keine Unterstützung erhielten, befanden sich fast von allen Kleidungsstücken entblößt. Es war zwar eine Subscription eröffnet worden, um die nöthigen Schuhe, Strümpfe und dgl. für die Unglücklichen anzuschaffen, allein der Commissär, der die Aufsicht über solche führte, hatte es hartnäckig verweigert, die Austheilung dieser Geschenke zu gestatten, um die Gefangenen dadurch zu zwingen, auf englischen Schiffen Dienste zu nehmen. Sogleich trat Howard mit einer bedeutenden Summe der Subscription bei, ging dann den folgenden Morgen mit einem Befehl des Transportamts, der

*) In einem Zeitraume von noch nicht zehn Jahren hatte er einzig für seinen menschenfreundlichen Zweck sowohl in England, als auf dem Continente, nicht weniger als 12033 englische Meilen zurückgelegt.

ihm freien Zutritt zu den Gefängnissen zusicherte, nach den der Kriegsgefangenen, ließ diese versammeln, und theilte selbst die ihnen bestimmten Geschenke unter sie öffentlich aus. Nachdem dies geschehen war, erklärte er: falls einer von ihnen so weit seine Pflicht vergessen sollte, den Dienst seines Vaterlandes mit dem englischen zu vertauschen, so würde er der erste sein, den Namen dieses Treulosen in Holland bekannt zu machen, damit er im Betretungsfalle gehängt werde.

— Als Howard auf seinen Reisen in Wien war, äußerte er den Wunsch, den Kaiser Josef II. zu sprechen, weil er die Gefängnisse in dessen Staaten sehr schlecht eingerichtet fand. Josef überließ ihm, die Stunde einer Audienz selbst zu bestimmen, und als der Britte sich einfand, ging der Kaiser mit ihm in ein Nebenzimmer, um sich mit ihm allein unterhalten zu können. „Sire!" sagte Howard, „Sie haben Gefangene in Ihren Staaten, welche in finstere Kerker gesperrt, Monate-, Jahrelang das Tageslicht nicht sehen, und noch nicht zum Verhör gekommen sind. Sollte nur der Eine oder Andere unschuldig befunden werden, so steht es nicht in Ew. Majestät Macht, ihnen für die unverschuldet erlittenen Drangsale, für die verletzten Rechte der Menschheit Ersatz zu geben." Josef war weit entfernt, diese dreiste Sprache ungünstig aufzunehmen, er ermunterte Howard vielmehr, ihm unverhohlen alle sonstigen Uebelstände zu entdecken, die er in den Gefängnissen wahrgenommen habe.

Dadurch beherzt gemacht, sprach der Britte noch viel und heftig über verschiedene Mißbräuche, die ihm aufgefallen waren. Endlich nahm der Kaiser das Wort und sagte:

„Warum tadeln Sie die Einrichtungen der Gefängnisse anderer Staaten so sehr, da man doch in England die Menschen zu Dutzenden wegen einer gestohlenen Kleinigkeit gleich an den Galgen knüpft?"

„Ich möchte auch lieber in England gehängt werden," versetzte Howard, „als in Ew. Majestät Kerkern leben."

Die Folge dieser Unterredung war, daß der Kaiser nun noch mehr sein Augenmerk auf die Gefängnisse richtete, und daß bei solchen eine sehr heilsame Reform stattfand.

— Howard hat ganz Europa durchwandert, nicht um die Pracht seiner Paläste zu beschauen, oder den Glanz seiner Kirchen, nicht um genaue Messungen der Ueberbleibsel vormaliger Größe anzustellen, nicht um sich einen Maßstab der Seltenheit der Hervorbringungen neuerer Kunst zu erwerben, nicht um Denkmünzen zu sammeln oder Handschriften zu vergleichen, sondern um niederzutauchen in die Tiefen der Kerker, sich zu versenken in den Gifthauch der Siechhäuser, um die Wohnungen des Kummers und des Schmerzes zu besichtigen, nach ihrem Umfange aufzunehmen

die Maaße und die Stärke des Elends, der Herabwürdigung und der Verachtung, um der Vergessenen zu gedenken, die Vernachlässigten aufzufinden, die Verlassenen zu besuchen und die Leiden aller Menschen, aller Länder zu vergleichen und zu würdigen. Sein Vorsatz war eigenthümlich, gleich voll von Genie wie von Menschlichkeit, es war eine Entdeckungsreise, eine Weltumsegelung der menschlichen Liebe.

Hippel. Als Hippel zu Königsberg in Preußen studirte, bestand bei dem Dr. Buck eine Disputir-Gesellschaft, welche aus dem Kern seiner Zuhörer gebildet war. Man wurde nur Mitglied dieser Gesellschaft durch Wahl der Theilnehmer, und der Neuaufgenommene war verpflichtet, beim Eintritt eine feierliche Rede zu halten, welche von einem älteren Mitgliede beantwortet wurde.

Hippel gehörte auch zu diesem Verein, und ein Student, mit Namen Warth, bot aus Eitelkeit Alles auf, um auch Mitglied desselben zu werden, und der Erstere erhielt den Auftrag, Warth's Rede zu beantworten.

Warth drang Hippel seine Rede vorher zum Durchlesen auf, und suchte seine Eigenliebe unter dem Vorwande zu befriedigen, daß sich Hippel desto besser auf die Antwort vorbereiten könne. Beim Durchlesen fand Hippel sehr viel Bekanntes in diesem poetischen und oft schwülstigen Aufsatz, und bei einigem Nachsinnen erinnerte er sich, daß es Reminiscenzen aus Young's Nachtgedanken waren. Er verglich nun diese Rede mit jenem Gedichte und entdeckte ganz lange Stellen, die Warth wörtlich aus Eberts Uebersetzung abgeschrieben hatte. Bei der Aufnahme Warth's und nachdem dieser seine Rede gehalten hatte, dankte ihm Hippel für die Güte, die er gehabt habe, die Versammlung mit einem solchen Kernschriftsteller zu unterhalten, und setzte hinzu: „Jedes Wort Ihres Vortrages hat einen so reichhaltigen Sinn, daß ich nichts Angemesseneres weiß, als da fortzufahren, wo Sie aufgehört haben." Hippel las nun einige Seiten aus Young's Nachtgedanken, die er zu dem Ende aus der Tasche zog, und schloß dann mit einem sehr trivialen Glückwunsch.

— Als Hippel die „unsichtbare Loge" von Jean Paul gelesen hatte, die ihm sein Freund, der Kriegsrath Scheffner, geliehen, gab er sie diesem mit den Worten zurück: „Der Verfasser ist entweder mein Sohn, oder wir sind Brüder in der Schriftstellerei."

— Hippel, der scharfsinnige Beobachter, behauptet: Die Schönheit eines Mädchens wohne im Auge des Liebhabers und nicht auf ihren Wangen; sie sei keine den Dingen anklebende Sache, sondern liege in der Seele desjenigen, welcher sieht. Daher sehen wir insgesammt anders und Jeder prüfet etwas anderes als schön.

Herder. Die Mutter Herder's, die Wittwe eines Schullehrers in Memmingen, schrieb an ihren sechs und zwanzigjährigen Sohn, da er sich auf Reisen befand: „Mein liebes Kind! Du machst mir manche wehe Stunden; wenn ich aufwache und an Dich denke, so ist der Schlaf weg, und kann doch nicht mehr thun, als Dich dem großen Gott empfehlen, er wolle seinen Engeln Befehl thun, daß sie Dich auf den Händen tragen, und ich habe das starke Zutrauen zu ihm, er werde mein Flehen nicht lassen umsonst sein u. s. w. Ich wünsche Dir auf Deiner Reise die Worte Jesaia's, Cap. 43, V. 1, 2, 4. Der Herr wolle diese Worte tief in Dein Herz schreiben." Herder ließ sich in einer schlaflosen Nacht seiner letzten Krankheit, (1803), wo er übrigens ziemlich schmerzensfrei und ruhig war, eine Bibel geben, und als er sie aufschlug, bekam er gerade die Stelle des Jesaia's zu Gesicht. Er erinnerte sich, nach so vielen Jahren, sogleich dieses Briefes seiner geliebten Mutter, und fühlte sich dadurch außerordentlich erheitert. Scherzend sagte er zu den beiden Aerzten, die ihn am Morgen besuchten: „Ich habe heute Nacht in der Bibel gefunden: Eure Wasser- und Feuerkur wird mir nichts schaden."

— Herder. Zu der Zeit, als noch Alles nach Weimar, wie zu einem großen Mittelpunkt der Kunst wallfahrtete, präsentirte sich auch in Herder's Haus ein gewisser Herr M. mit dem ziemlich korpulenten Pränumerations-Verzeichniß einer Reise, die er erst durch Deutschland machen und sodann, auf seine Kosten auf Velinpapier, wollte drucken lassen. Herder, überhaupt ein sehr gutmüthiger Mann, der sein Wohlwollen so leicht Niemanden entzog, und der auch hier sogleich merkte, wo dem armen Teufel der Schuh drückte, subscribirte ein Paar Laubthaler. Bald darauf kam der nämliche Mensch zu Schiller, der aber schon von seinem Ansuchen unterrichtet war. Auch dieser empfing ihn sehr gütig. Nach Durchlesung des Pränumerations-Verzeichnisses aber fragte er ihn höflichst: ob denn außer der größeren Ausgabe seiner Reisen auf Velinpapier nicht auch noch eine kleine, kompendiösere auf Druckpapier, so wie etwa die von seiner „Jungfrau von Orleans" zu Stande kommen würde? Er für seine Person könne das Velinpapier für den Tod nicht ausstehen, und kenne auch gar viele andere Menschen, die sich mit ihm in dem nämlichen Falle befänden. Hierauf erwiderte der Autor mit einem Bückling: Bis jetzt habe er freilich an diese Sache noch nicht gedacht; aber einem so großen Manne, wie Schiller, zu Gefallen, sollte sie in Zukunft sein erstes Augenmerk sein. „Nun denn," fiel ihm Schiller auf's Neue in's Wort, „so lassen Sie uns denn den Andern, wie mit einem guten Rath, so auch mit gutem Beispiel vorangehen." Und somit nahm er die Feder und subscribirte sechszehn gute Groschen in dem Pränumerations-Verzeichniß. Als Herder, mit seinen

zwei Laubthalern, dieses hörte, und Einige darüber, daß Schiller so wohlfeil davon gekommen war, ein lautes Frohlocken anstimmten, lachte er selbst und sagte: „Ihr habt Recht, durch Schiller's Ausgabe auf Druckpapier ist mir erst klar geworden, warum auch ich seit einiger Zeit die Ausgaben auf Velinpapier nicht mehr leiden kann."

— Herder. In einem Briefe an Körner schreibt Schiller: „Von den hiesigen (Weimar) großen Geistern überhaupt kommen einem immer närrische Dinge zu Ohren. Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen Beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann Niemand zürnen;" dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende. — Preiset Gott, daß ihr unsterblich seid!"

— Herder hatte zu seiner Zeit einen großen Zorn gefaßt gegen das Lied aus Schiller's „Räuber": „Ein freies Leben führen wir", an welchem dagegen die gesammte damalige Jugend, namentlich die studirende, sehr großen Geschmack fand. Er bezeichnete dasselbe öffentlich als „ein ruchloses, kanniballisches Lied" und brachte, wenn man die Melodie denn einmal nicht fahren lassen wollte, folgenden sittsamern Text in Vorschlag:

„Der Musen Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Bescheidenheit ist uns're Zier,
Die Wahrheit uns're Sonne."

eine Abänderung, die jedoch bei den damaligen Studirenden keinen Beifall gefunden haben soll. Auch Schiller selbst hatte großen Aerger daran, wenn er dies Räuberlied von Musensöhnen singen hörte.*)

— Als Herder nach Italien gereist war, äußerte ein dortiger Abbate seine Verwunderung darüber, daß ein deutscher angesehener Geist-

*) Noch heutigen Tages, wenn in Weimar die „Räuber" zur Darstellung gelangen, ist das Haus in allen Räumen von — Studenten, welche eigends zu dieser Vorstellung von Jena kommen, überfüllt, und die Musensöhne singen selbst das Lied von Schauplatz aus, aus voller Brust mit.

licher seine ihm anvertraute Heerde so lange ohne Aufsicht und Weide lassen könne. „In Deutschland haben wir zum Glück die Stallfütterung eingeführt,“ sagte Herder zu dem verwunderten Abbate.

Hölty's erstes Gedicht, in seinem eilften Jahre, „auf den Tod seines Lieblingshündchens“ lautete also:

Allhier auf dieser Stätte
Liegt begraben Nette.
Zu Horst ist er geboren,
Zu Mariensen gestorben,
Dieß Grab hat er erworben.

— Hölty besaß eine brennende wissenschaftliche Neugierde. Man konnte ihn, wie Socrates scherzend von sich sagte, mit einer versprochenen Neuigkeit, wie ein Kalb mit vorgehaltenem Grase, locken wohin man wollte. Er wußte zuerst, was die Messe Gutes und Schlechtes gebracht hatte, und durchblätterte hohe Stapel aus dem Buchladen. Ganze Tage, und oft den größten Theil der Nacht saß er, sich und die ganze Welt vergessend, über dicke Folianten und Quartanten hingebückt, mit so unermüdeter Geduld, daß er sie in wenig Wochen durchlas. Mit eben dem eisernen Fleiß durcharbeitete er schlechte Oden der Engländer und Italiener, und hatte seine herzliche Freude daran, daß sie so schlecht waren. Eine seiner liebsten Unterhaltungen war, Bouts rimes oder gemeinschaftliche Parodien, Nachahmungen des damals herrschenden Bardengebrülls, und andere dergleichen Schnurren zu machen.

— Hölty versuchte sich, gemeinschaftlich mit seinem Freunde J. H. Voß, mitunter in Gelegenheitsgedichten. Einst waren die vorgeschriebenen Reime: Abend, labend, Herbst, verfärbst. Das Gedicht war für ein Brautpaar bestimmt. Die Braut ward mit einem lachenden Frühlings-Abend und mit dem fruchtreichsten Herbste verglichen und verfärbte sich darüber. Das Gedicht ward abgesendet und vergessen. Einige Tage nachher kam Hölty zu Voß und erzählte mit Lachen, welch' ein Unstern über die harmlose Arbeit gewaltet. Der ungenannte Verehrer des jungen Brautpaares hieß Herr Herbst, und verlangte das Hinweglassen des zweideutigen Gleichnisses, oder ein anderes Gedicht, eine Bitte, welche die Freunde nicht unbillig finden konnten und auch sofort gewährten.

— Hölty: Riboutté, ehemals Controlleur der königlichen Einkünfte zu Paris, ist der Verfasser folgenden anmuthigen Liedes:

Que ne suis-je la fougère,
Où sur le soir d'un beau jour
Se repose ma bergère
Sous la garde de l'Amour!
Que ne suis-je le Zéphyre
Qui rafraîchit ses appas,
L'air que sa bouche respire,
La fleur qui naît sous ses pas.

Que ne suis-je l'onde pure
Qui la reçoit dans son sein!
Que ne suis-je la parure
Qu'elle met sortant du bain
Que ne suis-je cette glace;
Où son minois répeté
Offre à nos yeux une Grace
Qui sourit à la Beauté.

Que ne suis-je l'oiseau tendre
Dont le ramge est si doux,
Qui lui même vient l'entendre,
Et mourir à ses genoux!
Que ne suis-je le caprice
Qui caresse son désir,
Et lui porte en sacrifice
L'àttrait d'un nouveau plaisir!

Que ne puis-je par un songe
Tenir son coeur enchanté!
Que ne puis-je du mensonge
Passer à la vèrité!
Les Dieux qui m'ont donné l'être
M'ont fait trop ambitieux,
Car enfin je voudrois être
Tout ce qui plaît à ses yeux.

Nachstehendes ist die schöne freie Nachahmung desselben von Jacobi.

Wenn im leichten Hirtenkleide
  Mein geliebtes Mädchen geht,
Wenn um sie die junge Freude
  Sich im süßen Taumel dreht,
Unter Rosen, zwischen Reben,
  In dem Hain und an dem Bach,
Folgt ihr dann mit stillem Beben
  Meine ganze Seele nach.

Wär' ich auf der Frühlingsaue
  Nur das Lüftchen, das sie fühlt,
Nur ein Tropfen von dem Thaue
  Der um sie die Blume kühlt;
Nur das Bäumchen an der Quelle,
  Das sie schützet und ergötzt,
Und die kleine Silberwelle,
  Die den schönsten Fuß benetzt.

Wären meine Klagetöne
  Der Gesang der Nachtigall,
Hörte mich die sanfte Schöne
  Zärtlich in dem Wiederhall!
Lispelt' ich an Rosenwänden
  Als ein Abendwind herab,
Oder wär' in ihren Händen
  Der geblümte Hirtenstab!

Könnt' ich ihr als Veilchen dienen,
  Wenn sie neue Kränze flicht;
Könnt' ich in der Laube grünen,
  Wo mit ihr ein Engel spricht;
Böt' ich im vertrauten Schatten,
  Ihrem Schlummer sanftes Moos,
Oder wo sich Täubchen gatten,
  Meinen blumenreichen Schoos!

Mach' o Liebe! dort im Stillen
  Unter jenem Myrtenbaum,
Wo sie ruht, um ihretwillen
  Mich zum leichten Morgentraum!
Mit verschämten holden Lachen
  Sehe sie mein Schattenbild —
Und, o Liebe! beim Erwachen
  Werd' ihr Morgentraum erfüllt.

———

— **Hölty** parodirte dasselbe unter dem Titel einer Petrarchischen Bettler-Ode, die nicht in allen Sammlungen seiner Gedichte befindlich ist und also lautet:

Wenn in leisen Hutfilzsöckchen
Meine braune Trutschel geht,
Und ihr rothes Büffelröckchen
Um die dicken Schinken weht,
Ueber Zäune, Steg' und Brücken
Jeden ausgeschlagnen Tag,
Humpl ich dann auf beiden Krücken
Ihr mit Sack und Packe nach.

Wär' ich nur ein Dorn der Hecke,
Welche schlau ihr Röckchen ritzt,
Nur ein Tröpfchen von dem Drecke
Der an ihre Waden spritzt!
Wär' ich nur das Fledermäuschen,
Das um ihre Mütze schwirrt,
Nur das kleine Silberläuschen
Das von Ohr zu Ohr ihr irrt,

Wüßt' ich hübsche Liebesstückchen,
Lustig wie des Kukuks Schall,
Ach dann hörte mich mein Fiekchen
Abends an des Amtmanns Stall.
Schmauchten mich nur ihre Lippen
Als ein Päckchen Krolltaback,
Oder drückt an ihre Lippen
Sie mich als den Dudelsack!

Könnt' ich als ein Kamm ihr dienen,
Wenn sie hinter'm Zaum sich kämmt
Könnt' ich an dem Teiche grünen
Wo sie ihre Glieder schwemmt.
Wär' ich doch auf Veltens Diele,
Schatz, für Dich ein Bündel Stroh!
Nagt' ich, ach! mit süßem Spiele,
Dir Dein Leder als ein Floh!

Würde doch von Niclas Mutter
Durch den alten Teufelstext
Und ein Stücklein Hexenbutter
Dir ein Traum von mir gehext!
Schmunzelnd in dem Schlafe drücke
Fest mein Bild mit einem Schmatz.
Morgens trabst bei meiner Krücke
Du einher, und bist mein Schatz.

Hufeland. „Sie sind ein geschickter Arzt", sprach der Fürst K. zu dem verstorbenen Hufeland. „Sie müssen alle Krankheiten heilen können; Sie kennen den menschlichen Körper so genau." „Den kenne ich allerdings," versetzte Hufeland; „es geht uns Aerzten wie den Nachtwächtern; sie kennen die Straßen wohl, aber sie wissen nicht, was innerhalb der Häuser vorgeht."

— Hufeland. In einer Gesellschaft, wo sich auch Hufeland befand, fertigte einer der Anwesenden folgendes Logogryph:

Das erste schaudert
Das Zweite zaubert,
Das Dritte nährt
Das Ganze lehrt.

Hu - fee - land.

Humboldt. Auf dem Bahnhof zu Oschersleben, den Braunschweiger Zug erwartend, ging ein stolzgespreizter Mann auf- und nieder. Der Orden in seinem Knopfloch wurde von ihm mit jenem Wesen getragen, welches ein Aushängezeichen der Eitelkeit daraus machte, ein wahrhaftes Verdienst dafür aber ebendeßhalb auch in Frage stellte. Das ganze Auftreten dieses Mannes zeigte soviel Anmaßung und Selbstschätzung, dabei eine Rücksichtslosigkeit gegen alle Menschen, welche in seine Nähe geriethen, die eben die Leere seines Geistes, den Mangel seiner Bildung und die Oede des Herzens bewiesen. Sein Gesicht zog sich, so oft er die kostbare Uhr befragte, in die Miene unbeschreiblicher Wichtigkeit, die er sich selbst beimaß und grollender Ausdruck war darauf zu lesen, daß gerade heute der Zug sich verspäten mußte, wo er demselben seine ausgezeichnete Persönlichkeit anvertrauen wollte. Endlich kam der Train angebraußt.

„Etwas sehr spät heute, mein Lieber," rief er beim Einsteigen dem dienstbeflissenen Beamten zu. „Nun sorgen Sie dafür, daß ich in meinem Coupé wenigstens allein bleibe!" Nach diesen Worten drückte er ein Trinkgeld in die Hand des Conducteurs und setzte sich gravitätisch in die Ecke des Wagons. Mit kaltem, verächtlichem Blick streifte er dann das hin- und herfluthende Menschengedränge und als einige Herren, die ihm ihrer äußeren Qualität nach nicht standesgemäß genug erschienen, die Absicht zu erkennen gaben, sein Coupé ebenfalls zu wählen, ließ er mit einer widerwilligen Geberde das Fenster niederklirren.

Auf der Station Magdeburg wartete ein anderer Herr. Stattlich von Aussehen, ist seine Gestalt doch schon etwas gekrümmt. Die Herbstzeit des Lebens silberte sein Haar, aber ein milder, sonniger Frühling lächelt aus seinen freundlichen Augen. Den Kopf trägt er weder kühn

noch stolz aufgerichtet, sondern wie die körnerreiche Aehre, von der Wucht schwerwiegender Gedanken etwas nach der Brust geneigt. Blendende Wäsche und feine aber einfache, dunkle Kleidung zeigen den edlen Geschmack an, aber seine so rücksichtsvolle Haltung gibt der Erscheinung das Gepräge fast ängstlicher Bescheidenheit. Dem geringsten Mann, so wie jedem Kinde weicht er mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit aus. Stets sehr dankbar nimmt er es auf, so oft einer der Bahnbeamten die Bemerkung an ihn richtet, „daß der Zug in jeder Minute eintreffen müsse."

Endlich kommt der Zug. Der Wagenführer beeiferte sich dem ersten Reisenden das Coupé zu öffnen, was dieser mit hochmüthiger Herablassung aufnimmt, in aufgeblähter Würde dann nach der Restauration hinschreitend. Inzwischen führt ein Oberbeamter den zweiten Reisenden an dasselbe Coupé, dem noch einige Andere dahin nachfolgen. Als das Signal zur Abfahrt gegeben wird, kehrt auch der erste Reisende in der selbstbewußten Ruhe eines Mannes zurück, welche voraussetzt, daß man auf ihn warten müsse. Mißmuthig aber übersieht er die Reisegesellschaft und will schon zurück, als die Bewegung des Zuges ihn nöthigte in das frühere Coupé einzusteigen. Noch viel mißlaunischer jedoch wird er, indem er gewahr wird, daß der zweite Reisende seinen Platz inne hat, den er mit seiner weißen Halsbinde für einen Schuldirector oder dergleichen hält.

„Herr, Sie haben meinen Platz occupirt," fährt er diesen ungehalten an.

„„Ich bitte um Entschuldigung", erwiderte der also Angeredete, „man hat mir diesen Platz angewiesen, und ich trug um so weniger Bedenken ihn zu benutzen, als nichts darauf hinwies, daß er belegt sei.""

„Das ist ganz gleichgiltig", sprudelt der erste Reisende, „es ist nichts destoweniger mein Platz, den ich auf der ganzen Tour innehatte und ich muß sehr ersuchen ...."

Vollkommen höflich entgegnete ihm der Andere, „„daß es auf Eisenbahnen keine Sperrsitze gibt,"" und setzt noch hinzu: „„ich würde aus Gefälligkeit Ihnen sehr gern den Platz abtreten, wenn nicht ein leichtes Unwohlsein mir die Nähe des Fensters angenehm machte, damit ich auch zugleich die übrigen Herren nicht im Genuß der Cigarren zu stören genöthigt werde.""

„Herr, ich fordere Sie zum Letztenmale auf, mir den widerrechtlich entzogenen Platz zurückzugeben! Wissen Sie auch wer ich bin? Ich bin der Landrath von Pistol!"

„„Ah, entschuldigen Sie, hochzuverehrender Herr Landrath, ich habe das nicht gewußt."" Und mit einem ironischen Zug um den Mund überließ der ältliche Herr in weißer Halsbinde, den Eckplatz am Fenster

Jenem und nahm einen der leeren Mittelsitze gegenüber ein. Die andern Reisenden hatten das erquickliche Zwiegespräch schweigend mit angehört. Einer aber, allem Anscheine nach ein behäbiger Handelsreisender, der behaglich den andern Eckplatz besetzt hatte, und eben im Begriffe war seine Cigarre anzuzünden, stand auf und bat den ältlichen Herrn recht freundlich, seinen Platz anzunehmen.

„„O, ich bitte,““ währte dieser dankbar ab, „„berauben Sie sich Ihrer Bequemlichkeit nicht, es wäre mir leid, irgend Jemand der geehrten Gesellschaft zu geniren. Ich sitze ja hier auch gut genug.““

„„„Nun, so nöthigen Sie mich meiner Cigarre zu entsagen, erwiderte die behäbige Gestalt, und ich möchte mir doch gern die Gunst erkaufen, dieselbe auszurauchen und — setzte er schmunzelnd hinzu — vielleicht noch eine zweite!“““

„„Wohlan denn, eine Hand wäscht die andere!““ sagte der ältliche Herr mit dem ihm eigenen feinen Lächeln und nahm den angebotenen Platz mit einem Wesen ein, in dem sich Würde, kindliche Dankbarkeit und liebliche Freude, so wie unverkennbare Vornehmheit, wunderbar vereinten.

Als der Kaufmann seine Cigarre bis zum Stümpchen aufgeraucht hatte, warf er sie mit sichtbarer Resignation zum Fenster hinaus und zündete, wiewohl er vielfach mit seinem gutgefüllten Etuis liebäugelte, doch keine neue an.

„„Wo bleibt denn Ihre zweite Cigarre, mein lieber Herr Reisegenosse?““ redete der alte Herr in weißer Halsbinde, den Schwankenden mit freundlich auffordernden Augen an. „„Ich bitte, entziehen Sie uns nicht den feinen Duft dieser schönen Cigarre, die nach Form und Parfüm eine wirkliche Havanna ist.““

„„„Ha, gefällt sie Ihnen,“““ rief der behäbige Reisende wohlgefällig berührt, „„„darf ich bitten?“““

„„Entschuldigen Sie mich,““ entgegnete der alte Herr lächelnd, „„ich habe es nie dahin bringen können, in der edlen Zunft der Raucher wirkliches Mitglied zu werden.““

„„„Und scheinen doch ein so feiner Kenner!“““ meinte der Andere verwundert. „„„Um Vergebung, auch Tabaksfabrikant?“““

„„Das nicht,““ antwortete der alte Herr ohne jede Spur irgend einer Empfindlichkeit, „„aber ich habe schon als Freund der Botanik mit der edlen Nicotiana in allen Tabakerzeugenden Gegenden Amerika's Bekanntschaft gemacht und namentlich in der Havanna, eine ächte Dos Amigos von einem Bremer unterscheiden gelernt.““

„„„Ei, also auch in der Havanna gewesen,“““ rief der Tabakfabrikant vergnügt aus: „„„Freut mich, in der That freut mich sehr! Sehen Sie, ich komme eben von dort zurück und habe mir dies ächte Product von da selbst mitgebracht.“““

Nun folgte zunächst eine Unterhaltung über den Tabaksbau des amerikanischen Festlandes und der Inseln. Dann kam die Natur der Tabakpflanze nach verschiedenen Climaten und Bodenverhältnissen und endlich ein Fragen und Erzählen über Personen und Zustände, wobei sich der Tabakfabrikant als ein Mann zeigte, der in Amerika auch noch etwas mehr zu beurtheilen gelernt hatte als allein dies Kraut. Mit sichtlichem Vergnügen hörten Alle im Coupé seinen Schilderungen zu. Selbst der königliche Landrath, der anfangs ärgerlich seine theilnahmslosen Augen nach der Gegend gewendet oder mit seinem Orden gespielt hatte, hörte und fast widerwillig zu. Als der redselige Fabriksherr ein gefährliches allmälig Abenteuer erzählte und der Unsicherheit dortiger Landstraßen erwähnte, gab er sogar in sichtbarer Aufwallung die Frage ab: „Aber, mein Gott, gibt es denn da keine Regierung, keine Landräthe?“

Sämmtliche Gesichter überflog die Helle, welche dem Lachen vorausgeht und der Tabakfabrikant entgegnete in etwas verächtlicher Tonart: „„„Regierung? da unten im Süden Amerika's? O, im Jahre drei bis vier verschiedene! Aber Landräthe — sind noch zu dumm, werden wohl mit der Zeit indeß auch so klug dort sein, sich welche anzuschaffen, damit da die Landstraßen so sicher werden, wie hier ein Platz im Eisenbahnwagen.“““

Diesen Worten folgte ein tüchtiger Puff aus der Cigarre und darauf trat eine etwas unbehagliche Pause ein. Der königliche Landrath brummte Einiges in den Bart, das aber im Rasseln der Räder Niemand verstand.

Der alte Herr in weißer Halsbinde hatte sich jedoch nicht darauf beschränkt, den gemüthlichen Reisebruchstücken seines vis-à-vis mit demselben stummen Antheil zuzuhören wie die Andern. Durch geschicktere Fragen, als die womit der königliche Landrath auf die Lachmuskeln der Gesellschaft gewirkt hatte, veranlaßte er einen immer lebhafteren Gang der Unterhaltung. Daran flocht er an passenden Stellen aus einem unerschöpflich scheinendem Reichthum von Kenntnissen und eigenen Anschauungen, die trefflichsten Erläuterungen. Und dies geschah in so einfacher und verständlicher, wie wahrhaft classischer Redeweise. Alles was er sprach war natürlich, ungesucht und doch so entschieden meisterhaft bemerkt, daß sich bald das volle Interesse der Gesellschaft von dem Tabakshändler auf ihn wandte. Von der gesteigerten Aufmerksamkeit seiner

Zuhörer und der eigenen Begeisterung des angeschlagenen Themas fortgerissen, ging er zu immer erhabeneren Schilderungen über und bald rollte vor den Horchenden ein Gemälde voll großartiger Pracht auseinander. Wie ein Zauber führte er im Fluge aus den Wundern der Tropenwelt über die nie ruhenden Vulcane der colossalen Andeskette zu den finstern Schluchten des Ural. Von den unnahbaren Gestaden des kaspischen Meeres ging es in die endlosen Prairieen Amerika's und mit raschen Pinselstrichen zeichnete er das ganze Pflanzenleben der Steppen, das Thierleben des Urwaldes und jenes der Schilfwälder der Wolga, beschrieb die Pampas und Savannen Südamerika's eben so treu, wie jede Eigenthümlichkeit der Ukraine. Weiter schilderte er die großartigsten Naturrevolutionen und die kleinlichen Kämpfe der Menschen, reißt seine Zuhörer bald mit hinab in den Schooß der Erdtiefe, bald ist er an dem geheimnißvollen Firmament ein sicherer, anregender Führer. Dann wieder schweift er, ein mühseliger Wanderer, im Kampfe mit ungeheuren Hindernissen und unter Entbehrungen aller Art, auf wunden Füßen und in abgerissenen Kleidern über unwegsame Gebirge oder zwischen wilden Völkerstämmen umher. Kurz darauf bewegte er sich mit dem Umstande und den Ansprüchen einer hohen Lebensstellung in den Zirkeln der menschlichen Elité und verkehrt eben so oft mit Ministern und Fürsten, als unter den Söhnen der Wildniß. Seine Lippen sprechen nicht eigentlich mehr, nein! sie malen in hinreißender Weise prachterfüllte Bilder und seine Zuhörer wissen nicht, ob sie mehr mit den Ohren hören oder mit den Augen sehen sollen. So ergötzlich, die oft von einem tüchtigen Gran Komik gewürzten Erzählungen des Tabakfabrikanten auch waren, doch wurden sie eigentlicher nur der niederen, man möchte sagen der Tabaksphäre eines intelligenten Kaufmannes entnommen. Die Schilderungen des unbekannten Herren in weißer Halsbinde, waren dagegen kostbare Perlen aus der Schale unermeßlicher Wissenschaft mit freigebiger Hand ausgestreut. Dabei wußten die Zuhörer nicht, sollten sie höher die gewaltige Form der Naturanschauung, die er im classischen Styl, leicht und wie spielend entwarf, den tiefen Gehalt der anschaulichsten Verständlichkeit seines Vortrages — oder die kindlich unbewußte Bescheidenheit des Darstellers bewundern.

Die Pausen auf den Halteplätzen gingen kaum bemerkt vorüber. Keiner verließ das Coupé. Hin und wieder stieg ein neuer Fahrgast ein, aber still und verwundert nahmen auch diese, gleich den Uebrigen, staunend und schweigend am Genusse der herrlichen tropischen Früchte Theil, die der wunderbare Mann mit der hohen Stirn und den kindlichen, anspruchslosen Augen in wohlthuender Verschwendung aus dem Füllhorn seines

unerschöpflichen Geistes vertheilte. Selbst der königliche Landrath hatte die interessante Front seines königlich preußischen Beamtengesichtes dem Redenden gnädig zugewendet und spitzte Maul und Ohr. Er wurde irre, welchen Rang und Stand er an dem Sprechenden errathen sollte. Auch die übrige Gesellschaft, von der erhabenen Distinction dieses Geistes betroffen, war darin einig, daß es kein königlicher Landrath sein konnte.

Der grelle Pfiff der Locomotive verkündete plötzlich das Ziel der Reise. „Schon in Berlin?" rief es aus jedem Munde verwundert und bedauernd. Jetzt flogen die Wagenthüren auf. Ein Bedienter in einfacher Livrée wartete des Unbekannten. Langsam sich erhebend, sagte dieser der Gesellschaft ein freundliches und herzliches Lebewohl. Da ergriff der Tabakshändler eine seiner Hände und sagte: „Sie dürfen wahrhaftig nicht scheiden, mein Herr, ohne unsern allseitigen lebhaftesten Dank für die genußreichen Stunden mitzunehmen, welche Sie uns so gütig bereitet haben. Lassen Sie uns, o bitte, zu dieser kostbaren Erinnerung auch noch Ihren Namen!"

„O, mein Herr, Sie sind in der That zu wohlwollend; ich heiße Alexander von Humboldt. Leben Sie Alle recht wohl! Es würde mir große Freude sein, wieder mit ihnen zu reisen!" Er winkte dann noch einmal mit der Hand und den lieben, sinnigen Augen und verschwand hierauf am Arme seines Dieners, die Gesellschaft in Staunen und Verwunderung zurücklassend, daß diese das Aussteigen fast darüber vergaß.

Aber der Landrath saß stumm da, mit einem Gesicht wie der Frosch auf dem Trockenen. Dann aber brach er in die unsterblichen Worte aus: „Das also war der weltberühmte Verfasser des Cosmos, der große Forscher und Gelehrte! Schau! schau! wer hätte das gedacht!"

— Humboldt. Mit einer wunderbaren Intelligenz und einem eben so wunderbaren Gedächtniß, mit unermüdlicher Thätigkeit und einem Wissen, welches alle Vorstellungen übersteigt, war Humboldt einer jener privilegirten, encyklopädischen Geister, denen nichts fremd blieb, die alle Wissenschaften auf ihren Höhepunkten berührt und überall Spuren ihres Weges hinterlassen haben, Spuren, welchen man zu folgen gezwungen ist, so oft man sich mit irgend einem Zweige des mächtigen Gebietes der Wissenschaften beschäftigt. Geologie, Astronomie, Meteorologie, Agricultur, Naturgeschichte, Botanik, Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Geographie, Sprachkunde, Kunst, er hatte Alles studirt und war, wir möchten es fast behaupten, in Allem ein Meister ersten Ranges. Als wahrer Weltbürger hatte Humboldt mehr als 40 Jahre hindurch alle Meere durchsegelt, alle Länder durchwandert und sein Name war so bekannt, daß ihm, wie dem berühmten Mediciner des 17. Jahrhunderts, Boerhave, mehr

als einmal aus fernen Weltgegenden Briefe geschickt wurden mit der einfachen Adresse: „An Herrn A. v. Humboldt in Europa."

Humboldt hatte schon sein achtzigstes Jahr erreicht und dieser „Patriarch der Wissenschaft" zeigte, was gewiß wunderbar ist, noch in so hohem Alter dieselbe intelligente Thätigkeit, dasselbe Bedürfniß nach Wissen, welches ihn in seiner Jugend auszeichnete. Immer begierig, die Wahrheit zu erfahren, nahm er sie an, woher sie auch kommen mochte, und scheuete sich nie, sie zu verbreiten. Humboldt. Sehr verschieden von jenen großen Heroen der Wissenschaft, welche sich unzugänglich machen, um sich den Schein der Beschäftigung zu geben, war Humboldt für Jeden zugänglich, welcher lebhaftes Interesse für Wissen zeigte, oder ihm neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Natur mittheilen konnte. Er verlangte nur, selbst zu sehen und zu urtheilen, man sah ihn oft sein Cabinet, wo wichtige politische Geschäfte ihn hätten zurückhalten können, verlassen, um in das Cabinet eines geringen Gelehrten zu gehen und Thatsachen zu constatiren, Beobachtungen zu wiederholen, oder neue Erfahrungen zu machen.

— Humboldt Man darf in Humboldt weder einen Physiker, noch einen Chemiker, noch einen Geologen oder Zoologen im engeren Sinne des Wortes suchen. Wenn er sich ganze Jahre lang ausschließlich mit Chemie, Physik, mit Naturwissenschaften und Astronomie beschäftigt hat, so waren dies Alles nur vorbereitende Studien für ihn. Von seiner Jugend an wollte er wissenschaftlicher Reisender im höchsten Begriffe des Wortes sein; Humboldt hat, wie er sich selbst ausdrückt, „die Welt der Phänomene und der physischen Kräfte in ihrer Connexität erfassen wollen." Um dieses Ziel aber zu erreichen, welches den gewöhnlichen Geist abschrecken muß, und um den Forderungen der neueren Wissenschaften zu genügen, dazu gehört jenes Universal-Wissen, welches Humboldt besaß; denn ohne eine tiefgehende Kenntniß der Special-Wissenschaften kann jede Betrachtung der Natur im Großen, jeder Versuch, die Erscheinungen auf allgemeine Grundgesetze zurückzuführen, nur zu irrthümlichen oder chimärischen Resultaten führen, wie sie uns die oberflächliche Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts hinterlassen hat. — Von diesem Gesichtspunkte aus zeigt das wissenschaftliche Leben Humboldt's, scheinbar so zerrissen und so fragmentarisch, einen bewunderungswürdigen Charakter der Einheit, und man begreift nur um so besser den wissenschaftlichen Werth eines Mannes, welcher nahe an 70 Jahre hindurch so viele dem Anscheine nach unzusammenhängende Arbeit an eine Hauptidee, an einen Gedanken knüpft — Kosmos!

— Humboldt hatte von dem Großvater der Frau Prinzessin von Preußen einen kohlschwarzen Papagei zum Geschenk erhalten, den er sehr liebte. Am 13. Januar 1859, als von Humboldt vom Diner nach Hause kommt, sieht er den alten Vogel traurig auf seiner Stange sitzen, trat zu ihm und fragte: „Nun Jacob, wer von uns Beiden wird wohl zuerst sterben?“ — „Excellenz“, bemerkte der anwesende Kammerdiener, „sprechen Sie doch zu einem Vogel nicht von so ernsten Sachen!“ Humboldt wendet sich ab, und nimmt ein Buch. Eine halbe Stunde darauf dreht der Vogel sich plötzlich um, sieht nach seinem Herrn und — fällt von der Stange. Er wurde für das Museum der Universität ausgestopft.

Die belgischen Journale machen ein außerordentliches Aufheben davon, daß Alexander von Humboldt dem Stahlfeder-Fabrikanten Alexander die Erlaubniß ertheilt habe, einer neu fabricirten Federgattung seinen Namen beizulegen. In dem Briefe, durch welchen Herr von Humboldt dem Fabrikanten diese Erlaubniß ertheilt, soll er von „einem antediluvianischen Greise, der ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde geworden“, reden. Herrn Alexander dankend für die übersandten Federn sagt er: „Sie werden mir helfen, die Schwächen des Alters zu ertragen in einem Lande, wo man einen so großen Mißbrauch von der Feder macht.“

— Humboldt veröffentlichte in Nro. 228 der Kreuz-Zeitung von 1853 folgende charakteristische Verwahrung:

„Ich glaube berechtigt zu sein, mich zu beklagen, daß — wie ich von Andern vernehme, die Ihre Zeitung lesen — ich in Nro. 204 vom 2. September d. Js. auf die geschmackloseste Weise über „Zöpfe“ und einen Postbeamten „Zöppchen“ redend angeführt werde. Die ganze weibliche Autographen-Anecdote hat keine Spur von Wahrheit. Potsdam, den 27. September 1853. Alexander von Humboldt.“

— Humboldt veröffentlichte ferner in Berliner Blättern nachstehendes Schreiben: „Leidend, unter dem Drucke einer immer noch zunehmenden Correspondenz, fast im Jahresmittel zwischen 1600 und 2000 Nummern (Briefe, Druckschriften über mir ganz fremde Gegenstände, Manuscripte, deren Beurtheilung gefordert wird, Auswanderungs- und Colonialprojecte, Einsendung von Modellen, Maschinen und Naturalien, Anfragen über Luftschifffahrt, Vermehrung autographischer Sammlungen, Anerbietungen, mich häuslich zu pflegen, zu zerstreuen und zu erheitern rc.), versuche ich einmal wieder, die Personen, welche mir ihr Wohlwollen schenken, öffentlich aufzufordern, dahin zu wirken, daß man sich weniger mit meiner Person in beiden Continenten beschäftige und mein Haus nicht als ein Adreß-

complott benutze, damit bei ohnedies abnehmenden physischen und geistigen Kräften mir einige Ruhe und Muße zu eigener Arbeit verbleibe. Möge dieser Ruf um Hilfe, zu dem ich mich ungern und spät entschlossen habe, nicht lieblos gemißdeutet werden! Berlin, 15. März 1859. Alexander von Humboldt."

— Humboldt saß noch kurz vor seinem Tode dem Hofmaler Prof. Hensel zur Zeichnung seines Brustbildes für das Album des erwähnten Künstlers, welches bereits über tausend hochgestellte, berühmte und interessante Persönlichkeiten der Gegenwart mit deren Facsimiles enthält. Humboldt schrieb unter sein Bildniß außer seinem Namen folgenden Sinnspruch aus Dante's „Fegfeuer": Viver ch'è un correre alla morte. (Leben ist nur ein Eilen zum Tode.) Das Porträt ist so gelungen, daß für hohe Personen einige Photographien davon genommen wurden.

— Humboldt. Zwei Berliner Kaufleute begrüßten, vor ihrem Gewölbe stehend, einen soeben eintreffenden Landsmann, den sie um Neuigkeiten aus Spree-Athen bestürmten. Der Ankömmling erzählte von dem Ableben und dem grandiosen Leichenbegängniß A. v. Humboldt's. Die Berliner und ein Fabrikant aus einer kleinen sächsischen Provinzialstadt, dessen Gewölbe in der Nähe war, hörten andächtig zu. Als der Erzähler geendet, holte der sächsische Fabrikant tief Athem und fragte sehr naiv: „Hören Sie, das war wohl a kroßer Fabrikant, den sie da bekraben haben?" — „Alexander von Humboldt!" erwiderte mit starker Betonung der Gefragte. „Ach so," meinte der Sachse, „das ist der von den Stahlfedern!"

— Humboldt kritisirt seinen eigenen Stil wie folgt: „Die Hauptgebrechen meines Stils sind eine unglückliche Neigung zu allen dichterischen Formen, eine lange Participial-Construction, und ein zu großes Concentriren vielfacher Ansichten, Gefühle in einen Periodenbau. Ich glaube, daß diese meiner Individualität anhangenden Radical-Uebel durch eine daneben bestehende ernste Einfachheit und Verallgemeinerung (ein Schweben über der Beobachtung, wenn ich eitel so sagen dürfte), gemindert werden. Ein Buch von der Natur muß den Eindruck wie die Natur selbst hervorbringen. Worauf ich aber besonders, im „Kosmos" wie in den „Ansichten der Natur" geachtet, und worin meine Manier von Forster und Chateaubriand ganz verschieden ist, ich habe gesucht, immer wahr beschreibend, selbst scientifisch wahr zu sein, ohne in die dürre Region des Wissens zu gelangen."

— Humboldt. Man sprach über die Fähigkeiten eines der jüngern **schen Prinzen, und meinte, sie seien gering. Humboldt widersprach: „Das muß ich bestreiten," sagte er, „der junge Prinz hat kürzlich mit mir gesprochen, er traf mich wartend im Zimmer seiner Mutter und

fragte: „Wer sind Sie?" Ich: Ich heiße Humboldt. — „Und was sind Sie?" Ich: Ich bin Kammerherr Seiner Majestät des Königs. „Weiter nichts?" brach der Prinz kurz ab und wendete sich wieder; das zeugt doch unleugbar von Verstand!"

— Humboldt scherzte, ein Herr von Massow habe in den Ständen die liberale Denkart als eine Bescholtenheit aufgeführt, darnach sei er, Humboldt, also eine bescholtene Person, doppelt sogar, denn der Minister von Bodelschwingh sehe auch einen Literaten für eine solche an!"

— Humboldt. Welchen Werth Humboldt auf persönliche Auszeichnungen im Leben gelegt hat, darüber gibt die Thatsache ein charakteristisches Merkmal, daß die ihm aus aller Herren Länder zugeströmten Orden, wie sie in solcher Zahl und von solcher Bedeutung wohl selten auf der Brust eines einfachen Gelehrten vereinigt worden, ganz ungeordnet in einem ziemlich vernachlässigten Schranke aufbewahrt wurden.

— Humboldt. Selten hat ein Buch solches Aufsehen gemacht, wie die Briefe Humboldt's an Varnhagen v. Ense. Von allen größeren Städten her berichteten die Correspondenten der Tagesblätter, wie diese Briefe vom Publicum verschlungen und wie sie beurtheilt wurden. Die „Kreuz-Zeitung" schrie Zeter über die Herausgabe. Die „Preußische Zeitung" rechtfertigte die Zurücknahme der polizeilichen Beschlagnahme damit, daß die öffentliche Meinung ja doch schon genügend über die Publication den Stab gebrochen habe, und daß es eines gerichtlichen Urtheils nicht mehr bedürfe. Selbst die „National-Zeitung" wollte es nicht verhehlen, daß hier eine Indiscretion vorliege. Daß so früh, so rasch nach Varnhagen's und Humboldt's Tode, noch bei Lebzeiten vieler Personen, über welche rücksichtslose, zu harte Urtheile gefällt werden, die Briefe der Oeffentlichkeit übergeben wurden, — das ist's, was man der Nichte Varnhagen's, Fräulein Ludmilla Assing, der Tochter des 1842 verstorbenen, allgemein geachteten hiesigen Arztes, zum Vorwurf macht. Wir glauben mit Unrecht. Aus der ganzen Haltung der Briefe ziehen wir den Schluß, daß Beiden, Humboldt wie Varnhagen, daran gelegen war, daß diese Briefe möglichst bald erschienen, wenn sie selbst das Leben verlassen haben würden. Beide haben das Widerspruchsvolle zwischen ihrer äußeren Stellung und ihrer eigentlichen Gesinnung tief gefühlt, namentlich Humboldt hat in seinen vertraulichen Ergüssen sich mit sichtlicher Genugthuung erholt von der widerwärtigen Heuchelei, die das Leben am Hofe ihm auferlegte, er hat ein klares Bewußtsein darüber gehabt, daß das Publicum über ihn und seine eigentlichen Meinungen im Zweifel sein mußte. Humboldt benutzt die Briefe an Varnhagen vielfach, um sich zu rechtfertigen, um zu beweisen,

daß sein Liberalismus nicht geschwächt, sein Freimuth nicht erloschen sei. Was ist natürlicher, als daß er von dem Wunsche brannte, daß dieser Beweis bald nach seinem Tode der deutschen Nation und der Welt gegeben werde! So glauben wir, daß Ludmilla Assing vielleicht auf das ausdrückliche Geheiß Varnhagen's und Humbodt's, jedenfalls in deren Sinne gehandelt hat, wenn sie die Briefe unverweilt herausgab. — Wir empfehlen unsern Lesern noch heute diesen interessanten Briefwechsel und haben nur hier einige Kleinigkeiten entlehnt, die den unerreichbaren Humboldt charakterisiren.

— Humboldt. In Goethe's Gesprächen mit Eckermann findet sich folgendes Urtheil Goethe's über Alexander v. Humboldt: Ich fand (so erzählt Eckermann) Goethe in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander v. Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen," sagte er mir sehr belebt entgegen. „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt."

— Humboldt hatte schon seit längerer Zeit eine Vorahnung seines Todes, wie mehrere seiner Briefe beweisen, und noch vier Wochen vor seinem Hinscheiden gab er dem Prinz-Regenten auf dessen Bemerkung: „Wir sprechen noch später darüber" — die Antwort: „Königliche Hoheit, in vier Wochen lebe ich nicht mehr." — Am letzten Tage, (den 8. Mai 1860,) hat er nichts mehr gesprochen, nur sein kindliches Auge blickte von Zeit zu Zeit forschend im Zimmer umher. Sein Geist war klar und frisch bis zum letzten Augenblick, aber seine Körperkräfte nahmen von Stunde zu Stunde zusehends ab, bis er sanft, man möchte sagen lautlos entschlummerte. Wie er im Leben ausgesehen, so sah er auch im Tode aus, nur milder und verklärter. Auch in der Leiche noch erkannte man den Fürsten der Geister, dessen kindliche Gesichtszüge den Beweis lieferten, daß er sich das Vertrauen zu den Menschen bis in's Grab bewahrt. Mitten in seinem Bibliothekzimmer, umgeben von Büchern, Blumen und grünen Gewächsen stand die irdische Hülle des Dahingeschiedenen, bewacht von dem Sohne seines Bruders Wilhelm von Humboldt. (Er selbst war bekanntlich unverheirathet und kinderlos. Die Wissenschaft war seine Gattin und die

Welt der Gelehrten und Künstler seine Kinder, die in ihm ihren treusorgenden Vater verloren). Sein schöner Teint, der ihn im Leben vor Tausenden von Menschen auszeichnete, jene gelbröthliche Gesichtsfarbe, gebräunt unter der Sonne aller Zonen, hat auch die Leiche nicht verlassen; nur das Auge spricht nicht mehr, denn es ist geschlossen, der Mund ist eingefallen und das Kinn zurückgetreten.

Humboldt's Todtenfeier.

Am 10. Mai 1860 hat Berlin der irdischen Hülle Alexander von Humboldt, des Ehrenbürgers der Welt, das Geleite in den Dom gegeben und seinen palmenumzweigten Sarg an den Stufen des Altars hingestellt, an welchem der Abgerufene vor fast neunzig Jahren das Bad der Taufe empfing. Von dort wurde er in der heiligen Abendstille nach Tegel geführt um in der Familiengruft beigesetzt zu werden, wo die Ueberreste Wilhelm's, des noch lange nach ihm zum Stolz seines Jahrhunderts in rüstiger Wirksamkeit auf Erden gebliebenen Bruders harren. Einfach und schlicht in seiner äußern Entfaltung, drückte der Leichenzug desto gewichtvoller seine Bedeutung durch die Anwesenheit der Vertreter des geistigen Lebens aller Kreise aus.

In dem weltbekannten Arbeitszimmer, wo man Alexander von Humboldt sitzen zu sehen pflegte, stand der einfache Eichensarg unter grünen Gewächsen zugänglich für Jeden, der sich den Eindruck dieser Geisteswerkstatt bewahren wollte. Aus den Häusern hingen Trauerfahnen und schlang sich der schwarze Flor von Fenster zu Fenster. Als der Sarg von königlichen Dienern auf den Wagen gehoben war, intonirte die Trauermusik den Choral. Die Umgebung des Wagens bildeten Studenten mit frischen Palmenzweigen in den Händen. Die übrige Studentenschaft zog, von Marschällen geführt, voraus, eine Andeutung, daß hier ein Fürst der Wissenschaft zu Grabe gehe. Die zahlreich anwesende Geistlichkeit führte der Generalsuperintendent Hoffmann. Dann folgten als Träger der irdischen Ehrenzeichen der Kammerherr Graf von Fürstenberg-Stammheim, assistirt vom Kammerherrn Grafen Taczanowski und begleitet von den Kammerjunkern Grafen von Dönhof und Freiherrn von Zedlitz; sie trugen auf rothen Sammetkissen die Ordenssterne, welche die Brust des großen Heimgegangenen zierten. Hinter dem Sarge gingen die nächsten Leidtragenden, geführt von Rittern des Schwarzen Adler-Ordens. Als der Wagen aus der Oranienburgerstraße in die Friedrichsstraße einlenkte, erscholl der immer zum tiefsten Herzen sprechende Gesang vom Wiedersehn nach dem Scheiden, wie es in Gottes Rath bestimmt

ist. Dieser Ausdruck der Empfindung Aller wurde der vorüberfahrenden Hülle des theuren Mannes von den Schülern des Friedrichs-Gymnasiums zugesungen, welche sich unter Leitung des Direktors Krech vor dem Lehrgebäude aufgestellt hatten. So zog man die Friedrichsstraße und auf der Südseite der Linden entlang. Die schönste Entfaltung des feierlichen Zuges fand auf dem Opernplatze statt. Man erblickte zunächst hinter dem Sarge die beiden Neffen des Heimgegangenen, die Söhne Wilhelm's, die Rittergutsbesitzer von Ottmachau und Friedrichseck in Schlesien, geführt von dem Fürsten v. Salm-Horstmar und dem Feldmarschall Frhrn. v. Wrangel. Der General v. Hedemann, Tochtermann Wilhelm's, wurde vom Fürsten Wilhelm Radziwill und dem General Grafen v. d. Gröben begleitet. Neben Herrn v. Bülow, dem Enkelsohn Wilhelm's gingen der General v. Neumann und Fürst Adolf Hohenlohe. Es folgten die Spitzen der Staatsverwaltung, die Generalität und die Würdenträger des Hofes in Gala, die Mitglieder des Herrenhauses und des Hauses der Abgeordneten, in sehr zahlreicher Vertretung, denen sich, gleichfalls in Gala-Uniform, die Räthe der Ministerien und die Direktoren der Anstalten für Kunst und Wissenschaft anschlossen. Was die preußische Hauptstadt an berühmten und gefeierten Persönlichkeiten auf denjenigen Gebieten des Lebens, die der Pflege seiner höchsten Güter gewidmet sind, zu seinen Mitbürgern zählen darf: Alle hatten sich eingefunden, Ihm die letzten Ehren zu erweisen, der in seinem reichen, gesegneten Leben schon an dem Sarge von so manchem mitstrebenden Dahingeschiedenen das Zeugniß der Huldigung für ein Leben abgelegt hatte, das köstlich gewesen, weil es voll Mühe und Arbeit war. Die Akademieen der Wissenschaften und der bildenden Künste waren durch die geistesverwandten Zeitgenossen repräsentirt, unter ihnen der Rektor und die Lehrer der Universität im feierlichen Ornate. Auch hatte sich eine Deputation der Akademie zu Freiberg eingefunden, wo der Verewigte ein Jahr lang unter Werner bergwissenschaftlichen Studien obgelegen; ebenso hatte die lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, Abgeordnete gesandt. Auch die Mitglieder der hiesigen geographischen Gesellschaft fehlten nicht. Dann erblickte man unter Vorausschreitung der Stadtdiener die Repräsentanten der Stadt, den Ober-Bürgermeister und Bürgermeister mit dem Fürsten Bogislaw v. Radziwill in ihrer Mitte und gefolgt von dem ganzen Magistrat und den Stadtverordneten, mit dem Amtszeichen der goldenen Kette geschmückt, und umgeben von Marschällen, welche schwarzbeflorte weiße Stäbe trugen. Dann folgte das sämmtliche Lehrerpersonal aller Schulen, geleitet von den Direktoren und zu beiden Seiten begleitet von Marschällen, als welche die Schüler der ersten Klassen fungirten.

Ihnen schloß sich eine große Anzahl von Männern aus allen Ständen der Bevölkerung an, wie ja in Wahrheit Niemand ist, der, geistigem Leben zugewandt, sich nicht in Beziehung zu dem großen Todten wüßte und berufen gewesen wäre, die große Gemeinde der Mitwelt an diesem Sarge vertreten zu helfen, an welchem beide Hemisphären unserer Erde mit gleichem Rechte und mit gleichem Stolze der Angehörigkeit trauern. So bemerkte man auch den nordamerikanischen Gesandten mit je einem Vertreter der nordamerikanischen Staaten, die aus verschiedenen Plätzen des Kontinents herbeigeeilt waren. Selbst Afrika und Asien hatten ihre Vertreter.

Den Wandelnden folgten die reichgeschirrten Züge der königlichen und prinzlichen Wagen, geführt von den königlichen Dienern im Galaanzuge, hinter denen eine unabsehbare Reihe fürstlicher und anderer Equipagen den feierlichen Zug beschloß.

Glockengeläute vom Dom mischte sich in den Trauermarsch des Musikchors. Auf der Freitrepp' des Gotteshauses erwarteten den Trauerzug Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent, die Prinzen Friedrich Wilhelm, Albrecht, Vater und Sohn, Georg, Adalbert, Prinz August von Würtenberg, königl. Hoheiten, Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen der Erbprinz von Sachsen-Meiningen und der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen Hoheiten. Vor dem Hauptportal der Domkirche angekommen, wurde der Sarg von den königlichen Hof-Lakaien heruntergehoben und auf die Estrade vor den Altar gestellt. Ebendahin geleiteten die Höchsten und Hohen Herrschaften die Leidtragenden. Vier silberne, reichflammende Kandelaber umstanden den Sarg. Zu seinen Füßen und zu beiden Seiten standen Tabourets, auf welche die Ordenskissen niedergelegt wurden und neben denen sich die Träger derselben aufstellten. Der Altarraum grünte im Laube hochragender Cypressen und Palmen, zwischen denen die Kerzen erglänzten, in ihrer Mitte das goldene Bildniß des Erlösers am Kreuze.

Zu Häupten des Sarges auf den Stufen des Altars war die Geistlichkeit versammelt. Im Halbzirkel gegenüber dem Sarge standen die beiden Neffen und der Enkel, in ihrer Mitte der General v. Hedemann, rechts von ihm Se. königliche Hoheit der Prinz-Regent, links von der Familie Prinz Friedrich Wilhelm, hinter ihnen die übrigen anwesenden prinzlichen Herrschaften, so wie die Ritter vom Schwarzen Adler-Orden. Zur Seiten des Sarges nahmen rechts vom Altare die Minister, höhern Staats-Beamten und vornehme Fremden, ihnen gegenüber links vom Altare die Mitglieder der Akademie und der gelehrten Körperschaften ihren Platz. In der Prinzessinnen-Loge links vom Altar befanden sich Ihre königl. Hoheiten die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm,

die Frau Prinzessin Karl, die Frau Prinzessin Friedrich Karl und die Prinzessin Anna von Hessen; in der anstoßenden Loge die verwittwete Frau Ministrin v. Bülow, die Tochter Wilhelm von Humboldt's. Das sehr zahlreich vertretene diplomatische Corps hatte eine Loge auf der Tribüne rechts vom Altare eingenommen. Die Trauer-Versammlung erfüllte das Schiff und die Chöre des Domes. Die kirchliche Feier wurde durch den Gesang der Gemeinde: „Jesus meine Zuversicht" eröffnet. Der General Superintendent Hof-und Domprediger Dr. Hoffman, den der Verewigte selbst aufgefordert hatte, hier und in Tegel das Wort des Herrn an seiner Leiche zu reden, trat auf die Estrade und sprach: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben", welches von dem Hallelujah des Chors beantwortet wurde. Dann folgte die gehaltvolle und warme Rede des Geistlichen. Der Redner hob hervor, wie dieser universelle Genius, dessen sterbliche Reste man umstand, nicht nur die allgemeinste Achtung, sondern auch die allgemeinste Liebe der Mitwelt theilte. Die Liebe, die nur durch Liebe gewonnen wird. Dann wurde in scharfer und lebendiger Charakteristik ein Bild des reichen Lebens und Wirkens gegeben, worin auch die Mittheilung über die letzten Tage und das Verscheiden nicht fehlten, welche man bei den Lieblingen der Menschheit so gern genau und ausführlich vernimmt. Der Redner schloß mit der Hindeutung darauf, wie der Verstorbene „mit jener Liebe im Herzen, die sich wie ein blauer Himmel über seine wissenschaftlichen Anschauungen wölbte" vor allem auch die sittlichen Interessen der Kulturwelt umfaßt und die erkannten Wunder der physischen Welt in Demuth vor denen der geistigen nicht vergessen habe. „Seine Liebe soll bei uns bleiben, als die Liebe, welche Alles glaubt und Alles hofft; die Liebe höret nimmer auf."

Chor und Gemeinde sangen das Amen nach dem Segen und der Domchor schloß mit dem herrlichen Choral: „Christus, der ist mein Leben!" Während die Orgelklänge in einem feierlichen Nachspiel austönten, legten die Jünger der Wissenschaft ihre grünen Palmenzweige um den kleinen Schrein, der den vergänglichen Theil des Mannes birgt, welcher mit seinem unvergänglichen Wesen den Erdball umspannte.

An Alexander von Humboldt.

(Zum 89. Geburtstag.)

Daß erst 89 Jahre Du geworden, ist erlogen!
Glaub' es großer Mann es hat Dein Taufschein selber Dich betrogen.
Wahrlich! Wer so viel erforschte in dem Reich der Wissenschaft,
Wer so viel wie Du ertragen und mit mehr als Menschenkraft,
Wer wie Du mit so viel Schönen diese Welt bereichert hat,
Groß in Wissen, groß in Lehren, groß in Wort und groß in That:
Und noch immer frisch und strebsam ohne Säumen ohne Rast
So wie Du — für wahr der zählt wohl ein halbjahrtausend fest!

H. J. L.

An Alexander von Humboldt 1858.*)

Noch einen Gruß, Du wunderbarer Greis,
Ruf' ich Dir zu in Deine Sternennächte,
Wenn Du mit Jugendsinn, des Weisen Fleiß,
Die Räthsel deutest urgeheimer Mächte!
Glückselig, wer zu Deinen Füßen saß
Und Weisheit trank von Deinem Sehermunde!
Du bist der Arzt, durch den vielleicht genas
Manch krank Gemüth von seines Zweifels Wunde.
Du, der mehr weiß, als Menschen je gewußt
Der weiser noch als Hellas' sieben Weisen,
Dein Anblick hebt uns wunderbar die Brust,
Wir folgen Dir auf ungebahnten Gleisen:
Sag', weißt Du mehr, als jener arme Mann,
Der mit dem Pflug den harten Boden spaltet,
Und so der Erde mühsam abgewann,
Was ihm sein Los erträglich hier gestaltet?
Ich frage Dich, was wir umsonst gefragt
Die unerbittlich ewig-stummen Mächte,
Woran so mancher Geist sich hat gewagt,
Ob er vielleicht des Räthsels Lösung brächte:
Was uns'res Wesens Kern und Inhalt sei?
Dir ist vielleicht im Urwald es erklungen,
Wo mit des Beuterufes wildem Schrei
Der Jaguar Dich in den Schlaf gesungen!
Sag' an, o Greis, weißt Du, wie's um uns steht?
Kennst Du das Land, wo wir die Anker lichten?
Weißt Du, von wem der Ruf an uns ergeht?
Wohin wir einst die Fahrt von neuem richten?
Trat ich hier ein als Gast aus freier Wahl,
Und kehr' ich gleich den Vögeln in den Lüften,
Wenn öd' der Wald und wonnelos das Thal,
Und wenn die Rose starb an ihren Düften?

*) Aus dem neunten Jahrgang des deutschen „Musenalmanachs“, herausgegeben von Christian Schad.

Wie? Oder bin ich gar, wie Pflanz' und Thier,
Ein Spielzeug in der Hand der Elemente?
Dien' ich vielleicht der Schöpfung nur zur Zier?
Prangt meine Heimat nicht am Firmamente?
Hast Du Beweis, gib dem ihn, der Dich fleht,
Der stoisch nicht betrachtet Welt und Leben:
Ob nicht mit unserm letzten Hauch verweht,
Was wir für göttlich, ewig ausgegeben?
Warum ward ich so hoch begnadigt hier,
Am Baume der Erkenntniß mich zu laben?
Da Millionen doch, verdammt zum Thier,
Jahrtausende verträumt, verloren haben!
Deut' ich Dich recht, wenn ich betrachtend steh'
In Deines Weltgebäudes stolzen Hallen,
So ließest Du vor tiefgeheimem Weh
Oft eine Thräne stiller Wehmuth fallen!
Doch nein! Wie oft hab' ich Dir nicht gesagt,
Du sei'st der wandellosen Geister einer,
Vor deren Blick es unaufhörlich tagt,
Und deren Himmel stets ein wolkenreiner!
Sang auch Dein Mund das wundervolle Lied,
Das um Kolonos Hügel einst erklungen?
„Glückselig, wer die schöne Welt hier mied,
Und wem die Flucht hinweg aus ihr gelungen!“ —
Du, dessen Name Nord- und Südpol nennt,
O zürne nicht den ungestümen Fragen,
Dir, dessen Güte keine Grenzen kennt,
Dir könnt' ich das Geheimste sagen, klagen!
Und giebt Dein Mund auch niemals Antwort mir,
Wirst Du mich auch als Seher nie belehren,
So hält mein Herz doch ewig Dich in Ehren,
Und sendet diesen Gruß im Liede Dir!

F. W. Rogge.

Alexander von Humboldt.

Du lauschest mit dem klaren Blick des Weisen
Am Pulsschlag der Natur in Forscherlust,
Und Offenbarung zieht in wunderleisen
Accorden licht und hehr in Deine Brust.

Dir naht das All mit tausend Zauberschätzen,
Durch Dich ward treu der Mitwelt offenbart
Wie sich nach ew'gen, göttlichen Gesetzen
Die holde Schönheit mit der Größe paart.

Du hast verkündet, was im Sonnenlichte
Die Schöpfung Deinem Riesengeist vertraut,
Was Du im sternbesäten Nachtgedichte
Der Ewigen begeisterungsvoll erschaut.

Von ihr hast Du gelernt, verjüngungsselig
Zu wandeln Deine Wege, lichtumweht,
Ein Greis, im Silberlocken frisch und fröhlich,
Der Schöpfung jugendfeuriger Prophet.

Du Stern der Wissenschaft, zu Deinem Lichte
Blick' ich empor und flüst're tiefbewegt:
In hehre Geistern lebt die Weltgeschichte,
Die den Gedanken durch's Jahrhundert trägt.

Adolf Schirmer. *)

An Alexander von Humboldt.

Die Fäden, welche Welten Welten senden,
Die Erd und Himmel wie ein Netz umschließen
Die aus dem Sein zum Fluß des Denkens fließen
Und in dem Meer des Einen Wissens enden;
Ob sie an Sprachen sich, an Steine bänden,
Ob sie im Hirn, in Gras und Blumen sprießen,
In Mythen sich, in Bergcolosse gießen: —
So weit sie faßlich, hast Du sie in Händen.

Und jeder staunt, wie keiner Dir entgleite,
Und ahnet bang, daß sie Dich uns entziehen
Zum Centrum, das die Demantspindel windet.

Sie würden uns im wirren Knäul entfliehen,
Weil Keiner da, der Deinen Platz bestreite —
Drum eile mit dem Ring, der uns sie bindet!

Klaus Groth. **)

Sonett.

Er ist dahin, der Welt- und Wunder Weise,
Der Stern eines Jahrhunderts steht am Ziel;
Noch spät trat ein Komet in sein Asyl,
In seine letzten Archimedes-Kreise.

Seltsam! Den größten Krieger einte leise
Dem größten Krieger ein ironisch Spiel:
Wie in dasselbe Jahr ihr Anfang fiel,
Vollbrachten sie am gleichen Tag die Reise.

*) Siehe: dessen Dichtungen. Wien, Druck und Verlag von J. B. Wallishauser's k. k. Hoftheater-Druckerei 1856.

**) Siehe dessen: Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke 1854. Seite 117.

Doch welches Gegenbild am Horizonte:
Durch diesen war der Himmel tief ergraut,
Indeß die Welt sich unter jenen sonnte.

Er, der den Kosmos auf- und ausgebaut,
O wohl ihm, daß sein Auge brechen konnte,
Bevor er noch das Chaos angeschaut.

Franz Dingelstedt.

Humboldt's Grab.

Mit dem Leibe war in die Gruft der Erde
Humboldt's Geist gesunken; der Schlaf umfing ihn,
Als der Tod mit schweigender Nacht des Forschers Auge verhüllte.
Selbst genügend, wollte der Geist sich lösen
In des Elementes erneute Wandlung;
Der den Fixstern sah von dem Himmel schwinden, scheute den Tod nicht.
Wie der Weltdurchkreisende Stoff sich bindet
Und sich lös't, nach ew'ger Norm, entdeckt er,
In der Zelle Kern, wie im Kern des gluthumströmten Kometen.
Ewig sei der Stoff in der Dinge Wandel:
Kraft erzeugend geh' der Bewegung Seele
Von ihm aus und kehr' in sich selbst zurück zur Ruhe des Todes.
So war ihm das Licht im beschwingten Aether,
Um der Erde Pole der Magnetismus,
In dem Hirn des Menschen das freie weltermessende Denken
Gleichen Wesens; außerhalb Grund und Folge,
Was die unerschaffene Welt gestalte,
Konnt' er einen Gott durch der Himmel Weiten nirgend entdecken.
Dunkel deckt das Grab des erhabenen Forschers;
Sieh, da fällt vom Sirius eines Lichtes
Flammenstrahl; die lastende Erde schwindet schaffendem Geiste.
Der zufrieden starb, daß er messen konnte
Raum und Zeit im kreisenden Fluß der Dinge,
Humboldt's Geist, er hob sich empor zum Leben aus der Verwesung
In der ew'gen Kraft, die den Raum gestaltet
Und die Zeit beschwingt, die in sich beruhend,
Wandellos, im treibenden Grund der Dinge wieder sich spiegelt.
Berlin den 10. März 1860.

Hoffest und Humboldt.

Tausende fasset der Saal; in der glänzendsten Kleidung sie prangen;
Vielen bedecket gedrängt Orden an Orden die Brust.
Sieh', was das Heer, was der Staat Bedeutendes zählet, doch späh ich
In dem geschmückten Gewühl einen Unsterblichen nur.

Heinrich Justus Heller.

E. T. A. Hoffmann's erste Liebe, die obwohl sie in dessen 16. oder 17. Lebensjahr stattfand, Hoffmann's Biograph als Knaben-

liebe bezeichnet, blieb ohne Gegenliebe, aber auch ohne allen merklichen Einfluß auf sein Gemüth, und wir erwähnen ihrer hier nur deßhalb, weil sie Hoffmann zur nachstehenden charakteristischen Aeußerung über die Gleichgiltigkeit der Geliebten veranlaßte:

„Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Aeußere interessire", sagte Hoffmann oft mit Heftigkeit zu seinen Freunden, „so wollte ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wären." — und er gefiel sich darin, dieß Bild auszumalen, — „damit ich ihr auffiele, und sie mich wenigstens ansehe.

— Hoffmann. In der letzten Zeit seiner Universitätsjahre traf Amor ihm mit einem schärferen, widerhakigen Pfeile. Ein reizendes weibliches Wesen, voll Sinn und Gefühl für die Kunst, aber ihre äußern glänzenden Verhältnisse, verursachte zwischen ihnen eine unübersteigliche Kluft, trotzdem schenkte sie ihm ihre Neigung, und er gab sich ihr mit der vollen Lebendigkeit frischer Jugend hin. Als ihr Musiklehrer hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, und dabei ihr Herz gewonnen, das er sein nennen, und doch nie besitzen durfte; im täglichen Wiedersehen lag das tägliche Scheiden" und in die Fülle des Genusses mischte sich die Gewißheit des sichern Verlustes. Er fühlte tief, wie sehr dieß Mißverhältniß an seinen edelsten Kräften zehre, und, verdankte er dieser Zeit gleich die vertraute Bekanntschaft mit der Tiefe des menschlichen Herzens, die sich in seinen Schriften wiederfindet, und den feinen Sinn, der weibliche Schönheit von weiblicher Reinheit so richtig zu unterscheiden wußte, und der ihn im Leben sogar dann nicht verließ, als er sich selbst für gefallen erkannte; so brachte doch das Bewußtsein seiner Lage, wenn er dazu gelangte, eine Zerrissenheit in seine Seele, deren Wunden bis an seinen Tod noch kenntlich waren.

Diese Liebe ohne Hoffnung des legitimen Besitzes (zu dem er nie gelangte, indem er weit später mit einer Anderen sich vermälte) weckte in ihm die Sehnsucht nach einer höheren Liebe, nach einem Ideale von Freundschaft. Eine Sehnsucht, die Hippel am meisten befriediget zu haben scheint.

Der ersten mächtigen Versuchung zum Hazardspiele widerstand er mit einer Seelenstärke, die für den Beweis der Anlage gelten kann, welche die Natur bei ihm auf einen großen Charakter gemacht hatte. Er gewann unmäßig. Den Eindruck, den dieß auf ihn gemacht, hat er in den Serapionsbrüdern selbst geschildert, sie gewinnt unendlich an ihrer Wirkung auf junge Gemüther durch die Verbürgung der Wahrheit, und wir glauben, um dieser Bürgschaft willen, daß deren Schluß hier nicht unwillkommen sein dürfte:

„Mir taumeln die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuströmte, war es mir als läg' ich im Traum, und würde nun gleich, indem ich

das Gold einzustecken gewähnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde, wie gewöhnlich, das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Officier bei der Schulter, und sprach, mich mit ernstem strengen Blick durchbohrend: junger Mann! verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank gesprengt. Aber wenn Sie das verstehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war schon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam, und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf den Tisch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taschengeld beschränkt ist, das er zu seinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, sich in dem Besitz einer Summe befindet, die bedeutend genug ist, um wenigstens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anschaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer seltsamen Angst erfaßt, die mir kalten Todesschweiß auspreßte. Die Worte des alten Officiers gingen mir nun erst auf, in der entsetzlichsten Bedeutung. Mir war es, als sei das Gold, das auf dem Tische blinkte, das Handgeld, womit die finstere Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüthe schien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Trostlosigkeit. Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenster, ich schaute mit inbrünstiger Sehnsucht der Sonne entgegen, vor der die finstern Geister der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldenen Strahlen, ward' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beseeligende Gefühl der Kraft, jeder Verlockung zu widerstehen, und mein Leben zu bewahren vor jenem dämonischen Treiben, in dem es, sei es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir selbst auf das Heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde streng gehalten."

Gehet hin, ihr Jünglinge — oder besser: gehet so hinweg von den Spielbänken, und thuet desgleichen!

— Hoffmann's Herz und Gemüth war von Natur aus gut, zeigte sich aber selten als solches öffentlich, und alle jene Fehler, die man auf Rechnung seines Herzens schreibt, gehören unter zwei andere Rubriken. Sie heißen: „Egoismus und Eitelkeit." Beide entsprangen aus einer Ehe, in welcher das höchste Geistige mit dem feinsten Sinnlichen

innigst und unauflöslich verbunden war; und aus diesem Bunde entwickelte sich ein Princip, das an der Stirne die Inschrift trug:

„Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt!“

Dies Stirnband ist nicht nur der einzige Commentar zu seinem Leben und zu seinen Schriften, welche beide identisch sind, sondern gibt auch Aufschluß über die ganze Hoffmann'sche Handlungsweise und zeigt zugleich die richtige Quelle, woraus sein Haß gegen Dummheit, gegen das Nicht-Anerkennen seiner selbst, gegen Uebermuth ihm gegenüber, entstand.

Man hat auch oft Hoffmann den Vorwurf gemacht, daß: „er ein Gläschen über den Durst getrunken,“ welcher Vorwurf sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dem kann man aber mit vollem Rechte widersprechen. Seine beiden Biographen, Hitzig und C. F. Kunz widerlegen dies gänzlich. Hitzig sagt: „Ein gemeiner Trinker war Hoffmann niemals, und nie bemerkte ich an ihm einen Rausch, der ihn seiner Vernunft beraubt hätte; im Gegentheil, er haßte die Menschen, die bloß ihrer Zunge zu Gefallen bis zur Sinnlosigkeit zechten, eben so sehr, als solche Fresser, die, um gehörig zu verdauen, den Wein hinuntergießen. *)

H. Funk (eigentlich C. F. Kunz) sagt: „Höchst selten übernahm sich Hoffmann, so viel er auch trank, und nur dann that er des Guten mehr, als er sollte, wenn ihm seine gute Laune durch irgend etwas ihn Incommodirendes verdorben wurde. Dahin gehörte z. B., wenn er Personen am Tische bemerkte, die, wie er sagte, sich mit ihrem Prosaismus dem Teufel verschrieben, oder die, wenn er etwas Geistreiches oder Witziges erzählte und die ganze Gesellschaft in enthusiastisches Lachen ausbrach, vornehm sitzen blieben, keine Miene verzogen, oder wohl gar in ihrer Dummheit, die sie den Witz nicht verstehen ließ, mitleidig lächelten. Ueber solche wurde er boshaft, und konnte ihn hier und da ein neben ihm sitzender Freund darüber besänftigen, zu einer Mäßigung führen, so ging es leer und ungerächt doch nie ab. **) Wir haben dieses Alles unseren geehrten Lesern vorausgeschickt, damit sie sich bei den nachfolgenden Momenten, Charakterzügen und Anecdoten aus dem „fantasiereichen“ Leben Hoffmann's falsch zu beurtheilen, nicht in die Lage kommen

*) Siehe: Biographie E. T. A. Hoffmann's, von Hitzig. Thl. II, Seite 126 u. ff.

**) Siehe: „Erinnerungen aus meinem Leben“ 1. Band. Von H. Funk, bei welchem auch in Bamberg die erste Ausgabe (1814) seiner Fantasiestücke erschien.

und eher geneigt sein werden, dem Genie, und das war Hoffmann unbestritten, seine Extravaganzen und Abwege zu entschuldigen.

— Wenn Hoffmann in einer Gesellschaft sich befand, wo Personen am Tische saßen, die sich „mit ihrem Prosaismus dem Teufel verschrieben", oder an deren Hirnkasten seine mit Geist und Witz gefüllten Bomben abprallten, so war eine laut in das Gesicht eines ihm zunächst sitzenden Freundes gesprochene Frage, die der Betheiligte eben so gut als der Freund hören mußte, hinreichend, den Dummen zur Raison zu bringen. Solche Frage-Redensarten waren unter Anderen: „Was halten Sie, Liebster, von der Dummheit?" (hierbei wurde sein Gegenstand scharf in's Auge gefaßt.) „Ich habe einen wahren Narren daran gefressen." Dies half gewöhnlich; — im entgegengesetzten Falle aber ward eine noch größere Dosis Redepulver gereicht, z. B.: „Glauben Sie" (laut), „daß an einem friedlichen Tische, wo mehrere geniale und joviale Menschen Platz haben, auch sehr eklige, schale und oberflächliche Lieblingswörter Hoffmann's) Platz finden?" — Diese Portion reichte gewöhnlich hin und der gemeinte besserte sich entweder oder empfahl sich.

— Hoffmann's höchster Ausbruch des Zornes aber war folgender, und wurde nur ein Paar Mal an ihm bemerkt, wenn er verstimmt war und seine Anspielungen auf diesen oder jenen ihm unangenehmen Menschen durchaus nichts fruchten wollten; dann erhob er sich etwas vom Stuhle, klapperte mit den Händen auf den Teller und sagte halblaut, doch hörbar, vor sich hin, indem er die Gabel ergriff, als wenn er auf den Teller schriebe: „Liebster da unten an der Ecke rechter Hand, Sie glauben nicht, wie überaus ich Sie verehre, obwohl Sie ein Esel sind; Sie würden mir aber einen unendlichen Gefallen thun, wenn Sie die Güte hätten, sich zu entfernen!" Das wirkte gewiß, und ich sah ein paar Mal die electrische Wirkung eines solchen Kolbenschlages. — An eine Opposition von Seiten eines auf solche Weise Angegriffenen war wohl aus dem Grunde nicht zu denken, weil die Zahl von Hoffmann's Verbündeten die bei Weitem größere war und sie ihm sicher bei dem geringsten Eclat — was er wohl wußte — beigestanden haben würden, obgleich wohl Keiner dies Betragen selbst in Schutz nehmen konnte. Man kannte aber Hoffmann zu genau und übersah, seiner vielen edlen Eigenschaften wegen, diese etwas in's Große gehende Aufregung.

— Hoffmann. Jeder, der mit Hoffmann's Charakter nur einigermaßen vertraut war, wußte, daß man ihn nach einem solchen vollführten Coup, wie der oben mitgetheilte, gehen lassen mußte, nicht auf der Stelle, weder bittend noch ernstlich, zur Rede setzen durfte, und selbst sein intimster Freund Kunz, der ihm wohl sagen durfte, was kein An-

derer gewagt hätte, that dies in solchen Fällen nicht gleich, sondern erst am andern Tage, wenn der Freund in Folge eines absichtlich angenommenen Ernstes und einer gewissen Steifheit und Zurückgezogenheit in seinem Benehmen von Hoffmann selst gewissermaßen dazu aufgefordert wurde. „Was haben Sie denn?" war dann seine erste Frage bei der nächsten Zusammenkunft, — und nun durfte der Freund es wagen, ihm ernstlich das Capitel zu lesen. — Nie sah aber Hoffmann sein Unrecht vollkommen ein, sondern meinte nur, „daß er vielleicht etwas zu weit gegangen und auf feinere Weise den Kerl hätte transportiren sollen." — „Sie sind zu ängstlich, lieber Freund," schloß er dann; „doch soll Ihnen zu Gefallen so etwas so bald nicht wieder passiren; aber sein Sie jetzt auch heiter, sonst geh' ich zum Teufel!"

— Hoffmann galt auch für einen Kinderfeind. Er war es und war es nicht, je nachdem die Kinder waren; mit wohlerzogenen, anspruchslosen Kindern konnte er sich stundenlang und sehr gemüthlich unterhalten, wenn sie ihn reden ließen und zuhörten; sowie sie aber — wie er sich ausdrückte — obligat wurden, kehrte er ihnen den Rücken. Für das hier Gesagte liefert unstreitig den schönsten Beweis sein treffliches Kindermährchen: „Nußknacker und Mäusekönig." — Ueber ein schreiendes Kind wurde er mit Ingrimm erfüllt, weil dies störend auf ihn einwirkte, ja er wußte, was oft in Gegenwart von Zeugen geschah, sich an demselben zu rächen, indem er es tüchtig in die Ohren kniff, wonach denn natürlich das Kind nur noch heftiger aufschrie, und wenn man ihm dagegen Vorstellungen machte, Jeden mit den Worten abfertigte: „Warum muß mich der Racker mit seinem Krakehl so maltraitiren!"

— Hoffmann. Den größten Beweis für die Behauptung, daß Hoffmann durch nichts gestört sein wollte, und daß sein excentrisches Betragen nicht aus der Quelle seines Herzens floß, sondern mit seiner Stirnenschrift: „Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt!" versöhnend ausgeglichen werden muß, liefert nachstehender Vorfall mit seinem Freund Kunz, den wir hier selbst erzählen lassen. Der Leser höre:

Unser freundschaftliches Verhältniß war stets ein inniges zu nennen, ich durfte mir in aller Beziehung mehr als jeder Andere erlauben, selbst Mißbilligung und lauten Tadel ertrug er von mir, nur Eines nicht: wenn ich es mir beikommen ließ — singen zu wollen. Eine wahre Idiosyncrasie gegen schlechten und falschen Gesang hatte in ihm Wurzel gefaßt. Mit Kreisler'schem Wahnsinn opponirte er dagegen, convulsivisch zuckte Alles an ihm, sein Gesicht ward zur Grimasse. Kunde davon geben auch mehrere Stellen in seinen Phantasiestücken.

Nun begab es sich einst, als wir im letzten Jahre vor seinem Hiersein eines Abends gemüthlich im Rosengarten bei einander saßen und Beide den Flaschen auf eine ungewöhnliche Weise bei vorausgegangenem Diner zugesprochen hatten, daß sich der Singteufel in mir regte. So darf ich den Dämon nennen, der mich mit einer Stimme beschenkt hatte, die unmöglich aus dem Reiche der Harmonieen entkommen sein konnte. Wie Kreisler-Hoffmann sich auf sein feines Ohr nicht wenig zu Gute that, so wollte ich mit meiner von ihm mit Recht verachteten Stimme mir etwas zu Gute thun, und mein Dämon flüsterte mir zu, meinen Bierbaß in Tenor zu transponiren. Das Wagestück geschah durch Recitirung der Arie des Belmonte aus der Entführung: „Hier soll ich denn sehen“ u. s. w. Kaum hatte ich begonnen, so spitzte Hoffmann auch schon die Ohren. Sein Anfangs ruhiges Zuhören schien mir in meiner Weinlaune Anerkennung, ich gurgelte weiter und höher. Er sprach: „Liebster, ich bitte, hören Sie auf!“ Umsonst. Die schwierigsten Rouladen wurden versucht. Hoffmann rutschte auf seinem Sessel hin und her. Erneuerte Bitte. Umsonst! Sein Gesicht fibrirte. Die zweite Strophe wurde von mir angestimmt. Er ergreift krampfhaft ein großes vor ihm stehendes Glas Wasser. Der Weingott tobt in mir kräftig dagegen und gurgelt muthig fort, bis Hoffmann ihn durch eine mit Kraft geführte Entleerung des Glases in mein Gesicht hinein mit den Worten: „Da haben Sie es!“ zum Schweigen bringt.

Der Gesang verstummte, ein Paar dabei sitzende Bekannte gaben Zeichen der Mißbilligung, aus mir sprach kein Laut des Zornes, Hoffmann erblaßte und verließ stumm den Tisch; von Wasser triefend, folgte ich ihm, aber nicht auf gewohnte Weise, Arm in Arm; er ging rechts, ich links.

Mehrere Wochen vergingen und wir sahen uns nicht, während sonst Jeder glaubte, es sei nicht möglich, den Andern auch nur einen Tag zu entbehren. Tüchtig wurde an mir von meinen Bekannten geschürt, mich empfindlich zu rächen, die verletzten Pflichten der Freundschaft und der Dankbarkeit ihm schriftlich vor Augen zu führen und ihn durch gewisse Mittel und Abforderungen, wodurch gemeine Seelen so gern ihre Rache kühlen, zu compromittiren. Hoffmann befürchtete dies nicht von mir, und durfte es gerade unter diesen Umständen um so weniger befürchten. Wie gesagt, mehrere Wochen vergingen — uns Beiden eine qualvolle Zeit — ohne daß wir uns sahen und sprachen, bis einst sein freundlicher Ruf aus dem Fenster, an dem ich vorüber ging: „Freund nehmen Sie mich mit!“ uns wieder zusammenführte.

Hoffmann wollte sich entschuldigen; ich verbat es. Kein Wort ward mehr über diesen Vorfall gesprochen.

— Hoffmann. Zu den Stücken, für welche Hoffmann eine besondere Vorliebe hegte, gehörte „Don Juan" — Diese Oper aller Opern, die damals oft wiederholt und in so hoher Vollendung gegeben wurde. Er stimmte auch darin überein, daß Holbein, was das Spiel betrifft, Bechort überträfe und daher als der beste Don Juan seiner Zeit gerühmt zu werden verdiente. Man kann sich keine richtigere Auffassung dieses Charakters denken; mit solcher Gewandtheit, mit solcher Grazie in der Bewegung und mit so edler, von Anfang bis zu Ende gleicher Haltung, wie dies Alles bei Holbein der Fall war, dürfte der Don Juan nicht so leicht wieder zur Anschauung gebracht werden. Hoffmann selbst längnete nicht, daß ihm bei Bearbeitung seines Aufsatzes: „Don Juan", in den Fantasiestücken Holbein's Bild vorgeschwebt habe. Hoffmann's Verehrung dieser Oper überstieg oft alle Grenzen besonnener Beurtheilung und selbst manchmal den Culminationspunkt jeder Fantasie.

— Hoffmann und F. Kunz waren zwei fast unzertrennliche Freunde, so daß es dem Einen wie dem Andern fast schmerzlich war, einen oder mehrere Tage von einander getrennt zu sein. Der Gesundheit wegen mußte Kunz der Jagd obliegen, welche ihn oft mehrere Tage von Hoffmann trennte. Um diese Trennung aber zu verhindern, geschah es, wo nur immer möglich, daß Hoffmann seinen Freund auf die Jagd begleitete, ohne selbst an derselben praktisch Theil zu nehmen; nach und nach aber gewann Hoffmann selbst daran Interesse. Dasselbe wuchs von Tag zu Tag, und wie er Alles mit seiner üppigen Fantasie zu bekleiden wußte, so malte er mit glänzender Farbe aus, wie eigentlich das Jagd-Vergnügen, wenn es recht getrieben wird, durchaus kein rohes, sondern ein poetisches sei, und: „das können nur wir, Liebster, d'rum weihen Sie mich ein!" sagte er scherzend.

Ein Gewehr wurde angeschafft und Hoffmann das Schießen gelehrt. Zum Anfange ward der ziemlich große Garten am Theater-Gebäude zu Bamberg ausersehen, wo zuerst Vögel geschossen werden sollten. Hoffmann ließ sich ziemlich gut an, nur überflügelte die Fantasie ihn hier, wie bei Allem. — Nach fast jedem Schusse, und wenn der Sperling ihn kaum gehört hatte und lustig davon flog, wollte er ihn getroffen haben. Des Freundes lächelnde Miene und dessen Versicherung, daß dem nicht so sei, ärgerte Hoffmann, und mehr als einmal ließ er sich vernehmen: „Aber Bester! Theuerster! Haben Sie denn gar keine Augen, sehen Sie nicht, wie schnell der Spatz sich zur Erde senkte, — dort muß er liegen," und en carrière durchlief er die Kraut- und Rübenfel-

der, — versteht sich ohne Erfolg. Was Lehrer und Schüler am Jagdtage geschossen, ward des Abends gebraten, und Hoffmann bezeichnete stets die Vögel, die er erlegt, um sie auch für sich allein zu genießen. Ueberaus belustigend war es, wie Hoffmann den um ihn sitzenden Gästen demonstrirte, wie es doch ein ganz eigenes Gefühl sei, seine selbstgeschossenen Vögel zu speisen, wie diese ganz anders mundeten, als fremde, woran das wohl läge — es dünke ihm, setzte er scherzend hinzu, als röchen und schmeckten die Lorbeeren hervor, die hier der Zunge des Siegers ihren schuldigen Tribut bringen wollten.

— Zu Hoffmann's erlebten theatralischen Freuden in Bamberg gehörten auch die Darstellungen Leo's, einer durchaus künstlerischen Natur, dem Hoffmann auch in seiner „Berganza" ein würdiges Denkmal setzte. Erfüllt mit der höchsten, heiligsten Liebe zur Kunst, Ideale in sich tragend, deren Verwirklichung ihm stets die höchste Aufgabe war und an welchen er — lös'te er auch solche, so weit menschliche Kraft reicht — immer verzweifelte. Mit keiner seiner Darstellungen, einen so hohen Grad der Vollkommenheit sie auch trugen, war er zufrieden. Wenn man in seinen Darstellungen auch glaubte, das Höchste erblickt zu haben, so meinte er stets, etwas sehr Unvollkommenes sei die Frucht seiner Anstrengungen gewesen, weil in den tiefen Schacht seines Gemüthes nur er schauen, nur er die nicht heraufgeförderten Schätze seines reichen Bergwerkes wahrnehmen konnte. Hierin wie überhaupt in mehreren Charakterzügen hatte Leo große Aehnlichkeit mit dem Ludwig Devrient.

Bei ohnehin kränklichem Körper, einem höchst beschränkten, schwachen und klanglosem Organ, konnte es nicht fehlen, daß Leo mit sich und dem Publicum öfters zerfiel, so sehr ihm dies alle Anerkennung bewies und — man sollte es kaum glauben — er, bei Entbehrung aller äußeren Mittel, oft eine Herrschaft über dasselbe übte, wie Hoffmann sagte: „sie nie gesehen wurde, und da erkennt man, was der göttliche Funke innerer Poesie zu schaffen vermag! Dieser Schauspieler, der außer seinem belebten Auge gar nichts hat, was nur im Geringsten auf die Sinne der Masse zu wirken vermag, packt das Volk trotz aller der Mittel und Bedingungen, die ihm abgehen, um auf solches zu wirken, dennoch auf eine unbegreifliche Weise. Mir ist so etwas noch nie vorgekommen, und alle Heroen der Bühne, selbst Iffland, vermochten nie dergleichen, mit sammt allen ihren Theatercoups, die sie gebrauchten, Jener aber gänzlich verschmähte."

Dieser Künstler, der so Großes leistete, ist im Verhältniß zu seiner Größe der Welt doch so wenig bekannt geworden, und der größte Eclat, den er erregte, möchte wohl jener Pistolenschuß gewesen sein, mit dem er,

unsern Weimar, auf Wieland's Grabe, im Wahnsinn seinem Leben ein Ende machte. *)

Heine. Durch die „Briefe von Heinrich Heine an seinen Freund Moses Moser" ist die Aufmerksamkeit, die man diesem bedeutenden und merkwürdigen Dichter seit Jahrzehnten unaufhörlich, bald mehr bald minder zugewendet hat, in neuverstärktem Grade auf ihn gelenkt worden. Die erwähnten Briefe sind aus den Jahren 1823 bis 1836, der überwiegenden Mehrzahl nach in die zwanziger fallend, mithin geeignet, vornehmlich den jugendlichen Heine zu charakterisiren. Das Bild, das wir daraus gewinnen, dürfte den Zügen nicht entsprechen, welche sich die Verehrerin des „Buchs der Lieder" von ihrem Poeten heimlich gebildet, weit eher aber dem Carricatur-Porträt zu ähneln scheinen, das gewisse Augenverdreher vom Autor der „Reisebilder" entworfen haben. Mögen die Holden über das wahre Bild des jungen Heine nicht zu sehr erschrecken und die Unholde nicht zu laut darüber jubeln! Jenen zum Trost sei von vornherein gesagt, daß es sie nicht bitterer enttäuschen wird, als dies manche cynische Schlußstrophe eines zart begonnenen Heine'schen Liebesliedes längst gethan; diesen zum Aerger sei augenblicklich hervorgehoben, daß der lockere Musensohn in seiner gottlosen Frühlingszeit einen heiligeren Sinn offenbarte, als in der verwitterten Tugend hetzender Pfaffen jemals wohnen kann.

Zwei Wahrnehmungen dringen sich Einem vor Allem nach Durchlesung dieser Briefe auf: die eine, daß die vertrautesten Mittheilungen Heine's den Stempel innerer Aufrichtigkeit an sich tragen, und daß in dieser Beziehung Confession und Production sich vollständig decken; die andere, daß die Jugend Heine's eine Sicherheit und Reife des Geistes aufweist, wie es selten in der Menschengeschichte vorkommt. Ja, mit der Loupe besehen, übertrifft die Aufrichtigkeit des Heine'schen Briefes die seiner Schriften, und, genau betrachtet, war der sterbende Heine kindlicher, unbefangener, als es der in's Leben erst schreitende gewesen.

Hineingestellt in eine krampfhaft aufgeregte, halb apathische, halb kampflustige, skeptische und enttäuschte Welt, persönlich ausgerüstet mit einer Nerven-Erregbarkeit, der die Kraft des Spottes die Wage hielt, mit einer Phantasie, die die eigenen Bilder wieder auffraß, wie Saturn seine Kinder, und mit einer Gemüthswärme, die oberflächlich und sentimental berührte, wenn sie ein Bischen verkühlte, die unheimliches Entsetzen erregte, wenn sie zur Lohe emporschlug: von solcher Art und unter solchen Umständen konnte Heine nichts anderes werden, als ein künstlerisches Fragment, der Torso eines Dichters, der von Anbeginn zum

*) Siehe Hausschatz, vierte Abtheilung: „Theater", Artikel Leo.

Nimmerfertigwerden bestimmt war, den einmal zu vollenden die Natur selbst nicht gedacht hat. Als Ersatz für die mangelnde Harmonie ward Heine der Hohn verliehen, der ihm ein diabolisches Gleichgewicht gab, und was ihm die Musen an den reinsten, höchsten Geschenken verweigert hatten, das ward ihm durch besonders reiche Spenden der Gracien vergütet. Und eben diese Anlage zum bloßen Fragment eines großen Dichters — denn ein solcher ist er nicht, trotz einzelner unsterblicher Lieder — erklärt es, daß Heine's zwanzigjährige Augen schon so stechend ernst in Menschen und Dinge sich versenkten, wie die Blicke des frühzeitig ergrauten Mannes; daß ihm die lenzhafte Zaghaftigkeit fremd war; daß er, noch den Flaum um's Kinn, den Respect vor greisem Ruhm nicht kannte, und noch in erster Liebe zitternd, sich über die ihm verwehrten Rosen so lustig machte, wie später im erotischen Rausch über eine zertretene Traube.

„Von Natur neige ich mich zu einem gewissen Dolce far niente" — schrieb er in seinen „vertrauten Briefen" an August Lewald — „und ich lagere mich gerne auf blumigem Rasen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daß ich aus dieser gemächlichen Träumerei sehr oft durch harte Rippenstöße des Schicksals geweckt wurde; ich mußte gezwungenerweise theilnehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich schlug mich trotz den Tapfersten. . . . Aber ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll; meine Empfindungen behielten doch immer eine gewisse Abgeschiedenheit von den Empfindungen der Andern; ich wußte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe wie ihnen, und wenn ich mein Schlachtroß auch noch so rüstig tummelte und mit dem Schwert auch noch so gnadenlos auf die Feinde einhieb, so erfaßte mich doch nie das Fieber oder die Lust, oder die Angst der Schlacht; ob meiner innern Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinn; ich merkte, daß die Gedanken anderwärtig verweilten, während ich im dichtesten Gedränge des Parteikriegs mich herumschlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Saracenen focht." Dieses Dolce far niente, dieses Fechten im Traumwandeln fühlen und schauen wir auch deutlich in seinen Briefen an Moser.

Der Adressat war damals einer der Matadore unter den aufgeklärten Juden Berlins. Ein Schüler Friedländer's, ruft ihm Heine einmal zu, und Zeitgenosse von Gans, Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Theil meiner selbst, die correcte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu — der Epilog von Nathan dem Weisen, der Recensent von Bernais, die eiserne Kiste

von Cohn, der Normalhumanist. „Noch diese Nacht träumte ich von Dir," heißt es an einer andern Stelle. „In altspanischer Tracht und auf einem andalusischen Hengst rittest Du in der Mitte eines großen Schwarms von Juden, die nach Jerusalem zogen. Der kleine Marcus mit seinen großen Landkarten und Reisebeschreibungen ging voran als Wegweiser. Zunz en escarpins trug die in rothen Maroquin eingebundene Zeitschrift; die Doctorin Zunz lief nebenher als Marketenderin, ein Fäßchen jontesigen Branntwein auf dem Rücken. Es war ein großes jüdisches Heer, und Gans lief von Einem zum Andern, um Ordnung zu schaffen. Lehmann und Wohlwill trugen Fahnen, worauf das Schild David's und der Bendavid'sche Lehrsatz gemalt. Zucker-Cohn führte die Tempelijaner. Ehemalige Vereinsjungen trugen die Gebeine von Saul Ascher. Alle getauften Juden folgten als Lieferanten, und den Beschluß des Zuges machten eine Menge Carrossen; in der einen saßen der Tr . . . doctor Oppert als Feldarzt, und Jost als Geschichtsschreiber der zu begehenden Thaten; in einer andern Kutsche saß Friedländer mit Frau von der Recke, und in einer der allerprächtigsten Staatscarossen saß Michel Beer, als Geniecorps, und neben ihm saßen Wolf und die Stich, die den Paria unverzüglich in Jerusalem aufführen und verdientes Lob einernten sollten."

Die genannten Persönlichkeiten, darunter einige von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung, waren die Repräsentanten speciell jüdischer Bestrebungen, die Heine ihrer rationalistischen Tendenzen wegen satyrisch befehdete. Nichts war ihm verhaßter als religiöse Dogmatik, die sich mit modern-philosophischem Aufputz geschmückt hatte. Dabei empfand er die Poesie des Judenthums lebendiger als irgend einer, und jeder dritte Schlag, den sein Herz that, galt dem ungeheuren Leid des unglücklichen Volkes. Aber freilich zum ernsten Kummer brachte er es hier eben so wenig als anderswo; „ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird", bekennt er einmal seinem Freunde Moser. „Sehr drängt es mich," sagt er bei anderer Gelegenheit, „in einem Aufsatz für die Zeitschrift den großen Judenschmerz (wie ihn Börne nennt) auszusprechen, und es soll auch geschehen, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig von unserem Herrgott, daß er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja es ist sogar unpolitisch von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich so viel für ihn thun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrscher Judäas ebenfalls aufgeklärt worden, und hat seine Nationalität abgelegt und gibt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen kosmopolitischen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam in's Ohr sagen: Entre nous, Monsieur, vous n'existez

pas.“ Aber „der alte Herr“ läßt ihn nicht los und zwingt ihn fort und fort in seinen dichterischen Dienst, durch den er, wie der Gebieter von einem theils übermüthigen, theils unwilligen Sklaven, glänzender verherrlicht wird, als von seinen gläubigsten Knechten. Denn Niemand hat wohl zu Ehren Jehovah's ein schöneres Feuer angezündet, als Heine im „Jehuda ben Halevi“, in der „Prinzessin Sabbath“ und in dem Romanfragment „der Rabbi von Bacherach.“ Ueber den letzteren, eine unvergängliche poetische Leistung, enthalten die Briefe viele und interessante Aeußerungen. „Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht,“ schreibt Heine, „wird es ein unsterbliches Buch werden; eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht.“ An einem anderen Punkte meint er, die frivole Laune wieder in ihre Rechte einsetzend: „Es wird ein Buch sein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird.“ Dagegen zeigt er dem Freunde mit derselben Seelenruhe aus Hamburg an, daß sich dort ein Rabbiner gegen ihn, den Convertiten, groß benommen habe: „Ich esse bei ihm am Schabbes; er sammelt glühende Kugel auf mein Haupt, und mit Zerknirschung esse ich dieses heilige Nationalgericht, das für die Erhaltung des Judenthums mehr gewirkt hat, als alle drei Hefte der Zeitschrift. Indessen es hat auch größeren Absatz gehabt.“

Betreffs der Conversion Heine's würde man irren, wenn man dieselbe aus Motiven der Gewinnsucht ableiten wollte. Die Briefe bekunden ganz unzweideutig, daß er den Schritt gethan, in der Hoffnung, dadurch dem Druck und den Quälereien zu entrinnen, unter welchen damals die auserwählte Nation in Deutschland maßlos zu leiden hatte. Freilich wurde er in dieser Hoffnung getäuscht. Nachfolgende Stellen sind höchst beachtenswerth: „Für mich hätte er (der Act der Taufe) vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe....“ „Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft habe; ich sehe noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei; im Gegentheil, ich habe seitdem nichts als Unglück. — Doch still hievon, Du bist zu sehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln.“ Ueber Gans, der ebenfalls convertirt hatte, schreibt er: „Ich weiß nicht, was ich sagen soll; Cohn versichert mich, Gans predige das Christenthum, und suche die Kinder Israel zu bekehren. Thut er dieses aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, Gans zu lieben, dennoch gestehe ich, weit lieber wäre es mir gewesen, wenn ich, statt obiger Nachricht,

erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen. Daß Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Sohn versichert und es sogar von Dir selber haben will." An einem dritten Punkte versicherte er, daß der nie abzuwaschende Jude ihn treibe, Deutschland Valet zu sagen.

Den nämlichen Eindruck der Jugendlosigkeit, der mittäglich-gespenstigen Ruhe, den die obigen Bekenntnisse des jungen Heine erwecken müssen, empfängt man auch, wenn man aus dem vorliegenden Buch erfährt, was der „Nestroy? der deutschen Literatur", wie ein Dichter einmal Heine nannte, über seine Principien dachte, über seine Gefühlsweise, über Genie und Talent, mit was für literarischen Planen er sich am Mai-Morgen des Lebens trug, was er studirte und las. „Es sei fatal" — berichtet Heine — „daß bei ihm der ganze Mensch durch das Budget regiert werde; auf seine Grundsätze habe Geldmangel oder Ueberfluß nicht den mindesten Einfluß, destomehr aber auf seine Handlungen." Dieser Ausspruch erinnert an den allerdings ethisch gefärbten des Lord Byron, daß jede Guinee ein Stein der Weisen oder wenigstens ein Prüfstein der Weisheit sei, und daß er den festen Glauben hege, Geld und Tugend wären einerlei. Seine Bestialität — betheuert Heine — finde ihresgleichen nicht; die Verse in der „Harzreise" würden dem Freunde gefallen — ruft er an einer andern Stelle, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht; die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche sei wahrhaftig ein undankbares Geschäft. Moses Moser liebe er vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die er ihm einmal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischer Redensarten, die Moser einmal entfallen, und die Heine freundlich umgaukelten, wenn er gut gelaunt, oder bei Kasse, oder sentimental sei. „Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweideutige Sache. Das Talent ist mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu sein, muß man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Goethe'schen Größe.." Dem fünfundzwanzigjährigem Dichter ist „die ganze jetzige Literatur zuwider", er hat einen „Faust" angefangen und will seine Memoiren schreiben. Er liest lateinische Chroniken, Schröckh's Kirchengeschichte und — französische Baudevilles. „Nicht mehr die frühere, einseitige Liebe zu einer Einzigen" quält ihn; „ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Mediceische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach! und bei beiden liebe ich unglücklich!..." Goethe, dessen Leben er ein egoistisch-behagliches nennt, den er einen Aristokratenknecht

schilt, einen schwachen, abgelebten Gott, der die anwachsenden Titanen fürchtet, bringt er mit der nämlichen Frechheit, die ihm bei der Titulatur Jehovah's zu Gevatter stand, in eine Parallele mit sich selbst, und andererseits wieder spottet er über den Decan in Göttingen, der ihn bei der Doctor-Promotion mit Goethe verglichen, und geäußert hatte, daß dessen Verse den seinen an die Seite zu setzen seien.

Ueberblickt man nun diese Briefe, so wird man bekennen, daß schon im jungen Heine die Widersprüche und Widerspruchsgeister so nichtsnutzig wohlig und hämisch friedlich nebeneinander wohnten, wie im ältlichen Heine, und daß schon der Jüngling sie alle zusammen verachtete, während er über sich selbst „liederliche Thränen“ vergoß. Heine hatte keine Entwicklung; als er auftrat, war bereits alles in ihm gegliedert, Positives und Negatives in ihm scharf geschieden, Edles und Gemeines in ihm untrennbar verneſtelt, und gerade unter seinen ersten Productionen befanden sich die wunderbarsten Lieder und „der Rabbi von Bacherach.“ Er studirt Kirchengeschichte und französische Baudevilles, zupft die frommen Juden am Barte und malt ihnen ihr Passahfest, wie Paul Veronese die Hochzeit zu Cana; singt: „Du bist wie eine Blume“ und schwärmt von der schönen Köchin des Hofraths Bauer!' erlaubt sich schnöde Bezeichnungen Goethe's und faßt lyrische Perlen auf die Schnur, welche der Hand in Weimar entglitten war.

Holde Verehrerinnen des „Buchs der Lieder“, schreckt euch dieses Bild? und ihr, Satelliten der Unduldsamkeit, paßt es in eure Galerie fürchterlicher Atheisten? Ihr Ersteren, laßt es euch gesagt sein, der abgeschiedene Geist Heinrich Heine's würde auch dann noch zärtlich euch umschweben, wenn ihr ihn mit einemmale haßtet! und ihr Letzteren, bildet euch nicht ein, daß der todte Dichter weniger Abneigung gegen euch empfände, wenn ihr ihm heute eure Liebe entgegentrüget.

— Heine. Sein Herz war gut. Doch dieses Herz gehörte nur seinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieses gute Element, das in ihm waltete, ergoß sich sogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menschen. Es genügte diesen, um sein Interesse zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu sein. Zahllose Flüchtlinge haben seine wohlthätige Hand empfunden, ohne daß er gefragt hätte, welcher Partei sie angehörten, wenn sie sogar aus einem Lager kamen, dessen Fahnen er verspottete und in dessen Reihen ihm feindliche Kämpfer nisteten; zu jeder Geldsammlung für irgend ein edles oder unverschuldetes Unglück steuerte er bei, beinahe mehr, als seine Mittel es erlaubten, und sagte dabei lächelnd und wie zur Entschuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Visitenkarten bei dem lieben Herrgott abzugeben.“

erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen. Daß Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohn versichert und es sogar von Dir selber haben will.“ An einem dritten Punkte versicherte er, daß der nie abzuwaschende Jude ihn treibe, Deutschland Valet zu sagen.

Den nämlichen Eindruck der Jugendlosigkeit, der mittäglich-gespenstigen Ruhe, den die obigen Bekenntnisse des jungen Heine erwecken müssen, empfängt man auch, wenn man aus dem vorliegenden Buch erfährt, was der „Nestroy? der deutschen Literatur“, wie ein Dichter einmal Heine nannte, über seine Principien dachte, über seine Gefühlsweise, über Genie und Talent, mit was für literarischen Planen er sich am Mai-Morgen des Lebens trug, was er studirte und las. „Es sei fatal“ — berichtet Heine — „daß bei ihm der ganze Mensch durch das Budget regiert werde; auf seine Grundsätze habe Geldmangel oder Ueberfluß nicht den mindesten Einfluß, destomehr aber auf seine Handlungen.“ Dieser Ausspruch erinnert an den allerdings ethisch gefärbten des Lord Byron, daß jede Guinee ein Stein der Weisen oder wenigstens ein Prüfstein der Weisheit sei, und daß er den festen Glauben hege, Geld und Tugend wären einerlei. Seine Bestialität — betheuert Heine — finde ihresgleichen nicht; die Verse in der „Harzreise“ würden dem Freunde gefallen — ruft er an einer andern Stelle, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht; die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche sei wahrhaftig ein undankbares Geschäft. Moses Moser liebe er vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die er ihm einmal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischer Redensarten, die Moser einmal entfallen, und die Heine freundlich umgaukelten, wenn er gut gelaunt, oder bei Kasse, oder sentimental sei. „Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweideutige Sache. Das Talent ist mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu sein, muß man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Goethe'schen Größe..“ Dem fünfundzwanzigjährigem Dichter ist „die ganze jetzige Literatur zuwider“, er hat einen „Faust“ angefangen und will seine Memoiren schreiben. Er liest lateinische Chroniken, Schröckh's Kirchengeschichte und — französische Vaudevilles. „Nicht mehr die frühere, einseitige Liebe zu einer Einzigen“ quält ihn; „ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Mediceische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach! und bei beiden liebe ich unglücklich!...“ Goethe, dessen Leben er ein egoistisch-behagliches nennt, den er einen Aristokratenknecht

schilt, einen schwachen, abgelebten Gott, der die anwachsenden Titanen fürchtet, bringt er mit der nämlichen Frechheit, die ihm bei der Titulatur Jehovah's zu Gevatter stand, in eine Parallele mit sich selbst, und andererseits wieder spottet er über den Decan in Göttingen, der ihn bei der Doctor-Promotion mit Goethe verglichen, und geäußert hatte, daß dessen Verse den seinen an die Seite zu setzen seien.

Ueberblickt man nun diese Briefe, so wird man bekennen, daß schon im jungen Heine die Widersprüche und Widerspruchsgeister so nichtsnutzig wohlig und hämisch friedlich nebeneinander wohnten, wie im ältlichen Heine, und daß schon der Jüngling sie alle zusammen verachtete, während er über sich selbst „liederliche Thränen" vergoß. Heine hatte keine Entwicklung; als er auftrat, war bereits alles in ihm gegliedert, Positives und Negatives in ihm scharf geschieden, Edles und Gemeines in ihm untrennbar verneſtelt, und gerade unter seinen ersten Productionen befanden sich die wunderbarsten Lieder und „der Rabbi von Bacherach." Er studirt Kirchengeschichte und französische Vaudevilles, zupft die frommen Juden am Barte und malt ihnen ihr Passahfest, wie Paul Veronese die Hochzeit zu Cana; singt: „Du bist wie eine Blume" und schwärmt von der schönen Köchin des Hofraths Bauer!' erlaubt sich schnöde Bezeichnungen Goethe's und faßt lyrische Perlen auf die Schnur, welche der Hand in Weimar entglitten war.

Holde Verehrerinnen des „Buchs der Lieder", schreckt euch dieses Bild? und ihr, Satelliten der Unduldsamkeit, paßt es in eure Galerie fürchterlicher Atheisten? Ihr Ersteren, laßt es euch gesagt sein, der abgeschiedene Geist Heinrich Heine's würde auch dann noch zärtlich euch umschweben, wenn ihr ihn mit einemmale haßtet! und ihr Letzteren, bildet euch nicht ein, daß der todte Dichter weniger Abneigung gegen euch empfände, wenn ihr ihm heute eure Liebe entgegentrüget.

— Heine. Sein Herz war gut. Doch dieses Herz gehörte nur seinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieses gute Element, das in ihm waltete, ergoß sich sogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menschen. Es genügte diesen, um sein Interesse zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu sein. Zahllose Flüchtlinge haben seine wohlthätige Hand empfunden, ohne daß er gefragt hätte, welcher Partei sie angehörten, wenn sie sogar aus einem Lager kamen, dessen Fahnen er verspottete und in dessen Reihen ihm feindliche Kämpfer nisteten; zu jeder Geldsammlung für irgend ein edles oder unverschuldetes Unglück steuerte er bei, beinahe mehr, als seine Mittel es erlaubten, und sagte dabei lächelnd und wie zur Entschuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Visitenkarten bei dem lieben Herrgott abzugeben."

— Heine. Es war die Zeit, wo Lola Montez in München die ganze Presse mit ihren Abenteuern erfüllte. Venedey war entrüstet. Er sah in den Huldigungen, die König Ludwig der schönen Spanierin darbrachte, eine Schmach des deutschen Wesens und fürchtete, daß eine Pompadour Einfluß auf deutsche Männer und deutsche Zustände haben würde. Heine hingegen amüsirte die Sache, ja, er freute sich über die Macht, die eine leichtfertige Tänzerin in der Heimat von Görres und Döllinger; in monacho monachorum gewann. Heine ahnte den bevorstehenden Kampf des Balletröckchens mit der Kutte und ging sogar mit dem Gedanken um, die ganze Historie zu einem komischen Gedichte, in der Art des „Atta Troll" auszubeuten. In diesen Tagen schrieb Venedey überaus entrüstete Briefe an die „Augsburger Allgemeine Zeitung", und da diese sie nicht aufnahm, stellte er sie in einem Büchlein zusammen, das er auf eigene Kosten herausgab.

„Haben Sie die neue Broschüre Venedey's gelesen?" fragte eines Morgens Alfred Meißner den Heine.

„Welche Broschüre?"

„Das Büchlein gegen die Lola Montez: „Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit."

„Nein, lieber Freund," antwortete Heine. „Ueberhaupt lese ich nur die großen Werke unseres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen sind mir die liebsten."

„Sie scherzen und haben gewiß wieder etwas dahinter?"

„Nun ja", sagte Heine, „Wasser in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Wasser ist eine schöne Sache. Im Kaffeelöffel kann ich es nicht leiden.

— Heine. „Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wissen Sie, daß der Mann an Ihrem Hohn gestorben ist?" wurde einst Heine befragt; „ei freilich", meinte Heine, „halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe stand, sondern in einem inneren musikalischen Sinne für Musik." — „Weshalb thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewußtsein unrecht?" — „Ja sehen Sie", erwiderte Heine, und lächelte faunisch, „ich trat damals erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte ich im voraus, und besonders all' die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo den Marsyas und schleppte diesen

Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in München mit einem Lorbeerkranze spazieren, das hab' ich selbst gelesen. Auch „— und hier stockte Heine etwas — „war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote und so nannte ich ihn denn einen . . . . . und endlich erstach er sich wie ein Scorpion."

— Heine. Eitel bin ich! — sagte Heine einmal — ungeheuer eitel! aber: ich weiß „worauf" und das wissen Tausend Andere nicht, die noch zehnmal eitler sind wie ich.

— Heine verglich sich mit: einem „sterbenden Löwen", der viel von Eseln geplagt wurde. *)

— Heine. Bei der stillen Bestattung Heine's erinnerten sich die Freunde des Dichters, die ihm die letzte Ehre erwiesen, jenes Verses, den der Verstorbene im Angesichte des Todes sang:

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadisch **) wird man sagen;
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

---

*) Wenn wir nun auch das Buch „Heine über Börne" vergessen könnten, da Heine neben Börne liegt; wenn die kleinen Flecken an dem Purpur eines bedeutenden Lebens mit dem Tode desselben auch für uns verschwinden, in diesem Purpur aufgehen sollen, so darf uns doch diese Todes-Versöhnung nicht gradezu blind und dumm machen. Der obige Vergleich, den Heine über sich selbst macht ist durchaus falsch. Sterbend — und sehr sterblicher Natur — ist der reizende Sänger des „Buch der Lieder" leider lange gewesen, aber Löwe niemals!! Er und sein Ruhm, das war ihm immer das Höchste; Heine hatte die Eitelkeit eines schön gefiederten und zugleich (rara avis) schön und lustig singenden Vogels, aber weder die ruhige Würde, noch den großen Stolz, noch die Kraft und den Muth des Löwen. In keinem Kampfe hat er sich als solcher gezeigt und bewährt: nicht im Kampfe für eine Wahrheit, für eine Ueberzeugung, für einen Glauben, nicht einmal im persönlichen Streite. Lorbeer und Rosen auf sein Grab! aber Löwe war Heine so wenig, wie August von Platen, Ludwig Börne, die Dichter Schwabens u. s. w. Esel waren.

**) Kadisch, ein Gebet, welches die nächsten Anverwandten, einem Verstorbenen im ersten Jahre täglich am Morgen und Abend weihen; sodann bei jeder Wiederkehr des Sterbetages! — was „Jahrzeit" genannt wird.

— Heine. Es war im Frühling des Jahres 1836, als Heine dem Aeußern nach ganz verändert war; er hatte die Magerkeit abgelegt und ein Embonpoint dafür angenommen, das ihm nicht übel stand. Die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit für die Mode in seinem Anzuge; sowie die stets frisch frisirten Haare ließen errathen, daß Heine in einem engen Verhältniß zu einer Dame stehen müsse, und man täuschte sich nicht. Lewald besuchte ihn zu dieser Zeit. „Ich werde Sie meiner Frau vorstellen," sagte Heine zu Lewald, und führte ihn in einen kleinen, eleganten Salon, wo Madame Heine auf den Polstern eines Divans saß und eine Tapisserie zwischen den niedlichen Fingern hielt. Eine hübsche Brünette mit Feueraugen, aus denen Geist blitzte. Er lernte sie unmittelbar gleich nach seiner Ankunft in Paris kennen, und nach mannigfachen Abenteuern und Schwebungen auf- und oberwärts gestaltete sich denn dieses angenehme Verhältniß daraus, daß Heine damals sehr zu beglücken schien. —

„Es ist ein Hauptvorzug von Mathilden zu rühmen," sagte er scherzend, daß sie von der deutschen Literatur nicht das geringste weiß und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat." „Die Leute sagen," fügte Heine's Frau hinzu, daß Heinrich ein sehr geistreicher Mann sei und schöne Bücher geschrieben habe, ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben." — Dies Verhältniß schmeichelte Heine's Eitelkeit nicht wenig. Sowie sonst wohl Fürsten ihren Stand verbargen, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaften wegen, von schönen Seelen geliebt werden konnten, so verschwieg Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und war entzückt sich doch geliebt zu wissen und zwar — parcequ'il est bien! Wie es in der zärtlichen Kunstsprache heißt. —

— Heine. Als im Jahre 1847 ein gewisser Püttmann ein Album von Originalpoesieen, mehr politischen Inhalts, mit Beiträgen von Freiligrath, Alfred Meißner u. A. herausgab, wendete er sich auch an Heine um einen poetischen Beitrag, mit dem Bemerken: Daß er (Heine) jedenfalls mit seiner Richtung einverstanden sein würde. Heine antwortete ihm und schloß seinen Brief: „Uebrigens bin ich nicht nur mit Ihrer Richtung, sondern auch mit Ihrer Hinrichtung vollkommen einverstanden."

— Heine. Mit dem Homöopathen Dr. R. war Heine auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden. Auf einer Reise aus dem Süden waren Heine und seine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violinvirtuosen Ernst zusammengekommen, den Beide schon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris abgehen soll, bittet der

Virtuose Heine'n, ihm ein Geschenk an seinen dortigen Arzt mitzunehmen und zwar eine der colossalen Lyoner Würste, die zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delicatesse gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reise im Postwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und nun das ganze Coupé durchduftet. Madame Heine kostet eine Schnitte und findet sie vortrefflich, Heine thut desgleichen und ist ebenso sehr davon entzückt. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr und als die Gatten Paris erreichten, trifft es sich, daß nur ein kleiner Rest von dem gewaltigen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erst fühlt es Heine, wie schnöde er sich seines Auftrags entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einem Rasirmesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie im Begleitung eines Briefes, couvertirt an den Doctor. Der Brief lautete:

„Herr! Durch Ihre Forschungen ist nunmehr ganz festgestellt, daß Milliontheile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den millionsten Theil eines lyoner Salami, den mir Herr Ernst für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, die Wirkung thun, wie ein ganzer."

— Heine. Als Laube zum Besuche bei Heine in Paris war, äußerte Letzterer, nach einer längeren vorhergegangenen Unterredung: „Auf dem Montmartre will ich begraben sein, dies ist mein Quartier." „Und was wird weiter?" frug Laube. — „Was wird aus dem Holze dort im Camin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns, bis die Asche in die Winde zerstreut wird."

— Heine machte bekanntlich ein Testament, der §. 7 desselben lautet:

„Ich wünsche, daß mein Leichenzug so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht die eines einfachen Bürgers übersteigen. Obwohl ich zur lutherischen Religion gehöre, wünsche ich nicht, daß der Geistliche meiner Leiche folge, auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung, um mein Leichenbegängniß zu feiern. Dieser Wunsch ist nicht der schwache Wille eines Freigeistes; seit vier Jahren habe ich allen philosophischen Stolz abgelegt, und bin zu religiösen Ideen übergegangen. Ich sterbe, glaubend an Einen und ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. — Ich bedaure, in meinen Werken von heiligen Dingen oft respectlos gesprochen zu haben, aber ich wurde hierbei weit mehr von dem Zeit-

geiste fortgerissen, als durch den eigenen Trieb. Wenn ich ohne mein Wissen die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, mein Gott, so bitte ich Dich und die Menschen um Verzeihung! Ich verbiete daß eine Rede, sei es deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, daß ich nicht wünsche, daß meine Asche nach Deutschland gebracht werde. Die große Aufgabe meines Lebens war der Versuch, ein herzliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen."

— Heine. Als eines Morgens Alfred Meißner zu Heine kam, lächelte er ihm von Weitem an. „Ich habe heute," sagte Heine, „einen besonders tröstlichen Traum gehabt, beinahe eine Vision. Mir war's als ginge ich in der ersten Morgenfrühe über den Cimitière Montmartre, auf den ich mich auch einst bestatten lassen will und zwar darum, weil er geräuschlos ist und man dort weniger gestört wird, als auf dem Père la Chaise. Die Leichensteine erglänzten in der aufgehenden Sonne und siehe, vor jedem Steine stand ein Paar blank gewichster Schuhe, Stiefelchen oder Stiefeln, je nachdem die Schläfer da unten Frauen, Fräuleins oder Männer waren. Es war wie in einem großen Hôtel, wo in aller Frühe der Hausknecht von Thür zu Thür gegangen, und das Schuhwerk besorglich und bescheiden hingestellt. Noch schlummerten Sie alle unten in ihren Grüften, die blank gewichsten Stiefeln aber glänzten prächtig, wie von Engeln gewichst, und das ganze Bild schien zu sagen: Ja, wir werden Alle wieder aufstehen und einen neuen Lebenslauf beginnen."

— Heine lag schwer leidend so darnieder, daß er nicht mehr das Lager verlassen konnte. Eines Tages sprach er seufzend zu Meißner: „Könnte ich doch nur mit Krücken ausgehen! — Wissen Sie, wohin ich ginge?" — „Nein!" — „Gradenwegs in die Kirche!" — „Sie scherzen!" warf Meißner ungläubig ein. — „Nein, nein! gewiß! in die Kirche!" antwortete Heine. „Und wohin soll man denn auch mit Krücken gehn? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehn könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabile mitmachen!"

— Heine's Einsamkeit nahm täglich zu, er selbst empfand, daß seine Agonie zu lange daure und das kostbare Mitleid der Zeitgenossen sich in der Länge der Zeit verflüchtige, französische Freunde von ehemals traten oft ein halbes Jahr nicht bei ihm ein. In einer Stadt der Freuden wie Paris es ist, wer mag da viel an ein Krankenbett denken, in gesperrte Luft treten, die Pein und das Elend eines solchen Menschenlebens anschauen? Nur ein Weib hält es da auf die Länge aus, eine Mutter, eine Gattin, eine Geliebte, aber kein Freund, am wenigsten ein

Franzose! Als Berlioz eines Tages gemeldet wurde, rief der kranke Heine sich hastig aufrichtend: „Was Jemand besucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell!“ — Welche Bitterkeit, welcher Schmerz der Verlassenheit, welcher Vorwurf gegen die Menschen liegt in dieser lächelnden Aeußerung! —

— Heine's Bruder, Gustav, besuchte ihn und sagte nach den ergebensten Begrüßungen: „Wie ich höre, bist Du eine ganze Betschwester geworden.“ — „Nein, nein, ich bin ein Betbruder geworden;“ gab der Leidende mit seinem gedehnten Klageton zur Antwort, „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er Dir, guter Bruder bessere politische Gesinnungen eingeben möge.“ Der Wiener Redacteur (Gustav) lachte und hob dann ernsthaft wieder an: „Aber an die Existenz eines höchsten Wesens glaubst Du doch lieber Heinrich?“ Der kranke Heine lächelte und antwortete: „Wenn es ein höchstes Wesen gibt, so ist es auch mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große, allwissende allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d'Amsterdam an ihn glaubt oder nicht?“

— Heine ist nicht mehr! Und wer sollte ihn nicht gekannt haben, wer nicht gerührt und entflammt worden sein durch den süßen Zauber seiner Lieder! — Er war ein Dichter! Wißt Ihr auch, was es heißt ein Dichter sein? Kennt Ihr die Schmerzen, die unendlichen Qualen, die ein „Dichter“ durchzumachen hat, ehe es ihm gelingt, daß die Frucht seiner schlaflosen Nächte, seiner kummervollen Tage, das Erzeugniß seines rastlosen Strebens, nur einigermaßen anerkannt wird? — Nein, Ihr wißt es nicht! — Kalt blickt Ihr auf die Lehrer und Bildner ferner Nationen, und doch seid Ihr Deutsche, und die Deutschen sollen eine edle Nation sein! — Ihr kennt nicht die Thränen, womit der Dichter sein Werk benetzt, Ihr kennt nicht die Sorgen, die sein Haupt umringen! — Ihr ahnt nicht, daß der Dichter allein Euch zu den Göttern emporzieht, daß Ihr Euch in seiner Begleitung nur zu dem Ewigen und Wahren emporschwingen könnt! — Ja, Heine war ein Dichter! Mit Koth oft beworfen, blickte sein hoher Geist verachtend auf die Menge, die ihn nicht verstand. Er rang nach Licht, nach Wahrheit; doch der gewöhnliche Haufe konnte dem Fluge seines Geistes nicht folgen!

Fehlte Heine zuweilen, so hat er seine Verirrungen vollkommen gesühnt. Wer hat so gelitten, so geduldet, wie er? — Der Himmel, gerührt von so vielen Leiden, löste die irdischen Banden und zog die arme, gequälte Dichterseele zu sich in sein goldnes Reich! — Dort, befreit vom Schmutz der Erde, verklärt vom Glanze der Unsterblichkeit, stimmt er seine Harfe zu Lobgesängen des ewigen Gottes!

— Heine. Wohl manierirt und vielleicht auch etwas übertrieben, aber doch immerhin am meisten treffend, ist das Urtheil Lamartine's über Heine. Es lautet:

„Ich habe die Gedichte und die prosaischen Werke Heine's oft gelesen. Dieser Voltaire aus Hamburg, dieser Camille Desmoulin's der Nordsee, dieser Figaro vom rechten Rheinufer war der Sohn eines ehrbaren und reichen deutschen Banquiers. Wegen einiger unbedeutender satyrischer Sünden aus Deutschland verbannt, war er nach Paris gekommen und hatte sich hier mit seinem Federkiele zum Coriolan seines Vaterlandes aufgeworfen. Sein wunderbares Talent als Pamphletist, das nach meiner Ansicht viel bedeutender war, als sein höchst mittelmäßiges poetisches Talent hatte ihn in Frankreich sehr schnell eingebürgert. Ich lasse ihm nur Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ich behaupte, daß weder Aristophanes, noch Ariost, weder Voltaire noch, Braumarchais oder Camille Desmoulin's, daß keiner dieser lachenden Spottgeister den jungen Deutschen in der Kunst übertroffen haben, das Ernste mit dem Lächerlichen zu würzen und wahre Poesie in die cynischste Verspottung aller Heiligen zu mischen. Man durfte ihn übrigens nicht nach der Ursache fragen, warum er das liebte oder haßte, was er mit keckem Geiste rühmte oder zertrümmerte. Heine hatte keine Vernunftgründe, er hatte nur Capricen. Liberaler, Monarchist, Deutscher, Franzose, Radicaler, Napoleonist, Orleanist, Republicaner und Communist hintereinander: lästerte er die Gesellschaft, da sie herrschte, untergrub er den Thron, da dieser feststand, und verwünschte er die Republik, als sie einen Augenblick sich selbst vergaß. Voll cynischer Gottlosigkeit in der Freude, zweideutig im Tode und räthselhaft zu jeder Zeit, ist er kein Mensch, sondern eine Feder, oder vielmehr eine Kralle, aber eine Kralle eines Adlers der Finsterniß, eines Affen, der in der Hölle die bösen Geister belustigt. Diese Kralle zerkratzte Alles, was sie berührt hatte. Aufrichtig gestanden, ich glaube nicht, daß die menschliche Natur jemals in einem einzigen Manne soviel Talent, so viel Leichtsinn, so viel Poesie, so viel Anmuth mit so viel unschuldiger Verderbtheit vereinigt hat. Ich sage: unschuldige Verderbtheit, denn ein Kind ist nie strafbar, und Heine ist trotz seiner ersten weißen Haare doch als Kind gestorben."

— Heine. Kurz nach dem Hinscheiden Heine's, fand man in einer Privatbibliothek zu Paris, ein sehr schön gebundenes Exemplar des: „Atta Troll", wo auf dem Deckblatte desselben ein von Heine's eigener Hand geschriebenes und mit seinem Namen unterzeichnetes Gedicht stand; es lautet:

Freilich, ein ungläub'ger Thomas
Glaub' ich an den Himmel nicht,
Den die Kirchenlehre Roma's
Und Jerusalem's verspricht.

Doch die Existenz der Engel,
Die bezweifle ich nie;
Lichtgeschöpfe sonder Mängel,
Hier auf Erden wandeln sie.

Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem schönen Blick,
Schützen sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick.

Ihre Huld und ihre Gnaden,
Trösten jeden, doch zumeist,
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt.

Nur, gnäd'ge Frau, die Flügel
Sprech' ich jenen Wesen ab —
Engel gibt es ohne Flügel,
Wie ich selbst gesehen hab'.*)

Geschrieben zu Paris, den 20. August 1847.

Heinrich Heine.

— Heine hat folgendes Epigramm auf seine erlöschende Seele hinterlassen:

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Die Herren und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich höre Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publicum
Es klatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.
Doch horch, ein schillernd schnöder Klang
Ertönt unfern den öden Bühne;
Vielleicht, daß eine Saite sprang
Auf einer alten Violine.

*) Ohne Zweifel ist diese Dame, an der dieses Gedicht gerichtet, die Baronin B. v. Rothschild, deren edles Herz von vielen Tausenden gesegnet wird, denen sie still und geräuschlos süßen Trost spendet. Man sieht es der Handschrift deutlich an, daß der Dichter damals sehr leidend war.

Verdrießlich rascheln im Parterre
Etwelche Ratten hin und her,
Und Alles riecht nach ranz'gem Oele.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll und sie erlischt. —
Das arme Licht war meine Seele.

An Heinrich Heine.

In's tiefe Meer hast du hinabgelassen
Einst einen wundergroßen, schweren Sarg,
Der deine Liebe, deine Thränen barg,
Begrabe so nun auch dein irdisch Hassen.

Was willst du, Sänger, in den schmutz'gen Gassen
Beim Pöbel, der schmähsüchtig, voller Arg,
Für alles Edle haß- und liebekarg,
Der nie vermag dein glühend' Herz zu fassen?

Hoch wie ein Berg erhebe du dein Haupt!
Vom ewiggrünen Kranz die Stirn umlaubt,
Blick' stolz herab von deinem Göttersitze!

Dann rauscht dein Lied als mächt'ger Strom hernieder,
Es hallt im Thal dein zürnend Donnern wider,
Und jedes Herz entzünden deine Blitze.

Sendschreiben an H. Heine 1836.

Warum, o Heine, malst Du rothe Löwen,
Die aus der grellen Farbe widrig schrein,
Und malest nicht auf azurblauem Grunde
Wie Sterne goldne Engelein?

Die goldnen Engel kränzten Deine Jugend
Mit bunter Blumen märchenhafter Pracht,
Und winkten Dir aus thau'gen Farbenkelchen
In feenhafter Vollmondnacht.

Sie zeigten des Wunderglaubens Thale
In ihrer Wahrheit mildem Rosenlicht,
Und öffneten Dein Auge, klar zu schauen
Den Strahl, der sieben Farben bricht.

Und jedes Ding umschillerten die Farben,
Wie Du es ansahst; doch die Mosaik
War reines Licht im Brennpunkt Deines Auges,
Vom Grund der Seel' ein heller Blick.

Nun wähltest Du vom ganzen Farbenbündel
Die roth' allein zu einer Löwenfratze,
Zu einem Wirthshausschild für durst'ge Brüder,
Zu einer Groschens-Strebekatze.

Denn mehr soll doch Dein Löwe wohl nicht sein?
Die Engel aber waren liebe Kinder;
Nun sind sie groß geworden, wie es scheint,
Gar böse Buben, arge Sünder.

Der Gracien ungezog'ner Liebling stets,
Warst du der Liebling doch der Gracien immer,
Dein Finger, selber wenn er Fratzen malte,
Getaucht in aller Farben Schimmer.

In diesem Schmuck schien Alles Dir erlaubt,
Genießen mocht' es selbst der Puritaner,
Der Schulstaub aber dämpfte diesen Schmuck,
Denn Heine selbst ward Heinianer.

O kehre um, so lang' und wenn's noch Zeit,
Eh' ganz verstummt der Seele Saiten klingen,
Und aus versiegter Tiefe des Gemüths
Mißtöne nur noch matt zum Herzen dringen.

Laß ab von Bruchstückarbeit, laß sie über
Den Schwächlingen der Kunst und ihren Laffen;
Komm, stärke neu die tiefe inn're Kraft
Durch reines Wollen und ein großes Schaffen.

Du kannst, so wolle, könntest Du selbst nicht,
So wäre besser Dir ein heilig Sehnen,
In Asch' und Trau'r an Babels Wasserbächen
Auf Deine Harf' ein Strom von heißen Thränen.

Als Deines Ruhmes Lanze zu zersplittern
Am Schild polit'schen After-Märtyrthumes. —
Denk, was ich sagt', mehr was ich sagen wollte,
Gedenk', o Heine, Deines Ruhmes.

E. Wedekind. *)

---

*) Siehe dessen: Ein Leben. — Gedichte. Hannover, Helwig'sche Hofbuchhandlung 1852. Seite 278—280.

An Heinrich Heine.

Paris 1852. *)

Ich stand an Deinem Lager schmerzdurchdrungen,
Du Sänger von der Sehnsucht tiefstem Weh,
Vom Fichtenbaum auf Nordlands kahler Höh';
Sein Echo ist in mancher Brust erklungen.

Wo sprießt die Palme, die Du hast besungen?
Sie spiegelt sich in dem Gedankensee;
Doch hat kein Glück, kein Zauberstab der Fee
Noch jemals sich zu ihr emporgerungen.

Sie wächst im Morgenland auf Golgatha
Und weckt im Herzen namenloses Sehnen,
Nicht Glück, nicht Liebe, wie die Menschen wähnen,
Bringt jenes heißersehnte Ziel uns nah'. —
In Dir beginnt ihr Sternenlicht zu strahlen,
D'rum wirst Du selig werden, auch in Qualen.

Elise v. Hohenhausen.

Eine Blume auf Heinrich Heine's Grab.

Ein Dichter starb! Laut töne hin die Klage!
Ich liebte ihn und will es nicht verschweigen;
Was auch die Welt von Heinrich Heine sage,
Er war ein Stern im deutschen Dichterreigen.
Was man auch that, ihm, seinem Ruhm zu schaden:
Er war ein Dichter doch von Gottes Gnaden.

Der Musen Liebling, durfte er es wagen,
Keck, übermüthig mit dem Lied zu spielen;
Doch hat er oft die Saiten dann zerschlagen
Und wild gescherzt mit heiligen Gefühlen.
Die Musen sahn, mit trauerndem Erröthen,
Manch' schöne Blume in den Staub ihn treten.

Doch was er sang in den geweihten Stunden,
Wo Ruh' und Frieden ihm ein Gott gegeben,
Wo nicht geblutet seiner Seele Wunden,
Zum Lichte drang sein tiefstes, inn'res Leben:
Das steht erhaben, ohne Fehl und Tadel,
Und zeugt von seiner Seele reinstem Adel.

---

*) In welchem Jahre Frau v. Hohenhausen den Dichter, der früher ein Freund ihres gastlichen Hauses in Berlin gewesen war, in Paris besucht hatte.

Man jauchzt mit ihm, man faltet fromm die Hände,
Und kniet vor Lotosblumen betend nieder;
Man fleht, wie er, um süße Liebesspende,
Und singt die weichen, seelenvollen Lieder.
Es faßt die Seele ein geheimer Schauer
Von Lust und Schmerz, von Seligkeit und Trauer.

Jetzt hat die mächt'ge Harfe ausgeklungen,
Die er im Freiheitsübermuth geschlagen;
Die Saiten sind mit Wehmuthston zersprungen,
Um ihres Meisters Tod der Welt zu klagen.
Doch ist das endlich qualbefreite Haupt
Von grünen Lorbeerkränzen reich umlaubt.

Fahr wohl! Es soll zurück zum Lichte schweben
Dein Geist, so reich an echten Gottesgaben.
Was Du gefehlt, verbrochen hast im Leben,
Mit Deinem Leibe sei's tod und begraben.
Doch was Du Großes, Schönes uns gegeben,
Soll, wie Dein Name uns, unsterblich leben.

Oldenburg, im Februar 1856. Heinrich Lambrecht.

An Heine's Grab.

Stolzer Kämpe, unbesiegt
Rangst Du mit dem Heer der Schmerzen!
Doch auch Heldenkraft erliegt
Endlich in: gebroch'nem Herzen.

Lächelnd hast Du Dich befreit,
Deinem Folterbett entwunden,
Aus der Qualen müdem Streit
Rast im Tode nun gefunden.

Ew'ge Wahrheit, reiner Blick
Sind Dir, Zweifler, jetzt beschieden,
Deiner irren Seele Glück,
Deinem Herzen Ruh' und Frieden.

Alle, die Du je gehöhnt,
Und in's Feuer kühn gefordert
Hat der Flamme Gluth versöhnt
Die im Dulder noch gelodert.

Mit dem Kämpfer, welchen Du
Einst im Uebermuth gesteinigt,
Deckt Dich eine Erde zu
Weil der Tod vergibt und einigt.

Friedlich neben Börne's Licht
Strahlt nun Dein's in ew'gem Lenze,
Und aus Einem Lorbeer flicht
Euch der Nachruhm seine Kränze.

Wann erscheint so süß und voll
Warm und laut ein Dichter wieder?
Schöner Sänger, lebe wohl!
Ewig lebt Dein Buch der Lieder.

C. J. Diepenbrock.*)

An Heinrich Heine.

Und dennoch, Heine, lieb' ich Dich!
Es tönt durch Deinen schönen Sang
Allewiglich
Ein hehrer, süßer Glockenklang.

Es strahlt herab auf Deine Welt,
Und sei sie noch so wüst und fern,
Vom Himmelszelt,
Ein reiner, keuscher Liebesstern.

Es steigt aus Deiner Grundnatur,
Durch all' die äuß're Moderluft,
Von Edens Flur
Der angeborne Blumenduft.

Es mag auf Deiner Lebensau
Die Quelle noch so trübe sein,
So fällt wie Thau
Der Bess'ren Thräne doch hinein.

Gräfin Luise Stolberg.**)

Heinrich Heine.***)

Jüngst drang gar tiefe, stille Trauer
In jedes freien Mannes Brust,
Und tiefempfundner Wehmuthsschauer
Traf manches Herz selbst unbewußt;

---

*) Siehe: „Die Sonntags-Post", Illustrirte Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben von Otto Wigand, 1. Heft 1857. Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1857.

**) Siehe deren: Psychorama eines Scheintodten. Leipzig, 1847.

***) Zur Erinnerung an das Heine- und Börne-Fest im Bildungs-Verein für Arbeiter in Hamburg am 7. September 1856. Gewidmet von Jacob Audorf, jun.

Und Thränen sah man reichlich fallen,
Die Blumen still für sich geweint;
Es hatten alle Nachtigallen
Zum Grabgesang ihr Lied vereint.

Zum Grabgesang für Heinrich Heine,
Dem Helden deutscher Poesie;
Wohl hast Du Recht, o Deutschland weine!
Solch' zweiten Dichter zeugst Du nie! —
In seiner bunten Liedermenge,
Die wie ein Strom dahin gerauscht,
Da wogten Töne, bebten Klänge,
Die der Natur er abgelauscht.

Das waren nicht gereimte Worte,
Das athmete wie Maienluft;
Das war ein Zweig, der nie verdorrte,
Umhaucht von würz'gem Waldesduft
Das macht' ihm jedes Herz zu eigen,
Und klang so hell, so glockenrein.
Das bebte froh wie Elfenreigen,
Im mitternächt'gem Mondenschein.

So war sein Lied. Doch wenn er mächtig
Die blumumkränzte Streitaxt schwang,
Wie blitzte die so hell und prächtig
Im Sonnenstrahl, so scharf und blank.
Ein wack'rer Kämpe zum Gefechte
Zog er dann hochbegeistert aus,
Und für der Menschheit heil'ge Rechte
Bestand er manchen harten Strauß.

Für uns're Rechte hier auf Erden
Hier, wollt' er unsern Himmel bau'n,
Hier sollten wir schon selig werden,
Nicht hoffend auf ein Jenseit schau'n.
Für diese Welt sind wir geschaffen
Mit unserm Leib, der Gott entstammt:
D'rum kämpft' er wider jene Pfaffen,
Die alles Irdische verdammt.

Die uns nur auf den Himmel weisen,
Wo wir dereinst in Seligkeit
Gott sollen loben noch und preisen
Für alles bittre Erdenleid.
Befreien wollt' er die Gemüther
Von solchem Wahn, der sie bethört':
Ein gleiches Recht an alle Güter,
Das ist es, was er uns gelehrt!

Das leuchtet klar durch seine Lieder.
Wie froh bewegter Sonnenstrahl;
Das gab uns uns're Erde wieder,
Dem lang verschrienen Jammerthal. —
So schlug er nieder die Philister
Mit seinem Geiste, seinem Spott
Und kämpfte als ein Hoherpriester
Für seine Lehre bis zum Tod. —

Uns, Freunde, war es nicht beschieden,
Ihm Blumen in sein Grab zu streun.
Er schläft jetzt still den ew'gen Frieden,
Kann nicht mehr unsern Feinden dräun;
Doch ewig wird sein Name glänzen
In unsrer großen Männer Reih'n!
D'rum laßt sein Bildniß uns umkränzen,
Laßt ewig ihm uns dankbar sein! —

— Heine's Mutter, die hinübergeschlummerte geachtete Matrone, durch ihren klaren Verstand und ihr warmes Herz gleich ausgezeichnet starb im 88. Jahre zu Hamburg an der Cholera. Sie ist durch ihren Sohn, der sie im Gesange so oft und so schön gefeiert hat, berühmt. Mag in der Heine'schen Lyrik auch viel Lüge und Koketterie gewesen sein, und mag namentlich seine erotische Poesie oft genug die Wahrheit der Empfindung nur erheuchelt haben — wo der Sohn von seiner Mutter zu reden begann, da kamen ihm Töne ohne Falsch aus dem Innern, und sein Gesang offenbarte eine Reinheit und Innigkeit des Gefühls, die es zu den schönsten und lieblichsten Ergüssen im Liede brachte. Man erinnere sich nur an seine „Nachtgedanken":

„Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
So bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.
Die Jahre kommen und vergehn,
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen,
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.
Mein Sehnen und Verlangen wächst,
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!
Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand erzittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn,
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen."

Und wenn er weiter noch sang:

„Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär',
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben." —

so war das doch erst mehrere Jahre nach seinem eigenem Tode der Fall. Die Mutter mußte das Kind überleben, und eine rasch den Tod bringende Epidemie nahm sie von der Erde, wogegen ihr Sohn 13 Jahre lang zu seiner Auflösung brauchte. Geboren ward derselbe von ihr, wie man weiß, in der Nacht des 1. Januars 1800, worauf sich seine bekannte Bemerkung bezog, daß er „der erste Mann des Jahrhunderts" sei. Sie lebte damals mit ihrem Gemal in Düsseldorf, siedelte dann aber nach Hamburg über, wo die Familie Heine zu den reichsten der dort lebenden jüdischen Geschlechter gehörte. Jener Salomon Heine und sein Frau Betty, die durch großartige milde Stiftungen sich einen Namen erwarben, waren ihr Schwager und ihre Schwägerin. Dem mosaischen Glauben, den ihr Sohn Heinrich in seinen zwanziger Jahren schon untreu wurde, blieb sie bis an ihr Lebensende getreu. Uebrigens soll sie eine der vorurtheilsfreisten, geistvollsten Frauen Deutschlands gewesen sein."

Hugo Victor, befand sich im Theater, als er erfuhr, die Pairs hätten Barbès wegen des letzten Aufstandes in Paris zum Tode verurtheilt. Augenblicklich verschaffte er sich Papier und warf die Zeilen darauf:

Par votre ange envolée ainsi qu'une colombe
Par le royal enfant doux et frêle roseau
Grâce, encore une fois, grâce au nom de la tombe'
Grâce au nom du berceau!

(Bei Ihrem Engel, der entfloh, wie eine Taube, die gestorbene Herzogin von Würtemberg, bei dem königlichen Kinde, dem schwachen Rohr, Gnade, noch einmal Gnade im Namen des Grabes, Gnade im Namen der Wiege.) Dann brach er das Papier zu einem Briefe, versiegelte ihn, adressirte ihn an den König der Franzosen und übergab ihn der Post. — Die französischen Zeitschriften rühmten dies als einen Beweis, wie es bei ihnen zur Wahrheit geworden, „daß der Dichter mit dem Könige gehe."

— Victor Hugo befand sich in einer südfranzösischen Handelsstadt im Theater. Um ihn her standen, ohne ihn zu kennen, die jungen Zög-

linge des Mercurs und störten den Dichter fortwährend durch lautes Lachen und Plaudern. „Welch' eine Ungezogenheit!" rief Victor Hugo, sich zu den Lärmern wendend. — „Wie meinen Sie das?" fragte ihn Einer derselben. — Ich meine, es ist eine große Ungezogenheit von den Schauspielern, Sie von der Bühne her zu stören, wenn Sie in den Logen reden wollen."

— Als Victor Hugo einst im Jahre 1849 aus der Academie ging, um sich nach der National-Versammlung zu begeben, begegnete er auf dem Quai Voltaire, Béranger. Béranger hält Victor Hugo an. „Woher kommen Sie und wohin wollen Sie mein Werther?„ — „Da wo ich herkomme, solltet ihr eintreten," entgegnete Victor Hugo, „und da wohin ich gehe hättet ihr nie austreten sollen."

— Hugo. Zu seinem ersten Drama „Cromwell" hatte kein geringerer Mann als Talma den Dichter ermuntert. Dieser berühmteste französische Schauspieler der Zeit hatte endlich gefühlt, wie hohl das Pathos der classischen Dramen sei. Er sprach von seinem Stande nur mit Bitterkeit und glaubte selbst nichts zu sein. „Was ist der Schauspieler ohne Rollen?" antwortete er einmal auf Victor Hugo's Einwürfe, „und ich habe nie eine Rolle gehabt. Es gibt keine Stücke, wie ich sie haben muß. Die Tragödie soll nicht bloß schön und erhaben, sondern vor allen Dingen auch wahr sein. Ich habe die Wahrheit mein Leben lang gesucht, aber wenn ich Shakespeare gefordert habe, hat man mir Ducis gegeben. Da ich im Stück keine Wahrheit fand, so habe ich sie in die Tracht gelegt. Ich habe den Marius mit nackten Beinen gespielt. Was würde ich geworden sein, wenn ich den Dichter gefunden hätte, den ich suchte! Sie, Herr Hugo, sind jung und kühn und könnten mir eine Rolle machen, so daß ich nicht zu sterben brauchte, ohne ein einziges Mal gespielt zu haben. Sie schreiben einen Cromwell, den möchte ich darstellen.

Talma starb, ehe der Cromwell vollendet wurde, und das Drama selbst fiel zu lange aus, als daß es hätte gegeben werden können. Das Stück wurde von vielen Seiten angegriffen, als es im Druck erschien, und mehr noch geschah dies der Vorrede, die eine geharnischte Kriegserklärung gegen die classische Dichtung war. Victor Hugo mußte seinen Gegnern beweisen, daß seine ästhetischen Ansichten für die Bühne paßten, und schrieb „Marion de Lorme." Das Theatre français hatte das Stück angenommen, aber fast im letzten Augenblicke erfolgte ein Verbot. Man schrieb das Jahr 1829 und Herr von Martignac verwaltete als Minister des Innern die Theatercensur. Der Minister hatte zwei Gesichter, ein freundliches, liebenswürdiges Menschengesicht und ein kaltes, hochmüthiges Ministergesicht. Als Victor Hugo sich ihm vorstellte, um zu versichern, daß der

Ludwig XIII. des Stückes keine Anspielung auf Carl X. sei und daß man „Marion de Lorme“ also ruhig über die Bretter gehen lassen könne, nahm Herr von Martignac sein Ministergesicht an. „Ich glaube Ihnen,“ sagte er, „und bin überzeugt, daß Sie Carl X. nicht in Ihr Stück gebracht haben, aber die Zuhörer werden ihn darin sehen. Wir leben in einer ernsten Zeit, der Thron wird von allen Seiten angegriffen, die Wuth der Parteien verdoppelt sich mit jedem Tag, und dies ist nicht der Augenblick, die königliche Würde dem Gelächter und den Schmähungen des Publicums auszusetzen. Man weiß seit „Figaro's Hochzeit“ nur zu gut, was ein Theaterstück zu bedeuten hat.“ Nun ging der Dichter zum König und wurde gnädig aufgenommen. Bei dem Verbot blieb es aber, und aus Verdruß darüber verzichtete er auf sein Jahrgeld von 2000 Franken.

„Hernani“ war das erste Stück Victor Hugo's, das wirklich aufgeführt wurde. Es war das ein wahrhaftes Ereigniß, das in der Geschichte des französischen Theaters stets als epochemachend bezeichnet werden wird. Man hatte Weber's „Freischütz“ und Shakespeare's Dramen, von einer englischen Gesellschaft gespielt, gesehen, aber an französische Romantik auf den Brettern war man nicht gewöhnt. Schon die Schauspieler lehnten sich gegen Victor Hugo auf, in erster Linie die Mars, die damals fünfzig Jahre zählte und in ihren alten Tagen von einer ungewöhnlichen Rolle wenig erbaut war. Mehrmals unterbrach sie eine Probe, weil sie einige Worte mit dem Dichter zu sprechen habe, trat bis dicht an den Bühnenrand vor, legte die Hand über die Augen, als ob sie den Dichter, dessen Platz sie sehr wohl kannte, erst suchen müsse, und fragte: „Ist Herr Hugo da?“ Hörte sie das unausbleibliche Ja, so trug sie ihre Bedenken vor. Sie spielte die Rolle der Donna Sol, der Geliebten des furchtbaren Bandenführers Hernani. Am schwersten wurde ihr, einen Vers zu sprechen, in dem sie dem Geliebten zu sagen hatte: „Du bist mein Löwe, stolz und edel!“ Sie wollte statt dessen sagen: „O gnädiger Herr, wie sind Sie edel!“ Das war nun freilich äußerst geschmackvoll, aber ganz im Styl des alten Dramas mit seinen geleckten Formen und seinem gewöhnlichen Inhalt.

Die Proben dauerten noch fort, als die Zeitungen der Classiker den Kampf gegen „Hernani“ bereits eröffneten. Natürlich waren auch die Freunde des Dichters nicht unthätig. Künstler und Dichter, die später zum Theil berühmt geworden sind, Theophil Gautier, Eduard Thierry, die beiden Deveria, Achill Roche, Gevard von Nerval, Petrus Borel, Balzac, Berlioz, August Maquet verwandelten sich in Werbeofficiere und recrutirten unter den Studenten, Literaten, Malern, Architecten und Bildhauern für den Abend der ersten Aufführung. Victor Hugo erhielt von

der Theaterverwaltung für diese Hilfstruppen das Orchester, die zweiten Galerien und das Parterre bis auf fünfzig Plätze eingeräumt. Es war bestimmt worden, daß sie früher als das allgemeine Publicum und durch eine besondere Thür eingelassen werden sollten.

Bereits um ein Uhr Mittags war dieses wilde Heer auf dem Platze. Aus Bosheit hatte man ihnen keinen versteckten Nebeneingang, sondern die königliche Thür angewiesen. Mit Staunen und Entsetzen bemerkten die unzähligen Menschen, die über die Richelieustraße gingen, ritten und fuhren, eine Bande wilder, bizarrer Geschöpfe mit langem Bart und weit herabfallendem Haupthaar, die auf jede erdenkliche Weise, nur nicht nach der Mode gekleidet waren, spanische Mäntel, Robespierre-Westen, Henry III.-Barets trugen, alle Jahrhunderte und alle Länder auf dem Kopf und auf den Schultern hatten, und mitten in Paris, am hellen Mittag sich so zeigten. Wer die wackern Bürger am meisten ärgerte, war Theophil Gautier mit seiner Weste von blutrother Seide und seinem bis auf die Hüften niederwallenden Haar.

Die Thür öffnete sich nicht und das wilde Heer hemmte den Verkehr. Das war ihm freilich sehr gleichgiltig, aber um ein Haar hätte es die Geduld verloren. Die classische Kunst konnte nicht ruhig mit ansehen, daß diese Barbarenhorden in ihr Gebiet eindringen wollten. Sie sammelte allen Abfall und Kehricht des Schauspielhauses und warf ihn vom Dach auf die Belagerer hinab. Balzac bekam als seinen Antheil einen Kohlstrunk auf den Kopf. Im ersten Augenblicke wollte man zornig werden, und darauf hatte die classische Kunst vielleicht gerechnet. Der Tumult würde die Polizei herbeigerufen haben, und man hätte die Störenfriede verhaftet. Die jungen Leute fühlten, daß der kleinste Vorwand genügen werde, und eben deshalb gaben sie keinen.

Um drei Uhr öffnete sich die Thür und schloß sich wieder. Man war im Saal allein und richtete sich ein. Als die Plätze vertheilt worden, war es erst drei und ein halb Uhr; was sollte man bis sieben Uhr beginnen? Man plauderte und sang, aber solcher Unterhaltungen wird man überdrüssig. Glücklicher Weise war man zu früh in's Theater gegangen, als daß man hätte zu Mittag essen können, und hatte daher Blutwurst, kleine Würstchen, Schinken, Brot und sonstige Bedürfnisse mitgebracht. Man speiste also, die Bänke dienten als Tische und die Taschentücher als Servietten. Da man weiter nichts zu thun hatte, so war man noch bei Tafel, als das Publicum eintrat. Beim Anblick dieses Gastmahls fragten sich die Miether der Logen, ob sie träumten. Zu gleicher Zeit wurde auch ihr Geruchsinn durch den Knoblauch der Würstchen beleidigt.

Als Victor Hugo kam, sagten ihm die Schauspieler: „Ihr Stück ist verloren und Ihre Freunde sind seine Mörder.“

Er sah durch das Guckloch im Vorhange. Von oben bis unten war der Saal nichts als Seide, Edelsteine, Blumen und weiße Schultern. Aus diesem blendenden Meer hoben sich zwei dunkle Massen, im Parterre und in den zweiten Galerien, hervor und zeigten Köpfe mit Haaren gleich Mähnen. Es fand eine Opposition gegen das Stück statt, aber die Begeisterung des wilden Heeres warf Alles vor sich nieder und zündete in vielen Logen. Nach dem vierten Acte wurde Victor Hugo im Auftrage von Jemand herausgerufen und fand einen kleinen Mann mit rundem Bauche.

„Ich heiße Mame,“ sagte der kleine Mann, „und bin der Geschäftstheilhaber des Verlegers Baudoin. Wir möchten Ihren „Hernani“ drucken, wollen Sie ihn uns geben?“

„Wie viel?“

„Sechstausend Franken.“

„Nach der Vorstellung können wir weiter darüber sprechen.“

„Bitte,“ drängte der Buchhändler, „ich möchte gleich auf der Stelle abschließen.“

„Weßhalb? Sie wissen noch nicht, was Sie kaufen. Der Beifall kann abnehmen.“

„Aber er kann auch steigen. Im zweiten Acte dachte ich daran, Ihnen zweitausend Franken anzubieten, im dritten ging ich bis auf viertausend, jetzt beim vierten bin ich zu sechstausend gelangt, und nach dem fünften, fürchte ich, biete ich Ihnen zehntausend.“

„Nun, so sei es denn,“ sagte Victor Hugo, „weil mein Drama Ihnen diese Furcht einflößt, so gebe ich es Ihnen.“

Damit gingen Beide in einen Tabaksladen, ließen sich Dinte, Feder und Papier geben, und schlossen ihren Vertrag rechtskräftig ab.

Nach den ersten drei Vorstellungen hatte Victor Hugo nicht mehr so viele Plätze zu vergeben und das „wahre Publicum“ erschien. Nun kam es zu einem ernstlichen Kampfe und zu einem fürchterlichen Lärm. Die Logen lachten, die Sperrsitze zischten. Es wurde Mode, in's Theater zu gehen, um sich in „Hernani“ auszulachen. Jeder protestirte nach seinem Charakter und auf seine Weise. Die Einen drehten der Bühne den Rücken zu, als ob sie ein solches Stück nicht anzusehen im Stande seien, die Andern sagten: Ich halte es nicht mehr aus! verließen die Loge und warfen die Thür donnernd zu. Friedlichere Naturen protestirten dadurch, daß sie eine Zeitung lasen, aber die wahren Kenner verhöhnten und verlachten jedes Wort, hinderten die Zuhörer recht zu verstehen und brachten die

Schauspieler aus der Fassung. Die hundert jungen Leute, die Victor Hugo noch in's Theater schicken konnte, hielten wacker Stand und riefen nicht mehr, sondern brüllten Beifall. So ging es durch fünfundvierzig Vorstellungen.

Dasselbe wiederholte sich bei „Marion de Lorme", dasselbe bei dem Stücke: „Der König unterhält sich". „Lucretia Borgia" hatte zuerst von allen Dramen einen vollständigen Erfolg. Bei den späteren kamen weniger heftige Scenen vor, sowohl der Haß als die Begeisterung hatte sich abgeschwächt. Nicht mehr die Literatur, sondern die Politik zog die Jugend an, und was früher die Romantik für sie gewesen war, das wurde jetzt der Socialismus. Die Regierung Ludwig Philipps hätte jetzt die neue Literatur gern für sich benutzen mögen und bewilligte ihr ein eigenes Schauspielhaus, aber in diesem Theatre de la Renaissance nistete sich die Oper ein und verdrängte das Drama.

Victor Hugo's „Ruy Blas" hatte einen mäßigen Erfolg, die komische Oper: „Das wunderbare Wasser" machte ein rasendes Glück. Wüthende Feindschaft hatte unser Dichter sich gern gefallen lassen, denn sie barg eine Anerkennung einer hohen Bedeutung in sich. Gleichgiltigkeit war ihm unerträglich. Er steigerte sich also zu den „Burggrafen", deren Figuren er selbst episch und übernatürlich groß nennt. Das Publicum fand sie aber unnatürlich und trug die „Burggrafen" unter Pfeifen und Zischen zu Grabe.

Das war der Schluß von Victor Hugo's eigentlichem Dichterleben. Er beschloß zur Politik überzugehen und ließ sich in die Akademie wählen (1841). Sie war seine Staffel zur Pairskammer. — — — —

— Hugo, Victor. Die Verleger der „Misérables" zu Brüssel gaben am 16. September 1862 zu Ehren des in ihrer Stadt weilenden Dichters ein Bankett, zu welchem aus Nah und Fern alle Schriftsteller geladen wurden, die sich entweder zu Kämpfern für die Sache des verbannten Dichters aufgeworfen, oder zu Jüngern seines Talentes bekannt haben. Und wahrlich, der Aufruf war nicht umsonst erklungen. Da war nicht nur die belgische Presse zahlreich vertreten, auch aus Frankreich stellten die gesammten liberalen und unabhängigen Blätter ihr Contingent; da gab es Italiener und Engländer, und selbst der Redacteur der „Novedades" hatte die weite Reise von Madrid nicht gescheut. Auch der Bürgermeister von Brüssel und der Director der Kunstakademie erschienen beim Mahle, um dem Dichter ihre Huldigung zu bezeugen. Louis Blanc und Pelletan hielten äußerst heftige Reden gegen Napoleon III. und das Kaiserreich. Die französische Regierung hatte übrigens eine gewisse Anzahl von

Polizeispähern nach Brüssel gesandt, um die Literaten, welche zu dem Bankette gekommen waren, zu überwachen. — Nach mehreren auf Victor Hugo ausgebrachten Toasten ergriff dieser selbst das Wort und sagte im Wesentlichen:

Wie soll ich Ihnen Allen danken? wie soll ich mit Einem Händedruck alle Ihre Hände umfassen? Ganz einfach. Sie alle, welche hier versammelt sind, Schriftsteller, Journalisten, Herausgeber, Drucker, Publicisten, Denker, was vertreten Sie? Alle Kräfte der Intelligenz, die Oeffentlichkeit in allen ihren Formen, Sie sind der Geist, dessen Name Legion heißt, Sie sind das neue Organ der neuen Gesellschaft, Sie sind die Presse. Ich bringe einen Toast auf die Presse aus! auf die Presse bei allen Völkern! auf die mächtige, ruhmvolle, fruchtbare Presse!

Meine Herren, die Presse ist das Licht der Gesellschaft und in allem Licht ist etwas Göttliches. Das Denken ist mehr als ein Recht, es ist das Athemholen des Menschen. Wer den Gedanken hemmt, greift den Menschen selbst an. Sprechen, schreiben, drucken, veröffentlichen ist vom Standpunkte des Rechtes betrachtet, eins und dasselbe; das sind die sich immer erweiternden Kreise des Geistes in seiner Arbeit, die tönenden Wellen des Gedankens. Von allen diesen Kreisen und Ausstrahlungen des menschlichen Geistes ist die Presse die weiteste. Das Maß der Presse ist zugleich das Maß der Civilisation. Jeder Verminderung der Preßfreiheit entspringt eine Verminderung der Civilisation: wo die Freiheit der Presse beschränkt ist, da kann man sagen, die geistige Ernährung sei gehemmt. Unsere Zeit hat die Aufgabe, statt der alten Grundfesten der Gesellschaft neue zu legen, die wahre Ordnung zu begründen und überall die Wirklichkeit an die Stelle der Erdichtung zu setzen. In dieser Umwandlung der Grundlagen der Gesellschaft, welche die Riesenarbeit unseres Jahrhunderts ist, kann nichts der Presse widerstehen, welche ihre Kraft des Zuges an den Ultramontanismus, an die Militärherrschaft, an den Absolutismus, an Massen widerstrebender Thatsachen und Ideen angelegt. Die Presse ist eine Kraft, weil sie ein Denken ist. Sie ist die lebendige Drommete, sie bläst die Völker wach, sie verkündet mit lautem Ton, daß die Gerechtigkeit herannaht, in der Nacht erblickt sie zuerst das Tagesgrauen und verkündet es der Welt.

In manchen Ländern wird die Presse unterdrückt. Ihr, deren Beruf im Winken und Warnen besteht, ertheilt man Verwarnungen; das ist, wie wenn die Nachteule den Hahn zum Schweigen bringen will. Ist die Presse darum schon geknechtet? Nein, eine geknechtete Presse, das sind zwei Worte, die sich nicht mit einander vertragen. Uebrigens gibt es zwei edle Arten, Knechte zu sein, so wie Spartacus oder wie Epictet es war

Der eine zerbrach seine Ketten, der andere zeigte seine freie Seele. Wenn der gefesselte Schriftsteller nicht den ersten Weg betreten kann, bleibt ihm der zweite. Nein, was immer auch die Despoten thun mögen, ich rufe die freien Männer, die mich hören, als Zeugen auf, der Geist kann nicht geknechtet werden.

Meine Herren, in unserem Jahrhundert ist außer der Preßfreiheit kein Heil, sondern nur Verwirrung, Schiffbruch und Untergang. Gewisse Fragen sind Fragen des Jahrhunderts und stehen unausweichlich vor uns. Es gibt da keinen Ausweg; man muß sie erfassen oder von ihnen zerschellt werden. Das Schiff der Gesellschaft wird unwiderstehlich dahin getrieben. Massenarmuth, Ernährung unnützer Mitglieder durch die Gesellschaft, Hervorbringung und Vertheilung der Güter, Geld, Credit, Arbeit, Arbeitslohn, Aufhören des Proletariats, fortwährende Abnahme der Verbrechen, Dürftigkeit, Prostitution, Recht der Frauen, welches die eine Hälfte des Menschengeschlechtes mündig spricht, Recht des Kindes auf unentgeldlichen Unterricht, Recht der Seele, welches die religiöse Freiheit einschließt — das sind die Aufgaben. Bei einer freien Presse wird Licht über sie verbreitet, sie werden gangbar, man sieht die Abgründe, man findet die Ausgänge, man kann sie betreten und durchdringen. Sie sind betreten und bis zum Ende durchschritten, dann sind sie das Heil der Welt. Ohne die Presse bleiben sie in tiefer Nacht verborgen und werden gefährlich, denn man sieht nichts als ihre Abhänge, man kann den Zugang verfehlen und die Gesellschaft leidet Schiffbruch. Löschet den Leuchtthurm aus, so wird der Hafen zur Klippe.

Meine Herren, mit der freien Presse ist in dem Gange der Menschheit kein Irrthum, kein Schwanken, kein Umhertappen möglich. Mitten in den socialen Problemen steht, wie auf einem Kreuzwege, die Presse als Wegweiser. Gehet zum Ideal, zum Rechte, zur Wahrheit! Denn es ist nicht genug, daß man geht, man muß auch vorwärts kommen. In welcher Richtung schreitet man weiter, das ist die Frage. Sich stellen, als ob man ginge, das heißt nicht vorwärts schreiten: die Füße heben, ohne zu gehen, mag für den leidenden Gehorsam hinreichen; sich in einem Kreise herumdrehen ist eine maschinenmäßige, des Menschen unwürdige Bewegung. Wir müssen ein Ziel haben, wir müssen wissen, wohin wir gehen, wir müssen die Kraft nach der Leistung bemessen; jeder Schritt muß berechnet sein, ein Schritt logisch aus dem andern folgern, nach der Idee muß die Lösung und nach dem Rechte muß der Sieg kommen. Kein Schritt zurück! Eine unentschiedene Bewegung zeigt einen leeren Kopf. Was gibt es Armseligeres, als zugleich wollen und nicht wollen? Wer zaudert, zurückweicht und aufschiebt, denkt nicht.

Die Presse wird gehaßt, ich weiß es; das ist ein Grund mehr, um sie zu lieben. Ungerechtigkeit, Verfolgung, Fanatismus geben sie an, beleidigen, beschimpfen sie, wo sie nur können. Ich erinnere mich an eine berühmte Encyclica, von welcher einige merkwürdige Worte mir im Gedächtnisse blieben. In dieser Encyclica bezeichnete der Papst (es war unser Zeitgenosse Gregor XVI.) die Presse als **gula ignea**, **caligo**, **impetus immanis cum strepitu horrendo**. Das Bild ist getroffen, das bestreite ich nicht. Ein feuriger Mund, Rauch, ungeheuere Schnelligkeit, furchtbares Getöse. Das ist sie, die Presse, das ist die gewaltige Locomotive des Fortschrittes.

Wohin fährt sie? Wohin bringt sie die Civilisation? Wohin versetzt dieses mächtige Fahrzeug die Völker? Der Tunnel ist lang, finster und furchterregend. Denn noch muß man glauben, daß die Menschheit sich unter der Erde befindet, so viel Materie umgibt und erdrückt sie, eine so mächtige Decke bilden Aberglaube, Vorurtheil und Tyrannei, so viel Finsterniß lagert über ihr! Ach, seitdem der Mensch auf dieser Welt ist, ist seine ganze Geschichte unterirdisch, nirgends sieht man den göttlichen Strahl. Aber im neunzehnten Jahrhundert, nach der französischen Revolution, da ist Hoffnung, da ist Gewißheit. Dort unten weit von uns zeigt sich ein lichter Punkt. Er nimmt zu, er wächst zusehends, das ist die Zukunft, die Erfüllung, das Ende des Elends, die Morgenröthe der Freuden, das Kanaan! Das ist die Erde der Zukunft, wo man um sich nur den Bruder sehen wird und über sich nichts als den Himmel. Auf, Locomotive des Geistes! Auf, Gedanken! Auf, Wissenschaft! Auf, Philosophie! Auf, ihr Geister alle! Der Augenblick naht, wo die Menschheit aus dem dunkeln Tunnel erlöst, in dem sie seit sechstausend Jahren fährt betäubt, plötzlich der Sonne des Ideals gegenüber, geblendet, ihre Ausfahrt halten wird.

„Ich trinke auf das Wohl der Presse! auf ihre Macht, ihren Ruhm, ihre Erfolge! auf die Freiheit in Belgien, Deutschland, der Schweiz, Italien, Spanien, England, Amerika, auf ihre Befreiung anderwärts!“

Johnson Benjamin, erzählt selbst: „Ich entwarf den Plan zu meinem „Volpone“ und schrieb den größten Theil davon, indem ich zehn Dutzend Flaschen trefflichen Weins leerte, die mir Carl II. geschickt hatte. Ich bin überzeugt, daß dieses Stück auf die Nachwelt kommt. Die Scene in Catilina, in welcher der Schatten Sulla's erscheint, schrieb ich, nachdem ich mich mit meinem Freunde in der „Teufelsschänke“ berauscht hatte. Ich hatte den ganzen Tag die schönsten Gedanken. Wenn sich in diesem Stücke eine Scene befindet, welche man matt findet, so ist es die, welche ich schrieb, als es mir eingefallen war, meinen Wein mit Wasser zu vermischen: es wird mir niemals wieder begegnen. Einst schenkte mir der König eine Börse mit hundert Guineen. Ich berauschte mich nun regelmäßig in der „Teufelsschänke“, und bei der sechzigsten Guinee war ich mit meinem „Alchymisten“ zu Ende. Zur Zeit der Weihnachten nahm mich Lord B. mit auf sein Landgut, wo ich trefflichen Wein fand, und ich schrieb hier auf Kosten des vortrefflichen Lords „die stille Frau“. Ich las den ersten Act dem Lord vor und er befahl, mir ein Faß vom besten Weine in's Haus zu schicken. Ich beendigte damit mein Stück, und die Folge davon ist, daß es sich auf der Bühne erhielt. Einige andere Werke der Art schrieb ich ferner bei dem Weine des Wirthes der „Teufelsschänke“. Einen ganzen Winter konnte ich keinen klugen Einfall finden, „weil dieser gute Wirth gestorben war, und sein Nachfolger nur schlechten Wein gab.“ *)

Jablonski. Das schönste Anagramm, das vielleicht je gemacht wurde, rührt von einem ehemaligen Hofprediger zu Berlin, Jablonski her. Als Stanislaus Lesczinski vor seiner Thronbesteigung von einer Reise zurückkehrte, empfing ihn die ganze Familie Lesczinski zu Lissa mit einem prachtvollen Feste. Jablonski, der damals Schulrector zu Lissa war, sollte dies Fest durch eine Darstellung verherrlichen, zu der er seine Schuljugend als Helden kleidete. Er wählte 13 Knaben aus und gab jedem ein Schild in die Hand, das einen Buchstaben aus den Worten Domus

*) Ein würdiger Nacheiferer Johnson's war der Franzose Toconet. Man erzählt von ihm eine Anecdote, die ihn ganz charakterisirt. In einem Wortwechsel mit einem Gegner sprach er, nachdem er das ganze Wörterbuch erschöpft hatte, die berühmt gewordenen Worte: „Geh', ich verachte Dich, wie ein Glas Wasser!“ Dann schwieg er.

Lescinia (die Familie Lesczinski) enthielt. Mit diesen ließ er einen Tanz ausführen, der in 6 Abtheilungen zerfiel. Am Schluß des ersten Acts traten die Tänzer so zusammen, daß die Zusammenstellung der Schilde das Grundwort; Domus Lescinia ergab. Am Ende des zweiten Acts stellten diese Worte: Ades incolumis (Du kehrst glücklich heim) dar; nach dem dritten Act zeigten sich die Worte: Omnis es lucida (Du bist ganz Licht); nach dem vierten: Manes sidus loci (Du bleibst unser Gestirn); nach dem fünften: Sis columna Dei (Sei Gottes Säule), und nach dem sechsten: I, scande solium (Geh, ersteige den Thron). Dieser letzte Gedanke ward zur Prophezeihung; bald darauf ward Stanislaus auf den Thron seines Vaterlandes berufen.

Johnson Samuel, war von riesengroßer Köpergestalt, von häßlichem Ansehen und ungeschlachten, groben Manieren. Er hatte ein über und über mit Blattern bedecktes Gesicht, einen gewaltigen Kropf, ein blitzendes Auge und litt am Veitstanz; seine Kleidung war unsauber, die Sprache bald murmelnd, bald grunzend; ging er aus, so war ihm nicht wohl, wenn er nicht alle Laternenpfähle berührte, die an der Straße standen. Oft fastete er tage- und wochenlang, brach er aber sein Fasten, so aß und trank er mit einer Gier, daß die Adern auf seiner Stirn strotzten und der Schweiß von seinen Backen rann.

— Johnson. Der Doctor Blackloff sprach einst mit Johnson über des Letzteren Schriftstellerei. „Lieber Doctor", versicherte Johnson, „es ist mir leichter geworden, Gedichte zu machen, als mein Wörterbuch zusammen zu tragen. Das Erstere hat mir weniger Anstrengung meiner Seelenkräfte gekostet, als das Letztere. Ueberdies braucht man, wenn man ein Wörterbuch schreibt, Bücher und einen Schreibetisch; ein Gedicht aber kann man machen, wenn man spazieren geht oder im Bette liegt."

— Johnson, mußte alle seine Kräfte in London aufbieten, um für sich und seine neunzigjährige Mutter das tägliche Brod zu gewinnen. Eines Tages erfuhr er, daß sie, die auf dem Lande lebte, gefährlich krank sei. Sein erster Wunsch war, zu ihr zu eilen, aber es gebrach ihm an Geld zur Reise, und zu der Unterstützung, die er ihr zu bringen wünschte.

Er setzte sich nun hin, und schrieb in sieben Tagen und sieben Nächten fast ununterbrochen einen Roman, welchen er an einen Buchhändler verkaufte; das Honorar setzte ihn wenigstens in den Stand, da sie mittlerweile gestorben war, sie beerdigen zu lassen. Dieser Roman war Rasselas; und er trägt ganz das Gepräge der Stimmung des Dichters. Er ist in Deutschland wenig bekannt, hier das Haupt-Sujet desselben:

Rassellas, ein junger Prinz vom königlich Abyssinischem Blute, ist, wie seine Brüder und Schwestern, in einem Thale eingeschlossen, welches er nicht früher verlassen darf, als bis er den Thron besteigen kann. Er wird des ruhigen Lebens müde, und will die Außenwelt kennen lernen. Eine seiner Schwestern begleitet ihn. Beide reisen weit umher, befinden sich fast in allen Verhältnissen des Lebens, und sind eben so wenig mit den Weisen als mit den Thoren, mit den Fürsten als den Völkern zufrieden. Von Allem ermüdet, kehren sie in ihr glückliches Thal zurück, und der Roman endet, wie Johnson selbst sagt, mit einem Beschluß, in dem nichts beschlossen wird. (The conclusion in which nothing is concluded.)

— Johnson war geizig; er gab daher, wenn er irgendwo zu Gaste geladen war, den Dienstboten nie ein Trinkgeld, obgleich dieses in England allgemein gebräuchlich ist.

Eines Tages überbrachte ihm ein Diener von seiner Herrschaft einige Forellen. Bekannt mit dem Geize des Doctors sagte er barsch:

Hier schickt Ihnen Herr Lee ein Paar Fische.

„Er Grobian!“ rief Johnson aus: „weiß er noch nicht, wie man ein Geschenk auf eine höfliche Art abgeben muß?“

Nein! ich versteh's nicht besser! erwiderte der Bediente trotzig.

„So will ich's ihn lehren. Setze Er sich hier auf meinen Lehnstuhl. Er soll meine Stelle einnehmen, und ich will dafür an die Seinige treten.“

Der Bediente that dies.

Jetzt näherte sich ihm Johnson mit den Forellen und sagte:

„Herr Lee läßt sich Ihnen bestens empfehlen, und macht sich das Vergnügen, Ihnen hier einige lebendige so eben gefangene Forellen zu übersenden, mit dem Wunsch, daß sie Ihnen recht wohl schmecken und Sie sich seiner dabei freundschaftlichst erinnern mögen.“

Der Bediente erwiederte sogleich mit vieler Gegenwart des Geistes:

„Mein Freund! bedank' Er sich bei Seinem Herrn in meinem Namen auf das schönste für sein angenehmes Geschenk und gütiges Andenken, und hier hat Er drei Schillinge Trinkgeld.“

Er hütete sich aber wohl, dies Trinkgeld wirklich zu geben, sondern begnügte sich nur mit dem Gebehrdenspiel.

Johnson merkte nun die Schalkheit, griff in die Tasche, und drückte dem Bedienten dies Geld mit den Worten in die Hand:

„Da hat Er die drei Schillinge. — Was hab' ich nun davon, daß ich Ihm Unterricht in der Höflichkeit gegeben habe, ich muß Ihn noch dazu bezahlen.“

— Johnson. Lady T. hatte viel von Johnson gehört; sie wünschte seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und endlich ließ er sich von einem Freunde überreden, daß dieser ihn bei der Lady einführe. Sein Aeußeres und sein Betragen waren eben nicht geeignet, den Erwartungen der eleganten Lady zu entsprechen, die sie sich, nach den Schilderungen seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit, von ihm gemacht hatte. Johnson war sehr lakonisch, absprechend, und machte manchen Verstoß gegen die feine Lebensart. Bei dem Herumreichen des Thees griff er, da er ihn beim Kosten nicht süß genug fand, statt sich der in der Zuckerdose liegenden silbernen Zuckerzange zu bedienen, mit seinen noch mit Tinte befleckten Fingern in die Dose, um diesem Mangel abzuhelfen. Lady T. verdroß diese Unzartheit so sehr, daß sie, um ihre Empfindlichkeit merken zu lassen, sogleich einem Bedienten befahl, die Zuckerdose fortzutragen, um eine andere an deren Stelle zu bringen. Johnson war dies nicht entgangen, er schlürfte ruhig mehrere Tassen Thee, als er aber seinen Appetit befriedigt hatte, warf er seine Tasse mit dem Theelöffel, statt sie auf den Tisch zu setzen, in das Gitter des Kamins. Alle Anwesenden waren erstaunt und erschrocken, und Lady T. rief aus: „Aber um Himmels Willen, Doctor! Was machen Sie? — Mein schönes Service ist dadurch zerrissen.“ „Das thut mir herzlich leid, Mylady,“ versetzte Johnson, „aber ich betheure Ihnen, es geschah aus bloßer Artigkeit; denn, nach der Art und Weise, wie Sie vorher mit der Zuckerdose verfuhren, mußte ich voraussetzen, daß Sie nie wieder irgend etwas anrühren würden, was ich in meinen Händen gehabt hätte.“

— Johnson. Es wurden einst in London, in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Johnson befand, zwei Reden des berühmten Lord Chatam (Pitt des Aeltern) mit Reden vom Demosthenes und Cicero verglichen. Man fragte Johnson, was er davon hielte? „ich weiß nicht,“ antwortete er: „ob diese Reden dem griechischen oder römischen Styl ähnlich sind, ich kann nur sagen, daß ich sie beide geschrieben habe.“

— Johnson. Es sprach Jemand in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Johnson befand, von den glücklichen Augenblicken zu literarischen Arbeiten, und daß man zu einer Zeit schreiben und zu einer andern nicht schreiben könne. „Ei, was,“ sagte Johnson: „man kann zu jeder Zeit schreiben, wenn man sich's nur sauer dabei werden läßt.“

— Johnson. John Dalrymple beklagte sich einst gegen Johnson über die Angriffe, die man auf seine Schriften gemacht habe. „Beklagen Sie sich nicht,“ entgegnete Johnson: „Es ist einem Schriftsteller vortheilhaft, wenn sein Werk ebensowohl getadelt, als gelobt wird. Der Ruhm gleicht einem Federballe. Wenn dieser nur an dem einen Ende

des Zimmers geschlagen wird, so fällt er bald zu Boden. Um ihn im Fluge zu erhalten, muß man ihn an beiden Enden schlagen."

— Johnson ging einst spät in der Nacht in London durch eine abgelegene Gasse. Er hörte ein banges Gewimmer in der Ferne; er ging dem Klageton nach und fand unter dem schwachen Schein einer erlöschenden Lampe ein Frauenzimmer, halb nackend auf einem Bund Stroh liegend und dem Sterben nahe. Mit Mühe beantwortete sie seine Frage: wie sie in solchen Zustand gerathen? indem sie ihm erzählte: „ein hartherziger Wirth hat mich aus dem Hause geworfen, ich muß hier umkommen, wenn sie sich meiner nicht erbarmen." — Johnson erschütterte dieser Anblick sehr, er suchte die Unglückliche zu trösten, ermahnte sie, Gott zu vertrauen, und versprach ihr seinen Beistand. Er wartete eine Weile, ob nicht Jemand des Weges kommen oder ein Wagen vorüberrollen würde, aber dies war, mitten in der Nacht, nicht der Fall. Er bedeckte sie mit seinem Mantel, hob sie auf seine Schultern und trug sie mit großer Anstrengung in seine Wohnung. Hier angekommen, ließ er ihr ein Nachtlager anweisen und sandte am folgenden Morgen zu seinem Arzt. Als dieser die Unbekannte besucht hatte, erklärte er Johnson, die Krankheit des Frauenzimmers sei die Folge ihrer Ausschweifungen, und rieth ihm: sie wieder aus dem Hause zu schaffen. „Nein!" sagte Johnson, „ich will mich ihrer annehmen, wie ich es ihr versprochen habe, wenn sie sich auch ihre Krankheit durch Unsittlichkeit zugezogen hat; ein ehrlicher Mann hält Wort." Johnson behielt die Frau über drei Monate bei sich, bis sie durch Hilfe seines Arztes und der nöthigen Pflege wieder hergestellt war. Während dieser Zeit ließ er sich von ihr über ihre Herkunft und wie sie in ein solches Elend gerathen sei, Auskunft geben. Sie that dies und er zog darüber noch anderweitig Erkundigungen ein. Es ergab sich, daß sie von einem verschmitzten Wüstling verführt, von den Ihrigen verstoßen, mehr aus Noth, als aus Hang zu einem unsittlichen Leben, so tief gesunken war. Er wollte seine Hilfe nun nicht auf die Cur der Verführten beschränken, und eröffnete eine Unterzeichnung zu ihrer künftigen ehrlichen Subsistenz bei seinen Freunden und Bekannten. Die Beiträge fielen so reichlich aus, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, sie auf dem Lande mit einem Kramladen zu etabliren. Sie hat später dort ihr gutes Auskommen gehabt und stets im guten Ruf gestanden.

— Johnson. Als Garrik's Mutter Johnson fragte, was er von ihrem David meine, antwortete dieser: „David wird einst erhenkt oder ein großer Mann werden.

— Johnson. Goldsmith äußerte sich gegen Johnson mit Unwillen über den Beifall, den Beatties Schrift: „Ueber die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit“, erhalten hatte: „Ich begreife gar nicht, wie man ein solches Aufhebens über einen Menschen machen kann, der nur ein Buch geschrieben hat, — hab' ich deren nicht so viele geschrieben?“ — „Aber Doctor,“ sagte Johnson, „bedenken Sie doch, es gehen vierundzwanzig Sechspence-Stücke auf eine Guinee.“

— Johnson. Es war ein furchtbares Wetter, mit abwechselndem Schnee und Regen und einem kalten, schneidenden Winde, als im November 1776 mehrere angesehene Personen sich bei der Gräfin L. zu Lichtfield versammelt hatten. Man erwartete Johnson, der damals seine Vaterstadt besuchte. Er kam indeß nicht, und nachdem man 2 Stunden vergebens gewartet, aß man endlich ohne ihn. Auch der Thee war bereits getrunken und die Gesellschaft wollte eben auseinander gehen, als ein Diener den lange Erwarteten meldete. Sein ungewöhnliches Aussehen erregte allgemeines Befremden. Er war bleich, schwach und erschöpft. Sein Anzug, in großer Unordnung, war mit Schnee und Reif bedeckt. Die Anwesenden betrachteten ihn schweigend. „Ich bitte, mich zu entschuldigen,“ sprach Johnson, zu der Gräfin sich wendend, „als ich versprach, zu Ihnen zu kommen, dachte ich nicht daran, daß heute der 21. November wäre. Sie sehen mich befremdet an. Wohlan, ich will es Ihnen erzählen; es wird eine Buße mehr für mich sein. Heute vor 40 Jahren, am 21. November, sprach mein alter kranker Vater zu mir: „Samuel, nimm den Wagen, da ich nicht wohl bin, fahre auf den Markt nach Wallstall und verkaufe für mich die Bücher in dem Laden.“ — Ich, gnädige Frau, thöricht stolz auf die Kenntnisse, die ich ihm verdankte, ich, der ich sonst gedarbt haben würde — ich weigerte mich. Da sprach mein Vater, mit einer Sanftmuth, an die ich jetzt mit dem tiefsten Schmerz denke: „Samuel, sei ein guter Sohn. Geh! Es wäre Schade, einen Markttag einzubüßen.“ Ich weigerte mich fortwährend aus thörichtem Stolze. Da fuhr mein Vater selbst. Es war ein Wetter wie heute. Wenige Tage nachher starb er.“ So sprechend bedeckte Johnson mit beiden Händen die über sein Gesicht rollenden Thränen, und fuhr nach einer Pause fort: „Das geschah vor vierzig Jahren, und seit diesen vierzig Jahren komme ich stets am 21. November nach Lichtfield. Den Weg, den ich damals nicht fahren wollte, mache ich zu Fuß, ohne gegessen zu haben. Ich bleibe vier Stunden auf dem Markte zu Wallstall auf der Stelle stehen, wo mein Vater dreißig Jahre lang die Bude hatte, die ihn und mich ernährte. Seitdem sind vierzig Jahre vergangen. Ich bin älter geworden, als mein Vater war, da er starb, und — kann nicht

sterben!“ — Niemand wagte, ihn zu trösten; aber kein Auge blieb thränenleer bei der rührenden Erzählung des reuigen alten Mannes.

— Johnson war nicht zufrieden mit der Art und Weise, wie sein englisches Wörterbuch von dem Lord Chesterfield empfohlen worden. „Er ist,“ sagte er von ihm, „ein Lord unter den witzigen Köpfen und ein witziger Kopf unter den Lords.“ Man erinnerte ihn an die Lobsprüche, die ihm Chesterfield in zwei öffentlich mitgetheilten Briefen gezollt. Da meinte aber Johnson, das waren ja nur zwei kleine Böte (coch boats), die der Lord aus Eitelkeit abgesendet, um an dem Triumph einer langen und gefahrvollen Reise theilzunehmen, ohne sich mit ihm auf Klippe und Triebsand gewagt zu haben.

— Als Johnson hörte, daß Katharina II. dem Uebersetzer seiner Wochenschrift „The Rambler“ einen ansehnlichen Jahrgehalt bewilligt, ergoß sich Freude über seine sonst finstere Miene. Einer der Gesellschaft bemerkte diese Veränderung. „Ich müßte wohl sehr eitel sein,“ sagte Johnson, „wenn ich auf Ehrenbezeugungen dieser Art nicht stolz sein sollte.“

— Johnson. Den Abend vor dem Tage, an welchem die von Johnson besorgte Ausgabe von Shakespeare's Werken ausgegeben werden sollte, speiste dieser mit einigen Freunden im Temple, und unter allerlei Späßen über das Notenmachen verging die Zeit, so daß er an kein Weggehen dachte, bis die Glocke fünf schlug. Da fuhr er plötzlich auf, wie aus einem Traume und rief: „Euch mag das immer ein Spaß dünken, Ihr Herren! Aber Ihr denkt nicht daran, daß nur noch zwei Stunden zwischen mir und der Kritik sind.“

— Johnson speiste einst bei der geistreichen Schriftstellerin Mistreß Macauley. Das Gespräch lenkte sich auf die Gleichheit der Menschen und ihre völlig gleichen Rechte, welche die Dame vom Hause mit aller Lebhaftigkeit einer Republikanerin vertheidigte. Johnson gab darauf kurze Antworten, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Als ihm dies jedoch mißlang, fing er an, so geschwind als möglich zu essen, gab hierauf seinen Teller einem Bedienten, mit der Weisung, seinen Platz einzunehmen. „Was soll das heißen, Doctor?“ fragte Mistreß Macauley. — „Ich wollte nur die Gleichheit unter den Menschen beobachten!“ antwortete Johnson.

— Johnson wurde von Dr. Mallet und einigen Andern aufgefordert, sich mit ihnen eine Stunde den Markt von Southworth zu besehen. Es befand sich dort auch eine Bude mit wilden Thieren, und der Anschlagzettel versicherte, daß darunter ein ungeheuer großer Bär aus den unbekanntesten wüsten Gegenden Rußlands zu sehen sei. Man ging in die Bude; der Bär, mit einem Maulkorbe versehen, zeigte große Wild-

heit, er streckte nach Jedem, der sich ihm näherte, die Tatzen aus, und gab mehrere Zeichen des Ingrimms, nur als er Johnson gewahr wurde, näherte er sich ihm mit freundlichen Blicken, und gab, so viel es die Plumpheit eines Bären zuließ, Schmiegsamkeit und Zuneigung zu erkennen. „Wie kommt es," fragte Einer aus der Gesellschaft, „daß dies wilde Thier sich gegen den Doctor so zahm und zutraulich zeigt?" — „Das geht sehr natürlich zu," erwiderte Mallet, „der Bär ist ein russischer Philosoph, und er weiß, daß Linné ihn mit dem englischen Moralisten in eine Classe setzen wird. Es sind zwei wilde Thiere von einer Gattung. Johnson schwieg zwar zu dieser sarkastischen Aeußerung, er nahm sie aber sehr übel. Seit dieser Zeit sprach er kein Wort mehr mit Mallet, in seinem Wörterbuche stellte er ihn jedoch in dem Artikel „Alius" an den Pranger.

— Johnson speiste einst beim Admiral Walsingham in Gesellschaft eines vorlauten Stutzers, der ihn zu necken gesucht hatte und endlich ausrief: „Aber sagen Sie, alter Herr, was wollen Sie darum geben, wenn Sie so jung und munter wären, als ich?" — „I nun," antwortete Johnson, „ich glaube, ich würde beinahe zufrieden sein, wenn ich ebenso närrisch wäre."

— Johnson ward einst in einer Gesellschaft gefragt: „Wer war der Mann, der eben fortging?" „Ich weiß es nicht," sagte Johnson, „übrigens soll man vom Abwesenden nichts Böses sprechen. Ich vermuthe aber, es war ein Advocat."

— Johnson. Als Macpherson's „Homer" herauskam, sagte eine Dame zu Johnson, sie habe versucht, ihn zu lesen, aber der Styl scheine ihr so alt, daß sie nicht Lust habe, weiter zu lesen. „Sie haben vollkommen Recht," sagte Johnson; „er ist gerade so alt, wie der Thurmbau zu Babel."

— Johnson war zwar kein Freund der Schauspielerinnen, aber der großen Aktrize Siddons bewies er immer eine ausgezeichnete Achtung. Einst besuchte sie ihn und der Bediente ließ sie in ein Vorzimmer treten, das ohne alle Möbeln war. Johnson kam zu ihr und in der Zerstreuung nöthigte er sie zum Sitzen, bis er seinen Irrthum bemerkte. Er faßte sich aber sogleich und sagte: „So ist es, Mylady, wo Sie immer hin ommen mögen, kann man keinen Sitz mehr erhalten."

— Als Johnson sein Wörterbuch schrieb, fragte er in öffentlichen Blättern nach der Bedeutung des Wortes Curmudgeon. Von einem Unbekannten erhielt er darüber Auskunft und erwähnt des ungenannten Correspondenten dankbar mit folgenden Worten:

Curmudgeon, fehlerhafte Aussprache für das französische coeur méchant.
Unbekannter Correspondent.

Ash nahm dies in sein Wörterbuch also auf: Curmudgeon, von dem französischen coeur, unbekannt, und méchant, Correspondent.

— Johnson betheuerte oft: er wolle einen Franzosen in einem fremden Lande Alles, was ihm nur einfiele, einbilden. „Ich will einen Franzosen auf den St. Pauls-Kirchhof führen," versicherte er, „und zu ihm sagen: nach unsern Gesetzen dürfen Sie halb um die Kirche gehen; wenn Sie aber ganz herumgehen, so werden Sie am Leben gestraft; und er wird mir gewiß gleich glauben. Ein Engländer würde dergleichen nicht vertragen; er würde sich sogleich bei einem Andern nach der Wahrheit der Sache erkundigen." Der Grund davon, meinte Johnson, läge darin, daß der Franzose am blinden Gehorsam gewöhnt sei, dahingegen jeder Engländer über seine Landesgesetze, welche die gesetzgebende Gewalt ausmachen, Vorschriften ertheile.

— Johnson. Ein Fleischer in London, ein kleiner magerer Mann, der den politischen Kannegießer machte, traf einst Johnson in einem Buchladen. Der Fleischer ergriff ein Buch; es waren Churchill's Gedichte, schlug es auf und las die Stelle mit vielem Pathos her:

Wer über Freie herrschen will, muß selbst frei sein! Was denken Sie davon? fragte er mit wichtiger Miene. — „Es ist baarer Unsinn!" versetzte Johnson: „man kann eben so bündig sagen: wer fette Ochsen schlachtet, muß selbst fett sein."

— Johnson war kein Freund von Harwey, als einst eine Dame dessen erbauliche Betrachtungen über die Herrlichkeit der Schöpfung in den Gärten und Feldern lobte, behauptete er, daß es ein Leichtes sei, dergleichen Betrachtungen über jeden beliebigen Gegenstand aus dem Stegreif nieder zu schreiben.

Die Dame hielt Johnson beim Wort, und er schrieb nachstehende Betrachtung über einen Pudding: Laßt uns ernstlich darüber nachdenken, woraus ein Pudding besteht. Er besteht aus Weizenmehl, welches einst in der goldnen Aehre hin und her wankte und den Morgenthau trank; aus Milch, die aus dem aufschwellenden Euter durch die sanfte Hand der schönen Landdirne herausgedrückt ward, deren Schönheit und Unschuld einen schlechteren Trank empfehlen könnten: die, indem sie den Euter streicht, keinen ehrgeizigen Gedanken, in Palästen zu schwärmen, nachhängt, keine Entwürfe zum Verderben ihrer Mitmenschen macht; aus Milch, die von der Kuh kommt, diesem nützlichen Thiere, welches das Gras auf dem Felde frißt und uns mit demjenigen versieht, worin größtentheils die Nahrung des menschlichen Geschlechts in demjenigen Zeitalter bestand, welches die

Dichter einmüthig das goldne genannt haben. Er ist mit einem Ei zubereitet, diesem Wunder der Natur, welches der theoretische Burnet mit der Schöpfung verglichen hat. Ein Ei enthält Wasser in einer schönen glatten Oberfläche, und eine unförmliche Masse, die durch Bebrütung der Mutter zu einem regelmäßigen Thiere wird, welches mit Gebeinen und Nerven versehen, und mit Federn bedeckt ist. — Wir wollen einmal nachdenken, ist noch mehr nöthig, die Betrachtung über einen Pudding zu vollenden? Wenn noch mehr nöthig ist, so können wir auch noch mehr finden. Er enthält Salz, welches die See vor der Fäulniß bewahrt; Salz, dieses Bild eines vorzüglichen Verstandes, trägt zur Vollendung eines Puddings bei.

— Johnson. Man zeigte Johnson eine kleine Broschüre mit einem langen vielsprechenden Titel. Was halten Sie von dieser Schrift? — „Es ist ein acht und vierzig Pfünder vor der Thüre eines Schweinestalls."

— Wenn Johnson etwas außer Fassung brachte, so pflegte er, um auf andere Gedanken zu kommen, sich sogleich mit einem schwierigen arithmetischen Exempel zu beschäftigen. Einst hatte er über ein solches Exempel sehr lange gegrübelt, und als ihn ein Bekannter neugierig fragte: was er denn eigentlich ausgerechnet habe? erwiderte er:

„Es betraf unsere Nationalschuld. Ich habe sie, auf 180 Millionen angenommen, in Silber verwandelt und ausgerechnet, daß sie einen silbernen Meridian von ziemlicher Breite um die ganze Erdkugel ausmachen würde."

Sollte jetzt Jemand auf einen ähnlichen Einfall kommen, so dürfte dieser Meridian sehr an Breite und Dicke zugenommen haben; schwerlich wird es aber ein bewährtes Mittel sein, die bösen Grillen damit zu vertreiben.

— Johnson wettete einst, er wolle auf den Fischmarkt gehen und ein Weib erzürnen, ohne daß er ein Wort sage, das sie verstehe. Johnson fing damit an, ohne ein Wort anzudeuten, die Fische eines solchen Weibes befänden sich in einem Zustande, dessen Geruch keine menschliche Nase ertragen könne. Die Frau fuhr ihn in ihrer gewöhnlichen herben Sprache an, und der Doctor antwortete: „Sie sind ein Artikel, Madame." — „Nicht mehr als Sie selbst, Sie..." — „Sie sind ein Nominativ." — „Sie .. Sie .. Sie .." stotterte die Frau, die vor Wuth kein Wort über die Lippen bringen konnte, — Sie sind ein Pronomen." Das Weib schüttelte ihre Fäuste in sprachlosem Zorne. — „Sie sind ein Verbum, ein Adverbium, ein Adjectiv," fuhr der Doctor feierlich fort. Das war zu viel für die arme Frau; sie sank vor ihren Fischen halb ohnmächtig

nieder und weinte nur vor Wuth darüber, daß man ihr solche Dinge sagte, die sie nicht verstand.

— Johnson wurde befragt: Woher mag es kommen, daß die unwissenden Menschen gewöhnlich die eitelsten und hochmüthigsten sind? — „Haben Sie nicht die Bemerkung gemacht" — erwiderte Johnson, „daß die Blinden den Kopf höher tragen, als Leute mit gesunden Augen?" —

— Johnson beendigte 1754 sein Lexicon der englischen Schriftsteller. Er war darüber herzlich froh; doch froher noch der Buchhändler Millar, der Haupteigenthümer der ganzen Auflage. Seine Freude beim Empfang des lang vergeblich erwarteten letzten Bogens von dem Manuscripte, drückte dieser in folgendem Billet aus: Andreas Millar läßt dem Herrn Samuel Johnson seine Empfehlung vermelden, überschickt ihm das Honorar für den letzten Bogen des Lexicons und dankt Gott, daß er nun nichts mehr mit ihm zu thun hat."

Gleich laconisch antwortete Johnson: „Samuel Johnson dankt dem Herrn Andreas Millar für die erwiesene Höflichkeit, und ist sehr erfreut, aus dessen erhaltenem Billet zu ersehen, daß Andreas Millar auch noch im Stande ist, Gott für etwas zu danken!"

— Johnson war ein großer Freund von Paradoxen, und wenn er darüber in Streit gerieth, so suchte er, selbst bei dem ernsthaftesten Gegenstand, die Sache in's Lächerliche zu ziehn und so den Sieg über seinen Gegner davon zu tragen. Goldsmith sagte daher von ihm: „Man kann mit Johnson nicht auskommen, denn, wenn seine Pistole versagt, so kehrt er sie um, und schlägt seinen Gegner mit dem Kolben nieder."

— Johnson ward einst gefragt, warum er die Schottländer so hasse. „Sie irren," antwortete er; „ich hasse die Schottländer nicht; auch hasse ich die Frösche nicht, so lange sie in ihrem Elemente bleiben. Aber ich kann es freilich nicht leiden, wenn sie mir in meinem Schlafzimmer umherhüpfen."

— Johnson befand sich einst in einer Gesellschaft, wo man Vieles über den Selbstmord sprach. „Nie werde ich es glauben," sagte er, „daß es Zeit ist, mich selbst aus der Welt zu schaffen." Boswell sprach heftig dagegen und äußerte, daß es weit besser wäre, sich freiwillig den Tod zu geben, als einem Leben bedeckt mit Schande entgegen zu sehen. „Ich setze den Fall," fuhr er fort, „Jemand hätte solche Schändlichkeiten begangen, daß die Folge davon unfehlbar Verbannung wäre, Was würden Sie diesem rathen?" — „Ach," versetzte Johnson, „laß ihn weit, weit weg reisen, wo ihn Niemand kennt; aber nicht zum Teufel fahren, der ihn kennt."

Herrn

Eduard Tauwitz,

Director der Sofien-Akademie, Ehrenmitglied des Mozartheums in Salzburg, Chormeister und Ehrenmitglied des Prager Männergesang-Vereins, Chormeister des Männergesang-Vereins „Flöte“, Ehrenmitglied des Männergesang-Vereins „Arion“, in Prag ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Prag, im September 1864.

achtungsvoll zugeeignet vom

H. J. Landau.

N. B. für den Buchbinder, dieses Blatt ist Anfangs des Werkes vor der Musik zu binden.

— Johnson. Eine Dame wünschte, daß Johnson ihr ein Mittel anrathen möchte, ein Faß ächtes Bier vor ihren Dienern zu bewahren. „Kein Rath, kein Mittel liegt näher, als eine Tonne Burgunder Wein daneben zu legen."

— Johnson war ein erklärter Widersacher der Freidenker. Man lobte einst in seiner Gegenwart einen verstorbenen Schriftsteller, der seinen Witz und Scharfsinn dazu brauchte, atheistische Ideen zu verbreiten. „Man muß keine so schlecht angewandte Talente loben," sagte Johnson unwillig. „Sie werden ihm doch nicht große Aufklärung absprechen?" versetzte der Lobredner des Verstorbenen. „Die hat er allerdings," antwortete Johnson, aber nur gerade so viel, um sich damit zur Hölle zu leuchten."

— Johnson. In England war es zu Johnson's Zeiten, sowie noch heute, strenge verboten, an einem Sonn- oder Festtage irgend eine Arbeit oder ein Gewerbe zu treiben. Johnson war dafür sehr eingenommen. Als er auf dem Todtenbette lag, besuchte ihn der Maler Reynolds. Johnson dankte ihm sehr für seine Freundschaft und diesen Beweis der Theilnahme. „Aber," setzte er hinzu, „ich bitte, ich beschwöre Sie, einem Sterbenden die letzte Bitte nicht zu verweigern." — „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," erwiederte Reynolds, „daß ich sie erfüllen will, wenn es in meinen Kräften steht. Reden Sie!"— „Nun, so geben Sie mir die Hand darauf, künftig an Sonn- und Festtagen nicht mehr zu malen."

— Johnson behielt, selbst als er an der Wassersucht, ohne alle Hoffnung zur Genesung, darnieder lag, seine gute Laune. Eines Morgens, nach einer sehr schmerzhaften und schlaflosen Nacht, besuchte ihn sein Freund und Arzt Dr. Broklesby. Gleich bei dem Eintritt desselben rief ihm Johnson die Worte aus „Macbeth" von Shakespeare zu:

> — — — — — — „Kannst Du ein krankes
> Gemüth vom Grame nicht befrei'n,
> Ein tief gewurzelt, quälendes Bewußtsein
> Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
> Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
> Nicht sonst mit irgend einem süßen Mohn
> Den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?"

und als der Doctor ihm in den folgenden Worten des Stückes antwortete:

> „Herr, darin muß der Kranke selbst sich rathen:"

rief Johnson aus: „Wohl angewandt! — Wahr! mehr als poetisch wahr!"

— Johnson. Als er in seinen spätern Lebenstagen mehre Freunde eingebüßt hatte, so suchte er neue Bekanntschaften, „to keep friendship in repair“, wie er sich ausdrückte. Wie übersetzt man Das? „Um die Ruinen der Freundschaft auszubessern“ hat weder das Salz noch die Präcision des englischen Ausdruckes.

— Johnson und sein Biograph Boswell. Die Biographie des berühmten Samuel Johnson von Jacob Boswell gehört in England zu den Werken, welche in keiner Bibliothek fehlen dürfen. In der That gebührt ihr auch dieser der Vorzug. Die englische Literatur hat keine zweite von gleichem Werthe aufzuweisen. Sie macht uns mit dem ganzen Wesen des großen Gelehrten eng vertraut; wir erhalten durch sie ein vollständigeres Bild von ihm, als von irgend einem andern Charakter der Geschichte. Dies gilt vorzüglich von der Periode seines Lebens, wo er seinen Ruhm bereits gegründet hatte. Boswell erklärte daher nicht mit Unrecht, daß seine Bekanntschaft mit Johnson das wichtigste Ereigniß seines Lebens gewesen sei. Nie würde er außerdem ein Buch geschrieben haben, das in einem so großen und gewiß bleibenden Rufe steht. Merkwürdigerweise hat sein Verfasser davon keineswegs so viel Ehre, als man erwarten sollte, sondern mehr vom Gegentheile geerntet.

In der Regel geht der Beifall, welchen ein Buch findet, auf seinen Verfasser über. Wer sein Werk bewundert, bewundert auch ihn Boswell unterliegt jedoch einer wunderbaren Ausnahme, und wir entsinnen uns keines gleichen Falles, wo das Publicum einen solchen Unterschied zwischen einem Buche und seinem Autor gemacht hätte. Allgemein erkennt man Johnson's Biographie als interessant, belehrend und im höchsten Grade wahr, an; alle Welt liest sie und ergötzt sich dadurch; gleichwohl haben wir noch nirgends ein Urtheil über den Mann gelesen und gehört, dem wir dies Alles verdanken, das ihm zum Ruhme gereichen könnte. Während eine Ausgabe seines Buchs auf die andere folgte, schämte sich des Verfassers Sohn desselben und mochte nichts davon hören. Kurz, in demselben Verhältnisse, in dem die Berühmtheit des Werkes zunahm, verminderte sich die Achtung vor seinem Autor. Dennoch hätte kein Anderer eine solche Biographie schreiben können, und sein auf allen Seiten unverhüllt zur Schau gestellter Charakter gibt sogar den Theilen derselben ein Interesse, welche kein anderes darbieten. Viel große Männer bebauten das Feld der Biographie. Boswell, einer der unbedeutendsten, welche die Erde trug, hat sie alle weit übertroffen, und er besaß, nach seinem und aller Zeitgenossen einstimmigen Zeugnisse, nur einen sehr untergeordneten und schwachen Verstand. Johnson beschreibt ihn als Einen, der nur deshalb um seine Unsterblichkeit gekommen, weil er nicht zu der Zeit ge-

lebt habe, wo die „Dunciade" geschrieben wurde. Beauclerk braucht seinen Namen sprichwortartig zur Bezeichnung eines langweiligen Menschen. Stets kroch er vor einem berühmten Manne im Staube und bat sich einige Fußtritte von ihm aus. Immer mit irgend einem lächerlichen Spottnamen behaftet, trug er Sorge, sich denselben im wörtlichsten Sinne anzuheften. So zeigte er sich beim Shakspeare-Jubiläum vor der ganzen in Stratford versammelten Menge mit einem Zettel am Hute, auf welchem Corsica Boswell zu lesen war, und wenn er reiste, erzählte er unterwegs aller Welt, daß man ihn zu Edinburg nur Paoli Boswell nenne. Seine Reise nach Corsica und die Schrift, welche er 1768 über diese Insel herausgab, gab zu diesen Benennungen Veranlassung. Kriechend und unverschämt, einfältig, pedantisch und voller Frömmelei, aufgeblasen vom Stolze und fortwährend mit der Würde eines geborenen Edelmannes prahlend, erniedrigte er sich doch bis zum Zwischenträger und Horcher. Seine Neugierde, Jedermann zu kennen, von dem gesprochen wurde, ging so weit, daß er, als Tory und Bischöflichgesinnter, sich um den Zutritt bei Thom. Paine bewarb. Wenn er bei Hofe gewesen war, pflegte er bei seinem Buchdrucker vorzufahren und dessen Arbeiter herbeizurufen, um seine neuen Manchetten und seinen Degen von ihnen bewundern zu lassen. Was jeder Andere verschwiegen hätte, was, wenn es bekannt geworden, einem Andern das Leben verleiden würde, war für ihn ein Gegenstand des Scherzes und lauten Jubels.

Ein solcher Mensch war Boswell und bildete sich darauf noch was Rechtes ein, daher bleibt es gewiß eine seltsame Erscheinung, daß ein so treffliches Werk aus seiner Feder fließen konnte. Zwar haben wir der Beispiele mehre, daß sich Personen sehr lächerlich im gesellschaftlichen Leben betrugen und ihrer Schwachheiten ungeachtet einen gelehrten Ruf erwarben; bei Boswell tritt jedoch der Fall ein, daß gerade seine Schwachheiten seinem Buche zu großem Rufe verhalfen. Wäre er im Stande gewesen, zu fühlen, daß man die liberalste Gastfreundschaft nicht mit der gemeinsten Verletzung bewiesenen Vertrauens vergelten darf, hätte er beurtheilen können, was diesen oder jenen seiner Freunde auf's empfindlichste kränken werde: nie hätte er ein so gutes Buch geschrieben. Seine völlige Unempfindlichkeit für solche Sachen machte ihn auch völlig unparteiisch. Kein Anderer hätte von Personen, die er angeblich verehrte und liebte, solche Sachen drucken lassen wie er. Da er sich aber selbst mit der größten Gleichgiltigkeit an den Pranger stellte, so setzte er bei Andern dieselbe Gleichgiltigkeit voraus. Diese Eigenschaften von Johnson's Biographen erhöhen aber nur den Charakterwerth des Letzteren. Wer unter solchen Händen ein ausgezeichneter Mann bleibt, muß wahr-

haft hohe Tugenden sein nennen. Bei Johnson ist dies der Fall. So genau sein Biograph alle ihm bekannten Fehler und Schwächen desselben aufgezählt hat, so wenig hat darunter Johnson's Charakter gelitten; er ist trotzdem ausgezeichnet geblieben.

Kepler lebte bekanntlich fast sein ganzes Leben durch in äußerster Noth und starb auch in sehr bedrängten Verhältnissen, Kästner schrieb daher:

Auf Kepler's Tod.

„So hoch war keiner noch von Sterblichen gestiegen,
Als Kepler stieg, und starb aus Hungersnoth;
Das macht, er wußte nur die Geister zu vergnügen,
D'rum ließen ihn die Körper ohne Brod!"

Kleist E. Ch. von. Zu Krünitz, dem bekannten Verfasser der ökonomischen Encyclopädie, der ihn um einen Vers in sein Stammbuch gebeten, sagte Kleist: „Was soll ich armer Kriegsknecht Ihnen einschreiben?" — „Eine Satyre auf die Aerzte!" entgegnete Krünitz; „denn ich bin meiner Kunst und allen Aerzten gram, da Sie Ihnen nicht helfen können." — „So will ich," sagte Kleist, „Ihnen etwas aus Seneca schreiben: „Innumerabiles morbos miraris? Medicos numera." — „Gut," entgegnete Krünitz. Kleist ließ sich nun einen Folianten geben, legte ihn im Bette auf das Knie seines zerschmetterten Fußes, das Stammblatt darauf und schrieb: „Innumerabiles morbos miraris? Coquos numera." (Du wunderst Dich, daß es so unzählige Krankheiten gibt? Zähle die Köche!)

Kästner A. G. Si natura negat, facit indignatio versum, sagt Juvenal.*) Dagegen schreibt sein Geistesverwandter Kästner an eine junge Freundin:**) „Hieraus fließt die Regel: man soll im Reden nicht zu voreilig sein, den Leuten sogleich zu sagen, was man in Gedanken hat. Es ist besser, eine Rede zu behalten als zurück zu nehmen. Was mich be-

*) Sat.. I. 79.
**) S. dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte von A. G. Kästner, herausgegeben von Amalie von Gehren, geb. Baldinger. (Darmstadt 1810) S. 28.

trifft, kann ich mich wohl rühmen, daß ich nicht zu schnell im Reden bin; aber freilich im Schreiben — habe ich mir immer damit geholfen, daß ich meine Einfälle gereimt habe; während daß man die Reime zusammen bringt, besinnt man sich zuweilen eines Bessern. Und so habe ich noch nichts gereimt, das ich hätte zurücknehmen müssen." Also wäre das Versmachen bei dem Einen Wirkung und bei dem Andern Gegengift der aufgeregten Leidenschaft?

— Kästner erinnerte einst einen Freund höflich an die Zurückzahlung einer ihm geliehenen Summe, der jedoch diese Mahnung wenig zu beachten schien. Darauf schrieb Kästner folgenden Brief an den Saumseligen: „Einem Studirensollenden, der auf der Universität nicht zum ordentlichsten lebte, machte seine Mutter deshalb schriftlich sehr bewegliche Vorstellungen. Nun, wenn Du Dich dadurch nicht rühren läßt, sagte sein Stubenbursche zu ihm, so wird Dich dieser Brief am jüngsten Tage verklagen. O, war seine Antwort, da spreche ich, ich habe ihn nicht bekommen. — Wenn Ew. Wohlgeboren von dem Briefe, den ich Ihnen vor drei Wochen zu schreiben mir die Freiheit genommen, auch so sagen wollten, so werde ich bitten, solches eher zu thun, als am jüngsten Gericht" u. s. w.

— Kästner. Als die Franzosen im siebenjährigen Kriege Hannover besetzt hatten, ließ Kästner, mit Anspielung auf die Ausschweifungen, die sich die Franzosen dort erlaubt hatten, ein Buch in den Zeitungen unter folgendem Titel ankündigen:

Thusnelda, d. i. Untersuchung, ob die Römer besser gethan haben, schwangere Frauenzimmer als Geißel zu nehmen; oder, ob die Franzosen besser thun, Frauenzimmer, die sie zu Geißeln genommen haben, schwanger wieder zu geben.

— Kästner las einst in einer Zeitschrift (Journal von und für Deutschland. 1784. Nr. 7) die nachfolgende Bekanntmachung: „Im Fall unabhängige Fürsten große Anleihen zu machen wünschen, so kann man deshalb an den Herausgeber dieses Journals, den Kanzlei-Director Göckingk in Ellrich sich portofrei wenden." Ueber diese Bekanntmachung äußerte Kästner seine Verwunderung in den nachfolgenden Zeilen:

„Ein Fürst, der Geld bedarf, soll nur nach Göckingk fragen!
Hat so was Fürsten noch ein Dichter angetragen?"

— Kästner äußerte einst: Manche der jetzigen theologischen Reformatoren erinnern mich an einen Mann, der in Leipzig mit einem Guckkasten herumging und ausrief: „Das Leiden Christi auf eine andere Art!"

— **Kästner** lieferte einst zu den Göttingischen gelehrten Anzeigen folgende Recension: „Dies Buch ist auf das schlechteste Papier gedruckt — schade um das schöne Papier!!"

— **Kästner**. Raff brach in seiner Naturgeschichte zuerst die Bahn, die steife und pedantische Manier, welcher man sich bis dahin in den Kinderschriften bedient hatte, zu verlassen. Er verfiel aber dabei, wie dieses leicht zu geschehen pflegt, in das entgegengesetzte Extrem, in das Läppische Als das Buch fertig gedruckt war, sandte er ein Exemplar an den Professor **Kästner** in Göttingen, mit der Bitte um gefällige Beurtheilung desselben. **Kästner** aber konnte den Raff, seines Mangels an Gründlichkeit halber nicht leiden, und da er bei Durchlesung des Buches fand, daß alle Thiere, bis auf den Esel, ihre Eigenthümlichkeiten selbst erzählen mußten, so machte er folgendes Epigramm:

> In diesem Buche, wie sich's traf,
> Spricht bald der Ochse, bald das Schaf;
> Der Esel kann nur nicht zu Worte kommen,
> Denn diese Rolle hat — der Autor übernommen!

— **Kästner**. Bei Gelegenheit, da man den Schriftstellern Schuld gab, daß sie die Revolution bewirkten, sagte **Kästner** ganz richtig: „Zur Bewirkung von Revolutionen gehören Armeen. Diese werden aber nicht durch Federn, sondern durch deu Magen in Bewegung gesetzt; so wie der Magen auch mehrentheils die Ursache von der Bewegung der Federn ist."

— **Kästner**. Es war in einer Zeit furchtbarer Gährungen unter den Studirenden der Universität Göttingen, als der Professor Murray, der damals gerade verreist war, sich schriftlich an **Kästner** wandte und sich erkundigte, wie jene Mißhelligkeit geendet. **Kästner** schrieb: Seitdem Sie aus Göttingen sind, ist kein unruhiger Kopf mehr dort."

— **Kästner** erhielt einst ein sehr mittelmäßiges Trauerspiel, worüber er ein Urtheil fällen sollte. Er schrieb über den Verfasser des Stücks:

> „Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen:
> Das Mitleid mit dem Stück, und Furcht vor mehr dergleichen."

— **Kästner** erhielt einst Besuch von einem Fremden, der seine Freiheit mit den Worten entschuldigte, daß er ihn bei seiner Durchreise gern habe sehen wollen. **Kästner** antwortete nicht, sondern drehte sich im Kreise herum und zeigte sich von allen Seiten. Der Fremde, ohne dadurch in Verlegenheit zu gerathen, griff in die Tasche und fragte: „Wie viel zahlt die Person, Herr Hofrath?" Ueberrascht durch diese Frage änderte **Kästner** sogleich sein Benehmen und beide wurden gute Freunde.

— Kästner stellte einst in Gegenwart einiger vornehmer Studirenden Beobachtungen mit einem Tubus an. Ein junger lebhafter Prinz lief, trotz aller Bitten des Professors, beständig von einer Seite zur andern, und hatte ihn dadurch, daß er vor das Fernrohr kam, schon mehrmals in seinen Beobachtungen unterbrochen. Ein Weilchen ließ er sich das gefallen; endlich aber sagte er unwillig; „Ew. Hoheit mögen immerhin durchlauchtig sein, durchsichtig sind Sie nicht."

— Kästner kam einst zu einem vornehmen Herrn Er wurde in ein Zimmer geführt, wo ihn der Herr lange auf sich warten ließ. Kästner sah in diesem Zimmer an der Wand zwei Bildnisse hängen, die den Herrn als Kind und als Mann darstellen. Da der Vornehme Kästner'n so lange warten ließ, er auch als ein Aufgeblasener und dabei sehr beschränkter Kopf bekannt war, so schrieb Kästner mit Bleistift unter das erstere Bildniß;

„So sah der kleine Narr in seiner Jugend aus;"

und unter das andere:

„Und seht, im Alter ward ein solcher großer d'raus."

— Kästner. Als angehender Gelehrter bat der in der Gelehrtenwelt nicht unbekannt gebliebene Bendavid den Hofrath Kästner, nachdem sich derselbe mit Bendavid über Gegenstände der Mathematik unterhalten und seine Zufriedenheit geäußert hatte, um eine Empfehlung. Kästner schrieb: „Herr Bendawid hat sich mir, besonders in der Mathematik so kenntnißreich ausgewiesen, daß er an jede mathematische Professur gerechte Ansprüche machen kann, nur nicht auf die meinige."

— Kästner. Als der Professor Baldinger in Göttingen zu einem auswärtigen Patienten gerufen ward, der jedoch noch vor seiner Ankunft starb, schrieb Kästner unter der Ueberschrift: „Spott des Todes über den Herrn Hofrath Baldinger" folgendes Epigramm:

„Sonst hat er mich immer um Kranke gebracht,
Nun hab' ich ihn einmal zu Schanden gemacht.
Weg holt' ich den Kranken, noch eh' er gekommen,
Sonst hätt' er mir wahrlich auch diesen genommen."

— Kästner. In Minden, wo Kästner einst (1787) übernachtete, lag er mit dem Kopfe zu den Füßen eines andern Bettes gekehrt, in welchem, durch die Zimmerwand getrennt, die beiden Töchter des Professor Baldinger schliefen. Kästner benutzte diesen Umstand zu folgendem Sinngedicht:

„Ein Mann, den manches Buch berühmt gemacht,
Vergaß allhier Verstand und Wissen,
Und lag die ganze lange Nacht
Zu zweier Damen Füßen."

— Kästner. Bei der Jubelfeier der Universität Göttingen — den 17. September 1787 — war ein großes Gastmahl, dem ein Ball folgte, veranstaltet. Bei der Tafel wurden lateinische und deutsche Gedichte herumgegeben. Sie wurden, wie dies in der Regel ist, um nicht die Tafelgenüsse einzubüßen, bei Seite gelegt; nur Kästner schenkte den lateinischen Gedichten viele Aufmerksamkeit, und spielte den stummen Recensenten, bald durch Lächeln, bald durch ein Hm! bald durch Kopfnicken, bald durch Kopfschütteln. „Was wollen Sie mit dem vielen Kopfschütteln sagen?“ fragte ihn sein Tischnachbar, auch ein Professor. Kästner antwortete aus dem Stegreif:

„Mich dünckt, es ist bei diesem Jubelfeste
Das Schlecht'ste das Latein, und unser Wein das Beste.“

Als der Tanz begann, stellten sich sogar die ältesten Professoren mit in die Reihen und versuchten sich noch in einer Polonaise oder in einem Mennet. Nur einer dieser bejahrten Gelehrten wollte sich zu keinem Tanze bewegen lassen. Kästner schlich sich aus dem Tanzsaal und schrieb mit Kreide an die äußere Seite der Thür:

„So schön vereint sah man Musik und Tanz noch nie —
So spielt' Amphion einst — so tanzt um ihn das Vieh.“

— Kästner. Von Baldinger's Gattin hatte einst Kästner eine scherzhafte Einladung erhalten, bei ihr der Leiche eines Truthahns zu folgen, der fröhlich in den Magen begraben werden solle. Kästner gerade unpäßlich, gab eine ablehnende Antwort in den Versen:

„Wär' ich auch morgen nicht zu haben,
Den Truthahn fröhlich zu begraben,
So sende nicht herum nach Krüppel und nach Zwergen,
Ganz in der Näh' hast Du ja Lichtenberg'en.“

— Kästner. Als im siebenjährigen Kriege der sächsische Prinz Xaver mit einem Truppencorps vor Göttingen rückte, war damals gerade Kästner Rector der Universität. Der Prinz ließ nicht nur den Commandanten der Stadt zu Uebergabe auffordern, sondern er sandte auch zugleich ein Schreiben an Kästner, in welchem er diesem anzeigte, wie er den Commandanten zur Uebergabe der Stadt aufgefordert habe, von ihm aber, da er als Rector der Universität das Wohl der letzteren vorzüglich wahrnehmen müsse, erwarte, daß er seinerseits Alles anwenden würde, den Commandanten zu bewegen, seiner Aufforderung sogleich Folge zu leisten, indem jeder Widerstand nur den Ruin der Stadt und besonders der Universität nach sich ziehen würde, da er sodann die Stadt einschließen und ihr alle Lebensmittel abschneiden müßte, wodurch bei

dem bekannten Mangel derselben in der Stadt, in kurzer Zeit eine Hungersnoth unvermeidlich wäre. — Kästner gab dem Prinzen Nachstehendes zur Antwort: „Er danke tief gerührt und unterthänigst für die Aufmerksamkeit, womit Se. Durchlaucht ihn zu beehren geruht hätten. Was aber die Uebergabe der Stadt Göttingen beträfe, so wäre dies eine militärische Angelegenheit, die lediglich von dem Commandanten abhinge und in die er sich auf keine Weise mischen dürfe, weshalb er sowohl, als die Universität sich den Anordnungen unterwerfen müsse, die der Commandant für zweckmäßig halten möchte. Was übrigens die angedrohte Hungersnoth beträfe, so wäre er, für seine Person, deshalb außer Sorgen, weil er in früheren Zeiten fünf Jahre Professor extraordinarius in Leipzig gewesen, folglich Hungern gelernt habe."

— Kästner erhielt für ein Exemplar seiner Epigramme den „Messias" (von Klopstock) als Gegengeschenk; er schrieb daher folgendes Epigramm: „Der vertauschte Messias an Herrn v. Einem":

„Du gibst mir dreißig Blätter Spott;
So wohlfeil gab Ihn doch selbst nicht Ischarioth!"

— Zu Kästner kam einst ein Student, den Hieber an der Seite. Als Jener ihn, nachdem sie das Nöthigste gesprochen, über die sichtliche Renommisterei eine Zurechtweisung gab, und der Student erwidert hatte: „Meinen Hieber leg' ich nicht ab; das kann ich nicht lassen, er ist mir angeboren!" erwiderte Kästner: „Da bedaure ich die Frau Mama, die in der schweren Stunde Ihrer Geburt entsetzlich gelitten haben muß!"

— Kästner erhielt sich, als Magister legens und außerordentlicher Professor der Mathematik in Leipzig, fast ganz vom schriftstellerischen Arbeiten. Mit ihm lebte der M. Gottlieb Schuhmann in Leipzig, der bei einer vielumfassenden historischen und publicistischen Gelehrsamkeit ein großer Cyniker war. Einst fragte Jemand Kästner, in Gegenwart Rabener's, wie er bei den vielen Uebersetzungen und was er sonst des Brotes wegen arbeiten müßte, noch Zeit übrig behielte, Verse zu machen? „Wenn ich mich wasche und rasire," sagte Kästner, so kann ich nicht schreiben, da reime ich dann, was mir einfällt." „Nun weiß ich, warum Magister Schumann keine Sinngedichte macht!" rief Rabener aus.

— Kästner. Die Gattin des Professors A. L. Schlözer in Göttingen war früher seine Schülerin gewesen. Diesen Umstand benutzte Kästner, als eine kleine Schrift Schlözer's über das Erziehungswesen große Sensation machte, zu dem nachfolgenden Epigramm:

„Rühmt mir doch Schlözer'n nicht als Pädagogen!
Er hat ja nichts als seine Frau erzogen;

Und hätte die Verstand durch ihn bekommen,
Sie hätt' ihn wahrlich nicht genommen."

— Kästner. Ein angehender Dichterling sandte Kästner eine Sammlung seiner Reimereien im Manuscript zu, mit der Bitte, da er sie in den Druck geben wollte, dazu eine Vorrede zu machen. Kästner antwortete ihm: „Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mich nicht dazu verstehen kann, den Ceremonienmeister Ihrer Muse zu werden."

— Kästner. Ein Student hatte in ein Stammbuch geschrieben:

Herr Kästner zeigt mit tiefen Gründen,
Es sei kein leerer Raum zu finden;
Der Bursche Beutel weisen ja:
Quod saepe dentur vacua.

Dies Stammbuch kam Kästner in die Hände. Als er diese Zeilen fand, schrieb er auf der leeren Gegenseite:

Ja freilich ist sehr oft der Burschen Beutel leer;
Gewöhnlich doch ihr Kopf noch mehr!

— Kästner. Ein französischer Gelehrter wurde auf seiner Reise durch Göttingen, als Kästner noch dort lebte, in eine Gesellschaft von mehreren Professoren geführt, worunter sich auch Kästner befand.

Das Gespräch kam auf die französische und deutsche Sprache, und der Franzose behauptete, seine Muttersprache sei nicht allein weit reichhaltiger, sondern sie besäße auch viele Wörter, wofür die deutsche gar keine Ausdrücke habe, und die sie daher nicht übersetzen könne, z. B. Hippocrène.

Kästner versetzte sogleich: Roßbach! Roßbach! *)

Diese lakonische Antwort machte den Reisenden plötzlich kleinlaut, und er fand keinen weitern Beruf, seine Behauptung zu vertheidigen.

— Als Kästner ein Wochenblatt für Kinder, worin mancherlei Räthsel standen, einst zufällig in die Hand nahm und darin blätterte, las er unter anderen das Räthsel: „Was für Aehnlichkeit hat ein Krebs mit einem Autor?" Kästner fand gleich drei Aehnlichkeiten, nämlich: die Krebse kriechen oft rückwärts, und die Autoren bringen oft die Wissenschaften rückwärts; so schwarz die armen Autoren auch sind, so werden sie doch von den bösen Recensenten ganz roth gesotten; der Krebs hat den größten Theil des Magens im Kopfe.

— Kästner. Als der verdienstvolle Curator der Universität Göttingen, der Minister von Münchhausen, gestorben war, wurde bei der

*) ἵππος Pferd, Roß. κρήνη Quelle, Fluß, Bach.

Akademie eine Gedächtnißfeier veranstaltet, bei welcher die Professoren Kästner und Murray Reden zu halten hatten. Sie becomplimentirten sich über den Vorrang, bis endlich Murray ärgerlich wurde und zu Kästner sagte: „Ich habe noch ein Geschäft, und daher werden Sie zuerst sprechen." Einige Augenblicke ging er fort; Kästner aber hatte diese benutzt, um den Anfang von Murray's Rede abzusehen. Kästner trat nun auf, sprach über die Verdienste des Verstorbenen und schloß mit den Worten:

„Aber beweiset Seelenstärke, und weinet nicht, Ihr Brüder!"

Gleich darauf trat Murray in die Versammlung und begann seine Rede mit Pathos:

„Weinet, Ihr Brüder!"

Eine natürliche Folge dieses Anfanges war ein allgemeines Gelächter.

— Kästner. Vor vielen Jahren schrieb ein Anonymus eine Untersuchung, ob man ohne Kopf denken könne? Als Kästner diese Schrift in die Hände bekam und sie durchgeblättert hatte, sagte er: „Wenigstens hat der Verfasser dargethan, daß man ohne Kopf schreiben kann."

— Kästner hatte seinen Collegen Michaelis schwer beleidigt und sollte ihm, so ward ihm von der Regierung befohlen, Abbitte thun. Er schlich sich in's Haus, klopfte zwei bis drei Mal an die Thür der Studirstube des alten Theologen, ohne auf dessen Herein! einzutreten, bis Michaelis zornig die Thür selbst öffnete. Kästner rief nun: „O verzeihen Sie!" und sprang die Treppe wieder hinunter!

— Kästner. Aus dem Naturalien-Cabinet zu Göttingen war eine Stufe von beträchtlichem Werth, die in einem eigenen Kasten aufbewahrt war, entwendet worden. Der Professor, der die Aufsicht über das Naturalien-Cabinet hatte, bekam seiner Unachtsamkeit wegen einen ziemlich harten Verweis von der hannoverschen Regierung. Einige Zeit nachher äußerte er, er wisse nicht, wozu er nun den leeren Kasten brauchen solle. „Das will ich Ihnen sagen," sprach Kästner, „legen Sie die große Nase hinein, die Sie bekommen haben."

Karschin besuchte Gleim zu Halberstadt. Des Abends, als sie am Fenster stand, sangen die Chorschüler eine lateinische Arie. Da riß auf einmal die Karschin das Fenster auf und rief hinaus:

„Hier kehren deutsche Musen ein,
Drum singt uns kein Horazisches Latein!"

— Die Karschin war sehr viel bei Gleim und hatte eine Verehrung für ihn, die bald die Farbe der Leidenschaft annahm.

Sie sang ihm die glühendsten saphischen Lieder, aber Gleim blieb

gegen die Dichterin äußerst kalt und gleichgiltig, ob er sich gleich die poetischen Huldigungen gern gefallen ließ, die sie ihm darbrachte.

In einer Sommernacht fuhren beide mit einander aus einer Gesellschaft. Gleim saß einsilbig und gleichgiltig der Karschin zur Seite, sah nach dem Himmel und sagte endlich: „Eine schöne Nacht! Sehen Sie, wie der Stern dort schimmert."

Gekränkt erwiderte die Karschin sogleich:

Was siehst Du nach der Nacht? Wann sieht die Nacht nach Dir?
Und wann sang Dir ein Stern Gesänge?
Geliebter Thyrsis! sieh nach mir;
Mein Herz blickt immer hin nach Dir,
Und Lieder singt es Dir in Menge.

— Die Karschin befand sich einst in Berlin in einer Gesellschaft von Gelehrten und andern gebildeten Personen.

Bei Tische wurde man ziemlich munter und einer ihrer Freunde suchte die Dichterin durch eine Menge witziger Einfälle in die Enge zu treiben; sie schien am Ende etwas in Verlegenheit zu kommen, als eben ein Bedienter einen wilden Schweinskopf auf die Tafel setzte. Augenblicklich faßte sie sich und sagte:

Des Waldes Thiere sind dem Löwen unterthan,
Der Eber schäumt und droht mit großgewachs'nem Zahn
Des Jägers stark gewordnen Gliedern:
Ich bin ein schwaches Weib und wehre mich mit Liedern.

— Die Karschin saß einst in Halberstadt mit Gleim's Nichte, Sophie Dorothea Gleim, in einem Garten, als die Sonne eben im Untergehen war.

Fräulein von D... trat ein, die geliebte Freundin eines verstorbenen Dichters, welchen die Karschin gewöhnlich Myrtill zu nennen pflegte.

Gleim's Nichte hatte das ihrer Schönheit wegen berühmte Fräulein noch nie so nahe gesehen; sie bedauerte also leise gegen die Karschin, daß der Hut des Fräuleins verhindere, daß sie ihr Gesicht nicht ganz sehen könne.

„O, den Hut will ich bald herunter haben!" rief die Karschin, trat vor das Fräulein hin und sagte:

Jetzt brennt nicht mehr der Sonne Gluth,
Nur kühle Weste wehn:
Nimm, Fräulein, ab den schwarzen Hut!
Die Stirne will ich sehn!

Unwillkürlich gehorchte das Fräulein der gebieterischen Stimme. Ohne sich zu bedenken, fuhr die Karschin fort:

Der Venus Stirn' ist nicht so schön,
Wenn sie den Mars bezaubern will,
Du, Phöbus, laß den Wagen stehn,
Und hol' uns eilend den Myrtill!

Kant, Imanuel. Wiewohl Kant ein Vermögen von fast 20,000 Thalern hinterließ, erfuhr er doch auch in den ersten Jahren seines Professorenlebens, was damals so viele deutsche Gelehrte auf Universitäten erlebten, und gewiß viele noch jetzt erleben, daß nämlich seine Einkünfte zu seinen Bedürfnissen nicht hinreichten. Er hatte über Baumeisters Metaphysik gelesen. Als nun die von Baumgarten erschien, fragte er seine Zuhörer, ob sie geneigt wären, ihn lieber über die Baumgarten'sche Metaphysik lesen zu hören. Auf dem Zettel, den er zu dem Behufe im Collegium herumgeben ließ, hatte sich ein Student mit besonderer Wärme für Baumgartens Compendium erklärt. Kant kannte ihn nicht persönlich, aber bald wurde er mit ihm bekannt und er versicherte dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, daß er bei entstandenen Zweifeln und Bedenklichkeiten ihn gern privatim belehren würde. Das halbe Jahr war vorüber, das Collegium geschlossen und der junge Mensch, dessen Gelder ausgeblieben waren, fand sich zu seinem großen Leidwesen außer Stande, das Honorar zu zahlen. Durch einen Glückzufall kam er in den Besitz von zwei Ducaten. Nun eilte er sogleich, seinem Lehrer die Schuld von vier Thalern abzutragen. Er entschuldigte sich, daß er damit so lange zurückgeblieben und sprach von der Verlegenheit, worin er dadurch versetzt worden sei. „An meiner Miethe," so entdeckte sich der biedere Kant, „fehlt mir gerade noch ein Thaler — den will ich von Ihrem Gelde nehmen; das Uebrige nehmen Sie zu Ihren Bedürfnissen zurück."

— Kant hatte schon in jüngern Jahren nie eine starke Stimme, und je älter er wurde, desto mehr nahm die ohnehin geringe Stärke derselben ab. Es mußte dieses seinen Zuhörern bald bemerkbar werden, und sie strebten darnach, ihm so viel wie möglich nahe zu sitzen, denn in einer Entfernung von fünf Schritten mußte man schon alle Aufmerksamkeit anwenden, um ihn zu hören, und in einer Entfernung von acht Schritten war es fast unmöglich, ihn zu verstehen. Die Studenten, welche etwas nachschreiben wollten, nahmen immer die nächsten Bänke ein; Kant aber hatte die Gewohnheit, sie anzusehen, und gewöhnlich heftete er seinen Blick auf einen von ihnen, welcher ihm gerade gegenüber saß. Dies war eine Zeitlang ein junger Mann, welchem ein Knopf an

seinem Rocke fehlte, und der diesem Mangel aus Nachlässigkeit nicht abhalf. Kant blickte mit unverwandten Augen auf ihn und auf die Stelle an seinem Rocke hin, wo der Knopf fehlte, und so blieb er ungestört. Kurze Zeit nachher ließ sich der Student einen andern Knopf annähen, und so erschien er wieder an seinem gewöhnlichen Platze. Jetzt war Kant während der ganzen Stunde zerstreut, verlor oft den Faden seines Vortrags und in seinen Beweisgründen herrschte weniger Zusammenhang. Nach beendigter Vorlesung ließ er den Studenten vor sich kommen und sagte zu ihm: er habe seit geraumer Zeit bemerkt, daß ihm ein Knopf an seinem Rocke fehle. Der junge Mann fiel ihm hier in die Rede und bat um Verzeihung, daß er so lange nachlässig genug gewesen sei, sich den Knopf nicht wieder annähen zu lassen. „Nein, nein!“ erwiderte Kant, „das meine ich nicht, ich wünsche vielmehr, daß Sie den Knopf wieder wegnehmen ließen, denn er stört mich.“

— Kant ging einst auf Veranlassung eines Bekannten, der nach Königsberg gekommen, mit diesem in ein Wirthshaus, wo sein Freund abgestiegen war, um mit Letzterem an der table d'hôte zu Mittag zu speisen. Vor Kant wurde eine Schüssel mit Gemüse hingesetzt. Ein ihm gerade gegenüber sitzender Gast, den er nicht kannte, ergriff das auf dem Tische stehende Näpfchen mit gestoßenem Pfeffer, und indem er sagte: „Dies Gemüse ess' ich gar zu gern recht gepfeffert!“ schüttete er das Näpfchen darüber aus. Augenblicklich nahm Kant seine Tabacksdose aus der Tasche und leerte sie über die Schüssel mit den Worten: „Und ich ess' es gar zu gern mit Taback!“

— Kant kehrte einst von seinem gewöhnlichen Spaziergange zurück. Unweit seiner Wohnung begegnete ihm ein Cabriolet, in welchem der Graf * saß, der sogleich anhielt und ihn zu einer Spazierfahrt einlud. Kant folgte ohne weitere Ueberlegung dem ersten Eindruck der Artigkeit und stieg in das Cabriolet. Der Graf fuhr nun mit ihm über einige vor der Stadt gelegene Güter und machte ihm endlich den Vorschlag, einen guten Freund zu besuchen, der etwa eine Meile von Königsberg wohnte. Kant mußte aus Höflichkeit sich darin ergeben, so daß er, ganz gegen seine sehr regelmäßige Lebensweise, erst gegen 10 Uhr, mit sich selbst unzufrieden, in seiner Wohnung ankam. Seitdem faßte er die Maxime, nie wieder in einen Wagen zu steigen, den er nicht selbst gemiethet und über den er nicht selbst disponiren könnte und nie wieder der Einladung zu einer Spazierfahrt zu folgen

— Kant. Seit vielen Jahren nahm Kant auf den Rath seines Freundes Trummer täglich eine Pille. Ein Freund bat ihn, bei zunehmenden Obstructionen die Zahl zu verdoppeln. Er war nicht dazu zu

bewegen und erwiderte weiter nichts, als das lakonische Wort: „Wo soll das aufhören?" So hatte er auch bei dem Tabackrauchen, das er sehr liebte, sich's zum festen Grundsatz gemacht, täglich nur eine Thonpfeife auszurauchen, weil er nicht absah, wo er sonst stehen bleiben sollte. Hätte es eine Art von Thonpfeifen gegeben, die mehrere kleine in sich faßten, so würde Kant sie gewiß benutzt haben, weil es nicht gegen seine Maxime stritt. Aber selbst zu einem andern Pfeifenkopf war er nicht zu bewegen.

— Kant. Zur Zeit des englisch-nordamerikanischen Krieges ging Kant eines Nachmittags in einem öffentlichen Garten spazieren und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger Fremden erblickte. Er ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein, woran auch die Uebrigen Theil nahmen. Die Unterhaltung lenkte sich auf die neuesten politischen Ereignisse. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache und äußerte sich bitter gegen die Engländer. Plötzlich sprang einer aus der Gesellschaft auf, trat vor Kant hin, nannte sich einen Engländer, erklärte seine ganze Nation für beleidigt und verlangte hastig Satisfaction durch einen Zweikampf. Kant ließ sich nicht aus der Fassung bringen durch den Zorn des Mannes, sondern setzte sein Gespräch ruhig fort und sprach mit so hinreißender Beredsamkeit seine politischen Grundsätze und Meinungen aus, daß der Engländer erstaunt ihm die Hand reichte und wegen seiner Hitze ihn um Verzeihung bat. Seitdem blieben Kant und Green — so hieß der Engländer — Freunde.

— Kant hatte seinem neuen Freunde, der ein vielseitig gebildeter und dabei äußerst redlicher Mann, doch voll von den sonderbarsten Eigenheiten war, eines Abends versprochen, ihn am folgenden Morgen um 8 Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green's ungemeine Pünktlichkeit ließ ihn bei solchen Gelegenheiten schon um dreiviertel, mit der Uhr in der Hand, in seinem Zimmer umhergehen. Mit der fünfzigsten Minute setzte er seinen Hut auf, nahm in der fünf und fünfzigsten seinen Stock und öffnete mit dem ersten Glockenschlage den Wagen. Kant hatte sich einige Minuten verspätet, und als er unterwegs dem vorüberfahrenden Freunde begegnete, hielt dieser nicht an, weil es gegen die Abrede und gegen seine Regel war.

— Kant besuchte fast jeden Nachmittag seinen Freund Green. Er fand ihn gewöhnlich in seinem Lehnstuhl schlafend, setzte sich zu ihm und überließ sich seinen Gedanken. Dann kam der Bankodirector Ruffmann und that ein Gleiches, bis endlich Green's Associé, Motherby mit Namen, zu einer bestimmten Zeit in's Zimmer trat und die Gesellschaft weckte,

die sich dann bis 7 Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Um diese Zeit gingen die Freunde wieder auseinander, und das geschah so pünktlich, daß man oft die Bewohner der Straße sagen hörte, es könne noch nicht 7 Uhr sein, weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen.

— Kant pflegte seine Dienstboten bei ihren Zunamen zu nennen. Weil er aber einst einen Diener hatte, der Johann Kaufmann hieß und einige Kaufleute mitunter seine Tischgäste waren, so hielt er es nicht für schicklich, ihn Kaufmann zu nennen, sondern nannte ihn gegen seine Gewohnheit Johann.

— Kant. In einem Gesellschaftscirkel lenkte sich unter Anderm das Gespräch auf das weibliche Geschlecht. „Ein Frauenzimmer," sagte Kant, „muß sein wie eine Thurmuhr, um Alles pünktlich und auf die Minute zu thun, und doch auch nicht wie eine Thurmuhr, sie muß nicht alle Geheimnisse laut verkünden; sie muß sein wie eine Schnecke, häuslich, und auch nicht wie eine Schnecke, sie muß nicht all' das Ihrige am Leibe tragen."

— Kant. Als man in einer Gesellschaft über die Verschiedenheit der Volks-Charaktere sprach, schilderte Kant die einzelnen europäischen Nationen mit folgenden Worten: „Die Franzosen sind höflich, lebhaft, leichtsinnig, veränderlich, freiheitsliebend; die Engländer sind beharrlich, wohlthätig, gewinnsüchtig, stolz und ungesellig; die Spanier sind mäßig, stolz, religiös, gravitätisch, unwissend, grausam und faul; die Italiener sind frohsinnig, fest, leidenschaftlich und meuchelmörderisch; die Deutschen endlich sind häuslich, ehrlich, beständig, phlegmatisch, fleißig, bescheiden, ausdauernd, gastfrei, gelehrt, nachahmend und titelsüchtig. Daraus folgt, setzte Kant lakonisch hinzu, „daß Frankreich das Modeland ist, England das Launenland, Spanien das Ahnenland, Italien das Prachtland und Deutschland das Titelland." —

— Kant. „Gelehrte Frauen," äußerte Kant einst, „brauchen ihre Bücher so wie ihre Uhren; sie tragen sie, damit man sieht, daß sie eine haben, obschon sie gewöhnlich stille steht, oder doch nicht nach der Sonne gestellt ist."

— Kant. In einer Gesellschaft, in welcher auch Kant war, kam das Gespräch auf die Fortdauer in einer andern Welt. — Einer aus der Gesellschaft sagte zu Kant: „Sie wird man da wohl wenig habhaft werden können, wenn Sie in der Gesellschaft aller Weisen alter und neuer Zeit einen himmlischen Clubb schließen werden." — „Ach, Freund! bleiben Sie mir weg mit den Gelehrten!" versetzte Kant; „wenn ich in der

andern Welt meinem Lampe *) begegne, so werde ich froh sein und ausrufen: Gottlob, ich bin in guter Gesellschaft!"

— Kant. Ein Gelehrter erwähnte im Gespräch mit Kant den bekannten Ausspruch: „Die Philosophie ist die Magd der Theologie." „Ist die Philosophie eine Magd," erwiderte Kant, so ist die Frage, ob sie der Theologie die Fackel vor- oder die Schleppe nachträgt."

— Kant. Der siebenzigjährige General von W. heirathete ein junges achtzehnjähriges Fräulein. Er war ein Bekannter Kant's und machte ihm daher seine Verheirathung bekannt, indem er hinzusetzte: „Freilich hab' ich wohl keine Nachkommen zu hoffen." — „Das allerdings," versetzte Kant; „aber wohl zu fürchten."

— In Kant's Wohnzimmer waren von Staub und von den Dampfwolken seines Tabackrauchens die Wände grau überzogen, denn er war gegen Ordnung und Sauberkeit in diesem Stücke sehr gleichgiltig. Als der Kriegsrath Scheffner einst, während des Zuhörens eines Gespräches zwischen Kant und Hippel, einige Züge mit dem Finger an die Wand machte, wodurch der weiße Grund wieder sichtbar wurde, sagte Kant: „Freund, warum wollen Sie den Alterthumsrost zerstören? Ist eine solche von selbst entstandene Tapete nicht besser als eine erkaufte?"

— Kant fragte einst den blinden Professor von Baczko: ob ihm der Besuch des Schauspiels Vergnügen mache? Baczko bejahte dies und setzte hinzu: wenn nur meine Täuschung nicht durch unrichtige Declamation gestört wird, so malt meine Phantasie mir den Schauplatz und die handelnden Personen so lebhaft, daß vielleicht hierdurch mein Genuß von dem eines Sehenden wenig verschieden sein dürfte.

„Ich habe nichts dawider," versetzte Kant: „ich wünsche vielmehr, daß ein Blinder, ein Tauber, und ein Mann, der die Sprache, in der das dargestelltwerdende Stück geschrieben ist, nicht versteht, gemeinschaftlich ein Schauspiel besuchen und, ohne Verabredung, ihr Urtheil darüber fällen möchten. Der Blinde würde auf die Declamation, der Taube nur auf die Decorationen und die Geberdensprache, und der Ausländer, außer diesen beiden Stücken, auch noch auf die Modulation Rücksicht nehmen können, und ich glaube, das Urtheil dieser Männer, vorausgesetzt, daß sie gebildet sind, müßte äußerst treffend sein."

— Kant. „Man hat so viel Wesen von Kant's Gelehrsamkeit und Scharfsinn gemacht", sagte ein junger Mann, der über Königsberg nach Riga reisen wollte, wo er eine Hofmeisterstelle angenommen hatte, „ich hab' ihn besucht, wohl eine Stunde mich mit ihm unterhalten, und

*) Der Name seines alten, vieljährigen Dieners.

nichts als sehr gewöhnliche Dinge gehört." Der Professor M., den dieß verdroß, erwiderte in seiner derben Art: „Dadurch hat er seine wahre Lebensphilosophie bekundet; die lehrte ihn, nur so zu sprechen, daß Sie es verstehen konnten."

— Kant. „Gut, daß Sie kommen," rief die Gräfin K. dem Philosophen Kant entgegen, als er zu ihr in eine Gesellschaft von Herren und Damen trat; „können Sie wohl, ein so großer Menschenkenner, gleich beim ersten Eintritte in ein fremdes Haus wahrnehmen, ob der Mann oder dessen Gattin die Herrschaft führe?" — „O ja!" versetzte Kant. — „Woran wollen Sie denn das erkennen?" — „Bemerke ich, meine gnädige Gräfin, daß eine große Stille im Hause herrscht, und durchaus kein Widerspruch stattfindet, so schließe ich, daß die Frau das Regiment führt, denn die Frauen ruhen nicht eher."

— Kant. An der Begräbnißstätte Kant's zu Königsberg in Preußen befindet sich von dem Kriegsrath Scheffner nachstehendes Distichon:

Hier von den Geistern umschwebt ehrwürdiger Lehrer der Vorzeit,
Sinne, daß Jüngling auch Dich rühme noch spätes Geschlecht.

— Kant. Bald nach dem Tode Kant's wurde dessen Wohnung in eine Tabagie verwandelt und erhielt die Ueberschrift: Au Billard royal, und in dem Saal, in welchem er seine Vorlesungen gehalten hatte, ertönten bachantische Gesänge. Dies Billard wurde vorzüglich von Studenten besucht. Man fand eine solche Metamorphose der stillen Wohnung eines berühmten Philosophen höchst anstößig und hielt sie für eine Entweihung seiner Manen. Es kam daher das nachstehende Gedicht einige Zeit darauf in Königsberg in Umlauf.

Trinklied

auf das aus Kant's Wohnung entstandene Kaffeehaus, den Königsberger Studenten gewidmet:

Gebietet dem gerechten Schmerz,
 Ein Opfer habt Ihr ihm gebracht;
So fühle nie des Weisen Herz,
 Dem nur der ernste Engel lacht.
Kant wußte nichts von Todespein,
 Er ging durch ihn zur Wahrheit ein:
 Wir wollen Kantianer sein!

Für diese Welt beschränkte sich
Im engen Raum die Denkkraft nicht,
Die einem starken Strome glich,
Der mächtig jeden Damm durchbricht.
Den Ocean der Ewigkeit
Sah Kant schon in der Endlichkeit;
D'rum hat er nie den Tod gescheut.

Des großen Meisters Lehre war,
Dem Trug durch Wahrheit zu entgeh'n;
Doch lief der Lehrer oft Gefahr,
Denn Licht die Schleicher ungern seh'n,
Und so entstanden viel Partei'n,
Die selbst im Tod' ihm nicht verzeih'n.
Doch laßt die Thoren immer schrei'n!

Die gute Sache triumphirt,
Gebaut auf festem Grunde, doch
Spät findet dann, wie sich's gebühret,
Der Träger süßer nur sein Joch.
Wenn All' einst einen Kant versteh'n,
Wird Keiner mehr verfolgt sich seh'n,
Und den Gesellschaftssatz verdreh'n.

Zu Königsberg zeigt jetzt sein Haus,
Gleich einem Evangelium,
Ein Schild, es rufet Duldung aus,
Dort treibt sich Alles bunt herum.
Der Laie der Philosophie,
Der Weise, wie der Thor, fehlt früh
Und spät an diesem Orte nie.

Kant's Heiligthum ein Tummelplatz?
O welcher Wechsel in der Welt!
Statt Bücher, brauner Kaffeesatz,
Statt Geistesreichthum, schnödes Geld!
Wo müssig jetzt man Tabak raucht,
Hat er der Weisheit Gluth gebraucht
Und tief sie Andern eingehaucht.

Wo vormals sein Katheder stand,
Hat man ein Billard hingesetzt,
Wo man Gewinn an Geist sonst fand
Ist aller Vortheil Zufall jetzt;
Bei Karten und bei Pfeifen nennt
Schon jedes Füchslein von Student
Der Wirth: Herr Kant!" den er kaum kennt.

Der heilige Tempel der Vernunft
Herab zur niedern Kneipe sank,
Hier huldiget die rohe Zunft
Dem Spiel, der Speise und dem Trank.
So fiel im Süden auch der Stern
Der Gotteshäuser nah' und fern;
Und Jegliches ward zur Kasern'.

Das ist die Weisheit dieser Welt,
Sie sucht ihr Heil auf falschem Pfad;
Im Steigen und im Fall erhält
Sich ihres Schicksals Wunderrad.
Die wahre Weisheit sinnt auf Ruh',
D'rum, weiser Kant, verließest Du
Die Welt, und siehst dem Spiele zu.

Klopstock brachte bekanntlich einen Theil seiner Jugendjahre in Schulpforta zu. Die romantische Schönheit der dortigen Gegend erweckte zuerst den schlummernden Dichterfunken in ihm, und er fing schon damals an, Verse in deutscher Sprache zu machen, obgleich zu dieser Zeit in der Erziehungsanstalt griechische und lateinische Verse zusammen zu stoppeln, über alles galt und man nichts Schlimmeres von einem Schüler zu sagen wußte, als: er liest deutsche Bücher. Ein Spaziergang bei Schulpforta, den Klopstock oft zu besuchen pflegte, heißt sogar noch heute nach ihm der Poetengang. — Auf dem alten, längst außer Gebrauch gekommenen Karzer findet man noch, mitten unter den Namen der dort eingesperrt Gewesenen, folgende Verse von Klopstock's Hand:

Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein;
D'rum soll mein Name nicht bei diesen Namen sein.
Löscht diese Worte weg, so bald ihr sie geseh'n,
Und sprecht: so werden wir dereinstens auch vergeh'n.

— Klopstock brachte in seinem frühern Alter einige Jahre in Kopenhagen zu, wo ihn der Staatsminister von Bernstorff sehr auszeichnete. Ihn wollte Klopstock einst besuchen. Der Minister hatte Geschäfte und Klopstock mußte im Vorzimmer warten. Ein Officier, der dort ebenfalls wartete, fing ein Gespräch mit ihm an. Sie sind also Klopstock, der des Messias?" fragte er, als er des Sängers Namen erfuhr. „Ja!" war die Antwort. — „Aber mein Gott! Sie sprechen ja ganz vernünftig!" rief der Officier verwundert aus.

— Klopstock. Bekanntlich fand der Dichter der „Messiade" im Hause des Grafen Bernstorff längere Zeit freundliche, fördernde Aufnahme, und Deutschland verdankt diesem edlen Beschützer wohl sehr viel von Klopstock's Werken; denn, wer weiß, ob Klopstock ohne dessen

Hilfe zu der großen, freien Harmonie aller innern und äußern Verhältnisse gelangt wäre, die gerade seine Dichtungen erforderten. Die Persönlichkeit unseres Dichters war höchst ehrfurchtgebietend und bei genauer Kenntniß seiner oft herbe scheinenden, aber unendlich gütigen, milden Natur, auch Vertrauen erweckend. Dieses Wesen, dazu auch wohl der steigende Ruhm des Dichters, hatte auf einen alten Kammerdiener des Grafen Bernstorff einen so magischen Einfluß ausgeübt, daß er den Dichter zuletzt eben so verehrte als seinen Herrn, und diesen hatte er bisher nächst Gott am meisten verehrt. In diese getheilte Verehrung wußte der alte Mann sich nun gar nicht zurecht zu finden, und da er doch jedem der verehrten Männer das Höchste, was er kannte, geben wollte, so nannte er eines Tages den Grafen „Herr Klopstock" und Klopstock „Ew. Gnaden, Excellenz, Herr Graf!" Bei Beiden kam er aber schlecht an; denn als sie ihn nach der Ursache dieser Betitelung fragten und er dem Ersteren erwiderte: „I nun, das ist wegen der Verehrung, die ich zu Ew. Gnaden Excellenz habe, weil es doch nichts Höheres in der Welt gibt, als Herr Klopstock," — und zu dem Andern; „I nun, das ist aus lauter Verehrung für Sie, denn es gibt ja doch nichts Höheres in der Welt, als meinen Herrn; — so meinte der Eine: „Lasse er das in Zukunft nur bleiben, ich kann zwar nicht so dichten, wie Herr Klopstock, aber ich bin der Staatsminister Graf Bernstorff," — und der Andere: „ich brauche keinen fremden Titel, ich heiße Klopstock." Abends bei erster Zusammenkunft nach dieser Doppelscene, begegneten sich Graf und Dichter etwas kühl und stolz. Einer wollte dem Andern imponiren, und da Keiner wußte, daß Jeder das wollte, auch keiner wußte, was den Andern zu seinem Benehmen bewog, so hätte diese Spannung wohl länger dauern und zu einem Bruche führen können, wenn nicht der gute Kammerdiener die Sache aufgeklärt hätte. Da fühlten sich Beide geschmeichelt, und das war das beste Mittel, um Jeden zufrieden zu stellen.

— Klopstock. Als der Capellmeister Reichardt zu Ende Mai des Jahres 1774 Hamburg besuchte, wurde er höchst gastfreundschaftlich im Hause des Professor Büsch aufgenommen, wo er dann mehrere Monate verlebte, die er zu den angenehmsten seines Lebens zählte. Dieses treffliche Haus war damals der Sitz der Freude und des Wohllebens, das in der besten Gesellschaft, in hoher Vertraulichkeit mit den Musen und Grazien, höchst fröhlich genossen wurde. Die Frau des Professor Büsch, höchst geistreich, gebildet und Enthusiastin für alles Schöne, war die Seele des Ganzen. Klopstock, der heitere, jugendlich Alte, welcher in selbigem Hause wohnte, war der jungen, schönen Freundin besonders zu-

gethan, und die Professorin Büsch ist es, die er als Vindemia in seinen Oden verewigt hat. — Eines Tages war besonders reiche Gesellschaft versammelt. Es erschien unter Andern Carl Philipp Emanuel Bach, der zu jener Zeit für den Baron von Swieten in Wien sechs große Orchester-Symphonieen componirte. Sodann gewahrte man den Professor Ebeling, eine Frau von Winthem, so wie den Buchhändler und Buchdrucker Bode, welcher trefflich das Violoncell spielte. Nachdem in dem Lusthause am Ende des langen schmalen Gartens der Thee servirt worden war, wurde ein lustiger Chorgesang angestimmt und zwar im Ton ausgelassener Freude. Was? der Sänger der Messiade? ruft hier vielleicht Mancher aus? So ist's. Klopstock liebte die alten kräftigen Burschen Melodien und hatte sich selbst zu dem Liede: „Gaudeamus igitur —" einige lustige Strophen in Mönchslatein hinzugefügt, welche auf folgende Art entstanden. Genannte Frau Büsch, die sehr viel Witz und eine ganz originelle frohe Laune hatte, pflegte die dummen Menschen, die sie nicht leiden konnte, in Schöpschristel, Seelenpeter und Butterlamm einzutheilen — dieses Letztere von einer damaligen Hamburger Gewohnheit „der Tischbutter die Gestalt eines liegenden Lammes zu geben, wo zwei schwarze Pfefferkörner die Stelle der Augen vertraten". Daraus bildete Klopstock für den frohen Kreis unter Anderm folgende Strophe:

Pereat trifolium!
Pereant magistri:
Butterlamm, Schöpschristelus,
Petrus animarum!

— Klopstock war ein enthusiastischer Verehrer des berühmten Musiker Philipp Emanuel Bach. Einst fragte er einen Fremden, der ihn in Hamburg besuchte: „Haben Sie unsere ausgezeichnetsten Männer schon kennen gelernt?" — „Bis jetzt nur Einen, Sie" „so müssen Sie zu unseren Bach gehen". — „Bach? Ich achte zwar die Tonkunst und freue mich ihrer Erzeugnisse, aber —" „Besuchen Sie Bach," fiel Klopstock lebhaft ein: „Sie werden sie ehren und lieben und ihn auch."

— Klopstock. Der Fürst Blücher von Wahlstadt besuchte, während seines Aufenthalts in Hamburg, die Witwe Klopstock's, theils weil selbige eine Jugendfreundin des Helden, theils und hauptsächlich, weil sie die Witwe desjenigen Sängers war, der von Religion, Freiheit und Vaterlandsliebe begeistert und begeisternd gesungen hatte. Nachdem Beide sich gegenseitig freundlich begrüßt und manche frohe Jugendscenen in Erinnerung gebracht hatten, wandte die Witwe, in Gegenwart weniger anderen Personen, sich gegen einen kleinen gedeckten Tisch, auf welchem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen

„Mein Klopstock wurde einst von dem deutschen Kaiser mit sechs Flaschen alten Tokayer beschenkt;" sagte sie zu dem Fürsten, „fünfe davon wurden an großen Festtagen geleert; die sechste, sagte mein Klopstock, wollen wir aufbewahren und nicht anders, als an einem besonders feierlichen Tage anbrechen, es müsse der feierlichste Tag unsers Lebens sein. Mein Klopstock starb und die Flasche blieb unberührt, aber lebte er noch, er würde mit mir sagen: der heutige ist jener feierlichste Tag! — und mit Ihnen, mein Fürst, trinke ich aus dieser Flasche zur Erinnerung Klopstock's!"

Der hochbejahrte Held war tief bewegt von diesem zartsinnigen Beweis der Hochachtung und in aller Anwesenden Augen glänzten Thränen der Rührung.

— Klopstock. Nach dem gewöhnlichen Schicksal ausgezeichneter Köpfe in Deutschland kämpfte auch Klopstock in der Glorie seines Ruhmes mit Dürftigkeit. Schon hatte er sich entschlossen, um eine Schullehrerstelle in Braunschweig anzuhalten, die ihm der Abt Jerusalem verschaffen wollte, als der dänische Minister, Andreas Petrus v. Bernstorff, der die ersten drei Gesänge des „Messias" in den „Bremischen Beiträgen" gelesen hatte, schutzreich in's Mittel trat und den König Friedrich V. veranlaßte, den „Homer der Deutschen" nach Kopenhagen zu berufen und ihm durch einen Gehalt ehrenvolle Muße zur Vollendung seiner Messiade gab. Als der König gestorben und Graf Bernstorff in Ungnade gefallen war, erhielt Klopstock die Erlaubniß, seinen Gehalt außerhalb Landes zu verzehren und er ging nach Hamburg, wo er ununterbrochen bis zu seinem Tode blieb. Ihn, wie so viele andere vorzügliche Köpfe, hatten die ersten Schritte der französischen National-Versammlung enthusiasmirt. Klopstock strömte sein Entzücken in Oden aus, als da sind: „Les Etats généraux"; „An Cramer, den Franken"; „Der Freiheitskrieg ꝛc., welche ihm freilich, wie auch später dem Schiller — das französische Bürgerdiplom erwarben, aber monarchischen Ministern bei ihrer damaligen Reizbarkeit sehr mißfallen mußten. In der Ode: „Der Fürst und sein Kebsweib", sah vorzüglich der jüngere Bernstorff eine herbe Beleidigung und einen Undank, der Ahndung fordere. Der Graf Schimmelmann übernahm dieselbe. Er trug dem dänischen Residenten in Hamburg auf, genau Erkundigungen einzuziehen, ob Klopstock's Vermögens-Umstände so wären, daß er den dänischen Gehalt entbehren könne? Der Dichter fühlte sich dadurch sehr gekränkt, und nur mit Mühe hielten seine Freunde ihn zurück, selbst dem Gehalte, da er ihn wirklich nicht entbehren konnte, zu entsagen. — Der Gang der damaligen politischen Ereignisse, vorzüglich die Hinrichtung Ludwigs, kühlten Klopstock's Ge-

fühle indessen bald ab, und von der dänischen Regierung geschah auch kein weiterer Schritt; und selbst nach Klopstock's Tode behielt seine Witwe die Pension bis an ihr Ende. Ehre und Gerechtigkeit selbst „Denen", die unsere Widersacher sind!

— Klopstock als Kaufmann. Daß Merkur der Dichter und der Kaufleute Schutzgott zugleich war, wissen wir Alle; daß Klopstock in beiderlei Rücksicht zu seinen Schutzgenossen gehörte, ist meines Wissens erst seit Kurzem bekannt. Im ersten Bande des Klopstock'schen Briefwechsels, den Klamer Schmidt, unter dem Titel: „Klopstock und seine Freunde", herausgegeben hat, kommen hierüber folgende Notizen vor. S. 128 fgg. erzählt Klopstock selbst von seinem nachherigen Schwager, dem aus der Schweiz gebürtigen Kaufmanne Hartmann Rahn: „Er hat etwa vor einem Jahre eine neue Art, auf weiße Seide zu drucken, erfunden: eine Entdeckung, die die Franzosen und Engländer schon lange vergeblich haben herausbringen wollen. Diese Färberei ist so schön, daß nicht wenige, die seine Zeuge das erste Mal sahen, darauf verfallen sind, es sei Malerei. Die ganze Erfindung besteht wieder aus so vielen kleinen Erfindungen und Kenntnissen der Seide und Farben, sie wird in so kleine Theilchen unter die Arbeiter vertheilt, daß sie ihm gewiß keiner nachthun wird. Er besitzt ungemein vielen Geschmack in der Angabe der Muster, und hierin ist ihm die Kenntniß der schönen Wissenschaften, die er nach Art der britischen Kaufleute studirt hat, sehr nützlich gewesen. Dieser wahrhaft edelmüthige junge Mensch will, daß ich sein Glück mit ihm theilen soll, ohne einen andern Antheil an den Geschäften der Handlung zu haben, als daß ich mich bisweilen über seine Erfindungen (deren er immer neue hervorbringt) und über die allgemeinen und wichtigsten Geschäfte der Handlung mit ihm unterrede, wozu man nur einen hellen Kopf und Herz genug, sich zur rechten Zeit glücklich zu entschließen, gebraucht. Er kennt mein wahres Glück zu sehr, als daß er mich für so viele Freundschaft bei sich behalten wollte. Ich bleibe für's Erste diesen Winter hier. Auf das Frühjahr reise ich nach Kopenhagen, dem Könige den Messias selbst zu überreichen. Wenn uns ein gewisses Zunftgeschäft, welches in Kurzem sehr viel entscheiden kann, wider alle Wahrscheinlichkeit, nicht reussiren sollte, so wird meine Reise durch Deutschland gewissermaßen eine Kaufmannsreise sein. Von dem Zunftgeschäfte werden wir, nach einem Monat, gewisse Nachricht haben, und es kommt darauf an, daß ganz Spanien mit der neuen Fabrication versehen werde. Die Spanier werden damit nach Westindien handeln, weil die Erfindung viel vom indischen Geschmack hat. Das Geschäft wird durch den spanischen Gesandten in Solothurn betrieben. Sie werden vielleicht gehört haben,

daß der jetzige König besonders den Handel in seinem Lande emporzubringen sucht. Die Spanier haben auch überdieß den Vortheil bei dem Plane, daß sie ihre eigene Seide dabei gut anbringen können", S. 278. meldet Klopstock's Vater von seinem Sohne: „Auf Kopenhagen muß er der Fabrik halber dann und wann reisen. Das wichtige Commercien-Collegium wirft Schwierigkeiten über Schwierigkeiten entgegen, die er aber schon mehrentheils überstiegen hat."

— Klopstock. Ein merkwürdig schroffes Urtheil über Klopstock's „Messiade", von einem gewissen Marezoll, geschrieben im Jahre 1788, gebe ich hier dem lieben Leser als Curiosum und zugleich als Beweis, wie verschieden die Ansichten über ein poetisches Werk waren, das später sich gleichsam einen Weltruf erwarb und den Dichter unter die heiligen Sänger versetzte. Der Recensent von 1788 sagt: „Die „Messiade" ist eine erzpoetische Carricatur, worüber die Religion Ach und Weh schreien möchte. — Die Religionsbilder in der „Messiade" sind das für meinen Verstand, was eine schöne sittsame Prinzessin am Arm eines Schornsteinfegers für meine Augen sein würde, der sie mit jedem Händedruck immer schwärzer und schwärzer macht. — Da ist ein Gewebe von Teufeln und Engeln, ein Wirrwar von himmlischen und höllischen Carricaturen zu sehen, daß ich es Niemand rathen will, des Nachts in der zwölften Stunde diese „Messiade" zu lösen. Besonders ist in diesem Gedichte der liebe Gott recht schön gerathen, der sich zum Gott der Christen und jedes Vernünftigen gerade wie Friedrich der Einzige zum Nero und Caligula verhält. *)

— Klopstock. Er sprach laut und rasch im höchsten Tone, fast schneidend. Im Gespräch sprang er ungeduldig von einem Gegenstand zum andern. Auf einer Büste der Charlotte Corday deutend, sagte er: „sehen Sie, das ist meine Heilige." Eine daneben stehende wunderliche Büste mit drei Köpfen erklärte er für das Sinnbild der Unparteilichkeit. Er betrachtete sie häufig, um sich stets die Nothwendigkeit eines freien und unabhängigen Urtheils zu vergegenwärtigen. „Die französische Revolution", sagte er, „habe doch ein Gutes gehabt, die „Messiade" sei in das Französische übersetzt worden; das wäre ohne sie nimmer geschehen.

— Klopstock. Ueber die Verschiedenheit der Urtheile der „Messiade"

*) Bei dieser Gelegenheit fällt uns auch ein, daß wir einmal irgendwo gelesen haben, daß in einer Bücherversteigerung ein Buch unter dem Titel: „Klopstock, der Schauspieler wider Willen", vorgekommen sein soll. — Wer hat Kenntniß davon? Ist dies vielleicht ein Druckfehler im Catalog oder ist wirklich ein solches Buch jemals erschienen?

sind folgende Epigramms erschienen: (siehe Karl Friedr. Kretschmann's letzte Sinngedichte, Zittau und Leipzig 1805. S. 160.)

I.

Gespräch eines Königs mit seinem Minister:

M. Der uns den Hering salzen lehrte,
Verdiente wahrlich unsern Dank,
Und daß man seinen Namen ehrte,
Weit mehr, als der, der uns die „Messiade" sang;
Man muß Verdienst nach seinem Nutzen messen.
K. Er mag wohl gerne Hering essen!
M. Der uns die „Messiade" sang,
Verdienet wahrlich unsern Dank
Weit mehr, als der Alltagsverstand,
Der Mühle oder Uhr erfand,
Mehr ist er als ein irdisch Wesen.
K. Er mag wohl gerne Verse lesen!

II.

Triller: Was sagen Sie, mein Gönner, zum „Messia"?
Gottsched: — — — Jesu Maria!
Triller: Und, großer Mann, was sagen Sie zum Noah?
Gottsched: — — — O ha!
Triller: So dacht' ich auch; Gott thu mir dies und das! —
Behüte Gott uns die Hermanias
die Schwarzias, und die Theresias!
Gottsched: den Prinzenraub, und den Wurmsamen!
Beide: — — — Ja, Amen! Bodmer.

— Bald nachdem Klopstock auf eine schöngeistige Kielerin die Grabschrift gemacht hatte:

„Julia N. N.'s Frau schläft einen ruhigen Schlummer,
Hier im einsamen Grab — Tod der Gerechten ist Schlaf!"

fuhr der damals bekannte Schriftsteller Hirschfeld mit einigen Freunden spazieren, der Kutscher fuhr sie langsamer und langsamer, bis endlich, da er eingeschlafen war, die Pferde still standen. Da gab Hirschfeld den Freunden folgendes Epigramm zum Besten:

„Ludewig, Hirschfeld's Knecht, schläft einen Todesschlummer,
Auf dem ledernen Bock — Schlaf der Faullenzer ist Tod!"

Die Parodie dürfte Manchem gerathener erscheinen als Klopstock's Grabschrift.

Klopstock
und sein renovirtes Haus in Hamburg, Königsstraße.

Noch steht das Haus; noch wichen nicht die Laren
Vom alten Sitz, aus ihrem Heiligthum;
Noch ferner wird man diese Stätte wahren,
Wo er sich einst erwarb der Nachwelt Ruhm.
Hat, leider! sich auch Vieles umgestaltet,
Von des Geschickes kaltem Hauch berührt,
Bleibt dennoch Eins, das nimmermehr veraltet:
Es ist Verehrung wie sie ihm gebührt!

Ach, längst verödet sind die trauten Räume,
Wo thatenreich sein edles Streben war;
Da, wo der Muse heil'ge, hehre Träume
Zur Wirklichkeit sein großer Geist gebar.
Es neigten sich des Himmels Ideale
In die geweihte, fromme Dichterbrust;
Erleuchtet von der Weisheit Sonnenstrahle
Schwang sich der Geist empor in sel'ger Lust.

Wie rauschten seiner Harfe gold'ne Saiten
Im kühnen Flug zum Sternenocean!
Welch ahnungsvoller Sang von künft'gen Zeiten?
Wie ebnete dem Denker sich die Bahn!
Gigantischer Ideen reiche Menge
So labyrintisch! doch, es einte sie
Des Meisters Wink in hoher Freiheitsklänge,
In Jubelruf, in Himmels-Harmonie.

Und fort und fort entbrausen seine Lieder,
Wie Stromesfluth sich wälzt durch Thal und Au,
Ein wiederhallend Echo ruft sie wieder
So tausendfach in Deutschland's weite Gau.
Bei Millionen auf dem Erdenrunde
Blieb ihm des Nachruhms Unvergänglichkeit;
Und überall schallt es von Mund zu Munde:
Dir deutscher Barde, Dir, Unsterblchkeit!*)

Klotz, war zuerst Professor in Göttingen, dann in Halle, woselbst er auch den Titel eines geheimen Rathes erhielt. Er machte sich gegen das Ende seiner literarischen Laufbahn durch seine Streitigkeiten, namentlich mit Burmann und Lessing, eben nicht rühmlich bekannt. Klotz suchte recht absichtlich mit berühmten Männern Streit zu bekommen. In seinen Actis literariis fällte er sehr beißende Urtheile, wodurch er manches

*) Siehe: Freischütz 1854. S. 511.

braven Mannes Ehre und Ruhe kränkte, ohne sich dies vielleicht selbst einzubilden; denn als in der allgemeinen Bibliothek auch Urtheile gefällt wurden, welche ihn angriffen, sagte er: „Nie hätte ich geglaubt, daß eine Recension so wehe thun könnte!"

— Klotz. Sein scharfsinnigster und witzigster Gegner, der auch seinen Fall am meisten beschleunigte, war Lessing. Dieser schickte (wie Herder sich darüber in seinen „Briefen antiquarischen Inhalts"*) ausdrückte) zwei Bären gegen Klotz und seine Brut. Darin heißt es an einer Stelle, die sich darauf bezieht, daß Klotz den Lessing, welcher sich nie anders als mit seinem einfachen Namen schrieb, in seinen Recensionen stets mit seinem Magistertitel nannte, schreibt Lessing Folgendes:

„Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension „Magister" Lessing nennt? — Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestigt habe? Er Geheimderath und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist? Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimderathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich, als den Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge zu halten, und es zieme dem Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte hinab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimderath ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehrt, und er selbst wollte den Magister verachten? — Ja der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr als der Geheimderath. Wenn der Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre oder zu sein verdiente, so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimderath bekümmere; und schlimm für den Geheimderath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt."

— Klotz. Sein wüstes, regelloses Leben beschleunigte unstreitig seinen Tod. Die Aerzte thaten Alles, ihn zu retten. Auch ein damals bekannter geistlicher Zelot besuchte ihn aus eigenem Antriebe und äußerte gegen den Sterbenden auf eine sehr unanständige Weise, daß seine Bekehrung wohl zu spät sein möge. Klotz gab ihm die schöne Antwort: „Die um die eilfte Stunde kamen, empfingen auch noch ihren Groschen!"

*) Schluß des 57. Briefes.

Kotzebue's regem Geiste, seiner stets frischen Körperkraft kam nur die seltene Ausdauer, der eherne Fleiß gleich, womit er sich seinen Arbeiten hinzugeben pflegte. Er schrieb gewöhnlich vom frühen Morgen bis Nachmittags zwei, drei Uhr. Was ihn dabei begeisterte, war Voltaire's und Müllner's Lieblingstrank — der Kaffee. Er bereitete sich ihn selbst in der Maschine und genoß ihn oft bei seinen Dichtungen, so daß seine Manuscripte häufig mit Kafferändern gezeichnet waren. Das Schauspiel: „Die Stricknadeln", welches später von Delavigne als „Schule der Alten" den Deutschen zum zweiten Male gegeben und wirklich frisch übersetzt ward, vollendete Kotzebue in zwei Tagen. Noch im hohen Mannesalter verpflichtete er sich, ein Stück, das den ganzen Abend füllt, binnen drei Tagen zu schreiben, falls er bereits mit Plan und Charakteren fertig geworden. Nur mittelst dieser unglaublich-leichten Productionsgabe konnte es Kotzebue möglich werden, während eines eigentlich nicht langen Lebens und von den verschiedenartigsten Berufsgeschäften in Anspruch genommen, eine solche Fülle literarischer und dramatischer Arbeiten zu liefern wie geschehen.

— Als Kotzebue die Theater-Direction zu Reval führte, überstrahlte diese Bühne manches gepriesene Hoftheater. Den Künstlern wußte Kotzebue durch gemessenen Ernst und durchgreifendes Wesen dermaßen zu imponiren, daß sie ihn fast eben so sehr fürchteten, wie sie ihn hochachten mußten. Bei der Probe eines jeden neuen Stückes war er gegenwärtig. Gefiel ihm die Darstellung, so erheiterte sich sein Gesicht wunderbar, die höchste Extase des Beifalls war aber, wenn er mit seinem Stocke die Lippen wiederholt, gleichsam küssend, berührte. Die Schauspieler hatten ihm dies bald abgemerkt; sobald die Stockküsse eintraten, wurde ihnen recht wohl und immer höher strebten die Schwingen der Begeisterung. So angeregt, leisteten sie oft wirklich Vollendetes. Seine Unzufriedenheit äußerte sich dadurch, daß er an seine unscheinbare Kopfbedeckung rührte und sich überhaupt unruhig auf seinem Platze hin und her bewegte; dies war das erste Zeichen des Mißfallens, noch war der Sturm zu beschwören. Wenn er aber die unselige Mütze gar vom Kopfe nahm und neben sich hinlegte, erstarben dem eitelsten Mimen die Worte auf den Lippen, denn man wußte, was ein solcher Vorbote andeute.

— Kotzebue. In Petersburg war ein höchst mittelmäßiges Theater. Die Einnahme war daher geringe, und deshalb die Bühne ihrem Untergange nahe. Der dortige Schauspieler Fiala wandte sich in dieser Angst an den General Baur, und bat ihn dringend, der Kaiserin Katharina II. den Vorschlag zu machen, daß sie das deutsche Theater auch unter die Zahl ihrer Hoftheater aufnehmen möchte. Dies bewirkte Baur, und er

bekam die Direction darüber. Dadurch erhielt Kotzebue, der sich zu dieser Zeit dort befand, wieder einen Spielraum für seine Lieblingsneigung. Er schrieb ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Demetrius, Czar von Moskau". Er hatte zwar den Stoff aus der Geschichte gewählt, aber in seinem Stücke erschien Demetrius nicht als ein Betrüger. Kotzebue las es in der Handschrift mehreren angesehenen Männern in Petersburg vor, unter welchen sich auch der Präsident der Akademie der Künste zu Petersburg befand. Es erhielt Beifall, und der General Baur ordnete die Aufführung an. Es wurden neue Decorationen und kostbare Kleider in alt-russischem Costüme dazu angefertigt. Baur hatte die Erlaubniß, dafür bei Hofe nachzusuchen, für überflüssig gehalten. Als aber der Tag zur Aufführung anberaumt und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, schickte des Morgens der Oberpolizeimeister auf das Theater und ließ die Handschrift abfordern. Nach einem Ukase Peters des Großen war Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärt worden. Es fiel daher nicht wenig auf, daß auf dem Schauspiel von Kotzebue Demetrius „Czar von Moskau" genannt worden war. Der General Baur unterhandelte deshalb mit dem Oberpolizeimeister, und der Letztere gab aus Achtung für Baur endlich nach, daß das Stück zwar aufgeführt werden könne, aber dahin abgeändert werden müsse, daß Demetrius öffentlich entlarvt und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Ein Officier machte dies Kotzebue bekannt. Dieser protestirte gewaltig dagegen, der Erstere bestand auf die Erfüllung seines Ansinnens. Da dadurch das ganze Stück nach seiner Anlage und der Charakterschilderungen verhunzt worden wäre, so suchte der General Baur auch diesen Uebelstand noch zu beseitigen, und man begnügte sich damit, daß Kotzebue eine schriftliche Erklärung ausstellen mußte, in welcher er für seine Person, dem Ukase gemäß, erklärte, daß er völlig von der Betrügerei des Demetrius überzeugt, und daß die Freiheit, welche er sich in seinem Schauspiele genommen, blos eine poetische Freiheit sei.

— Kotzebue. Im Jahre 1779 kehrte Kotzebue von Duisburg nach Jena zurück. Hier, wie dort, war ihm nichts so wichtig, als das dortige Liebhaber-Theater. Er schrieb ein Trauerspiel: „Charlotte Frank". Der Plan des Stückes war folgender: Ein Fürst verliebt sich auf der Jagd in die Tochter eines Landpredigers, die Geliebte eines feurigen Jünglings; er raubt sie diesem, und wird von dem verzweifelnden Liebhaber erschossen. Kotzebue gesteht selbst, der Fürst in diesem Stücke hätte eine Art von „Marinelli" um sich gehabt, eine sehr versudelte Kopie im Kostüm eines Husaren-Rittmeisters, und der Prediger sei eine elende Nachahmung des „Odoardo" gewesen, denn ihn habe Lessing's „Emilia

Galotti" vorgeschwebt. Kotzebue bewirkte es, daß auf dem Liebhaber-Theater dies Stück aufgeführt wurde, und er selbst hatte die Rolle des Fürsten gewählt. Als er am Ende erschossen werden sollte, versagte das Pistol. Der Schauspieler, welcher als Liebhaber des geraubten Mädchens den Prinzen erschießen sollte, hatte sich auf diesen Fall mit einem Dolche versehen. Kotzebue wartete dies aber nicht ab, und stürzte beim Abdrücken des Pistols, ehe er noch Feuer sah, als sei er getödtet, zu Boden. Der Mörder warf sich nun auf ihn, und stieß so heftig, mit dem Dolche auf ihn ein, daß er blaue Flecken davon trug. Es läßt sich leicht denken, daß die Zuschauer weder diesem Stücke, noch der Darstellung desselben Beifall schenken konnten.

— Kotzebue schrieb Folgendes in's Stammbuch des berühmten F. L. Schröder:

„Ehe wir aus dieser Welt scheiden?" sagten Sie?
Möchte ich eben so spät aus Ihrem Gedächtniß scheiden,
als Ihr Name jemals aus dieser Welt scheiden wird.
Hamburg, am Abend eines schönen Tages
1791. Kotzebue.

— Kotzebue. In Mannheim ist Kotzebue's Grab, worin er nach den Abwechselungen eines viel bewegten Lebens ausruhet. Ueber ihm erhebt sich jenes, durch die Treue Liebe seiner Gattin ihm gestiftete einfache Monument, in einem unbehauenen, rothbraunen Felsen aus der Erde emporsteigend, welcher einen weißen Granitblock trägt, auf dessen beiden Seiten zwei edle tragische Masken ausgehauen erscheinen. In diesen Granitblock drückt sich mit der scharfen Spitze ein Würfel, an dessen vorderer und hinterer Tafel die Inschriften zu lesen sind. Die eine ist dem dritten Theile der jüngsten Kinder seiner Laune entnommen und von ihm selbst vorahnend verfaßt:

„Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verläumdung war sein trübes Loos,
Glück fand er nur in seines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schooß.
Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzustreuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blüh'n;
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
Er hat der Welt verzieh'n."

Die andere lautet ganz einfach: „Hier ruhet August von Kotzebue, geboren zu Weimar den 3. Mai 1761, gestorben zu Mannheim den 23. März 1819." — Auf demselben Kirchhofe, links ab von der Thür und diesem Denkmale, liegt Sand im einsamen Winkel, ohne Nachbarleichen, an der äußersten Mauer. Sein Grab ist ohne Hügel, damit es der

Wanderer nicht finde. Die Irrthümer Beider sind nun schon vor einem höhern Richterstuhle ausgeglichen; Blut aber hat hier unten Blut versöhnt.

Knigge. Die zweite Ehe, welche der Landgraf Friedrich mit einer jungen Prinzessin von Brandenburg-Schwedt geschlossen, hatte den Hof sehr lebhaft und heiter gemacht, und Knigge, der schon als Student in Göttingen bei einem Besuche am Kasseler Hofe zum Kammer-Assessor und Hofjunker ernannt worden war, hatte Geist und Laune genug, um sich in diesem ausgelassenen Kreise zu gefallen. Knigge jung, war voll übersprudelnden Muthwillens. Die Art und wie er seiner Laune den Zügel schießen ließ, ist aber für den damaligen Geschmack bezeichnend. Knigge ließ kleine lustige Thierchen von Bettelkindern sammeln, practicirte selbe in Federspulen und brachte diese bei einer Abendgesellschaft mehreren Damen unter vertraulichem Geflüster in die bauschende Frisur.

— Knigge. Eines Tages wollten einige Engländer dem Fürsten vorgestellt werden. Knigge unternahm es, gab ihnen aber, als sie sich nach dem Ceremoniell erkundigten, den Wink, der Herr sei ganz einfach und anspruchslos, nur sehe er es gern, wenn die Aufwartenden die Klappe seiner Westentasche küßten, ohne sich durch seine Weigerung daran hindern zu lassen. — Man denke sich jetzt den drolligen Auftritt, als der ganz betroffene Landgraf, je mehr er zurückweicht, desto lebhafter von den Beeiferten bestürmt wird, bis sie zuletzt die Taschen wirklich erreichen, nicht um sie zu plündern, sondern eine der Platten an die Lippen zu drücken.

— Knigge hatte eine der jungen Hofdamen, die äußerlich wie innerlich wenig ausgezeichnete Henriette v. B., eine Zeitlang zum Gegenstande seiner neckenden Unterhaltung auserlesen, namentlich während eines Hoflagers in Hofgeismar. Die Fürstin, dieser jungen Dame gerade sehr zugethan, nahm eines solchen muthwilligen Augenblicks wahr, um mit der Miene heiterer Gunst den Schalk anzusprechen. „Sie interessiren sich so lebhaft für meine liebe Henriette, Herr von Knigge, daß ich mir nur die ernstlichsten Absichten dabei denken kann!" — Knigge betroffen und befangen, macht eine stumme Verbeugung um die andere und die Landgräfin nimmt ihn und Henriette bei der Hand, führt sie der Gesellschaft im Saale entgegen und stellt sie als verlobtes Paar vor. Die Verbindung erfolgte wirklich, um — später wieder getrennt zu werden.

— Knigge und Kotzebue lebten Beide eine Zeitlang in einer namhaften Stadt. Knigge besaß einen schönen, weißen Pudel, den Kotzebue zu haben wünschte und endlich für vier Friedrichsd'or käuflich an sich brachte, den Hund mit sich nahm und das Geld am andern Tage zu schicken versprach. Knigge wartete ein paar Wochen darauf, wurde endlich mit seinen Mahnungen dringender und siehe da! Kotzebue schickte

ihm nach drei Tagen den Hund mit dem Bemerken zurück: er sage ihm nicht zu, er habe von seinen Kunststücken sich mehr versprochen und was dergleichen leere Ausflüchte mehr waren. Knigge nahm den Hund zurück; wer aber malt sein Erstaunen, als er das feiste, wohlgenährte Thier, offenbar aus Mangel an Nahrung, in ein dürres, abgemagertes Windspiel verwandelt sah. Knigge wußte, daß Kotzebue an jedem Abende durch eine bestimmte Straße nach einem Kaffeehause ging, um dort zu Nacht zu speisen. In dieser Straße wohnte ein Bekannter von Knigge und zwar Parterre. Er ließ hierauf von geschickter Hand einen ganz dürren, halbverhungerten Pudel machen, das Bild in Oel tränken, befestigte es an eine Fensterscheibe, stellte das Licht dahinter und versah es mit der Umschrift: „Hundehaß und Reue.“ Schon am zweiten Tage erhielt Knigge ein Schreiben von Kotzebue mit vier Friedrichsd'or und mit der Bitte: ihm doch den lieben, prächtigen Hund, an den er sich so sehr gewöhnt habe, daß er ihn unmöglich missen könne, noch einmal zu verkaufen. Knigge schickte ihm den Hund und das Bild am Fenster verschwand.

Kleist, Heinrich von. Nicht Allen dürfte die Ursache des Todes des genialen und so unglücklichen Dichters des „Käthchen von Heilbronn“ bekannt sein.*) Seine Freundin, mit der fixen Idee behaftet, sie leide an einem unheilbaren Uebel, ließ den Dichter schwören, ihr jeden Dienst zu erweisen, welchen sie dereinst verlangen würde. Er schwur. Sie forderte ihn auf, sie zu erschießen, da sie ihr elendes Dasein nicht mehr ertragen könne und fügte höhnend hinzu: „Aber das werden Sie nicht thun; in dieser schmachvollen Zeit**) gibt es in Deutschland keinen Mann mehr.“ — „Sie irren!“ versetzte Kleist, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“ Beide fuhren nach einem öffentlichen Vergnügungsorte bei Potsdam, wo Kleist erst der Dame eine Kugel so sicher durchs Herz schoß, daß kein Blutstropfen geflossen war, dann schoß er sich selber durch den Kopf. Schrecklich ist es wohl, daß die Section der Dame das Resultat lieferte, ihr Körper befände sich in durchaus normalen Zustande, so wie, daß am selben Tage die Nachricht eintraf, Kleist würde eine Anstellung erhalten, die ihn von allen Nahrungssorgen befreie. (Er starb bettelarm.)

Kerner sprach von Gespenstern wie andere Leute von ihren Bekannten in Hamburg oder Wien. Es war ein cordialer Ton alter Be-

*) Wieland fällt folgendes Urtheil über Heinrich von Kleist: Bei gehöriger Ausbildung wird dieser junge Mann als dramatischer Dichter Schiller und Goethe übertreffen.

**) 1811.

kanntschaften und Dutzbruderschaft. Ein Landmann erzählte ihm einst von einem Gespenste, das sich im Kellergewölbe habe sehen lassen in Gestalt eines in eine graue Kutte gehüllten Mönchs. „Sieh' einmal Einer!" rief Kerner in seiner derben schwäbischen Aussprache. „Den Kerl kenn' ich, der ischt mir schon einmal in den Weg komme und ich hab' ihm verbote das Wandern. Aber er kann's nit lasse. Der hat vor vierhundert Jahren gelebt und war der Pater Guardian im Kloster, hat die Klostercasse bestohle und hat das Geld im Keller vergrabe." Kerner war wirklich in dem Glauben befangen, den er predigte. Nichts setzte ihn in Erstaunen. Er hatte die grauen, weißen, schwarzen Geister alle in bester Ordnung in seinem Kopfe und verfuhr mit ihnen wie ein Obrist, der sein Bataillon besichtiget. In der Nähe seines Hauses, in einem alten verfallenen Thurme waren mehrere Windharfen angebracht und die Sprache, welche die Sturmgeister in dunkeln Abenden da mit einander führten, klang wirklich mehr den Begriffen angemessen, die wir uns von dem Reiche der Abgeschiedenen machen als das Poltern, Werfen und Schimpfen der unsichtbaren Kobolde, die sich Kernern zu vernehmen geben.

— Kerner. Auf der Straße nach Eberstadt, grade halbweg, begegnete Kerner einmal eine kranke Bäuerin, die von da nach Weinsberg hinein wollte, ihn um Hilfe zu bitten. Der Zustand gebietet Eile. Die Patientin kann eben so wenig auf die Rückkehr des Doctors warten, als dieser wieder umwenden, da er auch zu einem Leidenden nach jener Ortschaft wandert; oder die Person mitnehmen indem diese ja doch von Neuem den Weg in die Apotheke nach Weinsberg machen müßte. Kerner ruft einen eben vorbeigehenden Gerichtsassessor (Beisitzer auch ein Landmann) von Weinsberg, zu sich her und bittet ihn um einen Bleistift und ein Endchen Papier. Der hat aber nur ein Stückchen weißer Kreide bei sich. Nun soll er seinen Rücken dem Doctor leihen, welcher das nöthige Recept darauf schreibt, und unten auf die Lederhosen noch groß sein „Justinus Kerner". Das Weib hütet nur immer mit dem Blicke ihren Begleiter, voll Angst die Heilschrift möge sich verwischen. Als sie in der Apotheke anlangen, bietet das ambulante Recept breit den Rücken hin. Der Pharmaceut lacht und behauptet so schön wie dieses habe der Doctor noch keines geschrieben. Natürlich weil er sich mühte die Buchstaben nur recht deutlich zu machen. — Schade, daß der Autographe ausgeklopft ward!

— Kerner. Bei Kerner war einst Gesellschaft, in welcher sich, wie es oft der Fall war Lenau und auch ein Berliner Doctor befand. Es entspann sich mit dem Berliner und der gesammten Gesellschaft ein Streit über Preußen und den Süden von Deutschland. Jener behauptete, der Geist gehe von dort aus, wogegen die Andern einwandten, daß man ge-

rade aus dem Süden, die Hauptelemente solcher Macht, die Intelligenzen, die Talente berufe. — „Norddeutschland, das von uns empfängt ist die Frau, Süddeutschland der Mann", sagte Lenau. Schöpferisches Interesse ist in uns mehr. Dort geistiges Interesse. Der Oesterreicher wirft in seinem Leichtsinne etwas hin, in welchem dann doch der Berliner selbst wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierschale zum Luftballon aufblasen. Das geistige Interesse ist größer in Berlin; im Süden überwiegt die Production. Wir wollen den Berliner zu den Slaven rechnen. Das unterscheidet ihn, daß er immer eine arriere pensée behält. Der Germane schüttet sein Herz bis auf den letzten Neigetropfen aus. — „Behalten Sie denn gar nichts mehr zurück?" fragte der preußische Doctor. Da machte Lenau ein sehr schlaues Gesicht: Ich komme hier nicht in Betracht, ich bin Magyare." — Kerner stand bald nachher auf, kehrte aber gleich aus seinem Schreibstüblein mit einem Papierstreifen zurück, auf welchem noch naß die Zeilen zu lesen waren

Berlin und Wien.

Kein Körper kann besteh'n mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn stets auch ein Herz hinein!
Dem deutschen Köper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Luther, Dr. **Martin**. Katharina von Bora, Luthers Weib, war ein schönes Mädchen, von edler Geburt, die sich in Nürnberg gegen den Willen ihrer Eltern mit einem Studenten verlobte und deshalb gezwungen ward, den Schleier zu nehmen. Sie entfloh mit acht ihrer Genossinnen dem Kloster, fand in Wittenberg eine Zufluchtsstätte und lernte dort Luther kennen. Doch ehe er sie heirathete, schrieb er an den Nürnberger Studenten: „Wenn Ihr Euere Katharina noch haben wollt, beeilt Euch, bevor sie ein Anderer sein nennt. Sie liebt Euch noch immer und es sollte mich freuen, Euch vereinigt zu sehen." Erst als der Student auch einen zweiten Brief nicht beantwortete, ehelichte sie Luther.

— Als Luther vor dem Cardinal und päpstlichen Gesandten Cajetan verhört werden sollte, suchte ihn ein Höfling durch die Frage: Wo er denn bleiben würde, wenn er des Churfürsten Schutz verlöre, der doch wohl seinetwegen keinen Krieg anfangen würde? in Schrecken zu setzen.

Luther antwortete lächelnd: „Unter dem weiten Himmel!“ Der Höfling verstummte.

— Luther. Der türkische Kaiser Solimann II., einer der berühmtesten und thätigsten Regenten der Osmanen und Zeitgenosse Luther's, hatte von dessen großem Werke gehört, und fragte deshalb einst den kaiserlichen Gesandten: wer denn Luther sei und was er lehre? — „Doctor Luther,“ war die Antwort, „ist Lehrer an einer hohen Schule, mag nichts wissen von der Anbetung Verstorbener und dringt auf die Worte der Bibel: „Du sollst anbeten Gott, Deinen Herrn und ihm allein dienen.“ — „So ist,“ bemerkte Solimann, „der Luther dem reinen Glauben der Osmanen sehr nahe gekommen.“

— Luther schrieb einst folgenden Brief nach Nürnberg: „Weil bei uns nichts Geschicktes zu finden ist, so habe ich und mein Freund Wolfgang das Drechslen vor die Hand genommen. Wir schicken Euch hiebei einen Goldgulden, mit der Bitte, uns dafür etliche Bohrer und Drechsler-Instrumente, nebst zwei oder drei Schrauben zu kaufen. Wir haben zwar einiges Werkzeug, wir möchten aber lieber etwas von Eurer zierlichen Nürnbergischen Arbeit haben, thut mir den Gefallen; was es mehr kostet, will ich dankbar erstatten, denn ich glaube, man könne solche Sachen bei Euch im guten Preis haben; damit, wenn allenfalls die Welt uns nicht um des göttlichen Wortes willen ernähren will, wir dennoch mit Handarbeit unser Brod verdienen möchten.“

— Luther ging, während seines kurzen Aufenthaltes auf der Wartburg, zwei Tage mit auf die Jagd. Er nannte dies Vergnügen eine saure Lust großer Herren. Zwei Hasen und einige Rebhühner wurden im Garn gefangen. „Gewiß eine wichtige Verrichtung für müssige Leute!“ rief er aus. Bei dieser Jagd hatte Luther mit vieler Mühe ein junges Häschen beim Leben erhalten und es sorgfältig in seinen Reiserock eingewickelt. Doch die Hunde spürten es auf, und als Luther sich etwas entfernt hatte, bissen sie dem Thierchen durch den Rock den rechten Lauf ab, worauf sie es ganz tödteten. „Ich bin dieser Jagd satt,“ sagte Luther, „sie macht mir mehr Mißvergnügen und Mitleiden, als Freude, aber ich hatte doch bei den Netzen und Hunden meine guten Gedanken.“

— Luther hatte 1524 auf Befehl der Herzoge zu Sachsen in Jena gepredigt, und Carlstadt, welcher dabei zugegen gewesen, fand sich getroffen. Er bat sich also eine Audienz bei Luthern aus, und dieser ließ ihm sagen: „er solle im Namen Gottes kommen, wenn er wolle, er sei bereit.“

Carlstadt kam, und nach langen wechselseitigen Vorwürfen erlaubte Luther ihm, wenn es ihm beliebe, öffentlich wider ihn zu schreiben. „Ja,“ setzte er hinzu, „thut's, ich will Euch einen Gulden dazu schenken.“ Lu-

ther zog bei diesen Worten einen Gulden aus der Tasche, und indem er ihm solchen hinreichte, sagte er: „Nehmet hin, greift mich aber tapfer an, frisch auf mich!"

Carlstadt nahm den Gulden, zeigte ihn allen Anwesenden und sagte: „Lieben Brüder, das ist Arroba, ein Zeichen, daß ich Macht habe, wider Luthern zu schreiben. Des seid Ihr mir Zeugen." Carlstadt steckte den Gulden in seinen Beutel und gab Luther die Hand darauf. Dieser trank ihm nun zu, daß er ungehindert wider ihn schreiben dürfe.

„Schonet nur mein nicht!" sagte Luther, „je tapferer Ihr mich angreift, je lieber soll es mir sein."

— Luther schickte auf seiner letzten Reise in Halle seinem Freunde und Collegen Justus Jonas ein schönes Trinkglas, mit nachstehenden Versen, in lateinischer und deutscher Sprache, als Geschenk:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili simelem se noscat uterque!

Dem alten Doctor Jonas
Bringt Doctor Luther ein schön Glas,
Das lehrt sie alle beide fein
Daß sie zerbrechliche Gläser sein.*)

— Luther. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen bot Luther einen Kux auf dem Schneeberge an, um dadurch für dessen Frau und Kinder zu sorgen. Luther, fern von allem Eigennutz, lehnte dies mit den Worten ab: „Mir gebühret viel besser, daß ich mit einem Vater-Unser Zubuße gebe, daß die Erze bestehen und die Ausbeute wohl angelegt werde."

— Luther's kürzester Brief befindet sich in der königl. Bibliothek zu Berlin. Dies Schreiben ist an einen gewissen Hirsfelder gerichtet, den er nicht kannte, und der nur an ihn geschrieben, um eine Zeile von ihm zu besitzen. Luther antwortete ihm: „Manum meum petisti, ecce manum habes." (Du verlangtest meine Handschrift, hier hast Du meine Handschrift.)

— Luther. „Paradieses genug, wenn nur die Sünde nicht wäre!" sagte einst Luther bei der Besichtigung eines fürstlichen Lustgartens. Eine passende Ueberschrift für den Eingang von manchem Park und andern dem Vergnügen des großen Publicums gewidmeten Garten.

— Zu Luther kam einst ein wittemberger Organist, der im höchsten Grade hypochondrisch und schwermüthig war, und bat um seinen Rath,

*) Dieser gläserne Becher befindet sich noch heute in der alten Raths-bibliothek zu Nürnberg.

wie er sich der trübsinnigen Vorstellungen und besonders des anlockenden Gedankens an Selbstmord entledigen könne. Luther ließ ihn ganz ausreden und gab dann die Entscheidung: „Greif in's Clavier; Besseres weiß ich nicht zu rathen."

— Luther gab einem Studirenden, der Lust hatte zu predigen, den einfachen Rath: „Steig' hinauf, thu' das Maul auf und höre bald auf." — Könnte auch jetzt noch manchem Kanzelredner als Lehre dienen!

— Luther hörte einmal einen Neuling predigen. Als derselbe gleich Anfangs stecken blieb und nur die Text-Worte: „Ich bin ein guter Hirt" mehrmals wiederholte, hieß ihn Luther von der Kanzel herabsteigen und sprach: „Ein gutes Schaf mögt Ihr wohl sein, aber kein guter Hirt!"

— Luther. Justus Jonas gab einst einem Armen ein Almosen und sagte: „Wer weiß, wo Gott es wieder gibt." — „Als wenn Gott nicht zuvor gegeben hätte!" sagte Luther.

— Luther. Zu seiner Hausfrau Catharina sprach Luther, als sie schwanger war und gleichwohl noch ein Kind säugte: „Es ist schwer, zwei Gäste zu ernähren, den einen im Hause und den andern vor der Thür."

— Luther. Bei erschöpfter Kasse gab Luther einst einem Armen, der ihn um Unterstützung angesprochen hatte, das Pathengeld seiner Frau und tröstete sie mit den Worten: „Gott ist reich, er wird etwas anderes bescheeren."

— Luther. Die Aerzte machten Luthern den Kopf so warm, daß er denn doch zuweilen auf sie schalt; oft sagten sie: „Lieber Herr Doctor, Ihr habt zuzusetzen, man muß Euch stark angreifen." Aber er hatte es endlich so satt, daß er ohngeachtet alles Zuredens beschloß, von Schmalkalden abzureisen und sich der Natur zu überlassen. „Ich begehre nichts Lieberes," sagte er, „denn bei Christo zu sein, und daß ich nur aus des Teufels Herberge mag gebracht sein, das auch schon gestern geschehen wäre, wenn Magister Philipp Melanchton mit seiner heilsamen, schwärmerischen Astrologie *) mich nicht hätte um einen Tag aufgehalten; aber ich will nicht bleiben, weil wir Herren der Gestirne sind." Er reifte also wirklich am 26. Februar fort, trotz der kalten Winterwitterung, und der Kurfürst schickte ihm seinen eigenen Wagen mit Kohlen, Instrumenten

*) Der übrigens gelehrte und scharfsinnige Melanchton war wirklich der Meinung, daß die Gestirne Einfluß auf die Schicksale der Menschen hätten. Zu seiner Zeit lebte jener unter dem Namen Dr. Fust so berüchtigte Gaukler und Taschenspieler, den Melanchton gekannt haben muß, und welcher von dem früher um das Jahr 1440 gelebten Johann Faust zu unterscheiden ist, welcher nebst Peter Schäffern die Kunst erfand, die Lettern zum Buchdrucken zu gießen.

und Leuten, die ihn unterwegs wärmen sollten; auch schrieb er an den Dr. Sturm, er möchte Luthern etwas in Weimar ausruhen lassen und in Acht nehmen. In Tambach forderte Luther kalte Erbsen und Bratbücklinge (eben kein Essen für einen Todkranken) und gleichwohl bekam es ihm so vortrefflich, daß der Blasenstein abging und er noch in der nämlichen Nacht vollkommen hergestellt war. Diese Nachricht machte in Schmalkalden und überall große Freude und Luther schrieb zu Tambach an die Wand seines Zimmers noch in der Nacht: „Tambach ist mein Phanuel*), daselbst ist mir der Herr erschienen."

— Luther. Muthvoll und getrost war Luther immer. Schon im Jahre 1521, als er kurz nach seiner Zurückkunft von Worms die Nachricht im Augustinerkloster zu Wittenberg erhielt, daß er in den Bann gethan und vom Kaiser Carl V. in die Reichsacht erklärt sei, ging er getrost und heiter in dem Klostergarten auf und ab und sang. Als Magister Eberhard, Prior und Prediger in Altenburg, ihn hier aufsuchte und in der Absicht, ihn auf dieses Schicksal vorzubereiten, fragte: ob er nichts Neues wisse? erzählte ihm Luther selbst die Reichsachts-Erklärung und fügte hinzu; „Die gehen mir nichts an, sondern unsern Herrn Christum; will er sich von der Rechten seines Vaters verstoßen lassen, da sehe er zu. Ich bin viel zu schwach."

— Luther. Als einst Luther mancherlei unangenehme Nachrichten gehört hatte, brachte er seinem Gast- und Tischnachbar einen guten Freudetrunk in seinem Becher dar und sagte: „Ich soll und muß heut' fröhlich sein, denn ich hab' böse Zeitung gehört. Dawider dient nichts besser denn ein stark Vater Unser und guter Muth, das verdrießt den melancholischen Teufel."

— Luther. Als im Alter Luthern der Schlaf verließ, nahm er bisweilen Abends einen Schlaftrunk, doch nie im Uebermaß. Er entschuldigte sich darüber mit den Worten: „Ihr jungen Gesellen, unserm Kurfürsten und mir alten Mann müßt ihr ein reicheres Trinklein zu gute halten, wir müssen unsre Polster und Kissen im Kändlein suchen."

— Luther sang, da er Haus- und Familienvater war, gern über und nach Tische, auch spielte er die Laute, manchmal behielt er einen Freund, als Melanchton, Jonas und andere, bei sich zum Abendessen. Hatten sie nun lange genug über gelehrte Sachen gesprochen, dann veranstaltete er Musik. besonders Gesang, der denn freilich nach der damaligen Zeit weniger kunstmäßig, aber desto kraftvoller war; sie sangen allerlei, oft auch lateinische Oden ab, besonders auch Stellen aus dem

*) Den Ort, wo Jacob mit dem Engel stritt, nannte der Erstere פנואל (Phenuel) von פנים (Panim) Gesicht und אל (Eel) Gott!

Virgil, z. B. Dulcis exuviae 2c. „Philipp," sagte er oft zu Melanchton, „brummt doch auch mit drein." So bestätigte er durch sein Beispiel, was er einst kräftig nach seiner Art sagte:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

— Luther. Ein Fürst wollte seine Gemahlin gern mit auf die Jagd auch haben; Sie aber wollte nicht, da fragt der Fürst den Dr. Martin Luther: Herr Doctor, was sagt ihr darzu? Er antwortet: „Der Ofen vnd die Fraw sollen daheim bleiben."'

— Luther. „Ein neuer Jurist," pflegte Luther zu sagen, „ist im ersten Jahre ein Justinianus, dünkt sich über alle Doctoren, und hat alle Rechte in seinem Kopfe; das andere Jahr ist er Doctor, das dritte Licentiat, das vierte Baccalaureus und das fünfte wieder Student, d. i. der Rechte Beflissener."

— Luther. Einst klagte ein Weib dem Luther, sie könne gar nicht recht glauben. „Könnt Ihr auch noch Euern Kinderglauben?" — Ja, sagte das Weib. Als sie ihn fein andächtig hergesagt hatte, sprach Luther zu ihr: „Haltet Ihr auch dies für wahr?" — Da die Frau es bejahte, setzte er hinzu: „Wahrlich, liebe Frau, haltet und glaubet Ihr diese Worte, wie sie denn nichts als Wahrheit sind, so glaubet Ihr denn stärker als ich, der ich alle Tage um Mehrung meines Glaubens bitten muß!" — Darauf dankte die Frau Gott und ging mit Frieden und Freude von Luther.

— Luther sprach von der Rebekka, wie sie wider ihres Mannes Willen ihren jüngern Sohn, den Jacob einschleicht, und sagte: „Rebekka fängt es unordentlich an, aber sie führt's hinaus. Also habe ich oft auch aus der Fahrstraße gesetzt und stark Vaterunser vorgelegt oder zur Brücke gebraucht; hinaus bin ich mit Gott gekommen. Aber ich rath' es eurer keinem. Bleibet ihr auf gebahntem Wege und handelt nach der Regel."

— Luther wurde von Johann Cochläus *) „der Drache mit den sieben Köpfen" (von dem in der Apokalypse die Rede ist) genannt. Daher sagte ein junger Markgraf von Brandenburg einst: „Ist Luther dies, so wird er unüberwindlich sein, weil sie ihn bisher, da er einen gehabt, nicht haben überwinden können."

— Luther wurde am heftigsten von Cochläus in einer Schrift angegriffen, die ohne seinen Namen herauskam. Sie ist betitelt: „Bockspiel

*) Johann Cochläus, auch Dobneck genannt, wurde zu Wendelstein bei Nürnberg 1479 geboren, war ein römisch-katholischer Theolog und eifriger Widersacher Luthers.

Martini Luthers: darinnen fast alle Stende der Menschen begriffen und wie sich ein yeder beklaget, der Jetzt leuffigen schweren zeyt. Gantz kurzweilig und lustig zu lesen." — Unter dem Titel ist eine Abbildung zweier Böcke, mit der Unterschrift:

> Du stolzer Wider las deine pracht,
> Verleurst die Schanz, so wirst veracht;
> Der Steinbock ist dir stark genug,
> Dein Hochmuth wird er stillen mit Fug.

Das ganze Werk ist in achtsilbigen Jamben abgefaßt und weder in Auftritte noch in Acte abgetheilt. Eine jede Person tritt nur einmal auf, sagt ihren Spruch und geht dann wieder ab. Es reden nach und nach siebzehn Personen. Die Hauptperson ist Luther, die übrigen Cochläus, Faber, Eck, ein verlaufener Pfaff, Mönch, ein Edelmann, ein Kaufmann rc. Am Schluß spricht Thomas Murner.

— Luther dichtete nicht allein Lieder zu geistlichem Gebrauch — er besaß auch ausgezeichnete musikalische Talente, blies die Flöte spielte die Laute trefflich und war durch eine angenehme Stimme begünstigt. Er lebte auch in der innigsten Freundschaft mit dem größten Tonkünstler jener Zeit, Senft.

— Luther. Einen Gegensatz bildet zu dem Obigen, was (1518) ein alter redlicher Canonicus mit Begeisterung ausrief, als er hörte, daß Luther den Ablaß und das Fegfeuer angegriffen: „O min leeve Broder Merten! wenn du das Fegefür und die Papen-Marktarei störmen und wegschleudern kannst, bist du vorwahr ein großer Herre!" — Ein Anderer sagte zu Luther: O mi frater Martine, abi in cellam tuam et dic Ave tuum et Pater noster!

— Luther sprach sich über den Christusrock folgendermaßen aus: „Item mußt du, wenn du für das Papstthum nimmst, auf dich laden und stärken helfen das verführliche, lügenhafte, schändliche Narrenspiel des Teufels, das sie mit dem Heiligthum und Wallfahrten getrieben und noch keineswegs gedenken zu büßen. Hilf Gott! wie hat es hie geschneiet und geregnet, ja eitel Wolkenbruch gefallen mit Lügen und Bescheißerei. Wie hat der Teufel die todten Knochen, Kleider und Geräthe für der Heiligen Gebeine und Geräthe aufgemutzt, wie sicher hat man allen Lügenmäulern gegläubet?! Wie ist man gelaufen zu den Wallfahrten! Welches Alles der Papst, Bischöfe und Pfaffen und Mönche haben bestätigt, oder je zum wenigsten geschwiegen und die Leute lassen irren und das Geld und Gut genommen. Was that allein die neue Bescheißerei zu Trier mit Christus Rock! Was hat hie der Teufel großen Jahrmarkt gehalten in aller Welt

und so unzählige Wunderzeichen verkauft! Ach, was ist, daß Jemand hievon reden mag? Wenn alles Laub und Gras Zungen wären, sie könnten allein dies Bubenstück nicht aussprechen! Noch müssen wir zusehen, daß sie's bekennen, noch büßen, sondern erhalten, stärken und bessern wollen, dazu durch dein Leib und Blut! Und was noch das Allerärgste ist, daß sie die Leute hiemit verführet und von Christo gezogen haben auf solche Lügen zu trauen und zu bauen. Denn es ist Keiner dem Heiligthum nachgelaufen, er hat seine Zuversicht und Trost darauf gesetzt und seinen Christum Dasein, das Evangelium und Glauben, dazu seinen Stand dagegen verachten müssen und als für nichts halten. Aber die Papisten haben solcher Verführung der Seelen, solcher Verachtung und Verläugnung Christi und seines Glaubens nicht nur nicht gewehret, sondern Lust und Freude daran gehabt und mit Ablaß und Gnade gezieret und gestärkt, und sich gar wohl damit geweidet, alle Welt geschunden und geschaben. Noch ist da kein Bessern und Büßen, sondern eitel trotziger Vorsatz, solches Alles zu mehren und zu stärken!"

— Luther über die Wucherer: „Darum ist ein Wucherer wahrlich nicht ein rechter Mann, sind auch nicht menschlich. Er muß ein Währwolff sein, über alle Tyrannen, Mörder und Räuber, schier so bös, als der Teufel selbst, und der nicht als unser Feind, sondern als Freund und Mitbürger im gemeinen Schutz und Frieden sitzt, und dennoch gräulicher raubt und mordet, wie kein Feind und Mordbrenner, und so man die Straßenräuber und Verräther rädert und köpft, wie viel mehr sollte man alle Wucherer rädern und ädern, verjagen, verfluchen und köpfen!" — Wollte man in unserer Zeit so verfahren, so würden die Henkersknechte vollauf beschäftigt sein!

— Luther gegen den Nachdruck. Daß die Nachdruckerei so alt ist, als das Buchdrucken selbst, ist bekannt. Man weiß auch, daß Luther vielfältig gegen das Nachdrucken geeifert hat. Hier stehe, was dieser Mann über denselben Gegenstand in seiner Auslegung der Episteln und Evangelien (1525) sagt. Es ist dieses: „Was soll das sein, meine liebe Druckerherrn, daß Einer dem Andern so öffentlich raubt und stiehlt das Seine, und unter einander euch verderbet? Seid ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden? oder meint ihr, daß Gott euch segnen und ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke? — Nun wäre der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie doch meine Bücher nicht so falsch und schändlich zurichteten. Nun aber drucken sie dieselbigen, und eilen also, daß, wenn sie zu mir wieder kommen, ich meine eigene Bücher nicht kenne. Da ist etwas außen, da ist versetzt, verfälscht, da nicht corrigirt, haben auch die Kunst gelernt, daß sie Wittenberg oben auf etliche Bücher drucken, die zu Wittenberg nie gemacht, noch gewesen sind, das sind ja Buben-

stücke, den gemeinen Mann zu betrügen, weil von Gottes Gnaden wir im Geschrei sind, daß wir mit allem Fleiß und kein unnützes Buch auslassen, so viel uns möglich ist. Also treibet sie der Geiz und Neid unter unserm Namen die Leute zu betrügen, und die unseren zu verderben. Es ist ja ein ungleich Ding, daß wir Arbeit und Kosten sollen darauf wenden, und andere sollen den Gewinnst und wir den Schaden haben. Derohalben seid gewarnt, meine lieben Drucker, die ihr so stehlet und raubet. Denn ihr wißt, was St. Paulus sagt zu den Thessalonichern 1. Epistel am 4. Cap.: „Niemand vervortheile seinen Nächsten im Handel, denn Gott ist Rächer über das Alles.“ Dieser Spruch wird auch euch einmal treffen, auch so werdet ihr durch solcher Räuberei nichts reicher, wie Salomo spricht: „Im Hause des Gottlosen ist eitel verschließen, aber des Gerechten Haus wird gesegnet. Und Esaias: „Der du raubest, was giltst, du wirst wieder beraubet werden.“

— Luther. Schließlich noch eine humoristische Sage von ihm: Man erzählt sich nämlich, er habe sich nach seinem Tode, ganz gegen seine Manier, mit einem Haufen gläubiger Seelen in den Himmel geschlichen, ohne daß es Petrus bemerkt hätte. Als Petrus den Luther nachher mitten unter den Seeligen bemerkte, ging er hin zu Christus und sprach: „Herr Christus, da hab' ich einen dummen Streich gemacht, ich habe den Luther in den Himmel gelassen und weiß nun nicht, wie ich ihn wieder heraus bringe. So grade gehen heißen kann ich ihn doch nicht, er soll furchtbar grob sein.“ Christus sagte: „Ei, Du mußt ihn wieder hinausschaffen, das hilft nichts. Sieh' zu, wie Du's anfängst.“ Petrus grübelte und fand endlich Rath. Er schrieb eine allgemeine Procession der Seeligen aus, welche um den ganzen Himmel herumgehen sollte. Luther ward zum Fahnenträger ernannt und mußte voranschreiten. Wie nun Alles in Ordnung war, ging's vorwärts, Luther voran, zur Himmelsthür hinaus. Da schlug Petrus geschwind die Himmelsthür zu; Luther stand mit der Fahne draußen und die Seeligen drinnen. Was wollte nun Luther anfangen? Er faßte sich wie ein Mann. Er sprach nämlich zu sich selber: „Nun wohl, ich werde wandeln als Geist durch alle Länder der Menschheit, werde schwingen die Fahne des Himmels, die man mir anvertraut, werde dereinst ankommen mit der ganzen Menschheit, und kein Zwiespalt wird dann mehr sein, weder im Himmel, noch auf Erden.“

— Luther. Nach dem Tode des Papstes Leo X. (gest. den 1. December 1521) kam nachfolgende Erzählung von demselben in Umlauf: Als Leo vor die Himmelsthür gekommen sei und angeklopft habe, hätte Petrus gerufen: „Wer ist da?“ — „Mach auf, ich bin's, Leo der Zehnte!“ — „Ei wenn Du Papst bist, so mache selbst auf, Du hast ja den Schlüssel

zum Himmelreich." — „Freilich wohl! aber Du weißt es ja so gut wie ich, daß Luther das Schloß geändert hat."

— Luther, gestorben am 18. Februar 1546, machte folgende Grabschrift auf sich:

„Gott und sein Wort bleibt ewig stehn,
Der Sünde Gewalt wird bald vergehn;
Zu Eisleben ist mein Vaterland.
In Sachsen hat mich Gott gesandt,
Aus Wittenberg, der werthen Stadt,
Durch mich sein Wort Gott geben hat,
Dadurch das päpstliche Reich gestürzt
Und seine Tyrannei verkürzt."

Einige Kernsprüche Luther's.

Es ist auf Erden keine bessere List,
Als wer seiner Zunge Meister ist.

Rede wenig und mach' es wahr,
Was du borgest, bezahle baar.

Wer was weiß, der schweig,
Wem wohl ist, der bleib'!
Wer was hat, der behalt',
Unglück, das kömmt bald.

Virtus (Tugend) ist geschlagen todt,
Justitia (Gerechtigkeit) leidet große Noth,
Temperantia (Mäßigkeit) ist gebunden,
Veritatem (Wahrheit) beißen die Hunden,
Fides (Treue) gehet auf Stelzen,
Nequitia (Unbilligkeit) ist nicht selten.

Willst Du alt werden, so werde bald alt,
Behält' den Kragen warm,
Fülle nicht zu sehr den Darm.
Mache der Grete nicht zu nah',
Also wirst Du langsam grau.

Ode auf Luther.

(Januar 1781.)

Dignum laude virum Musa vetat mori.
(Horatius.)

Brich aus! brich aus, Du lang gehemmtes Feuer,
Ström' unaufhaltsam hin!
Ertöne laut, Du früh begriff'ne Leyer,
Ich fühl' es mir im Herzen glüh'n!

Erhebe mich auf Deinen lichten Schwingen,
Begeist'rung, Himmelan!
Ich halt's nicht mehr, und will und muß ihn singen
Den großen, kühnen, deutschen Mann!

Vernimm das Lied in Deinen weiten Kreisen,
Mein freies Vaterland!
Ich singe Dir den Helden und den Weisen,
Der Deiner Ketten Dich entband.
Denn Deine Fürsten waren Knechte
Vom Stuhl zu Rom, und ach!
Der Patriote seufzt' umsonst der Rechte
Der Freiheit und der Menschheit nach.

Religion, wie tief warst Du gesunken,
Zu leeren Menschentand!
Von Raserei und Fanatismus trunken,
Rief mit dem Mordstahl in der Hand,
Der Mönche Schwarm: „Ihr Brüder auf zerstört
Was uns nicht blind verehrt!
„Tod dem im Flammenstuhl, der anders lehret,
Als unser Orden lehrt!"

Und alles Volk von Dummheit eingewieget,
Schwieg furchtsam still und wich.
Ja selbst der Mächtige der Erde schmieget,
Gehorsam ihren Fesseln sich.
Lag tief in Schlam versteckt;
Des Denkens Freiheit war dahingeschwunden,
Was großes Rom und Griechenland erfunden,
Die Musen waren weggeschreckt.

Die Erde sah entflammte Scheiterhaufen,
Und Stricke, Rad und Schwert.
Des Himmels Gnade sei um Geld zu kaufen, —
Ha, welch ein Greul —! ward frech gelehrt.
Provinzen mußten leer und öde stehen,
Man sah die Fürsten flieh'n,
Sah hoch empor die Kreutzesfahne wehen,
Und Tausende dem Tod entgegen zieh'n.

Mit Beben hörtest Du die Donnerstimme,
Europa, blind in Wahn,
Wenn jener Mann im feuervollen Grimme
Den Bannstrahl aus dem Vatikan
Hervorgeschleudert, — Edle niederdrückte,
Mit seinem Hirtenstab,
Und um sich her voll stolzer Hoheit blickte,
Die ihm ein Kaisermörder gab. *)

*) Phokas, der — der Geschichte zufolge — dem römischen Bischof den Vorrang vor dem zu Konstantinopel einräumte.

C. J. Wagenseil.

Da kam der Mann, mit Muth von Gott gestählet,
Und warf den Götzen um,
Er kam, von deutschem Biedersinn beseelet,
Mit Trost und Evangelium.
Wie Feuerströme floß von seinem Munde
Der Wahrheit Kraft und Macht,
Die Edlen all' vereinten sich zum Bunde,
Es floh des Aberglaubens Nacht.

Ihn schreckten nicht die hohen Erdengötter,
Wer war voll Muths, wie Er?
So wie die Eich' im grausen Donnerwetter,
Wenn wilder Ströme wüthend Heer
Die schwächern Bäume tief zur Erde beugen,
Fest eingewurzelt steht,
So stand auch Er. — So hat die Wahrheit ihren Zeugen
Vor allem Volk erhöht.

Dich heil'ge Freiheit! bracht' uns Luther wieder,
Sie kam im Strahlenkleid,
Frohlockend von der Himmels Zinne nieder,
Mit holder Freundlichkeit.
Triumph! Triumph! — Es rasseln jene Ketten,
Nicht mehr an unserm Arm.
Dein Luther kam, o Gott! uns zu erretten,
Zu enden Schmach und Harm.

Er trieb mit deutscher Kraft des Irrthums Heere
Hinweg, und zagte nicht.
Ja, — „wenn die ganze Welt voll Teufel wäre,
„Er zagt und zittert nicht."
Nicht Bann, nicht Acht, erschütterten den Kühnen,
Entschlossen sprach sein Mund,
So stand auf seines Vaterlands Ruinen
Der Patriot, *) und stürzt' in offnen Schlund.

Du zogst des Alten Weisheit aus dem Staube
Erhab'ner, großer Mann!
Durch Dich kam uns zurück der Väter Glaube,
Durch Dich entflohen Trug und Wahn.
Wer wagt es jetzt, uns fürder einzuschränken?
Wer will entgegen steh'n,
Wenn wir es wagen, selbst zu denken,
Mit off'nen Augen selbst zu seh'n?

Dank Dir Unsterblicher! und jeder danke,
Den Du so hoch beglückt,
Dein Name sei uns tröstender Gedanke,
Dein Name, der das Herz entzückt.

---

*) Der Römer Curtius.

O wehe dem, der Deinen Werth verkennt,
Dich, der so viel gethan!
Wer Deinen Namen nicht mit Ehrfurcht nennet
Der ist ein Sclav kein freier deutscher Mann!

C. J. Wagenfeld. *)

Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen und Luther's Ring.

Der Kurfürst Georg von Sachsen,
Der fest am Glauben hing,
Worin er aufgewachsen,
Trug Luther's gold'nen Ring.

Es war des Bergmann's Beute,
Es war des Reiches Schwert,
Es waren Land und Leute
Ihm nicht so lieb und werth.

Von Feinden einst umgeben,
Sprach er mit kühnem Geist;
„Wißt, daß nur mit dem Leben
„Man mir den Ring entreißt."

Und als er auf dem Lager
Zu sterben war bereit,
Da war ihm, bleich und hager
Der heil'ge Ring zu weit.

Da ließ er ihn umschlingen
Mit einem Seidenband,
Und trug von allen Ringen
Nur ihn noch an der Hand.

Und als er ihn zum Munde
Geführt mit frommer Luft,
Entfloh sein Geist zur Stunde
Im leisen Hauch der Brust.

Adolf Bube. **)

---

*) Siehe dessen: Auserlesene Gedichte. Nördlingen, in der Bock'schen Buchhandlung 1819. — Seite 32—36.

**) Siehe dessen Gedichte, 2. Auflage. Gotha. In Commission bei J. G. Müller 1836. Seite 65.

Prophetisches Wort Luther's auf der Burg zu Mansfeld.

Zu Mansfelds Burg Herr Luther geht,
Daß er für Gottes Werk
Den jungen Herrn durch fromme Lehr'
Ermunt're und bestärk'.

Als in den Burghof ein er geht,
Des süßen Weines Duft
Dem frommen Mann entgegen weht,
Erfüllend weit die Luft.

Und nieder von dem Festsaal tönt
Des lauten Jubels Schall,
Und Saal und Schloß und Hof erdröhnt
Von Jubels Widerhall.

Vom Keller durch den Hof zum Schloß
Durchnäßt der Wein den Sand;
Ihn in geschäft'ger Eil vergoß
Leichtfert'ger Diener Hand.

Der Weinguß leitet Luther's Schritt
Die Stieg' hinauf zum Saal;
Da schwelgt in toller Zecher Mitt'
Der Graf jetzt beim Pocal.

„Ei! Ei!" beim Eintritt Luther sprach,
„Ihr Herren begießet fein;
Nur immer zu! Es wird darnach
Der Graswuchs wohl gedeih'n."

Erfüllt ist das prophetische Wort;
Das Schloß in Trümmern liegt;
Es weidet jetzt die Ziege dort;
Im Wind das Gras sich wiegt.

Preuschen.

Das Lied vom frommen Doctor.

Es war einmal ein Bergmannsknab
Der stieg den Berg wohl auf und ab:
Das war ein Junge guter Art,
Froh, kräftig und doch fromm und zart.
Sein Vater sprach: der Junge muß
Mir nun zur Schule gehen.
Zum Bergmann bist Du viel zu klug,
Und Bergleut' gibt es stets genug,

Drum läßt Du bei der Grube nur
Den Schiebkarn ruhig stehen
Und fahrest in der Weisheit Schacht,
Die beſſ'res Gold herfürgebracht.

Ein frommer Mann voll Geist und Muth
Ist für die Welt ein größ'res Gut,
Als fände sich ein weites Land
An Gold so reich als wie an Sand.
Die Welt ist arm, und wäre sie
Mit Gold ganz überzogen,
Sobald es ihr am reinen Licht
Des Evangeliums gebricht.
Du arme Welt, wie hat man Dich,
Um Gottes Wort betrogen.
Man bot ja Deiner Seele Heil
Für Gold auf off'nem Markte feil!

Wer einen um sein Geld gebracht,
Und sich darüber Grillen macht
Wer meuchlings Mord begangen hat,
Wer einen bösen Meineid that,
Der bringe nur sein Geld herbei,
Der Tetzel tilgt die Sünden;
Und wär' er schwarz wie eine Kräh,
Ich mach' ihn weißer als der Schnee,
Und lehre ihn zum Himmelreich
Die sich're Straße finden:
Sobald das Gold im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeu'r springt.

Doch seht da an der Kirchenthür
In Wittenberg: Was liest man hier?
Da ist die Disputation
Von unserm klugen Bergmannssohn:
„Wenn einer was dagegen hat,
So sag' ers ohne Ränke.
Den will ich seh'n, der mir beweist,
Daß, was mir Gott so frei verheißt,
Sein Heil, ich kaufen soll um Geld,
Als wär's kein frei Geschenk!
Mein veste Burg ist Gottes Sohn,
Sein Blut mein Absolution."

Dem Papste macht das bös Geblüt,
Drum seht was weiter hier geschieht:
Viel Leute auf dem Markte steh'n
Und in ein lustig Feuer seh'n:
Und unser Bergmann mitten drin,
Wirft etwas in die Flammen:

Das ist die Bulle, die voll Wuth
Den Bergmann mit dem Doctorhut
Im Namen seiner Heiligkeit
Zur Hölle will verdammen.
„Und hiermit sag' ich mich vom Schoos
Der Römerkirch auf ewig los.“

Weil nun Papst Leo Tag und Nacht
Auf Rache und auf Trug gedacht,
So hetzt er gegen Luther gleich
Den Kaiser und das ganze Reich:
Du armer Doctor! Wo verbirgst
Du Dich vor ihrer Rache?
„Ich mich verbergen!? Nein, ich geh'
Nach Worms, wo ich zur Rede steh'.
Und gäb's der Teufel dort so viel
Als Ziegel auf dem Dache,
Eine feste Burg ist unser Gott,
Er hilft uns frei aus aller Noth!“

Da tritt er vor den Kaiser frei,
Und vor die ganze Klerisei,
Und wie der Official ihn fragt:
Nimmst Du zurück, was Du gesagt?
Schaut er zum Himmel: „Herr ich steh'
Allhier in Deinem Namen.
Du weißt es selber ob ich's kann:
Sieh meine Schwachheit gnädig an.
Nein, widerrufen darf ich nicht,
Du wirst mir helfen, Amen.“
Da dachte mancher Fürst bei sich,
Du braver Mann, Gott schütze Dich.

Den Luther hat der Herr beschützt,
Der zu der Rechten Gottes sitzt,
Doch seiner Lehre reinen Plan
Nahm Volk und Fürst mit Freuden an.
Des Evangeliums helles Licht
Schien wieder auf der Erden,
Und wer es annahm spürte bald
Des Herren Segen mit Gewalt;
Der Sonne Glänzen kann ja nicht
Von uns empfunden werden,
Ohn' daß die heil'ge Himmelskraft
In uns ein neues Leben schafft.

Das lautre Wort hat uns befreit
Von schwerer Priester-Dienstbarkeit,
Dem Herren sind wir unterthan,
Der Menschen Werk geht uns nicht an,

Ein braver Mann genießt in Ruh,
Die Früchte seiner Thaten,
Gibt keinem Andern Rechenschaft,
Als dem, der 's wirkt mit seiner Kraft.
Und ist nur sein Gewissen rein,
So muß es ihm gerathen.
Er ist von Jugendauf gelehrt
Wie man den Herrn im Geist verehrt.

Drum ist das Jubiläum heut,
Deß Alt und Jung sich hoch erfreut,
Und dankt dem Herren laut und singt,
Daß uns das Herz hüpft und springt.
Gott selbst hat seine Freude dran,
Und hat dieß Jahr gesegnet,
Hat gnädig an sein Volk gedacht
Und aller Noth ein End' gemacht.
Und Jeder zu dem Andern spricht
Wenn er ihm heut begegnet:
An diesem Fest solls hoch hergeh'n
Von uns wird's Keiner wieder seh'n. —

Luther.

Eine Beschwörung von A. Müller. (1817).

Hörst Du vom Thurm der Glocken ehrne Zungen?
Wach' auf, dreihundertjähr'ger Schläfer, Dich —
Dich rufen sie, einstimmig, feierlich,
Dich, der die Welt dem Teufel abgerungen!

Denn sie war sein, wenn Du sie nicht gespalten;
Nicht ohne Scheidung konnten Nacht und Licht,
Glaub' und Vernunft in reinem Gleichgewicht
Auf leis bewegter Wage sich erhalten.

Wach' auf! Jetzt trennt ein andrer Riß die Meinung,
Der Glaube hadert um ein irdisch Recht,
Die Welt zerfällt in Herrscher und in Knecht,
Weisheit und Hochmuth weigern die Vereinigung.

Jetzt ist der Erd' ein Mann der Kraft vonnöthen,
Wie Du Dich einst der Christenheit bewährt:
Die Brust von Erz, die Zung' ein feurig Schwert,
Die Fers' ein Fels, die Lüge zu zertreten.

Erwache, Starker, von dem Schlaf der Todten,
Steig' aus der Gruft zu Deinem Volk empor!
Dein mächtig Wort schall' in der Mächt'gen Ohr,
Wie Du es Papst und Kaiser einst geboten.

Zerbrich den Herrenstolz! In Banden schlage
Der Völker wüsten, nimmersatten Trieb!
Poch' auf das Buch, das Gottes Finger schrieb,
Und stifte Frieden zwischen Raub und Klage.

Doch lebend nicht tritt unter die Lebend'gen
Ein Todter komm, mit Leichenangesicht,
Der Kunde bringt vom ewigen Gericht,
Und Schreck verbreitet, rohe Lust zu bänd'gen!

Denn so verworren nun sind Recht' und Pflichten,
So wild geworden ist das Blut der Zeit,
So dreist verletzt die Ohnmacht Wort und Eid,
So strafbar ist betrog'ner Hoffnung Dichten;

So durcheinander in verfall'nen Schranken
Treibt Meinung sich und Will' und halbe That,
So wuchernd durch die kaum entspross'ne Saat
Zieht, Schlangen gleich, das Unkraut seine Ranken.

So kühn ward, Furcht vor freier Geister Streben,
So furchtsam und mißtrauisch das Vertraun,
So grundzerstörend das geschäft'ge Bau'n
So todt in allen Adern ist das Leben;

Daß, dießmal Sinn und Unsinn zu versöhnen,
Lebendig Wort umsonst die Luft bewegt.
Komm, kühner Mönch, wie man Dich hingelegt —
Als Leiche komm, und red' in Geistertönen!

Zur 300jährigen Jubelfeier der Einführung der Reformation in Dresden, den 6. Juli 1839.

„Freude dieser Stadt bedeute!"
Schiller.

Hört Ihr die Glocken von dem Thurme schallen?
Wißt ihr zu deuten diese hohe Lust?
Seht ihr die Menge nach dem Tempel wallen,
Zu beten dort aus dankerfüllter Brust?
Dem Glauben gilt's, den wir uns auserkoren,
Dem unsere Väter Treue einst geschworen! —

Noch seh' ich Luther'n seine Fackel schwingen,
Die welterleuchtend heute noch erglüht,
Noch höre ich sein kräft'ges Wort erklingen,
Aus dem ein reicher Segen uns erblüht;
Des Geistes Freiheit hat er uns errungen,
D'rum bringt ihm laut des Jubels Huldigungen.

Die neue Lehre zog mit Riesenschritten
Durch's weite Reich der großen Gotteswelt;
Und Trug und Wahn verschwand vor ihren Tritten,
Und Luther's Name prangt' als Glaubensheld.
Ihn konnte weder Bann noch Bulle schrecken,
Aus ihrem Schlaf die Menschheit aufzuwecken.

Er führte uns mit seinem Bibelworte
Aus Finsterniß zum hellen Tageslicht;
Er öffnete die große Glaubenspforte,
Wo Gott, nicht Menschensatzung zu uns spricht.
Die Kette brach, die lange uns umfangen,
Die Glaubenssonne war uns aufgegangen.

Doch, neben Luther's gold'nen Namenszügen,
Erglänzt auch Heinrichs unvergeßlich Bild:
Durch ihn erst konnt' die neue Lehre siegen,
Er war der Sachsen mächt'ges Glaubensschild:
Durch ihn nur fielen in dem Sachsenlande
Des finstern Irrwahns unheilvolle Bande.

O, blickt hernieder aus des Himmels Höhen,
Schaut segnend auf die Früchte eurer Hand:
Der Baum, den ihr gepflanzt in Sturmes Wehen,
Streckt seine Zweige in das weite Land;
Und Millionen segnen euer Handeln,
Die geistesfrei in seinen Schatten wandeln.

Laßt muthig und getrost uns weiter gehen
Den Weg des Lichts, den Luther's Wort uns zeigt
Und ewig wird die Lehre fortbestehen,
So weit des Menschen schwaches Auge reicht,
Gleich einem Feuerball am dunkeln Himmelsbogen,
Hat auch das Glaubenslicht die Erde überzogen.

Das reine Wort, wie's uns von Gott gegeben,
Es leuchtet uns auf unserm Glaubenspfad,
Mag alter Wahn sein wüstes Haupt erheben,
Vernichten kann er nie die edle Saat.
Der Wahlspruch sei im großen Glaubenswerke:
Freiheit und Licht! Die Einheit unsere Stärke!

Einst fällt die Wand, die auf der Erdenrunde
Den Bruder feindlich von dem Bruder trennt;
Einst geh'n wir ein zum geist'gen Glaubensbunde,
Wo man nicht Wahn, nicht Fanatismus kennt.
Dort oben wird von Millionen Zungen
„An einen Gott nur glauben wir!" gesungen.

Fr. Walther.

———

Luther.

Der laue Thauwind streifte
Gelind das Felsenschloß,
Er schweifte fort und schweifte,
Kam dann mit stärk'rem Stoß.

Und durch ein enges Fenster
In oft getrübtem Strahl,
Zur Stunde der Gespenster
Der Schein des Mondes sich stahl.

Voll Sinnen, Kämpfen, Ringen,
Saß da der starke Mann:
Es möchte ihm gelingen
Was sonst kein Deutscher kann.

Die Bibel will er geben
Der Hütte wie dem Thron,
In deutscher Sprache leben
Soll Gottes Wort vom Sohn.

In Arbeit und in Sorgen
Saß hier der Held der Zeit,
Wie heimlich er verborgen,
Glüht doch sein Blick vom Streit.

Da wollte ihn erfassen
Der Höllen-Geist der Nacht:
Er möchte wieder lassen,
Was er so groß gedacht.

Und wie er ließ sich schauen
Dort an der Wand so graß,
Da nahm Martin mit Grauen
Zur Hand das Dintenfaß.

Es schwoll sein Muth. Er schickte
Das Faß ihm in's Gesicht;
Und sieh', der Kampf, er glückte,
Der Kampf für Recht und Licht!

1842. Friedrich Richter.

An Luther's Bildsäule.*)

„Ich kann den heil'gen Unmuth nicht verschmerzen!
Was hat die Welt von diesem Bild Gewinn?
O Held, sie rissen Dich aus ihrem Herzen
Und stellten Dich vor ihre Augen hin!

*) Siehe: Vermischte Gedichte von Wilhelm Meinhold, Greifswald. Koch. 1824. Seite 127.

Wo ist Dein Glaube, der das Joch gebrochen
Und frei und kühn den großen Feind bekriegt?
Wo ist die Kraft, mit welcher Du gesprochen?
Wo die Vernunft, mit welcher Du gesiegt?

Ach nichts — ach, nichts ist unsrer Zeit verblieben
Das Große hat bei uns nicht Ruh und Rast:
Denn was noch göttlich spricht, das wird vertrieben;
Und was noch denkt, wie Du, das wird gehaßt.

Die Wahrheit flieht mit klagender Geberde
Den dunkeln Ost und sucht im fernen West
Sich ein Asyl auf einer freien Erde —
Wohl wird verlassen, wer sich selbst verläßt!

Und abermals umbraust uns das Gewitter.
Worin der große Feind verborgen ist:
Doch jetzo bist Du Erz und sinkst in Splitter
Herab vom Strahl des argen Antichrist!

Und braune Männer werden einstens weilen
Vor Deinem Torso und die Schrift beseh'n,
Wie wir jetzt sinnend vor den Trümmersäulen
Persepolis und Pasargadä's steh'n. —

Was lächelt Ihr des Dichters Traumgesichte,
Der dem Verhängniß Euch verfallen sieht?
O, eitle Thoren, fraget die Geschichte,
Ob je ein Volk auf Erden es vermied?

Sank nicht die Herrlichkeit des Indus nieder?
Und ist Aigüptos reiche Flur nicht stumm?
Nie kehrt die Majestät Karthagos wieder,
Und nie das starke Volk von Latium?

Wo der Triumphgesang in stolzen Tönen
Umjauchzte das erhabne Capitol,
Da hört man jetzo fromme Seufzer stöhnen,
Da kniet das Volk der Welt vor dem Idol!

So sinkt dahin in flücht'gen Tanz der Horen
So Heldenruhm, als Völkerherrlichkeit:
Denn was da lebt, das hat die Zeit geboren,
Und das vertilgt auch wiederum die Zeit.

Und selbst die schönste That hat ihre Grenzen:
Denn Staub nur bleibt der Mensch dem großen Geist,
Der heut' ihn noch in seiner Sonne glänzen
Und morgen glanzlos niederfallen heißt.

Doch tönt nicht Salamis von Siegeswonne?
Hält Marathon nicht abermals Gericht?
Ersteht nicht Hellas Volk? — O Gott der Sonne,
Verlaß dies Volk, und auch das meine nicht!"

Loritz Heinrich. Einem Junker, der Loritz vornehm fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Ungefähr wie Euch; ich esse und trinke und bin über verschuldet.

— Loritz fuhr, bei einem Gastmahl seinem Nachbar, der ihm fleißig zutrank, mit den Worten an: „Was glaubt Ihr wohl, daß ich sei?“ — „Ein Gelehrter.“ — „Ha! mein Hund wäre ja gelehrter als ich, wenn ich glauben wollte.“ — „Wie soll ich das verstehen?“ — „Ganz einfach“ sagte Loritz, „er hört zu trinken auf, wenn ihm nicht mehr dürstet.“

— Loritz. Einige junge reisende Italiener ließen bei ihm um ein Besuch anfragen, mit dem Bedeuten, sie wären ausschließlich um ihn zu sehen nach Basel gekommen, er bestellte sie auf den folgenden Tag. Sie kommen, werden in einen hübschen Saal geführt, worin er auf einem hohen Sitze mit dem Lorbeerkranz und der Goldkette, die ihm Kaiser Maximilian geschenkt hatte, geschmückt, sich ihnen zeigt, aber weder aufsteht, noch sie anredet, oder auch nur thut, als sähe er sie. Die Fremden verlegen und betroffen, gehen wieder weg, und lassen ihm über den unhöflichen Empfang Vorwürfe machen. „Weshalb klagen sie?“ erwiderte Glareau: „Sie verlangten mich zu sehen, und sie haben mich gesehen!“ Am Morgen darauf stattete er ihnen nun aber einen Besuch ab, brachte den Tag in ihrer Gesellschaft zu, und erfreute sie gleichmäßig durch Gelehrsamkeit, Höflichkeit und witzreiche Unterhaltung.

— Loritz veranlaßte bei der Universität in Basel einen seltsamen Streit. Es fragte sich, welcher Rang ihm bei öffentlichen Festen und feierlichen Handlungen gebühre. Weil er den Doctortitel nicht besaß, so konnte er auf die Doctorbank keinen Anspruch machen; aber als ein vom Kaiser gekrönter Dichter und überdies Professor der Philosophie konnte er sich auch nicht mit Anstand zu den Magistern setzen. Seine Collegen zögerten, die schwierige Frage zu entscheiden, und Loritz, der Ungewißheit müde, nahm sich vor, die stolzen Herren in eine noch größere Verlegenheit zu setzen. Eines Morgens, als eine Doctor-Promotion vorgehen sollte, kam er, auf einem Esel angeritten, in den großen Universitätssaal, worin alsbald ein allgemeines Hohngelächter der Studenten ertönte. Die Einen glaubten, er sei ein Narr geworden; Andere merkten den argen Spott. Der Rector, über den wilden Lärm entrüstet, ruft ihn zu sich; man macht Platz, und der Esel schreitet im weiten Saale vor. Mit ernstem Ton fragt jener den Professor; wie er sich erdreisten könne, im Heiligthum der Musen auf so seltsame Weise zu erscheinen? „Ich that es,“ antwortete Loritz, „um einen eigenen Sitz zu haben. Seit Monaten streitet Ihr euch untereinander, ob ich auf der Doctoren- oder Magisterbank sitzen soll: darum entschloß ich mich, künftighin einen Platz zu neh-

men, den Niemand mir streitig zu machen versucht sein könne, und beinebens auch größer zu sein, denn Ihr Alle.... von meinem Esel herab."

Der Schwank erreichte seinen Zweck. Die Herren der Universität schämten sich; man bat ihn, sein Thier nach Hause zu senden und auf der Doctorenbank Platz zu nehmen. Aber er weigerte sich beharrlich, und weil es nun um den Ernst der Versammlung geschehen war, so mußte die akademische Feier auf den folgenden Tag verschoben werden. Die Studirenden begleiteten ihren Professor auf seinem Langohr triumphirend nach Hause, und dieser fand sich dann am Morgen darauf zu Fuß und in geziemender Amtstracht wieder ein, um unter den Doctoren Platz zu nehmen. Als ihn nun einer derselben spöttisch fragte: wo er seinen Pegasus gelassen habe? antwortete er: „Es war nicht meiner, es war der Eure," und die Lacher waren wiederum auf seiner Seite.

Locke John, lebte, wie man weiß, auf einem sehr vertrauten Fuße mit den größten Staatsmännern seiner Zeit, zu welchen bekanntlich ein Mylord Shaftesbury, der Vater des Philosophen und erklärter Gegner König Karl's II., ein Mylord Halifax, ein Herzog von Buckingham und mehrere Männer von gleichem Range und Charakter gehörten. Die Freiheiten, welche er sich zuweilen in ihren geselligen Cirkeln gegen dieselben herausnahm, trugen immer so sehr das Gepräge der ihm eigenen liebenswürdigen Geradheit, Offenheit und Wahrheitsliebe, daß sie, schon um deßwillen, gewöhnlich entschiedene Wirkung thaten, und nie ihren Zweck verfehlten. Einst waren mehrere dieser Herren, denen es weder an Kopf noch an ausgebreiteter Kenntniß mangelte, bei Lord Shaftesbury versammelt, mehr in der Absicht, sich auf eine angenehme Art zu amüsiren, als über ernsthafte Angelegenheiten zu reden. — Locke, der vertraute Freund Shaftesbury's, war in der Gesellschaft zugegen. Man hatte sich kaum die gewöhnlichen Höflichkeiten bezeugt, als Karten gebracht wurden und das Spiel begann. Locke sah den Spielern Anfangs eine Weile ernsthaft zu, den Blick von Einem auf den Andern richtend. Hierauf zog er eine Schreibtafel hervor und fing an, mit merklicher Anstrengung etwas darin einzutragen. Man bemerkte es nicht sogleich. „Was schreiben Sie da?" fragte endlich einer der Lords, dem diese Emsigkeit zuerst aufgefallen war. „Ich suche mir Ihre Unterredung so gut zu Nutzen zu machen, als es gehen will, Mylord," versetzte Locke, „es war schon längst mein Wunsch, an der Unterhaltung der geist- und kenntnißreichsten Männer unserer Zeit öfter Theil nehmen zu können, und da mir dieses gelungen ist, so finde ich es der Mühe werth, Ihre Gespräche schriftlich aufzuzeichnen, das Wesentlichste derselben habe ich in der That seit ein paar Stunden hier beisammen." — Man fühlte den Stich. Einige Pröbchen wurden unter

Spott und Gelächter abgelesen. Jeder der im Spiel Begriffene trug dazu bei, das Lächerliche derselben durch eigene Jovialität zu erhöhen. Die Karten wurden weggeworfen und geistvolleren Unterhaltungen Platz gemacht.

— Locke. Als einige Zeit nach obigem Vorfall Graf v. Shaftesbury nach Holland flüchtete, ging Locke auch dahin. Man legte ihm die Autorschaft verschiedener kleiner Schriften gegen die englische Regierung, die in Holland erschienen, bei; und trotzdem, daß es sich später herausstellte, daß er nicht der Verfasser derselben war, getraute er sich doch nicht wieder nach England. Nach König Karl's II. Tode bot ihm William Penn an, bei Jacob II. Gnade auszuwirken. Locke aber antwortete: „Ich bin nicht fähig, begnadigt zu werden, denn ich habe kein Verbrechen begangen."

— Locke pflegte zu sagen: die Wissenschaft der mechanischen Künste hält mehr Philosophie in sich, als Systeme, Hypothesen und Speculationen der Weltweisen.

— Locke hatte eine Vorahnung vor seinem Tode; er folgerte dies aus einem Gefühl auffallender Abspannung bei'm Anfang des Sommers. Einige Tage vor seinem Tode ließ er sich ein Glas Wein geben und leerte es auf das Wohl Derer, die bei ihm waren. „Ich wünsche Allen viel Heil und Segen!" rief er aus, und bat sie dann, dieß Leben nur als eine Vorbereitung zu einem besseren anzusehen. „Ich habe lange gelebt," setzte er hinzu, „und ich danke Gott, daß er mir ruhige Tage geschenkt hat; aber dieß Leben ist doch nichts als Eitelkeit."

— Locke Als man an seinem Todestage eben damit beschäftigt war, ihn anzukleiden, bat er seine Pflegerin, die leise in einem Gebetbuch las, laut zu lesen, und er hörte ihr aufmerksam zu, bis ihn das Gefühl der herannahenden Auflösung daran verhinderte. Er bat nun, nicht weiter zu lesen und wenige Minuten darauf war er verschieden.

Luillier (Chapelle) Boileau begegnete einst Luillier, und tadelte ihn wegen seiner Neigung zum Weintrinken. Luillier schien seinen Gründen nachzugeben, führte ihn, um bequemer fortmoralisiren zu können in eine Weinstube, und brachte ihn unvermerkt dahin, daß er sich mit ihm berauschte.

— Luillier, kritisirte den Boileau oft sehr scharf. Als auch eines Tages Luillier ein Werk tadelte, das ihm Boileau vorlas, rief dieser erzürnt aus: „Schweig, Du bist trunken!" — „Nicht so trunken von Wein," antwortete ihm Chapelle, „als Du von Deinen Werken."

— Luillier. Der Herzog von Brissac bat einst den Dichter Luillier, ihn in der schönen Jahreszeit auf seine Güter zu begleiten.

Der Dichter nahm den Vorschlag an und beide reisten ab. Man übernachtete in Angers. Luillier hatte dort einen Freund, diesen besuchte er und blieb auch bei ihm zum Abendessen.

Als der Herzog am andern Morgen seine Reise fortsetzen wollte, erklärte ihm der Dichter ganz trocken: er könne nicht die Ehre haben, ihn weiter zu begleiten.

Warum nicht? fragte der Herzog verwundert.

„Ich habe auf meines Freundes Tische, wo ich gestern zu Abend speiste, den Plutarch gefunden, darin geblättert, und bin zufällig auf die Stelle gestoßen: wer den Großen folgt, wird ein Sclave" versetzte Luillier.

Aber mein Gott! rief der Herzog aus: Ich behandle Sie ja als einen Freund? — Sie sollen bei mir wie zu Hause sein, ganz ohne allen Zwang. Luillier antwortete dem Herzog: „Ich bleibe bei meinem Entschlusse „Es ist nicht meine Schuld, Plutarch hat es gesagt."

— Luillier. „Um des Himmels Willen, was ist Ihnen, Mademoiselle!" rief das Kammermädchen der Demoiselle Chouars aus, als sie des Abends zu dieser ins Zimmer trat, und den Tisch abdecken wollte, an welchem ihre Herrschaft mit dem Dichter Chapelle, der ihr, wegen ihrer Anmuth, ihres Geistes und auch wegen ihres guten Weins den Hof machte, gespeist hatte, und sowohl Demoiselle Chouars als ihren Gast in Thränen schwimmend fand.

Was uns ist? antwortete Chapelle, wir beweinen den Tod eines großen Dichters, den Tod Pindar's, den die Unwissenheit seiner Aerzte ums Leben gebracht hat.

„Von diesem Pindar hab' ich ja in meinem Leben kein Wort gehört, rief die Kammerjungfer aus.

Das glaub' ich wohl, meinte Chapelle; und nun machte er dem Mädchen eine so begeisterte Schilderung von den seltenen Eigenschaften des griechischen Dichters und wie er ein Opfer der Ignoranz seiner Aerzte geworden sei, daß auch die Kammerjungfer in laute Klagen ausbrach und alle drei um die Wette weinten.

Leibnitz hatte kaum lateinisch und griechisch gelernt, als er alle Bücher, die er in der zahlreichen Bibliothek seines Vaters fand, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrte, Weltweise, Mathematiker und selbst die Gottesgelehrten nach der Reihe durchlas, damit beschäftigte er sich viele Jahre; eine Art zu studiren, die einen jeden Andern eher confus als gelehrt gemacht haben würde.

— Leibnitz war ein Mann von großem, festen aber hagern Körperbau, bediente sich einer sehr einfachen Lebensart, aß stark, und trank

wenig. Er studirte meistens des Nachts und stand sehr früh auf; oft schlief er bloß in seinem Stuhle (welcher noch auf der Bibliothek zu Hannover vorhanden ist), ohne sich niederzulegen. Er las Alles ohne Unterschied und excerpirte sich das Merkwürdigste auf lauter kleine Zettelchen, welche er dann in seinen Excerpirschrank legte, ohne sie wieder anzusehen; denn sein vortreffliches Gedächtniß bedurfte dessen nicht. Gleich stark war sein Verstand und seine Erfindungskraft. Er war sehr bescheiden, weder ruhmredig oder mißgünstig; nur beschuldigt man ihn des Jähzorns, des Geldgeizes und einiger Eitelkeit. Sein Hauswesen versäumte er gänzlich. Er war nie verheiratet, denn er hatte den Grundsatz, man müsse sich erst 40 Jahre besinnen, bevor man diesen Schritt thue! Im 40sten Jahre aber, als sich Leibnitz besonnen hatte, wies die Frau, welche er heiraten wollte, seinen Antrag zurück, weil sie sich besann.

— Leibnitz wurde beauftragt, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, in Folge dessen besuchte er alle Klöster in Deutschland und ging von da nach Italien, um Materialien dazu zu sammeln. Auf dieser Reise gerieth er in Lebensgefahr, denn da er sich zu Venedig allein zu Schiffe begeben hatte, um nach Mesola im Ferrarischen zu gehen, entstand während dieser Fahrt ein Sturm, der diesem kleinen Fahrzeuge den Untergang drohte. Der Steuermann stand in dem Wahne, daß dieser Fremde ein Ketzer wäre, dessen Gegenwart ihnen dieses Ungewitter zuzöge. In dem Glauben, Leibnitz verstehe seine Sprache nicht, machte er seinen Leuten den Vorschlag, den Ketzer in's Meer zu werfen und sich in seine Habseligkeiten zu theilen. Leibnitz, welcher diesen wohlgemeinten Vorschlag sehr gut verstand, ließ nicht die geringste Unruhe merken. Er hatte ohne Absicht einen Rosenkranz zu sich genommen, diesen zog er mit einem andächtigen Gesichte hervor und stellte sich, als ob er die Mode der römischen Andacht recht wohl zu beachten wüßte. Man bereuete, da man dieses sah, die Sünde, die man an einem so ächten katholischen Christen hätte begehen wollen, und Leibnitz kam dieses Mal glücklich davon.

— Leibnitz. Georg I., König von England und Kurfürst von Hannover, schätzte Leibnitz sehr und nannte ihn seine „lebendige Bibliothek". Leibnitz reiste einmal ohne Erlaubniß von Hannover nach Wien und blieb anderthalb Jahre daselbst, so daß der König, als er ein verlornes Hündchen zu Hannover austrommeln ließ, sagte: „Ich muß wohl meinen Leibnitz auch austrommeln lassen, um zu erfahren, wo er jetzt stecken mag."

— Leibnitz's Schreiber, Wilhelm Dimiger, soll demselben so ähnlich gewesen sein, daß ihn einige für seinen unehelichen Sohn hielten

Marquis d'Argens sagte deshalb: „Ein Bastard des Leibnitz, wenn er seinem Vater ähnlich gesehen, wäre mir lieber gewesen, als der rechtmäßige Prinz eines deutschen Fürsten, der kein anderes Verdienst gehabt hätte, als daß er der Sohn eines großen Herren war."

— Leibnitz. Als er fünfzig Jahre alt war, wurde er Willens, sich zu verheiraten und ließ nun eine gewisse Person für sich anwerben. Da ihm nun diese antworten ließ, sie wolle sich bedenken, so ließ ihr Leibnitz sogleich dagegen wieder sagen, er habe sich schon bedacht, er möge nicht heiraten. Leibnitz starb auch unverheiratet.

— Daß Leibnitz nicht orthodox gewesen, durfte durchaus nicht zu bezweifeln sein, um so weniger, da man in Hannover allgemein sagte, daß Leibnitz an gar nichts glaube. Letztere Meinung dürfte hauptsächlich darin bestärkt worden sein, da man Leibnitz bei Lesung der „Argenis des Barclays" im Bette todt fand; es war das Buch, das er stets sehr geliebt hatte.

— Leibnitz klagt schon in einem Briefe an Seb. Kortholt, Professor in Kiel, über die zunehmende Künstlichkeit in der Musik also: „Musica hodie fere usum movendorun affectuum perdidit, quia solet esse nimium artificialis; raro invenio cantus, qui me tangunt. Ex cantu ecclesiastico placet illud: Ecce, quomodo moritur justus." (S. Leibn. Epp., T. I, p. 334.)

— Leibnitz. Man weiß, daß Wien, zur Zeit des Leibnitz, wohl eine Akademie der Künste, aber keine der Wissenschaften hatte. Eine solche zu gründen ist in früherer Zeit einige Mal, aber stets erfolglos angeregt worden. Es ist nicht allgemein bekannt, daß dieses der große Leibnitz an Ort und Stelle selbst zu bewirken strebte. Dieser unsterbliche Gelehrte, in welchem sich Umfang des Wissens, Tiefe des Verstandes, Genie und rastlose Thätigkeit auf eine beispiellose Weise vereinigten, befand sich vom Jahre 1712—14 in Wien, angelegentlichst bemüht, eine Akademie der Wissenschaften zu bewerkstelligen. Es gelang aber nicht, und wiewohl von Karl VI. zum Hofrath mit einem Gehalt von 2000 fl. und zum Freiherrn erhoben, verließ Leibnitz dennoch Wien.

— Leibnitz war besonderer Freund von Kindern beiderlei Geschlechts, er ließ oft solche zu sich kommen, die er mit einander spielen ließ; er selbst setzte sich in einen Sessel, sah ihnen freudelächelnd zu und schickte sie sodann, allerhand Zuckerwerke unter sie vertheilend, wieder nach Hause.

— Leibnitz. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weisen in den schönen Umgebungen Hannovers ein Denkmal errichtet, welches bloß aus einem, am Ende der großen Allee errichteten Tempel besteht,

der Leibnitz's Büste beschirmt; und nur die Worte: „Ossa Leibnitii..." bezeichnen den Stein.*)

— Leibnitz Katholik? Die Etoile hat es behauptet, und das Journal von und für Deutschland (1825, S. 294 fg.) davon Gelegenheit genommen, aus innern Gründen das Gegentheil zu erweisen. Dasselbe hat Recht, wenn es in Leibnitz's irenischen Bestrebungen den Grund sucht, warum in seinen öffentlichen Schriften nichts anzutreffen sei, was ihn als eifrigen Protestanten bezeichne. Aber liegt nicht auch ein großer Theil seiner Briefe zur Einsicht uns vor? und sollte in diesen überall der Protestant so scheu sich verbergen, daß wir ihn mindest des Krypto-katholicismus für verdächtig halten dürften? Mit nichten! Wie mild er sich auch ausdrücke, nirgend verleugnet sich der Luther'sche Protestant. Streng an seinem Glaubensbekenntnisse haltend**), gibt er der Calvin'schen Ansicht vom Abendmahle vor der Zwingli'schen den Vorzug und findet darin einen Vereinigungspunkt für Reformirte und Lutheraner. Wie er über den Uebertritt zur katholischen Kirche dachte, zeigt ein Brief an Jo. Fabricius vom J. 1712, also vier Jahre vor seinem Tode, bei Gelegenheit der Glaubensveränderung des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg geschrieben. (Leibnitii epp. ad div. ed. Kortholt. T. I. p. 158.) Der Herzog hatte die Beweggründe seines Uebertritts selbst aufgesetzt und ein Herr von Räsewitz sie herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet. „Was der Herzog sagt", heißt es dort, „ist von der Art, daß es Unachtsame (animum ad multa alia non satis attendentem) leicht irreführen kann. Sein Commentator hat, fürchte ich, in ein Wespennest gestochen (vereor, ne crabrones irritet). Er geht in seinem Eifer zuweit, wenn er behauptet, der wissenschaftlich Gebildete könne außerhalb der römischen Kirche keine Genüge finden, da ja eine tiefere Kenntniß (rerum cognitio) eben das Hinderniß ist, das einer Annäherung an die Römisch-Katholischen entgegensteht. Wer, um ein Beispiel anzuführen, wer, der die Geschichte kennt, kann mit gutem Gewissen (salva conscientia) dem Tridentinischen Consilium beitreten, das unter der Strafe des Ana-

*) Die irdischen Ueberreste ruhen aber nicht unter diesem Stein, wie es irrthümlich in Brockhaus steht, sondern in einer Kirche Hannovers, die wir selbst besuchten, deren Name uns aber entfallen ist.

**) In einem Briefe an Pellison ohne Datum, Otium Hanoveranum, Lips, 1718, heißt es in Bezug auf die Abendmahlslehre: „Quant à moi je me tiens à la confession d'Augsbourg". Der ganze Briefwechsel mit Pellisson ist wichtig und zeigt, wie gern die Herrn von der Sorbonne den Mann von Ansehen in ihrem Netze gehabt hätten.

thems befiehlt, die apokryphischen Schriften des A. T., gegen die unzweideutigsten Erklärungen des christlichen Alterthums, als göttliche Bücher, den andern gleich zu halten?" Wie gern er von seinem irenischen Standpunkte aus, den Frieden in der Kirche wiederhergestellt gesehen hätte, so verhehlt er sich doch keineswegs die Schwierigkeiten. In einem frühern Briefe an denselben Fabricius, vom Jahre 1699 (S. ebendaselbst Th. I, S. 58), heißt es: „Eine Vereinigung mit der römischen Kirche ist, ich bekenne es, sehr schwer, wenn auch nicht unmöglich. Es wäre zu wünschen, der Papst machte auf Infallibilität keinen Anspruch, sondern leistete förmlich darauf Verzicht." Ein Jahr später schreibt er an denselben: „Für das Fegefeuer der römischen Kirche gibt es keine apostolische Tradition. Augustin läßt es blos problematisch gelten. So ist jene Kirche mit ihrem consensus patrum und folglich mit sich selbst im Widerspruche." Man lese ferner die Briefe an Fabricius, vom Jahre 1708, in Bezug auf das berüchtigte Gutachten der helmstädter Theologen auf die Frage, ob der Uebertritt von der protestantischen zu katholischen Kirche erlaubt sei. Mit welchem Eifer bemüht er sich, die das Ansehen der protestantischen Theologen gefährdende Schmach von seinem Freunde und dessen Collegen abzuwälzen! Auf keinen Fall sollten Aeußerungen der Art bei Entscheidung jener Frage unbeachtet bleiben.

— Leibnitz soll katholisch werden, lehnt es aber höflich ab. Man behauptet auch in vielen Schriften, daß Leibnitz Kryptokatholik*) gewesen sei, daß er gewünscht habe, die protestantische Kirche wieder mit der römischen zu versöhnen. Schwerlich ist aber davon viel nachzuweisen. Der verstorbene Hofrath Feder in Göttingen hat, wie er versichert, in den auf der dortigen Bibliothek befindlichen Briefen von Leibnitz nichts gefunden, was dafür zeugt, wohl aber Vieles, was dagegen spricht. Namentlich führt er denn zum Beweise einen Brief auf, den ein Jesuit an Leibnitz in der Absicht schrieb, ihn für die römische Kirche zu gewinnen, und theilt dann die Antwort des Philosophen mit. Beide Briefe sind bis jetzt einmal, und zwar in der lateinischen Sprache, in einer Zeitschrift mitgetheilt worden, welche wenig bekannt ist, in J. C. Salfeld's und J. P. Trefurt's, „Neuen Beiträgen zur Kenntniß und Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens" (Hannover, 1809). Damals hatte diese Mittheilung einen sehr geringen historischen Werth. Bei der Stimmung unserer Tage muß es aber doppelt erfreulich sein, einen Beweis zu finden, wie ein Kopf gleich dem von Leibnitz für alle Sophismen einer alleinseligmachenden Kirche taub und unzugänglich war, und dar-

*) Geheim-Katholik.

um theilen wir diese Briefe in einer Uebersetzung mit, besonders da das Latein, worin sie ursprünglich geschrieben sind, ungemein schwierig zu lesen ist. Wir geben zuerst:

Schreiben des Jesuiten Annibal Marchetti an G. W. Leibnitz.

Sehr leid thut es mir, mein Theuerster, daß das Buch, das ich im vorigen Jahre an Sie habe abgehen lassen, noch nicht in ihre Hände gekommen ist. Der Schaden ist jedoch unbedeutend und trifft mich allein. Ich denke ihn dadurch wieder gut machen zu können, daß ich Ihnen auf anderm Wege sogleich ein anderes Exemplar zusende. Das, was Sie neulich in Bezug auf China geschrieben haben, will in Rom nicht gefallen — natürlich, weil Ihnen darin nichts an unsern Orden gefällt. Und dennoch loben es alle Guten, ja auch die Schlechten. Wie so? — werden Sie fragen. Ich antworte: durch ihren Tadel loben Sie es. Denn der Tadel der Schlechten gereicht ebenso zum Lobe als der Beifall der Guten. Alle sind jedoch einstimmig, wenn es gilt, Ihre Humanität zu bewundern. Denn obgleich sie zu einer andern Religionspartei als wir gehören, so loben Sie dennoch gerade das an uns was die Religion betrifft, und vertheidigen es, wenn Sie verächtlich davon sprechen hören Ja — und dies verdient am meisten bewundert zu werden. — Sie nehmen sich unsers Ordens, der doch Ihren Glaubensgenossen im höchsten Grade verhaßt ist, so an, daß Sie gegen Einige der unserigen dafür fechten, als gälte es Ihre eigene Sache Gottes Güte und Allmacht vergelte Ihnen eine so edle That und bringe uns in unsern Ansichten und Bestrebungen näher an einander, damit wir einmüthig, fern von jedem Streite wegen eiteln Ruhms, einerlei Ansichten und Gesinnungen in dem Herrn haben. Freilich finden sich bis jetzt noch unter uns streitige Gegenstände, die nicht so unbedeutend, als Sie sie nennen, sondern in der That von größter Wichtigkeit sind. Denn was uns betrifft, so ist es unser fester Glaube: daß alle Diejenigen, die nicht zur römischen Kirche gehören, ganz gewiß zum höllischen Feuer verdammt sind. Wir nehmen jedoch die kleinen Täuflinge davon aus, sowie auch Die, welche sich gegen Gottes Gebote nie schwer versündigt, oder die sich wenigstens durch vollommene Reue und Leid Gottes Gnade wieder erworben haben und denen über ihren Glauben kein Zweifel aufstößt. Von dieser Art sind gewöhnlich die Landleute und die Ungelehrten. Diese alle, glauben wir, können selig werden. Was aber die Uebrigen betrifft, so leugnet Ihr das, was wir steif und fest behaupten, und seid des Glaubens, daß diese Eure Lehre das reine Evangelium, unsere im Gegentheile ein

verfälschtes sei. Kann es aber wohl eine größere Verschiedenheit in den Ansichten geben? Ich will es gern zugeben, daß Ihr von uns mit größerer Milde denkt und sprecht als wir von Euch. So habe ich es wenigstens von einigen Ihrer Glaubensgenossen gehört. Denn Ihr sagt, ein Jeder, welchen Glauben er auch habe, könne selig werden. Wir im Gegentheil leugnen dies geradezu. Denn wenn zwei Menschen etwas, das sich widerspricht, glauben, so muß, da nur das Eine das Wahre sein kann, der Eine von ihnen das Wahre verfehlen. Und es ist unmöglich, daß sie beide auf den ganz verschiedenen Wegen, die sie eingeschlagen, endlich dasselbe Ziel erreichen. Wenn Sie jedoch durchaus jene Ansicht für die wahre halten, so rathe ich Ihnen, den weisen Rath des Königs von Frankreich, Heinrich IV., zu befolgen. Als ihn nämlich seine frühern Glaubensgenossen, die Calvinisten, deswegen tadelten, daß er ihre neue Kirche verlassen und sich zu der römischen gewendet habe, gab er ihnen zur Antwort: „Bei dieser an Wichtigkeit Alles übertreffenden Sache (denn es kommt hier auf das ewige Seelenwohl an) ist Jeder gehalten, den sichersten Weg einzuschlagen. Ohne Zweifel aber ist es sicherer, derjenigen Kirche beizutreten, die, nach den Ansichten der Katholiken sowohl als Calvinisten, zur Seligkeit führen kann, und diejenige zu verlassen, der dies nur der Eine Theil einräumt, der andere Theil aber, der bei Weitem der zahlreichere ist, und zu dem eine Menge der allseitig gebildetsten Männer gehört, mit aller Hartnäckigkeit abspricht.“ Ich bitte Sie daher, Hochgelahrter Herr, geben Sie alle Ihre übrigen Lieblingsstudien auf; denn sie sind doch nur, glauben Sie mir, nichts anderes als nichtswürdige Possen, sofern Sie nur Ihrem Namen eine scheinbare Unsterblichkeit verschaffen. Geben Sie sich doch lieber ganz der Erforschung einer so höchst nothwendigen Wahrheit hin; ich meine die einzig wahre Religion, die Ihnen selbst zur wahrsten und seligsten Unsterblichkeit verhilft. Lesen Sie die Streitschriften über den Glauben von Bellarmin, oder Becar, oder von einem jeden andern meiner Glaubensbrüder. Durchdenken Sie dieselben mit Genauigkeit und vorurtheilsfreiem Geiste, und erwägen Sie die Gründe von beiden Parteien. Denn Sie sind ein Mann von ausgezeichneten Talenten und gleich starker Urtheilskraft. Es wird Ihnen nicht am Lichte fehlen, um das, was Sie suchen, zu finden. Beweisen Sie sich nur bereitwillig, die göttlichen Anregungen in Ihrer Seele stattfinden zu lassen. Stoßen Sie sich übrigens nicht an die Verderbtheit meiner Glaubensgenossen. Diese zeugt keineswegs von der Nichtigkeit unsers Glaubens, nein — sie bestätigt vielmehr seine Heiligkeit. Denn ihre Sittenverderbniß rührt daher, daß sie den Grundsätzen der römischen Kirche untreu werden. Uebrigens ver-

dammen, verfluchen und strafen wir sie; aber welche Secte gibt es wohl, die unter ihren Anhängen nicht auch verruchte und boshafte Menschen hat? Ja, die meisten Secten sind selbst daran Schuld. Jedoch trifft dies wenigstens unsere Religion nicht; denn zu derselben bekennen und bekannten sich sehr viele durch ihren heiligen Wandel höchst ausgezeichnete Menschen. Lesen Sie die Lebensbeschreibungen eines Karl Borromäus, Philipp Nereus, der heiligen Therese, des Ignaz Loyola, Franz Xaver, und sehr vieler Andern nach, und prüfen Sie nach den Gesetzen der römischen Kirche und des (in Euern Augen verfälschten) Evangeliums. Sie werden schwerlich Etwas, es mag so gering sein als es nur wolle, auffinden, das Ihnen mit Recht tadelnswerth erscheinen könne. Möge Gott es gestatten, daß Sie, ein Mann, den er mit so herrlichen Geistesfähigkeiten ausgestattet hat, auch noch die Krone aller, die vorzüglichste dazukommen lassen: den wahren Weg zu finden, seine Gnade zu verdienen und endlich selbst zu besitzen.

Leben Sie wohl, Hochgelahrter Herr. Kann ich Ihnen einmal in einer Sache gefällig sein, so werden Sie mich stets zu Ihren Diensten bereitwillig finden.

Florenz, den 29. October 1701.

Leibnitz antwortete auf diese Einladung ziemlich kalt: Ich würde in Beantwortung Ihrer freundlichen Zuschrift den Punkt, die theologischen streitigen Gegenstände betreffend, nicht berührt haben, allein ich sehe, daß Sie in einem großen Irrthume befangen sind: als ob ich wenig auf die Dinge Rücksicht nehme, wegen welcher Sie mir den Becar und Bellarmin nachzulesen empfehlen, und daß die Unserigen lehren, man könne in jedem Glauben selig werden. Wie weit unsere Theologen davon entfernt sind, zeigen die Schriften derselben, welche in Italien wenig bekannt zu sein scheinen. Wer bei uns dies behauptet, wird mit dem Namen eines Synkretisten beschimpft und in vielen Büchern derb zurecht gewiesen.

Darin bin ich mit Ihnen einverstanden, daß bei streitigen Sätzen nicht die verderbten Sitten einzelner Menschen, sondern verderbliche Lehren und Mißbräuche in Betracht kommen, welche von Seiten der obersten Behörde aufrecht erhalten werden. Solche aber werden bekanntlich Ihrer Kirche zur Last gelegt, besonders was das Wesen des Glaubens und der Frömmigkeit angeht, inwiefern der gemeine Mann bei Euch angewiesen wird, die Gott schuldige Liebe und Ehrfurcht auf Geschöpfe überzutragen. Diese Beschuldigung könnt Ihr nicht besser als durch die That selbst widerlegen, insofern Ihr anordnet, daß die Gott zu erweisende Ehre von der religiösen Ehrfurcht gegen seine Ge-

schöpfe durch ihre Größe, Veranlassung, Art und Weise und Gebetsformeln selbst so deutlich verschieden vorgeschrieben sei, daß gar keine Täuschung möglich werden kann; wenn, mit einem Worte, was Bellarmin zu verstehen gibt, immer deutlich gesagt wird, daß von den Heiligen blos eine vermittelnde Hilfe (intercessionis opem) erbeten werde damit Niemand durch Metonymen und Redensarten in Irrthum gerathe.

Uebrigens habe ich so wenig daran gedacht, die unter uns obwaltenden streitigen Gegenstände unbedeutend zu nennen, daß ich sie Ihnen im Gegentheil als sehr wichtig nannte. Ihre Fortschritte in China machen mir aber darum doch auch Freude, denn besser ist es doch immer, daß eine verdorbene (inquinatam) Lehre von Christus dort eingeführt wird als gar keine. Auch hoffe ich, daß kluge Männer aus Ihrem Orden bei der neuen Gemeinde sich Mühe geben werden, die Mißbräuche bestens zu vermeiden. Sie sehen sie ja selbst häufig ein: hoffentlich werden diese auch in Europa ausgerottet werden. Uebrigens ꝛc.

Hannover, 1702.

Das Letztere ist doch eine recht deutliche Erklärung. Sie muß Leibnitz vom Indifferentismus, vom Kryptokatholicismus, von dem Wunsche freisprechen, den Protestantismus Roms Bischofe unterzuordnen. Man sieht nur, daß er billig war und selbst das Unvollkommene, ja das Schlechte (inquinata doctrina de Christo, wie er sich ausdrückt) billigte, wenn nichts Besseres zu erzielen blieb.

Lainez theilte das Loos der meisten Dichter; er war blutarm. Er lebte zu Chimay, seiner Vaterstadt, als er nach einigen Reisen, wieder dorthin zurückgekehrt war, zwei Jahr lang in der höchsten Abgeschiedenheit und Dürftigkeit, und Niemand achtete auf ihn. Ganz unerwartet erhielt der Abbé Fautrier, Intendant zu Maubeuge, von dem Minister Louvois den Befehl, mehrere Libelle, die in Flandern verbreitet worden, zu confisciren, und wenn es möglich, deren Verfasser und diejenigen, die sich dergleichen gesetzwidrige Umtriebe zu Schulden kommen lassen, verhaften.

Die geheimen Polizeiagenten hatten dem Abbé Fautrier schon längst die Anzeige gemacht, daß sich zu Chimay ein Mann aufhalte, der fast nie sein Zimmer verließe und sich beständig mit Schreiben beschäftige.

Fautrier trieb seinen Diensteifer so weit, daß er sich sogleich selbst mit einem Detachement von fünfzig Bewaffneten nach Chimay begab die Wohnung des Verdächtigen besetzen ließ, und selbst dann unter sicherer Begleitung in dessen Zimmer drang. Er fand Lainez in einem alten zerrissenen Schlafrock, und rund um ihn her eine Menge Papiere. Die letztern wurden sogleich mit Beschlag belegt, und auf das genaueste

durchgelesen. Man fand aber darin nur ganz unschuldige geistreiche kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände, und allerliebste Verse. Lainez war bis zur Beendigung dieser Untersuchung streng bewacht worden. Jetzt eilte der Intendant zu ihm, umarmte ihn und sagte ihm: daß er zu Chimay keineswegs an seinem rechten Platz sei, und mit ihm nach Maubeuge kommen solle. Lainez erwiderte ganz unbefangen: „Das wird nicht gut gehen; ich habe nichts weiter, als diesen alten Schlafrock". Steigen Sie immer nur so in meinen Wagen, sagte Fautrier: in drei Tagen sollen Sie die nöthigen Kleider und alles Uebrige haben, was Sie brauchen. Lainez mußte gehorchen und von dieser Zeit an sorgte der Intendant für den ganz unbekannten Dichter.

— Wenn Lainez zu Paris war, miethete er sich ein Zimmer in einem Hause bei der Abtei Saint-Germain des Pres, welches Niemand zu finden wußte. Wenn er nach Hause fuhr, es mochte bei Tag oder bei Nacht sein, stieg er jedesmal auf der neuen Brücke aus und ging vollends nach Hause. Man hat noch nie, oder gewiß selten einen Menschen gekannt, dem seine Freiheit so sehr am Herzen lag, als Lainez.

— Lainez theilte seine Zeit im Essen und Studiren. Als einer seiner Freunde ihm einst sein Erstaunen bezeugte, daß er noch nach einer Abendmahlzeit, die die ganze Nacht gedauert hatte, auf die königliche Bibliothek gehe, um daselbst bis auf den Abend zu bleiben, sagte ihm Lainez das lateinische Distichon her, das er aus dem Stegreife machte: Regnat nocte calix, volvuntur biblia manecum Phoebo Bachus dividit imperium.*)

— Lainez. Man erstaunte öfters über den großen Appetit, den Lainez beständig hatte. Als er eines Tages 5—6 Stunden bei einer Mittagsmahlzeit zugebracht hatte, und er sich eine sehr kurze Zeit hernach wieder zu Tische setzte, fragte man ihn, ob er denn zu Mittag nichts gegessen habe? Mein Magen hat kein Gedächtniß, war seine Antwort.

— Lainez. Einst traf der Herzog von Orleans den Lainez zu Fontainebleau und bat ihn zu sich zur Tafel. Lainez bedankte sich dafür und entschuldigte sich damit, indem fünf bis sechs Personen im Gasthofe seiner warten, und Se. königl. Hoheit ohnfehlbar eine schlechte Meinung von ihm bekommen würde, wenn er seinen Freunden nicht Wort hielte.

— Lainez las der Gräfin de Verrüe einige ungemein artige Verse vor. Ein berühmtes Mitglied der Akademie, der gegenwärtig war,

---

*) Nachts herrschen die Bächer, Tags die Bücher; mit Phöbos theilt Bachus sich ins Reich.

glaubte dem Poeten ein angenehmes Compliment zu machen und sagt zu ihm: Warum sucht ein Mann von ihrem Verdienste nicht von unserer Gesellschaft zu sein? — Ei mein Herr, gab ihm Lainez zur Antwort, wer wäre alsdann ihr Richter?

— Lainez ließ seine Gedichte Niemanden abschreiben, und man behielt diese nur sehr unvollkommen im Gedächtniß, er sagte deßhalb: Ich werde ein Invalidenhaus müssen bauen lassen, für alle meine verstümmelten Verse.

— Lainez. Ein Bekannter von Lainez schrieb über zwei Verse aus einem seiner Stücke ein ganzes Buch, wo er zuerst von seinen angenehmen Beschäftigungen, von seiner Art sich zu vergnügen, und endlich von ihm, unter der Person eines angenehmen Epicuräers sagt:

Le débauche le fuit
Le volupté le suit. *)

Lainez verschaffte sich das Buch und sah daraus wie der Autor seine beiden Verse angewandt hatte und sagte: Der Autor ist ein Spaßvogel, er gab einen Tropfen von meinem Essen in ganzes Maß Wasser! —

Lainez. Als Lainez die letzte Oelung bekommen hatte, ließ der Geistliche, dem er gebeichtet, in der Nacht ein Kästchen wegnehmen, das voller freisinniger Gedichte war. Der Kranke erwachte darüber, schrie Räuber! ließ einen Gerichts-Commissarius kommen, verklagte den Priester, und dieser mußte endlich den Kasten in Person wieder bringen, wo ihm auch Lainez derb die Wahrheit sagte. So krank Lainez auch war, ließ er sich augenblicklich in ein anderes Kirchspiel, Saint-Roch, bringen, wo er auch verschied. Als er sich seines nahen Todes bewußt war, gab er Befehl, ihn auf freien Feld nach Montmartre zu bringen, um vor seinem Sterben noch einmal die Sonne aufgehen zu sehen.

Lagny behauptete, als er auf dem Sterbebette lag, ein hartnäckiges Schweigen. Vergebens bemühten sich seine Freunde, ihm ein Wort zu entlocken. Maupertius, der hinzukam, fragte ihn lächelnd: „Wie viel macht 12 mal 12!“ — „Ein — hundert und — vier — und vierz —“ antwortete Lagny und starb.

Lafontaine. Der Grundzug in Lafontaine's Charakter war heitere Geselligkeit, verbunden mit einer fast grenzenlosen Gutmüthigkeit. Die ergötzlichsten Züge, welche wir hier unsern Lesern mittheilen, zeugen

---

*) Die Schwelgerei fliehet, die Wollust begleitet ihn.

hauptsächlich von den beiden genannten Gemüthseigenschaften. Schon als Knabe that Lafontaine sich durch besondere Gewandheit, durch ein bedeutendes Talent, den Augenblick wahrzunehmen und durch eine unzerstörbare gutmüthige Heiterkeit hervor. Selbst als er zum Manne herangewachsen war und das Amt eines Feldpredigers bekleidete, blieb ihm diese Eigenthümlichkeit treu und trotz des ernsten, zu Pendanterie vielfach auffordernden Wirkungskreises behielt seine Weise, sich darzustellen und zu wirken, immer etwas Heiteres, Gemüthliches. Die nachfolgenden Charakterzüge geben uns ein vollständiges Bild dieses Mannes, sowohl von der positiven als der negativen Seite.

— Lafontaine. Ein Major hatte Besuch von seinem Bruder erhalten, den man seines Witzes halber scheute, jedoch aus dem Grunde, weil sein Witz auf Persönlichkeit gerichtet war und anzüglich wurde. Da er von Lafontaine reden hörte, wandelte ihn die Lust an, sich mit demselben zu messen, und er sagte dies seinem Bruder. Dieser, der Lafontainen wahrhaft liebte, gab sich anfangs Mühe, Beide auseinanderzuhalten, und als dies sich nicht länger thun ließ, sagte er zu Lafontaine; „Liebster Feldprediger, erzeigen Sie mir die Freundschaft, sich mit meinem Bruder in keinen Streit einzulassen, denn ich muß Ihnen nur sagen, daß er am Ende immer hitzig und dann grob wird.“ „Wohl,“ erwiderte Lafontaine, „ich will nicht anfangen; wenn aber Ihr Bruder anfängt?“ „Das ist's ja eben; der wird anfangen. Thun Sie mir den Gefallen“ — „Nicht wieder grob zu werden? Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will versuchen, ob wir lachend auseinanderkommen können.“ Der Major schüttelte den Kopf. Bei Tische begann wirklich der Kampf. Anfangs harcelirte man mit leichtem Witz hinüber und herüber. Des Majors Bruder, als er sah, daß er hiemit seinen Zweck nicht erreichen würde, rückte nun mit schwerem Geschütz hervor; Lafontaine von seiner Seite ließ es beim Harceliren bewenden. Grade das aber, was der Hitze hatte vorbeugen sollen, brachte sie hervor. Nun schwieg Lafontaine, jener aber fuhr fort, erhitzte sich selbst mehr und mehr und fing an grob zu werden. Da griff Lafontaine zu seiner äußerst sprechenden Mimik. Bei der ersten Grobheit machte er eine einfältige Miene; es folgte eine zweite Grobheit und ein noch einfältigeres Gesicht, und so stieg es, bis Lafontaine wie die personificirte Dummheit dasaß. Das lange zurückgehaltene Lachen der Gäste war nun nicht länger zu halten, ein allgemeines lautes Gelächter brach aus, während dessen aber Lafontaine ganz unbeweglich dasaß. Des Majors Bruder mußte nun selbst lachen, der Major aber sprang freudig auf und umarmte Lafontaine, der

dessen Bruder die Hand reichte, die dieser ihm derb schüttelte. Einen neuen Streit versuchte er nicht.

— Lafontaine. Einst predigte er über den Jähzorn, und nach dem Gottesdienste kam ein Major zu ihm, ein sonst sehr wackerer Mann, den aber sein Jähzorn öfters zu Unbilligkeiten hinriß, die er nicht immer, wie er wünschte, wieder gut machen konnte. „Hören Sie, lieber Feldprediger," hob er an, „heute haben Sie mich, bei meiner Seele, tüchtig abgekanzelt." „Was man Abkanzeln nennt," erwiderte Lafontaine, „das kenne ich nicht: gemeint aber habe ich Sie, Herr Major, und auch — getroffen." „Ja, ja; getroffen. Es ist ein verfluchtes Ding um den verfluchten Jähzorn; ich möchte mir ihn abgewöhnen, aber ich kann nicht; bei meiner Seele, ich kann nicht!" „Sie können, sobald es Ihnen Ernst ist, zu wollen." „Nein, nein, es geht nicht." Beim nächsten Gottesdienste predigte Lafontaine nun von der Macht des Willens über böse Gewohnheiten und bestritt den Einwurf; ich möchte wohl, aber ich kann nicht. Unter mehren Beispielen führte er auch den Jähzornigen mit auf und sagte: „Wie, du könntest die wilde Hitze deiner Natur nicht bezähmen? Du kannst es, aber du willst es nicht. Sieh, ich stelle dich hin vor den König; dein Jähzorn soll sich regen; wirst du ihm den Ausbruch gestatten, oder mit aller Kraft eines Mannes ihn bezähmen? Ich weiß es, du wirst ihn bezähmen. Warum aber kannst du es hier und nicht anderwärts?" Der Major kam an diesem Tage wieder: „Lieber Feldprediger, das mit dem Könige, das war ein Kernschuß, der sitzt. Nun, bei meiner Seele, ich will's ernstlich versuchen, und im Nothfall errinnern Sie mich nur an den König."

— Lafontaine. Ein andermal kam Lafontaine dazu, als Offiziere, gebundene Soldaten von allen Waffengattungen und Bauern heftig unter und gegen einander fluchten und schalten, ohne daß Einer aus dem Andern klug geworden wäre. Der Oberst von Hunt, als er Lafontaine kommen sah, ersuchte ihn sogleich, mit den Bauern zu sprechen, die aus allen Dörfern her Soldaten einbrächten. Niemand könne begreifen, warum. Lafontaine fragt und hört von den Bauern, daß man sie unter harten Drohungen aufgefordert habe, einen Deserteur herbeizuschaffen, und da sie nun welche einbrächten, so fahre Alles auf sie los, und sie wußten nicht, was sie sollten und was man von ihnen wollte. Der Oberst wußte davon nichts, wohl aber von einer Aufforderung an die Bauern, einen davongelaufenen Ochsen herbeizuschaffen. Lafontaine vermuthete nun irgend einen Irrthum in der Aufforderung, welche, wie er erfuhr, der Regimentsquartiermeister entworfen hatte. Diesen suchte er auf, ließ sich die Aufforderung zeigen und entdeckte sogleich den Irrthum. „He, mein

Freund," sagte er, „wie heißt denn der Ochse im Französischen?" „Nun un boeuf." „Richtig! Was aber steht hier in Ihrer Aufforderung?" Der Regimentsquartiermeister las zu seinem Erstaunen: ein bos sei desertirt. „Ihr lateinisches Wort hat eine schöne Wirthschaft angerichtet. Die Bauern, die nicht wissen, was bos für ein Ding ist, haben von allen Dörfern her Deserteure eingebracht, und nun ist der Teufel darüber los. Geschwind nun aber Branntwein herbei und den Beutel aufgethan; ich will sehen, wie ich den Handel schlichte." Er holte nun den ganzen Zug herbei, verständigte die Bauern und besänftigte die Soldaten, nicht ohne Hilfe der eindringlichern Beredtsamkeit des Regimentsquartiermeisters. Der Oberst begriff jetzt noch weniger von der Sache als vorher; da Lafontaine ihm auf seine Anfrage blos lachend antwortete: der Regimentsquartiermeister bezahle hier das Schulgeld für das Latein, welches er erlernt habe. Endlich ging Alles mit Lachen auseinander, und die Bauern brachten sehr bald den Ochsen ein; freilich nicht so gern als die Soldaten, welche einzeln in den Dörfern umhergeschlichen waren.

— Lafontanie. Aus K — d war beim Vordringen der Franzosen ein katholischer Geistlicher geflüchtet, ein Mann von Geist und Kenntnissen, angenehm lebhaft und höchst gutmüthig. Während der Cantonnirung an der Nidda hatte Lafontaine seine Bekanntschaft gemacht, war sehr oft und sehr gern mit ihm zusammengewesen, meist in Gesellschaft des Majors von Heyden. Eines Tages siegelte er in seinem Beisein einen Brief an seine Frau, und sein katholischer Amtsbruder macht ihm neckend Vorwürfe über die Sünde, eine Frau zu haben. „Ei, ei," sagt Lafontaine, „davon solltet ihr Herren doch lieber ganz schweigen, denn man weiß, wie ihr eure Keuschheit bewahrt'" „So? Was weiß man denn davon?" „Daß ihr es macht wie euer Oberhaupt, nur mit dem Unterschiede, daß jenes sich durch Neffen fortpflanzt und ihr euch durch Nichten." Der katholische Freund lachte und erwiderte dann, es sei doch arg, eine solche Behauptung allgemein hinzustellen; es möchte wohl solche Fälle in den obern und in den untern Regionen geben, die Ausnahmen aber könnten doch nicht als Regel angenommen werden; er selbst z. B. halte sich an die Regel. Nachdem man hierüber eine Zeitlang gescherzt hatte, sagte er treuherzig: „Nun, ich will euch sagen, wie man die Ausnahmen sogleich entdecken kann. Das sicherste Mittel in jeder Pfarre bietet der Kleiderschrank dar. Hängen darin blos des Pfarrers Kleider, so gehört er zur Regel; hängen aber weibliche Kleidungsstücke mit darin, so gehört er zu den Ausnahmen." Beim Rückzug der Franzosen war der Geistliche wieder an seinen Wohnort zurückgekehrt, und da jetzt das Thadden'sche Regiment in dessen Nähe kam, forderte Lafontaine den Ma-

jor von Heyden auf, mit ihm vorauszureiten, und zwar nicht auf der gewöhnlichen Straße, um ihren Freund zu überraschen. Diese Maßregel war sehr richtig berechnet, denn als Beide auf der Pfarre anlangten, trat ihnen ein dralles, freundliches, nettes Mädchen entgegen, von welchem sie sogleich vernahmen, der Herr Pfarrer habe gehört, das Thadden'sche Regiment komme hierher, und sei diesem entgegengeritten, um den Herrn Major von Heyden und den Herrn Feldprediger aufzusuchen. „Die sind wir," sagte Lafontaine; „da aber der Herr Pfarrer uns hat überraschen wollen, so wollen wir nun ihn überraschen und dazu, liebes Kind, müssen Sie uns behülflich sein." „Recht gern," erwiderte das Mädchen, „wenn ich kann." „O eine Kleinigkeit! Thun Sie uns nur den Gefallen und eröffnen uns den Kleiderschrank. Dann lassen Sie uns nur gewähren." Das Mädchen, welches an kein Arges denkt, öffnet den Kleiderschrank, und siehe da, männliche und weibliche Kleidungsstücke hängen auf's vertraulichste neben- und übereinander! Beide bitten nun das Mädchen, den Herrn Pfarrer sogleich hierherzuschicken, wo sie ihn erwarten würden. Nicht lange, so eilte der Pfarrer zu ihnen herein, sah aber mit großen Augen auf das Schauspiel, welches sich ihm darbot. Die Flügelthüren des Schrankens waren weit geöffnet, zu einer Seite desselben saß der Major, zur andern Lafontaine. Beide sahen ihn nur an und zeigten mit der Hand auf den Kleiderschrank. „O ihr Schelme!" rief er endlich, „ihr argen, heillosen Schelme!" und die Szene endigte sich mit allseitigem Gelächter, dessen eigentliche Ursache das gute Kind auch gern erfahren hätte, aber nicht erfahren durfte.

— Lafontaine. Zu Abänderungen in seinen literarischen Arbeiten konnte nur ein einziges Wesen in der Welt ihn bringen, seine Frau, wie denn diese auch die Einzige war, welcher er vor der Beendigung eines Werkes etwas davon mittheilte. Da traf es sich denn zuweilen, daß es ihr bei Lesung der Aushängebogen des noch nicht beendigten Werkes schien, eine Person, die ihr besonders lieb geworden war, könne unglücklich werden. „Aber, Lafontaine," sagte sie, „Du machst doch diese nicht unglücklich?" Nur wenn er schlechterdings nicht anders konnte, sagte er: „Ja, sie dauert mich selbst, aber retten kann ich sie wahrhaftig nicht. Ich mache ja jeden Menschen lieber glücklich als unglücklich; was aber der liebe Gott selbst nicht kann, das kann ich noch weniger, und es ist auch in einem Romane nicht Alles möglich." Sah er aber auch nur einen fernen Schimmer von Hoffnung einer Möglichkeit, so sagte er gewiß: „Nun, Fiekchen, wir wollen sehen!" und setzte dann alle Hebel zur Rettung in Bewegung.

— Lafontaine wurde einst zweien empfindsamen Damen vorgestellt, er begrüßte sie sehr höflich, sagte aber lächelnd: „Meine Damen: Sie merken doch, daß dieser Herr den armen Lafontaine nur persifliren will? Ein Blick auf meine Corpulenz reicht hin, Sie zu überzeugen, daß ich unmöglich Lafontaine sein kann. Der muß sehr hager und bleich sein, sein Blick schmachtend, seine Stimme nur gehaucht, weich wie Mondschein, die ganze Gestalt wie Duft im Abendroth; und nun dagegen ich." Der Freund mochte versichern so viel er wollte, nicht er, sondern Lafontaine sei der Schalk, die jungen Damen waren fest überzeugt, daß Lafontaine nicht Lafontaine sei.

— Lafontaine. Als Jemand einst dem Lafontaine von dem Entzücken erzählte, das ihm seine Schriften in der Jugend gewährt hatte; erwiderte derselbe scherzend zwar doch dabei etwas empfindlich: „Ach! so sagen sie alle. Jung haben sie mich gelesen, alt lassen sie mich liegen."

— Als Lafontaine auf dem Todbette lag, ermahnte ihn sein Beichtvater sehr dringend, sich noch vor seinem nahen Ende zu bekehren. Die Wärterin des Kranken fiel aber dem Geistlichen in's Wort und bat: „Quälen Sie doch den guten Mann nicht so sehr. Er ist mehr stumpfsinnig als gottlos; ich bin überzeugt, Gott wird nicht das Herz haben, ihn zu verdammen."

Lambert hatte kein angenehmes Aeußere. Wie in seinen Gedanken, so war er auch in seinem Betragen originell. In dem feinen Berlin fiel er, bei seiner Ankunft, durch seine Figur und sein Benehmen in Gesellschaft auf. Man nannte ihn einen Mann aus dem Monde. Einige hielten ihn für verrückt. Auge und Ohr hatten Mühe, sich an ihn zu gewöhnen. Er ging seltsam gekleidet, war schüchtern und bewegte sich ungeschickt. Sein ganzes Wesen hatte etwas Gezwungenes; seine Geberden waren zuweilen possirlich; die Geräthschaften seines Zimmers waren gering; er lachte laut; er kannte die Ueblichkeiten nicht, oder wollte sich nicht darnach richten. Seine erste Erziehung hatte unauslöschliche Spuren seines ursprünglichen niedern Standes bei ihm zurückgelassen. (Sein mit einer zahlreichen Familie begabter Vater war ein unbemittelter Schneider zu Mühlhausen im Oberelsasse. Lambert mußte, weil er der Aeltere war, in seiner Jugend die jüngern Geschwister hüten und pflegen, und wechselweise das Geschäft eines Lehrjungen und einer Wärterin verrichten.) Er hatte Geschmack an hohen ungebrochenen Farben, groben Speisen und süßen schlechten Weinen. Bei Kaffeegesellschaften mengte er sich zuweilen unter gemeine Bürger, ließ sich in ihre politischen Gespräche ein, nahm an ihren platten Scherzen Theil und belachte ihre Einfälle aus vollem

Halse. Sonst war er fast immer nur mit sich beschäftigt. Von seinen einmal gefaßten Meinungen konnte man ihn schwer abbringen. In seinen Behauptungen war er zuweilen unbiegsam und heftig. Da er alle seine Kenntnisse aus sich selbst geschöpft hatte, so war es schwer Etwas in ihn hineinzubringen, auf das er nicht selbst verfallen war. Er erfand leichter und sicherer als er beurtheilte. Es geschah ihm, eine Sache ganz von der unrechten Seite anzusehen, ohne sich eines Bessern belehren zu lassen. Zuweilen war er in Gedanken vertieft und redete nichts, oder wenn er auf eine seiner Materien gebracht wurde, so überfloß sein Mund von philosophischen Erklärungen, die oft nur dann aufhörten, wann er sich wieder allein befand, zuweilen aber auch in der Einsamkeit noch fortwährten, als wenn man ihn immer noch zuhörte. Ein Selbstgefühl, das oft in Eigenliebe ausartete, war hierbei nicht zu verkennen. Das Bewußtsein seines Genies und seines Fleißes, so wie seiner durch sich selbst erworbenen Kenntnisse, machte, daß er auf Andere keine Rücksicht nahm und ihnen weder zu gefallen, noch zu mißfallen suchte, sondern sich ganz so zeigte, wie er war. In seinen letzten Jahren soll er jedoch sein ungebildetes Wesen und seine Schüchternheit größtentheils abgelegt, in großen und selbst in Frauenzimmer-Gesellschaften sich eingefunden und keine ungeschickte Rolle gespielt haben. In jedem Falle überwand der vortreffliche Geist, der aus ihm hervorleuchtete, jedes Vorurtheil, das man gegen ihn hatte und erwarb ihm hohe Achtung.

— Lambert. Im Februar 1764 kam Lambert in Berlin an. Er wendete sich zuerst an seinen Freund Sulzer und brachte die beiden ersten Tage fast nur bei ihm zu. Sulzer wurde so sehr von Verwunderung für ihn ergriffen, daß er sogleich den Entschluß faßte, Alles anzuwenden, um ihn in Berlin festzuhalten und sich mit anderen Gelehrten darüber besprach, die ihm sogleich beipflichteten. Nun wurde nach Potsdam, an die nächsten Umgebungen Friedrichs geschrieben. Sulzer hatte ohnehin zu dem Könige zu gehen. „Auf dem Wege nach Potsdam," erzählt dieser, „konnte ich an nichts als an das große Genie dieses Mannes denken. In Potsdam sprach ich gegen einige Personen, die täglich um den König waren, mit solchem Feuer von ihm, daß diese sich nicht enthalten konnten, mit dem Könige von meiner Bewunderung dieses außerordentlichen Geistes zu sprechen. Dies hatte die Wirkung, daß, als ich nach Berlin zurückkam, schon ein Brief von Herrn Catt an mich da lag, worin dieser Freund mir meldete: Der König wolle den angekommenen Philosophen sprechen und ich sollte dafür sorgen, daß er den andern Tag nach Potsdam komme, um gegen Abend dem Könige vorgestellt zu werden." Dies war den Freunden Lamberts sehr widerlich. Sie fürchteten ihren Zweck ganz

zu verfehlen, wenn der in seinem äußeren Benehmen so Ungeschickte bei Hofe erscheine. Doch mußte Folge geleistet werden. Lambert ging also nach Potsdam, mit Empfehlungsbriefen versehen, worin aber gewarnt wurde, doch alles Mögliche anzuwenden, daß er dem Könige nicht persönlich vorgestellt würde. Ihro Majestät, sagte man dem Monarchen, Herrn Lamberts Gepäck ist noch nicht angekommen. — Ihr Herrn scherzt, entgegnete er; seit wann glaubt Ihr, daß ich Kleider und nicht Menschen sehen will? — Nun, fuhr man fort, wir wollen Ihro Majestät gestehen, dieser Gelehrte, der so viel Verdienst hat, kündigt durch seine äußere Haltung sich nicht gut an. — Wir wollen die Lichter auslöschen; bringt mir den Mann des Nachts; ich will ihn nicht sehen, sondern hören, erwiederte Friedrich. — Lambert kam; die Lichter wurden nicht ausgelöscht; der König sah und hörte ihn. Sie führten folgendes Gespräch: K. Guten Abend, mein Herr! Machen Sie mir das Vergnügen, mir zu sagen, welche Wissenschaften Sie besonders erlernt haben? L. Alle. K. Sind Sie also auch ein geschickter Mathematiker? L. Ja. K. Und welcher Professor hat Sie in der Mathematik unterrichtet? L. Ich selbst. K. Sie sind demnach ein zweiter Pascal? L. Ja, Ihro Majestät. — Jetzt drehte ihm der König den Rücken, indem er sich des Lachens kaum enthalten kannte und ging in sein Kabinet. Bei Tische äußerte der Monarch, man habe ihm den größten Dummkopf für seine Akademie vorgeschlagen, den er je gesehen. Catt meldete sogleich Sulzern, der König habe an dem guten Mann den großen Philosophen nicht erkannt, wie sie es erwartet hätten und that kläglich darüber. Lambert hingegen, der zu wenig Erfahrung hatte, um zu merken, daß er nicht gefallen habe, war vergnügt wieder gekommen. Man hatte ihn mit dem Versprechen zurückgeschickt, daß er das Weitere über die Folgen seiner gehabten Audienz erfahren werde. Es erforderte viele Zeit, Beharrlichkeit und Muth, den König zu überzeugen, daß unter dieser Hülle ein Mann von großem Genie sich finde.

Die Berliner Gelehrten hatten alle Mühe anzuwenden, daß, wie sie fürchteten, Lambert ihnen nicht nach Petersburg entwischte. Sie erklärten ihm, daß sie ihn nicht mehr aus Berlin lassen würden. „Verlieren Sie die Geduld nicht", sagte der Prediger Hachard einmal zu ihm: „der König wird Sie gewiß zum Mitglied seiner Akademie ernennen; aber in diesem Augenblicke ist er sehr beschäftigt." „O!" antwortete Lambert, „ich bin nicht ungeduldig; sein Ruhm erfordert dieses; wenn er mich nicht nennte, so würde dies ein Flecken in seiner Geschichte sein." Damit verstrich über ein halbes Jahr. Inzwischen hatte der russische Gesandte, Fürst Dolgorucki Lamberten kennen gelernt;

auch bezeigte die Akademie in Petersburg Lust, ihn an sich zu ziehen. Dies setzte Sulzern auf's Neue in Bewegung. Er that wieder einen Schritt, der die bezweckte Wirkung nicht verfehlte. Des großen Monarchen Urtheil über die, welche über Lamberten spotteten, war: Man muß bei diesem Manne auf die Unermeßlichkeit seiner Einsichten sehen, und nicht auf Kleinigkeiten. Schon im Jahre 1761 hatte die Berliner Akademie den tiefen Denker zu ihrem auswärtigen Mitgliede aufgenommen. Jetzt wurde Lambert durch eine königliche Cabinetsordre zum ordentlichen Mitgliede der physikalischen Classe dieser Akademie mit einem Gehalt von 500 Rthlr. ernannt. Der König gab ihm später noch andere Beweise seiner besonderen Gewogenheit, indem er ihn mit Euler, Sulzer, Merian und Beausobre in einer, bei der bisherigen Curatoren, neu errichtete ökonomische Commission der Akademie versetzte, und ihn, mit bedeutender Vermehrung des Gehaltes, der zuletzt auf 1100 Thaler stieg, in dem neugestifteten Collegio zur Oberaufsicht über die allgemeinen Länderverbesserungen und das zu diesem Behufe dienliche Landbauwesen zum Oberbaurath ernannte.

— Lambert. Thiébaulte wollte, als er Lamberts Ernennung aus der Zeitung ersah, ihn beglückwünschen; Lambert bemerkte ihm: „Es ist sehr seltsam, daß der König eine solche Nachricht bekannt macht, ohne mich darüber zu berathen. Das geht mich an, und man hätte mich vor Allem fragen sollen, ob ich die Stelle annehmen wolle oder nicht. Ich bin noch unentschlossen darüber, indem ich sie nicht brauche.“ Seine Freunde hatten viele Mühe, ihn dafür zu stimmen. Als er die Ernennung angenommen hatte, ging er zu den Ministern und sagte zu ihnen: „Ihre Excellenzen müssen nicht glauben, daß ich gemeine Baurechnungen durchsehen und berichtigen werde; dies ist eine Arbeit, die Ihre Schreiber machen können, wenn Sie nicht selbst sich damit befassen wollen. Ich werd mich nicht mit Dingen abgeben, die jeder Andere besorgen kann und also nur ein Zeitverlust für mich sein würden. Wenn Sie aber Schwierigkeiten finden, die Sie nicht auflösen können, so dürfen Sie sich nur an mich wenden.“

— Lambert sprach oft mit sich selbst und gestikulirte, vorzüglich wenn er mit Kopfrechnen beschäftigt war. In diesem Zustande des Selbstgesprächs war er oft so vertieft, daß er es nicht bemerkte, wenn seine Freunde neben ihm gingen oder Fragen an ihn thaten. Sein Geist erfaßte jeden Anlaß, sich mit der Natur zu beschäftigen. Eines Abends saß Frau von Salis mit Hausgenossen und Freunden zu Chur vor ihrer Wohnung. Lambert war bei ihnen. Sein Blick erhob sich in die höhere Sphäre der Dünste. Plötzlich verkündigte er: „Jetzt regnet es

in Spanien!“ Selbst zu Pferde überließ er sich lange Zeit ununterbrochen der Wolkenschau. Er vertiefte sich in diese einst so sehr, daß, als sein Blick wieder auf die Erde fiel, er sein Pferd, welches die Schlaffheit des Zügels benützt hatte, ruhig in einem offenen Baumgarten weiden sah.

— Lambert. Der geringste Vorfall führte ihn auf mathematische oder philosophische Analysen. Er untersuchte den unbedeutendsten häuslichen Umstand nach wissenschaftlichen Regeln. Leuten, die ihn nicht kannten, kam es seltsam vor, ihn logische Kunstwörter wie Kraut und Rüben unter einander werfen, bei einem Loch im Strumpfe, eine Figur in Barbara, und bei einem Stuhlbein eine Hypothese anbringen zu hören.

Er dachte einen neuen Schnitt zu Hemden aus, wobei der siebente Theil der Leinwand, die man sonst braucht, erspart werden sollte.

Auf einem Spaziergange, wo er vom Regen übereilt wurde, rechnete er im Laufen den kürzesten und trockendsten Weg aus.

— Lambert hatte die Gewohnheit, nur von der Seite sich gegen die Leute zu stellen, was aus Behutsamkeit, mit dem riechenden Athem, den er an sich wußte, beschwerlich zu fallen, und auch aus Widerwillen gegen den Hauch Anderer, geschah. Er änderte daher seine Stellung, so wie man ihm gegenüber kam und wich zurück, wenn man sich ihm näherte. Dies zog ihm in Utrecht fast das Schicksal jenes Sternsehers zu, der unter seinen Beobachtungen in einen Brunnen fiel. Beim Herausgehen aus einem Zimmer, machte er einige Schritte von dem ihn begleitenden Bekannten zurück, ohne zu achten, daß eine Treppe hinter ihm war, und stürzte von oben bis unten darauf hin. Er beschädigte sich am Kopfe sehr; seine Augen waren von geronnenem Blute ganz geschwärzt. Dabei verlor er alle Besinnung und kam erst nach einem Verlaufe von 24 Stunden wieder zu sich. Als er die Augen öffnete, wollte er dem Arzte, der ihm die Dauer seiner Ohnmacht bestätigte, keinen Glauben beimessen. Es war nun Freitag, und er behauptete, es wäre noch Donnerstag. Es erforderte eine beträchtliche Zeit bis er wieder ganz hergestellt war. Sein Arzt, der berühmte Professor Hahn, wollte ihm selbst für einige Jahre alle geistige Arbeit untersagen.

— Lambert wollte einmal eine wichtige Frage über die Reflexion des Lichtes in einer Abhandlung beantworten. Er bedurfte dazu eines großen Spiegels und ging deswegen in das vornehmste Kaffeehaus von Berlin. Daselbst waren mehrere Offiziere und einige Bürger, welche spielten. Er grüßte sie nach seiner Gewohnheit, ohne sie anzuschauen, indem er seinen Kopf auf die rechte Seite kehrte und stellte sich sogleich vor einen großen Spiegel des Saales. Hier zog er seinen Degen, ging

vorwärts und wieder rückwärts, machte allerhand Bewegungen, als ob er föchte, und dachte dann über das, was er sah und machte, eine Zeit lang nach. Dies trieb er während einer halben Stunde, ohne zu bemerken, daß alle Anwesenden, die nicht wußten, was die Sache zu bedeuten habe und ihn für einen Narren hielten, ihn umgaben und bereit waren, wo es nöthig sein sollte, ihn zu ergreifen, und zu entwaffnen. Nachdem er alle seine Beobachtungen und Versuche gemacht hatte, steckte er seinen Degen ruhig in die Scheide, warf einen gleichgültigen Blick auf die, welche ihn umgaben, grüßte sie wieder, wie bei der Ankunft, und ging nach Hause, seine Abhandlung zu schreiben.

— Lambert war ein andermal in der großen Oper zu Berlin in tiefes Nachdenken verloren. Als das Schauspiel geendigt und Alles fortgegangen war, blieb er allein sitzen. Erst wie der große Leuchter herabgelassen wurde, um ausgelöscht zu werden, erwachte er aus seinen Betrachtungen und tappte im Finstern zum Saale hinaus. Man erfuhr von ihm, daß er den ganzen Abend beschäftigt gewesen war, die Strahlenbrechungen dieses Leuchters zu berechnen.

— Lambert besuchte einmal mit andern Freunden Sulzern auf seinem Landgute. Dieser war eben beschäftigt Pfähle um ein Stück Wiese, worin das Federvieh eingezäumt werden sollte, zu schlagen: „Ihr müßt mir helfen fertig machen, meine Herrn, ehe ich mit Ihnen in das Haus gehen kann.“ Jetzt schlugen alle Pfähle ein. Lambert stand bald den Prügel hoch in die Luft haltend, unbeweglich und rechnete laut die große Kraft des Schlages aus.

— Lambert hatte mancherlei Sonderbarkeiten; vorzüglich zeichnete er sich durch einen auffallenden altmodischen Anzug aus. Als er sich für die Kaiserin Katharina II. von Rußland malen lassen mußte, baten ihn seine Freunde, er möchte sich eine neue Perücke anschaffen, aber er hielt es nicht für nöthig. Sie bewiesen ihm, die seinige sei abscheulich, es half nichts. — Da sie immer ernstlicher in ihn drangen, sagte er voll Verdruß: „Genug, ich behalte meine Perücke, die unpartheiische Nachwelt mag darüber entscheiden.“

— Lambert wurde befragt, welches die vornehmsten damals lebenden Mathematiker seien. „In die erste Reihe,“ antwortete er, „gehören Euler und d' Alembert. Der Zweite ist de la Grange: ich sage jetzt, denn er wird die beiden Ersten bald einholen. Der Dritte bin ich. Weiter gehe ich nicht; denn ich kenne keinen, den man noch anführen könnte.“

— Lambert. Als den genievollen Mann sein vormaliger Zögling, Baptista von Salis, nach seinem Landsitze Schäflisberg im Rheinthale mitnahm, beschämte er einen Landpfarrer, der an dem Mittagsmahle Theil nahm. Dieser bildete sich auf gewisse astronomische Kenntnisse etwas ein und fing mit Lamberten ein Gespräch darüber an, den er seine vermeinte Stärke im Anfange nicht einmal ganz fühlen ließ, indem er die Ergebnisse der Anstrengungen seines Verstandes nicht so wohlfeilen Kaufes hingeben wollte. Nach und nach wurde er aber aufmerksam und zuletzt rief er aus: „Ja, Herr! Sie sind ein anderer Mann, als Ihr Aeußeres verräth; mich dünkt, es wäre mir nützlich bei Ihnen in die Schule zu gehen."

— Lambert. „Wenn ich Lamberten in Gesellschaft oder auf dem Spaziergange antraf, sagt Thiebault, „so war mein erstes, ihm eine Frage vorzulegen, deren Beantwortung ich wünschte. Hatte er einmal eine Erörterung angefangen, so war es nicht mehr möglich ihn aufzuhalten oder nur zu unterbrechen. Man war sicher, daß er den Plan, den er von Anfang einsah ununterbrochen befolgen werde. Machte man ihm Einwendungen, so hielt er nur so lange inne, als nöthig war, seine Gedanken zu sagen, antwortete aber nicht darauf. Er nahm den Faden seines Ideenganges wieder auf, wie wenn man ihn nicht unterbrochen hätte, weil die Auskunft, die man haben wollte, sich sogleich und in einer schicklichern Ordnung fand, und weil die Entwickelung durch die Abweichung von dem zuerst entworfenen Plane nur würde verloren haben. Er war eine wahre Dissertationsmaschine."

— Lambert war vor Dieben zuweilen bange. Zu Chur waren während eines Auflaufs des Volks, Besorgnisse vor Brandstiftung entstanden. Vier Hüter wurden im Salis'schen Hause zum Wasserkasten gestellt, um im Dache sogleich jeden Funken auszulöschen. Sie hatten einen Hund bei sich. Lambert wußte nichts von den getroffenen Anstalten. In der Nacht hört er ein Geräusch, öffnet das Zimmer, hält die Wächter für Diebe, erschrickt, und muß dann mehrere Tage das Bett hüten.

— Lambert. Ein andermal brachen ihm Diebe zu Berlin das Schloß seines Zimmers auf, fanden aber nur wenig, das des Entwendens werth war. „Ah!" sagte Lambert mit einer Art kindischer Freude, „sie haben hundert Louisd'or nicht gefunden. Ich habe den Ort wohl errathen, den sie nicht durchsuchen würden. Dieses Geld legte ich auf einem Brette hinter meinen Büchern. Diebe greifen nicht nach Büchern; es ist keine Gemeinschaft zwischen beiden."

— Lambert, ein Mann von mittlerer Größe, hatte eine geistvolle Physiognomie. Der große, hohe, breite und volle Kopf, die gerade Stirne,

die Abwesenheit eines Gesichtswinkels, den der Neger hat, und der bei den Thieren mit der Dummheit immer spitzer sich zeigt, weisen schon an seinem Bildnisse das Genie. Offen, sanft, geistreich war sein Angesicht und enthielt einen durchdringenden Scharfsinn. Diese Gesichtsbildung fiel Lavatern so sehr auf, daß sie ihm, wie er selbst sagt, Anlaß wurde seine Physiognomik zu schreiben. „Die Physiognomie des berühmten Lamberts," merkt Lavater an, „der sich in Zürch aufgehalten, und den ich wieder in Berlin sah, war eine der ersten, die mich durch ihre außerordentliche Bildung frappirte, meine innerlichen Nerven zittern machte und mir ein, ich weiß nicht was von Ehrfurcht inspirirte." Lavater verglich Lamberts Gesichtsbildung mit der seines Freundes Felix Heß. Er nennt Lamberten, „den allverschlingenden, allumfassenden, in sich grabenden, lichtstrahlspaltenden Ordner und Darsteller aus Licht in Licht, oder aus Nacht in Licht." Seine gewöhnliche Kleidung war: ein scharlachrother Rock, hellblaue Weste, schwarze Beinkleider, Stiefel, eine Beutelperücke, Chapeau-bas und Degen. Er war ein aufrichtiger, redlicher Mann. Gradheit war in seinen Ansichten und Absichten, in allen seinen Handlungen. Sein Leben war gleichförmig und alle seine Tage flossen ungefähr auf die gleiche Art hin. Er war stets thätig. Nie umschlangen ihn die sanften Bande der Ehe. Dabei war eine jungfräuliche Sittsamkeit und die vollkommenste Reinigkeit von dem so allgemein herrschenden Laster der Liederlichkeit ihm eigen. Eine von allen Schatten von Falschheit oder Unwahrheit entfernte Denkungsart; lebhafter Abschen gegen alle Arten der Ungerechtigkeit; schneller, freiwilliger Ersatz, wenn er durch Urtheile und Handlungen dergleichen begangen zu haben glaubte; eine Friedfertigkeit, die auch entfernte Gelegenheiten zu jeder Gattung von Streitigkeiten sorgfältig vermied; eine nicht zu ermüdende Geduld und Gelassenheit; gänzliche Abwesenheit mürrischer, übler Laune; aufrichtige Bereitwilligkeit mit seinem Unterrichte zu dienen; das thätigste Mitleid, wo er Elend sah: Alles dieß machte ein vortreffliches Ganzes bei ihm aus. An den Schicksalen derer, die er schätzte, nahm er den wärmsten Antheil. Als Sulzer tödlich krank war, weinte er. Neid, Stolz und Habsucht waren ihm fremd. Jeder Meinung und jedem Menschen ließ er den gebührenden Werth. Keinem raubte er seinen Ruhm Die Satyre konnte er nicht leiden. Auf gelehrte Zänkereien hielt er nichts. Von dem sonst so häufigen Stolze der Gelehrten war er frei. Er war kein absprechender Halbwisser, sondern ein bescheidener Weiser.

— Lambert war ein Verehrer der Religion und eben so sehr Christ als Weltweiser. Der Geist der Zeit, aus der er stammte, war

religiös. Er kommunicirte regelmäßig. Umgebungen und Freunde gaben ihm den Ruhm, einer der besten und frömmsten Menschen zu sein Die Familie **von Salis** nährte diese Gesinnung bei ihm durch ihre eigene Frömmigkeit. Man hat von ihm niedergeschriebene Gebete, die er für die Gattin seines Zöglings Baptista bestimmte, in denen eine kindliche, ehrfurchtsvolle Liebe gegen den Schöpfer und Erlöser athmet. In der Jugend orthodox, in dem Salis'schen Hause fromm, änderte er später seine religiösen Ansichten in Verschiedenem. **Aber Achtung gegen Gott und die Religion blieben immer in ihm fest.** Bei seiner Erscheinung in Berlin fiel sein fleißiges Kirchengehen und seine andächtige Haltung beim Gottesdienste vortheilhaft auf. Mit dem Communionbuch versehen ging er öfters zum Abendmahl. Er pflegte zu sagen, daß wenn das Christenthum keine Geheimnisse hätte, er daran zweifeln würde, und daß es ein elender Grundsatz sei, nichts glauben zu wollen als was man begreifen könne, welches man doch in so viel andern Dingen täglich thun müsse. Die damals zu Berlin anfangenden Neuerungen in der Religion waren ihm anstößig. Wahre, feurige Andacht, die oft zu einer stillen Begeisterung stieg; echte, innere, ungestörte Seelen- und Gewissensruhe heiterten zuweilen sein Gesicht zu einer Art himmlischer Schönheit auf. Mit Verachtung sah er Werke an, welche die Religion bestritten und mit Entzücken las und empfahl er wohlgerathene Widerlegungen derselben.

Liscov. Unter **Liscov's** Feinden war auch ein gewisser Magister Sievers. Als dieser ihn einst öffentlich abkanzelte, und gegen ihn als einen gottlosen Freidenker losdonnerte, gerieth er darüber so in Wuth, daß er sein Wasser in reichlichem Maße fahren ließ, und nicht nur seine Beinkleider, sondern auch die Kanzel stark damit befeuchtete. **Liscov** schrieb in dem Augenblick, als er von diesem Vorfalle hörte, Folgendes lachend nieder:

Bei jener edlen Feuchtigkeit,
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit,
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen.
Ich freuete mich inniglich,
Und sprach: die Zeiten bessern sich,
Ein Mann thut, was sonst Zween thaten,
D'rum, Spötter ist euch noch zu rathen,
So lacht nicht, wenn mein Sievers p...t,
Der, wenn er pflanzt, zugleich begießt.

Linné war in Hamburg; man zeigte ihm ein im dortigen Museum ausgestelltes Wundergeschöpf, es war nur eine große Seeschlange, aber

eine Schlange mit sieben Köpfen. Linné entdeckte sofort, daß der Schlange nur ein Kopf gehöre, die andern sechs Köpfe hingegen mit Schlangenhaut überzogene Wieselkinnbacken seien. Diese Entdeckung verschaffte ihm jedoch so viele Feinde, daß ihm wohlmeinend gerathen wurde, sich baldmöglichst aus dem Staube zu machen.

Lessing Gotth. Ephraim. Als Lessing am 21. Juli 1741 in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen war, wurden ihm, um seine Kenntnisse im Lateinschreiben zu prüfen, einige deutsche Sätze dictirt, die er in's Lateinische übersetzen mußte. In diesen Sätzen ward ausgeführt, daß vordem den Griechen und Römern alle übrigen Völker für Barbaren gegolten hätten, daß aber Christus solchen Unterschied unter den Nationen aufgehoben habe. Aus eigenem Antriebe fügte Lessing noch hinzu: „Das Band der Menschenliebe solle das allgemeinste, alle Menschen sollten unsere Nächsten sein, nicht nur die Christen auch die Juden, auch die Muhamedaner, und Barbaren seien nur die Grausamen und Unmenschlichen!" — So keimte schon im kaum dreizehnjährigen Knaben die edeln und menschenfreundlichen Gesinnungen, die der Dichter in seinem „Nathan", der Denker auf so vielen Seiten seiner unsterblichen Werke ausgesprochen hat.

— Lessing, dessen Durst nach Kenntnissen und neuen Ansichten ihn während der akademischen Laufbahn immer hin- und hergetrieben und ihm seinen Aufenthalt vorzüglich in Leipzig und Berlin abwechselnd hatte nehmen lassen, war auch einmal auf Jahr und Tag nach Wittenberg gerathen, zur großen Beruhigung seiner frommbesorgten Eltern, die ihn am ersteren Ort zum Komödianten, am zweiten zum Atheisten umgewandelt zu sehen fürchteten, ihnen zu gefallen ward er hier Magister, studirte emsig im Sinne seines Vaters und unterhielt wenig Bekanntschaften. Aber es ging ihm wie dem Ovid, — er improvisirte oft an geselligen Abenden in Versen, und schrieb stehenden Fußes seinen Freunden ein Andenken in die Bücher, wie es ihm eben die augenblickliche Stimmung aus der Seele lockte. Folgendes leichtmüthige Lebensgnomen gab er so in das Stammbuch eines seiner Wittenberger Universitäts-Bekannten:

Ich

Die Ehre hat mich nie gesucht;
Sie hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man, in zugezählten Stunden,
Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab ich nie begehrt;
Was hilft es sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das wenigste verzehrt?

Wie lange währts, so bin ich hin,
Und einer Nachwelt untern Füssen?
Was braucht sie wen sie tritt zu wissen?
Weiß ich nur wer ich bin.

Wittenberg, den 11. October 1752. Gotthold Ephraim Lessing.

— Lessing erschien eine Zeitlang sehr häufig, zur Verwunderung aller seiner Freunde am Spieltische. Sein liebstes Spiel war Farao. Einer seiner Freunde, der ihn dabei beobachtete, sah einmal, wie ihm die hellen Schweißtropfen vom Gesicht herunterliefen, ob er gleich eben damals sehr glücklich spielte. Als sie mit einander nach Hause gingen, tadelte er ihn, daß er nicht blos seine Börse, sondern noch etwas Wichtigeres seine Gesundheit zerstören würde. „Grade das Gegentheil" antwortete Lessing, „wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Grunde so leidenschaftlich! Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit, und bringt die Säfte in Umlauf, sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide."

— Lessing lebte in Breslau eine Zeitlang sehr vergnügt, und schien darüber seine Freunde in Berlin vergessen zu haben. Er schrieb nur selten, und wenn er ja schrieb, so geschah es mehr, um sich dadurch noch in ihrer Freundschaft zu erhalten, nicht aber um seine gelehrten Unterhaltungen schriftlich mit ihnen fortzusetzen Mendelssohn, um den er sich sonst noch am meisten bekümmerte, konnte gar nicht begreifen, was mit Lessing für eine Veränderung vorgegangen, und als er hörte, daß Lessing in Breslau sich ganz den Vergnügungen, und besonders dem Spiele überlasse, suchte er seinen Freund auf folgende Weise freundschaftlich zurecht zu weisen. Er ließ nämlich vor die zweite Auflage seiner „philosophischen Schriften", die eben abgedruckt war, in einigen Exemplare für gute Freunde, folgende Dedication, mit Anspielung auf eine bekannte Fabel von Lichtwer setzen, und schickte eins dieser Exemplare an Lessing:

Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen.

„Die Schriftsteller, die das Publicum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag; aber da sei keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen nieder, der den Ei-

gensinn hat, eben so harthörig zu sein. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht. Jetzt verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publicum, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören. Die Spötter sagen: „Rufe laut! er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht — daß er erwache!“ — O nein! dichten kann er; aber leider! will er nicht. — Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu läßig. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel andern übergeben; aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. Und Er —

„Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
„Noch sieht, — was thut er denn? — er spielt!“

Lessing erschrack beim Empfange des Buchs, weil er glaubte, diese Zueignungsschrift sei allen Exemplaren beigedruckt, bis sich endlich der Scherz aufklärte.

— Lessing. Der ungenannte Verfasser der ehemals so berücksichtigten „Wolfenbüttelschen Fragmente“ soll der 1768 verstorbne Hermann Samuel Reimarus, Professor am Rathsgymnasium zu Hamburg, gewesen sein, der sich durch seine „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ rc. und andere vortreffliche Schriften einen ausgezeichneten Ruhm in der gelehrten Welt erworben. Er schickte diese „Fragmente“ an Lessing, und bat ihn, daß er dieselben aufheben, und erst geraume Zeit nach seinem Tode dem Druck übergeben solle. Lessing aber konnte damit nicht so lange warten, sondern machte sie weit früher bekannt, als der Verfasser es bestimmt hatte. Die Erscheinung derselben setzte die ganze theologische Welt in Bewegung, und zog Lessing, vorzüglich auf Anstiften des Senior Joh. Melch. Götze in Hamburg, mancherlei Verdrüßlichkeiten zu. „Es ist gewiß,“ sagt Herder deßhalb in seinem Aufsatze über Lessing, daß Lessing dies allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit that, zu einer freien und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessing's Schuld nicht; aber es wird zu keinen Zeiten wohl kein Theolog und kein Religiose sein, der so etwas zu behaupten wagte! — Gibt man aber diesen einzigen Satz zu, Wahrheit müsse und könne untersucht werden, Wahrheit gewinne jedesmal bei jeder neuen freien und ernsten Prüfung, eben in dem Maaß und Verhältniß, als sie für

uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Maaße von uns zu befolgende Wahrheit ist, gibt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist unwidersprechlich beweiset, so hat Lessing gewonnen, so müssen wir, anstatt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, daß er uns durch Herausgabe derselben eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Befestigung der wichtigsten Wahrheit, kurz zum Triumphe gegeben hat."

— Lessing. Zur Zeit, als Lessing in Wolfenbüttel lebte, meldete sich einst bei ihm ein Liefländer, der ärmlich gekleidet war und sehr deutliche Spuren des Kummers zur Schau trug. Als Lessing ihn fragte, wer er sei? entgegnete der Fremde: „Ich bin ein Philosoph." Diese Antwort fiel Lessing auf; und auf die Frage, was er wünsche, zog der Fremdling ein schmutziges Manuscript zwischen Rock und Weste hervor und sagte dabei: „Ich arbeite hier an einer Schrift über die höhere Bestimmung des Menschen, die ich gern vollenden möchte, aber ich habe kein Dach und Fach und kein Brod. Geben Sie mir eine Kammer in ihrem Hause und nothdürftig Brod, ich will mein Buch hier fertig schreiben." — Lessing war unter den wenigen edleren Menschen gerade Derjenige, der durch eine so seltsame Anrede am leichtesten zu gewinnen war. Ohne Bedenken bewilligte er die Bitte des Fremden. Der Philosoph — er ging nun unter diesen Namen — erhielt ein Zimmer und freien Tisch, auch Taschengeld zu seinen kleinen Bedürfnissen. Er lebte froh und ungenirt in Lessing's Hause, und wurde dort wie ein Glied der Familie betrachtet. Wie Lessing sagte, sollen in dem Buche einige gute Stellen gewesen sein. Die Sprache war aber nicht das, was man elegant nennt, und überdies noch undeutsch mit grammatikalischen Schnitzern, als Lessing den Verfasser hierauf aufmerksam machte, sagte der Philosoph in seiner gewöhnlichen lakonischen Weise: „Das weiß ich; aber dies kann man ja in der Vorrede mit wenigen Worten anzeigen, daß ich diese Dinge nicht verstehe."

Der Philosoph war übrigens ein sehr linkischer Mensch, und hatte ein ungefälliges Aeußere. Dabei besaß er einen großen schmutzigen Hund, der nie von seiner Seite wich, und besonders bei Tische sehr beschwerlich war. Als man einst zu Lessing sagte: daß man wohl den Philosophen, aber nicht seinen Hund leiden könnte, versetzte er mit einiger Wärme: „Sie wissen noch nicht, was es mit diesem Hunde für eine Bewandniß hat. Der Hund ist eine Zierde des Philosophen; denn Letzterer traf solchen auf seinen Wanderungen einst entkräftet und verschmachtet am Wege

liegen. Der Philosoph hatte zwei Wecke (Semmel) in der Tasche. Er spendete dem Hunde Einen davon, den dieser heißhungrig verschlang; und von diesem Augenblicke an hat der Hund seinen Wohlthäter nie verlassen. Ueberlegen Sie, daß damals die beiden Wecke der ganze Vorrath an Lebensmittel war, die der arme Wanderer besaß. Er theilte redlich, und so lange ich noch Einen Weck habe — setzte Lessing hinzu — soll der Philosoph einen halben davon haben."

So blieb der Fremde mit seinem Hunde während des Winters ungefähr fünf Monate im Lessing'schen Hause. Als das Frühjahr anbrach, sagte einst der Philosoph ganz unerwartet: „Morgen früh werde ich abreisen." — Lessing, der den festen Sinn seines Mannes kannte, gab ihm in der Stille Reisegeld, und am nächsten Morgen, ehe die Familie aufgestanden war, nahm der Philosoph seinen Stab und setzte in Begleitung des Hundes seinen Weg weiter fort.

— Lessing. Seiler hatte auf seinen Reisen als Schauspiel-Direktor den Weg über Wolfenbüttel genommen, um Lessing, der damals dort Bibliothekar war, zu besuchen, aber am Abend seiner Ankunft dort nicht zu Hause gefunden. Den nächsten Morgen suchte ihn Lessing in dem Wirthshause auf, so wie er eben aus dem Bette gestiegen war, worin sich aber sein Theaterdichter Klinger noch befand. — Letzterer, Klinger nämlich, der vermuthlich einen Rest von den Groll gegen Lessing, den er mit Goethe's übrigen Kreise, zu dem dieser so berühmt gewordene Mann gehörte, damals hegte, noch etwas übrig hatte, zog die Bettvorhänge zu, und ersuchte Seiler, er möge sagen, daß er nicht zugegen sei. Nach dem freundlichen Bewillkommnungsgruß fragte Lessing Seiler sogleich, ob er seinen jungen Dichter nicht mit sich habe; und als ihm die Antwort ward, daß er schon ausgegangen wäre, bedauerte Lessing es so herzlich, sprach mit solcher Wärme von der unverkennbaren Genialität, die trotz aller Excentritäten aus seinen Arbeiten hervorleuchtete, daß auf einmal die Bettvorhänge sich öffneten, und ein Kopf erschien, Lessing einen freundlichen guten Morgen wünschend. Dieser wurde nicht wenig über diese Vision froh, nahm den jungen Mann mit in die Bibliothek, behielt ihn den ganzen Tag bei sich und wußte ihn so zu fesseln, daß er höchst ungern Wolfenbüttel wieder verließ.

— Lessing hatte Mendelssohn schon verschiedene Male erinnert etwas Wissenschaftliches zu schreiben, allein seine natürliche Schüchternheit ließ dies nicht zu. Einst gab ihm Lessing einen Aufsatz von einem auswärtigen Gelehrten zu lesen, welchen Mendelssohn ihm aber bald zurückgab, und dabei äußerte, daß er sich allenfalls auch etwas dar-

über auszusetzen getraue. „Das möcht ich wohl sehen!" erwiederte Lessing. Mendelssohn brachte ihm einige Zeit darauf, das erste seiner bekannten philosophischen Gespräche.*) Lessing nahm es zu sich, mit der Entschuldigung, er habe jetzt keine Zeit zu lesen. Und so verstrichen einige Wochen, ohne daß Mendelssohn das Manuscript wieder erhält. Indem er sich einst auf Lessings Zimmer befindet, und ihn fragt, ob er etwa nun seinen Aufsatz gelesen habe, sagte ihm Lessing, statt einer Antwort: „Nehmen Sie doch dort das kleine Bändchen" — und Mendelssohn erstaunt, sein Manuscript gedruckt zu sehen!

— Lessing. Als der Hauptpastor Götze zu Hamburg seinen sechs und sechzigsten Geburtstag feierte, übergab ihm ein Dichter folgende Verse:

Sr. Hoch- und Ehrwürden, unserm allgeliebten Herrn Pastor Götze.

τῳ Θεολογῳ

Am 25. Januar 1771.

Gotteslehrer nannte man den Seher Johannes,
Ihn den Augapfel des Herrn, der am Busen ihm hing.
Und so nennt man Dich, Du Vater, Du Weiser, Du Lehrer.
Gottesgelehrter bist Du — unsrer Gott läugnenden Zeit.
Auf, vollende Dein Werk in Gott, Tausende werden Dir danken,
Stirb dann, Du ehrlicher Greis! — bleibst uns ein ewiger Stern.

Götze war sehr erfreut über dies Gedicht, und der Verfasser kam auf den unglücklichen Einfall, ein Exemplar davon an Lessing zu schikken. Lessing antwortete dem Dichter darauf in folgenden Zeilen:

Du, wenn Gott Dich erwischt! der Du Gott kurzbeinicht in die Luft hinstellst,
Hätt' im Zorn er gewiß Dir die Bein' lang gemacht, dem Seher kurz sie.

— Lessing. Bald nachdem Lessing's „Minna von Barnhelm" herausgekommen, wurde das Lustspiel, während der Messe, in Leipzig in einer Bude vor dem Thore schlecht aufgeführt. Natürlich ärgerte sich der Verfasser, welcher gerade damals in Leipzig war, darüber und theilte seinen großen Verdruß, ziemlich hitzig, einigen Bekannten mit. „Ei, Sie müssen auch nicht zu böse sein," sagte einer derselben, sein Freund Saal († 1794), „es ist ja doch Ihr Kind, und ein guter Vater freut sich ja auch, selbst wenn er sein Kind in Lumpen gehüllt wieder sieht." Lessing entgegnete: „Wohl, wenn es mit Lumpen bedeckt ist, aber nicht wenn es am Galgen hängt."

*) Erste Ausgabe: Philosophische Gespräche. Berlin bei Friedrich Voß. 1755. Befindet sich in meiner Privat-Bibliothek.

— Als Lessing zum ersten Mal nach Berlin kam, logirte er in dem Wirthshause: „Zum schwarzen Adler.“ Kaum war seine Anwesenheit unter Personen von wissenschaftlicher Bildung bekannt geworden, so erhielt er von einem angehenden Schöngeist folgendes Billet: „Lange habe ich geschmachtet, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wie sehn' ich mich, einige Stunden unter den Flügeln des Adlers zu ruhen.“ Lessing, überzeugt von der Verschrobenheit des unbekannten jungen Mannes, wollte sich von einer solchen persönlichen Bekanntschaft losmachen. Er antwortete ihm also: „Wohlgeborner, insonders hochgeehrter Herr! Ich bedaure sehr, daß ich heute den ganzen Tag versagt bin; ist Ihnen aber so viel daran gelegen, im Adler zu sein, so will ich gern meinen Schlüssel dem Wirth einhändigen. Mein Zimmer steht Ihnen zu Diensten.“ Das half jedoch Nichts; der Zudringliche suchte Gelegenheit, Lessing an einem dritten Orte kennen zu lernen, und machte ihm darauf einen Besuch. Um seine Talente zu zeigen, lenkte er bald das Gespräch auf seine literarischen Arbeiten und begann, unaufgefordert, etwas davon vorzulesen. Lessing, dem dies langweilte, hörte nicht darauf, und überließ sich seinen eigenen Gedanken. Der Vorleser dieß endlich bemerkend, sagte: „Nun muß ich Ihnen doch auch etwas recht Komisches vorlesen.“— „Ganz wohl, wie's Ihnen gefällig ist,“ erwiderte Lessing schon ganz verstimmt. Sein Plagegeist griff in die Tasche, zog aber, statt des Verheißenen, eine Elegie hervor. Auf diese einen hohen Werth legend, begann er mit Pathos zu declamiren. Lessing, darauf nicht hörend, und eingedenk, daß man ihm etwas Komisches vorlesen würde, wollte seine bisherige Gleichgültigkeit, aus Höflichkeit, wieder in etwas gut machen und lachte laut auf. Der Vorleser stutzte. „Gott im Himmel!“ rief er aus, „was lachen Sie denn? Es ist ja eine Elegie!“ Nun verlor Lessing die Geduld und erwiderte mürrisch: „Warum sagten Sie das nicht gleich?“

— Lessing bemerkte einst in einer Reihe von Todtenlisten, daß eben so viele Menschen an den Pocken, als an Altersschwäche gestorben wären. „Nun begreife ich's,“ sagte Lessing, „warum so viele junge Leute eilen, sich das Alter inoculiren zu lassen, um nicht daran zu sterben.“

— Lessing besuchte einst Herrn ... der allgemein für hartherzig galt. Herr ... hatte ein schönes Naturaliencabinet und zeigte solches auch an Lessing.

„Diese Steine machen Ihnen wohl viel Vergnügen?“ fragte Lessing.

„O, mein ganzes Herz hängt daran!“ war die Antwort.

„Legen Sie es doch dazwischen,“ versetzte Lessing.

— Lessing. Zachariä hatte sich eine glänzende Equipage angeschafft, welche den Neid vieler seiner Collegen erregte. Einst fuhr er über die Straße, als Lessing mit mehreren Begleitern vorüberging, welche spöttelnd auf das große goldene Z. am Kutschschlage hinwiesen. „Lasset den nur fahren," sprach Lessing, „er hat sein Z. nicht ohne Grund dahin gesetzt; damit nämlich Jeder gleich sehe, daß nichts weiter dahinter sei."

— Lessing schrieb an Gleim: „Was sagen Sie zu Klopstock's geistlichen Oden und Liedern? Wenn Sie schlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack." *)

— Lessing. Auf einen Wittenberger Professor, der einst eine sehr mittelmäßige Leichenrede gehalten, machte Lessing nachfolgendes Epigramm:

„O Redner, Dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem Dein Mund erbärmlich spricht.
Eh' Du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht."

— Als Lessing in Hamburg unter die Freimaurer aufgenommen wurde, geschah dies nicht in einer öffentlichen Loge, sondern in einem Privathause, wo er an einem und demselben Abende drei Grade erhielt. Bei Tische sagte einer aus der Gesellschaft zu ihm: „Sie sind nun doch wohl überzeugt, daß die Freimaurerei nichts gegen die Religion, den Staat und die guten Sitten enthält?" „Wäre nur Etwas gegen Etwas da," erwiderte Lessing, „so wär' es doch Etwas."

— Lessing. Ein Prediger zu Bergedorf, einem Städtchen nahe bei Hamburg, hatte ein Paar kleine Nachspiele geschrieben. Der damals lebende bekannte Senior Götze gerieth darüber in Zorn und eiferte selbst auf der Kanzel über diese Frivolität. Ganz Hamburg wiederhallte von Anklagen wider den armen Geistlichen, der sich zu dem Fuße des Musenberges verirrt hatte. Aber sagen Sie mir doch Ihre Meinung, Herr Magister, sagte eine stattliche Senatordame bei einem Gastmahle zu ihrem gelehrten Nachbar Lessing, darf ein Prediger wohl Comödien schreiben? „Um das richtig zu beurtheilen," erwiderte Lessing, „muß man gleich eine zweite Frage hinzufügen: darf ein Schauspieler predigen? — Die Antwort auf meine Frage ist: warum nicht, wenn er will; auf die Ihrige: warum nicht, wenn er — kann."

---

*) Siehe G. E. Lessing's Briefwechsel mit Gleim. Berlin, 1794. Seite 23.

— Lessing ging einst mit einigen Freunden spazieren. Der Weg führte sie an einem Galgen vorüber, wo ein Delinquent hing. „Machen Sie doch schnell eine Grabschrift auf einen Erhenkten," sprach Einer zu Lessing. „Nichts leichter, als das," erwiderte dieser, „Hier ruht er wenn der Wind nicht weht."

— Lessing befand sich einst mit seinem Freunde Eschenburg in einem Buchladen. Unter den Werken, die sie durchblätterten, fand sich auch das damals neu erschienene Trauerspiel „Julius von Tarent." Der Verfasser, J. A. Leisewitz, hatte es anonym herausgegeben. Lessing fand es vortrefflich und meinte, es sei von Goethe. Eschenburg erhob dagegen einige gegründete Zweifel. „Desto besser," sagte Lessing, „so gibt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas schaffen kann."

— Lessing. Ein Schauspieldirector in einer kleinen Landstadt erzählte einst mit vieler Selbstzufriedenheit, daß er Lessing's „Nathan der Weise" habe einstudiren lassen und nächstens auf die Bühne bringen werde. „Wer wird denn den Nathan spielen?" fragte Lessing. „Ich!" versetzte der stolze Theaterdirector. „Und wer den Weisen?" fragte Lessing weiter Jener verstummte und ging.

— Lessing. In Wolfenbüttel ward Lessing oft belästigt durch einen Lüneburgischen Patricier, der zu den sogenannten Salzjunkern gehörte, doch gern ein Edelmann sein wollte, klein von Person und voll von Dichter-Eitelkeit war. Auf diesen Mann verfertigte einst Lessing folgendes Epigramm:

„Von Körper klein, am Geiste noch viel kleiner,
Schämst Du des Salzes Dich, d'rum schämt das Salz sich Deiner."

— Lessing. Im Jahre 1779 schrieb Basedow in ein Stammbuch:

Der Geist der Wahrheit bessre bald
Die Kirchen jedes Ortes,
Ohn' alle zwingende Gewalt,
Durch Kraft des wahren Wortes!

Daneben schrieb Lessing:

Des Geistes der Wahrheit rühmt sich bald
Die Kirche jedes Ortes,
Und Alles zwingende Gewalt
Wird Kraft des wahren Wortes.

— Lessings. „Nathan" hat bekanntlich viele Parodien hervorgerufen; im Jahre 1805, war es die Parodie aus der gallsüchtigen Feder Grattenauers die Aufsehen erregte, ferner: „Der travestirte Nathan der Weise. Posse in zwei Akten mit Intermezzo, Chören, Tanz, gelehrtem Zweikampf, Mord und Todschlag, auch durch Kupfer verherrlicht:"

von Julius von Voß. (Berlin 1804 bei Joh. Wilh. Schmidt.) Das Originellste in dieser Art aber ist: „Nathan der Weise. Schauspiel von Lessing, travestirt und modernisirt in fünf Aufzügen. Berlin und Wien bei Nathan & Comp. 1804; diese Firma wie leicht ersichtlich ist fingirt — Herold in Hamburg war Verleger und Herausgeber. Die Scene wird von Jerusalem nach Egypten verlegt; der weise Saladin zum großen Obergeneral umgeschaffen, Lessing selbst tritt als Derwisch auf, der Tempelherr ist ein russischer Maltheser-Ritter und Recha wird zur Mutter Gottes umgewandelt, die den großen Helden endlich wieder in alle kirchliche Rechte einsetzt. Nach dem Fallen des Vorhanges stimmt das Orchester: Ça -i- ra und nachher die Marseillies, an.*)

— Lessing's Todtenfeier, am 24. Februar (er starb am 15. Febr.) 1781 in Berlin. Es erfüllten die Schauspieler die ihnen und jedem Deutschen heilige Pflicht, dem Andenken des Mannes ein öffentliches Opfer zu bringen, den die Welt bewunderte und auf dessen Werke in den entferntesten Jahrhunderten Deutschland noch immer stolz sein wird.

Das Theater war schwarz behangen; im Hintergrunde ein allegorisches Denkmal mit Lessing's Bildniß, auf beiden Seiten sämmtliche Schauspieler in tiefer Trauer. Nach Endigung einer feierlichen Trauermusik hielt Dem. Döbbelin folgende Rede:

Den Ihr bewundertet, Er, dessen Meisterhand
Emilien erschuf, der Leidenschaft mit Witze,
Geschmack mit Phantasie, wie keiner noch, verband; —
Er, der voran an aller Deutschen Spitze
So ruhmvoll und so einzig stand: —
Er ist nicht mehr! — Auf öffentlicher Scene —
Aus voller Brust dem Edlen hingeweint,
Sei uns'res Dank's gerechte, fromme Thräne
Mit Eurem Dank und Eurem Schmerz vereint! —
Wenn Er ein Deutscher nicht, wenn Er ein Britte wäre,
Dann schlösse seinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Dann würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weih'n.
O gönnet Ihr des großen Mannes Asche,
Daß jenen Todtenkrug, der sie gesammelt hat,
Die deutsche Künstlerin in Deutschlands erster Stadt
Mit töchterlichen Thränen wasche!
Sie ist zu klein, Verdienst, wie solch ein Geist erwarb,
Mehr als bewundernd zu empfinden;
Zu arm, mit Blumen nur die Urne zu umwinden,
Denn ach! sie welkten, da er starb!

*) Das Original dieser Travestie befindet sich in meiner Privatbibliothek, und steht Jedem, der sich dafür interessirt, zur gefälligen Einsicht.

Die feierliche Stille, welche während dieses ganzen Auftritts im Schauspielhause herrschte, war ein Beweis der aufrichtigen Theilnahme des Publicums; selbst beim Schluß hörte man kein lautes Händeklatschen, sondern nur hin und wieder ein dumpfes Bravo ertönen. Schon um 4 Uhr drängten sich die Zuschauer haufenweise hinzu und viele Hunderte mußten sich, wegen Mangel an Platz, wieder entfernen. Wohl dem Publicum, das Lessig's Verlust so zu fühlen weiß!

Die Aufführung der „Emilia Galotti" folgte dieser Trauerfeierlichkeit. Auch hier erschienen die meisten Schauspieler noch in Trauer, einige aber nur mit schwarzen Unterkleidern. Obgleich man glauben könnte, daß dies der Illusion nachtheilig gewesen sei, that es doch eine vortreffliche Wirkung; bei jeder meisterhaften, herzlich ergreifenden Stelle erinnerte es den Zuschauer, daß der, welcher sie schrieb, nicht mehr sei, — man fühlte sie doppelt, denn jeder gefühlvolle Kenner beweinet nicht nur das Schicksal der Familie Galotti, sondern auch den erblaßten Weisen.

— Lessing. Auch auf der Hamburger Bühne wurde am 9. März 1781 eine Todtenfeier für Lessing abgehalten. Zur Darstellung kam „Emilia Galotti"; nach beendigter Darstellung dieses Meisterwerkes stimmte das Orchester einen Trauermarsch an, während dem der Vorhang langsam sich erhob. Das Theater war durchaus mit schwarzem Tuche decorirt; in der Mitte stand auf einem durch fünf Stufen erhöhten Postament eine Urne, um welche alle Mitglieder des Theaters, in tiefster Trauer, gruppirt waren. Es begann ein von Hönike componirter Chor, in welchem die Solostimmen von den Damen Benda, Keilholz und Kreß inne hatten; hieraus ein Recitativ und Arie von Madame Benda gesungen und den Schluß bildete nachstehende von Schröder gesprochene Rede:

Ganz Deutschland klagt um seiner Weisen größten,
Sieht nun des Forschers erste Stelle leer,
Doch Deutschland kann sich trösten,
Es hat der großen Männer mehr,
Vielleicht noch einen, der wie Er
Sich selbst allein des Ruhmes Hütte baute,
Vor Fürsten, Fürstendienern nie gekniet,
Tief in der Menschen Heimlichkeiten schaute,
Und niemals eine schadenfroh verrieth;
Der, was er einmal war, mit Ehre,
Und Nachsicht doch für and're blieb,
Und den nicht jeder Sturm der Lehre
Aus der erkannten Wahrheit trieb;
Der Gleisnerey und Prahlsucht kühn verscheuchte,
Aus Furcht und Haß an keiner Meinung hing,
Und wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
Doch immer nah an ihrer Ferse ging.

Nur unverwundbar bleibt die Trauer,
Mit welcher, uns're Kunst den Schlag beklagt;
Denn diese klagt um mehr, ist um die Dauer
Der vaterländ'schen Kunst verzagt;
Sieht nur den kleinen Trost von weiten,
Hofft, daß noch Dichter in der Ferne stehn,
Die nur den einzigen bewährten Richter scheuten,
Und kühner nun auf seinem Pfade gehn,
Hofft, daß sein Geist auf ihnen schwebe,
Und Segen noch auf ihre Werke streu,
Daß Deutschlands Weh um ihn, sie noch belebe
Und Sporn ihm nachzustreben sei.

Darum hat auch unser Schmerz sich öffentlich vereint,
Denn in der Still' hat jeder ihn beweint,
Vielleicht daß den, der auch nach Ruhme geizet.
Der Künste feierliche Wehmuth reizet.

Ihm selbst (der Edle) Ihm ist wohl!
Er weiß nun, welche höhre Stelle,
Ein höhrer Geist bekleiden soll,.
Ihn durstete; nun ist er an der Quelle,
Er spürte nach der Erde Leidenschaften,
Nach Größ' und Schönheit der Natur;
Nun sieht er ihre ersten Faden haften,
Tritt auf der Grundgesetze erste Spur.
Nun weiß Er, daß der treue Sucher
Einst hinter den entfernten Vorhang bringt,
Daß ird'sche Weisheit, Millionen Wucher
Und kleine Aussaat große Früchte bringt!
Sprichst, Deutschland, Du von Dir, erwähne seiner:
An Neid und Undank sei die Rache Dein!
In uns'rer Kunst soll am Altare keiner
Sich, ohne Ihm zu opfern, weihn.
Laß, Vaterland, ihn nicht durch kleines Lob,
Durch Schmeicheln und Nachahmung schmähen,
Auf seinem Grabe mag der Künstler Fahne wehen,
Die Ewigkeit sei ihre Krone drob! *)

Impromtu bei Lessing's Tode 1781.

Zu Deiner Urne sollt' ich kühn mich dringen,
Durch Sing und Sang Dich frech entweih'n?
O nein! ich fühls, um Lessing! Dich zu singen,
Müßt' ich ja selbst ein Lessing sein!

K. F. D. Grohmann.

*) Siehe: Berliner Literatur- und Theaterzeitung. Nr. 13. vom 31. März 1781.

— Lessing. Folgendes Gedicht, den Tod des großen Dichters betreffend, erschien im März 1781, und wird gewiß als Rückerinnerung und Beitrag zur Lessing-Literatur nicht unwillkommen sein.

G. E. Lessing.

— cui Pudor, nudaque veritas
quando ullum invenient parem?
Horat.

Freue Dich nun, blinder Aberglaube,
Lache, hämischer Verfolgungsgeist,
Jauchzet, daß ein Sturm die zarte Traube —
Nun der Tod den Feind Euch früh entreißt! —

Männer, die des Glaubens Aechtheit zeigen,
Jener Heuchler Gegner, sind nicht mehr!
Nun kann Schwärmerei sich wieder zeigen —
Hin sind Beide, Lessing und Voltaire.

Aber jeder Freund der heil'gen Wahrheit
Klagt empfindlich über Lessing's Tod!
Lessing schuf in jedem Wissen Klarheit;
Er war's, der den Gleißnern Spitze bot.

Er war der Schöpfer des Geschmacks der Bühne,
Unsers Deutschlands freudiger Properz,
In dem Drama größer als Racine,
Und Anacreon in seinem Scherz.

Ein Euripides im Trauerspiele,
Und in seiner Fabel ein Lactanz;
Ein Virgil im plastischen Gefühle;
Edle Grazie besaß er ganz!

Wo ist ein Genie, das seinem gliche?
Groß wie Winkelmann im Laokoon;
Gleicht in sanfter Harmonie ein Grieche
Ihm wohl, im originellem Ton?

Weih', Germanien, ihm Deine Thränen,
Wind' ihm klagend den Cypressenkranz! —
Er nur wagte, Frevlerdruck zu höhnen,
Er nur lehrte liebreich Toleranz.

Auf Lessing's Tod.

Der Tod, ein schöner Genius,
Wie Mengs ihn malt, in seinem schönsten Bilde,
Gab meinem Lessing einen Kuß,
Und sagte: Komm! ins selige Gefilde,
Weit weg von — uns Cerberus. Gleim.

Unter Lessing's Bildniß.*)

Er kam; da dämmert es in Deutschland!
Er sprach; — da ward es Licht.
O Muse, die Du Deutschland liebst!
Laß, wenn er künftig schweigt,
Es ist von neuem Dämmern!
Nicht uns'rer Dichtkunst Tag,
Mit seinem Tag' entflieh'n!

Lessing.

Es lag zum Tode hingebettet
Ein lebenssatter, grauer Held;
Die Wahrheit hatt' er oft gerettet,
Gestritten mit der ganzen Welt,
Drum kränzten ihm am todten Haupte
Des Sieges Kränze jugendlich;
Doch der sie kühn dem Feinde raubte,
Der große, starke Geist entwich.

Thomasius**) war hingeschieden
Der kühn den Teufel überwand,
Er fand auf Erden keinen Frieden,
Drum ging er in ein bess'res Land,
Da klagten laut des Guten Freunde
Und manches Edlen Thräne rann,
Die Wahrheit an dem Grabe weinte,
Das schwache Licht sah himmelan.

*) Siehe: A. G. Meißner's Gedichte (Sämmtliche Werke 5. Band) S. 215, Wien 1813 in Commission bei Anton Doll.
**) Christian Thomasius, 1655 in Leipzig geboren, starb in Halle, den 23. September 1728. Vier Monate darauf, den 22. Januar 1729, betrat in Kamenz G. E. Lessing den Schauplatz der Erde, das Leben des Thomasius fortzusetzen und seine Kämpfe zu beendigen, denn Thomasius war ein muthvoller Streiter für die Wahrheit des Geistes, für die Aufklärung. Er bestrebte sich mit aller

Und ihres Kummers heiße Klage,
Sie tönt ihm noch bis in den Tod;
Da denkt er an des Kampfes Tage
Und an der Seinen Erden-Noth.
Da sieht er ihrer Feinde Ketten,
Sieht ihre Gegner sich erhöhn —
Und er beschließt, um sie zu retten,
Zum Erdenkampf zurückzugehn.

Und läßt sich still zur Erde nieder
Und steigt unbemerkt herab,
Wählt eine neue Rüstung wieder,
— Die ältere verschloß das Grab —
Erkor sich einen neuen Namen
Und nannte Ritter Lessing sich,
Und Göze, Klotz und Knappen kamen
Zum Spiele, das dem Kriege glich.

Doch der den Chor der Theologen,
Der kühn die Hexenthäter schlug,
Er, gegen den die Fürsten zogen
Vergebens mit der Hölle Trug;
Der warf die Krieger leicht zu Boden,
Die alles Gute, Recht und Licht,
Ja, die den Himmel selbst bedrohten,
Der weicht vor ihrer Menge nicht.

Er glich dem hohen Göttersohne,
Der sonder Müh' im Kampfe siegt,
Und lächelte dem feilen Hohne,
Der wie die Schlang' im Staube kriecht.
Des Lichtes Freunde folgten Alle
Dem Helden auf der großen Bahn,
Der sich bei ihrem Siegerschalle
Schwang zu den Sternen hoch hinan. Himindal. *)

---

*) Siehe: Wingolf. Dem Andenken Lessing's an seinem hundertjährigem Geburtstage, (den 22. Januar 1829.) Von einem Leipziger Verein für teutsche Dichtung. Leipzig. Johann Friedr. Glück. 1829 Seite 3—5.

Kühnheit, alles Schädliche und Unnütze abzuschaffen, nur das Nützliche und die Freiheit Fördernde einzuführen, er drang auf den Gebrauch des Naturrechts in den Gerichtshöfen, auf die Abschaffung der Hexenprocesse, der Tortur und der Einschränkung der Denkfreiheit durch ausartende kirchliche Orthodoxie! Er war auch der erste deutsche Universitäts-Gelehrte, der seine Muttersprache zum gelehrten Vortrage gebrauchte, und wahrlich so unumstößlich groß Thomasius Verdienst für die Aufklärung und Förderung des deutschen Geistes noch bis auf heutigem Tage ist, einen würdigeren Nachfolger als unsern Lessing konnte er nicht haben.

An Lessing.

Großer Geist im freien Lande,
　Wo der Weisheit Opfer flammt,
Seliger im Lichtgewande,
　Du, der heil'gen Lieb entstammt,
Lessing, Dir in Himmelsschöne,
　Bringen freudig Deine Söhne
Ihren jugendlichen Gruß
Dir im Geiste ihren Kuß.

Sieh! wo sonst Du hochbegeistert
　Wirktest, in Teutonia
Stehn, da Zwerge sie gemeistert,
　Weinend jetzt die Künste da!
Laß Dich eilig drum hernieder,
Bringe Kraft und Fülle wieder!
　Schönem gib den Strahlenthron,
　Dem Verdienst den Ehrenlohn!

Doch was sich der Zeit entschwungen
　Und gelöst von Staubes Band
— Ob's auch kämpfend Sieg errungen —
　Weilet in dem Sternenland,
Sehnt, wo Himmelsblumen blühen,
Sich nicht nach der Erde Mühen;
　Aber freundlich zugethan
　Bleibt es doch des Lebens Bahn.

Darum gib uns Deine Lieder,
　Kraft von Dir und Felsensinn,
Zu beginnen freudig wieder
　Was verlassen starb dahin!
Fehden führtest Du für die Wahrheit
Und des Lichtes lauter Klarheit,
　Hast Du die Menschen groß belehrt,
　Hast sie zur Vernunft bekehrt.

Gib uns Muth, den Kampf zu kämpfen
　Für des Schönen Heligthum:
Götzen nicht und Klotze dämpfen
　Deines Namens Flammenruhm.
Wer nach Himmlischhohem trachtet,
Dessen Geist bleibt unumnachtet,
　Hebt bewundert freudiglich
　Schnell aus Dunst und Nebel sich.

Laß uns trinken aus des Lebens
Ungetrübtem Forschungquell!
Laß uns schöpfen nicht vergebens
Wo es fließt so rein und hell;
Daß durch unser froh Beginnen
Manche Herzen wir gewinnen,
Daß wir tragen süße Lust
Wonne in die treue Brust. . . .

Sieh herab auf unsern Willen
Und die jugendliche Kraft,
Auch was sie bisher im Stillen,
Doch begeistert sich geschafft!
Uns verleih' zum großen Werke
Deine hohe Siegesstärke!
Führ' in des Erhab'nen Reich
Uns, einst Dir an Holdem gleich!

Dieß der heiße Wunsch der Söhne
Die sich Lessing, Dir geweih't,
Die der freundlichen Camöne
Widmen sich mit Freudigkeit.
Gib uns fröhliches Gelingen,
Daß gleich Dir empor wir schwingen
Uns, wenn winket Deine Hand,
Auf zum Sternenvaterland.

Reinald. *)

— Lessing. Es war im Jahre 1822, als eine achtbare Zeitschrift auf den 13. März aufmerksam machte. „Am 13. März 1772 wurde in Braunschweig zum Erstenmale ein Meisterwerk Lessing's: „Emilia Galotti", dargestellt," — so berichtete jene Zeitschrift und forderte die deutschen Bühnen auf, zu Ehren des großen Mannes, der so mächtig auf seine Zeit einwirkte, diesen Tag durch die Darstellung seines klassischen Werkes und durch eine angemessene Festrede feierlich zu begehen. Die damalige Intendanz des großherzogl. Hoftheaters in Carlsruhe fühlte das ganze Gewicht dieser Aufforderung, worin es unter Anderm hieß: daß die Deutschen doch endlich sich selbst in ihren großen Männern ehren sollten; sie fühlte, wie sie sich selbst herabsetzen würde, wenn sie an diesem Tage die Bearbeitung eines englischen Romans oder ein französisches Melodram oder eine italienische Oper auftischte; sie fühlte, daß sie die Bescheidenheit lebender deutscher Dichter empfindlich kränken dürfte, wenn sie eines ihrer Werke am Jubelfeiertage der Lessing'schen „Emilia Gaotti" darstellen ließe, und wie selbst unsere hinübergegangenen Dichter,

*) Siehe: Wingolf wie oben S. 5—7.

Schiller an ihrer Spitze, an diesem Festtage ihrem Vorgänger und Vorarbeiter, der ihnen die Bahn zum Ruhme geebnet, willig den Kranz reichen. So hielt es denn die Intendanz für ihre Pflicht, das Gedächtniß unsers Lessing festlich zu ehren. Die Besetzung war folgende:

Emilia Galotti	Mad. Neumann.
Prinz	Hr. Neumann.
Marinelli	Hr. Demmer.
Odoardo	Hr. Schulz.
Claudia	Mad. Mittel.
Orsina	Frl. Bolk
Appiani	Hr. Mayer.
Maler	Hr. Hartenstein.
Bandit	Hr. Labes.

Alle spielten mit Lust und Liebe, Alle hatten ihre Rollen bedacht und geübt und leisteten, je nach ihren Kräften, das Höchste, so daß mit vollem Rechte gesagt werden konnte: Es war eine würdige Darstellung! Ein Prolog ging voran. Beim Aufrollen des Vorhanges sah man einen einfachen Säulengang. In einer mit Blumen geschmückten Halle stand auf abgestumpfter Säule das Brustbild des Meisters; am Fuße der Säule lehnten die Embleme der dramatischen Kunst und eine goldene, mit einem Lorbeerkranz geschmückte Lyra. Der Schauspieler Hr. Mayer, schwarz gekleidet, trat hervor und sprach mit feierlicher Würde nachstehenden Prolog

Daß die Entfaltung Gottverlieh'ner Kräfte
Das Leben ist, das geistige, der Menschheit;
Und daß die holden Künste
Der Schmuck sind und die Zierde:
Die ew'gen Frühlingsblüthen dieses Lebens;
Wer ist so unglückselig,
Daß nie sein Herz sich hingab dieser Wahrheit?
Nur der Barbar, der Sclave niederer
Natur, der in dem Joch der Nothdurft keucht,
Und, wie das Thier, nichts Höh'res kennt, als was
Dem Leib' und wieder nur dem Leibe nützt. —
Und doch zeugt die Geschichte:
Wir lebten so: so lebten alle Völker
In ihrem ersten kümmerlichen Dasein. —
Denn was den Menschen erst zum Menschen macht,
Was die allmächt'ge Liebe
Zu treuer Pfleg' und Wartung uns vertraute:
Die Saat der trennungslosen Zwillingspflanze,
Die heil'ge Saat des Guten und des Schönen,
Sie ruhte damals noch im Menschenbusen,
Gleichwie in hartem Erdreich, unentwickelt. — —

Heil uns, dem spät geborenen Geschlechte!
Daß diese rohen Zeiten
Weit hinter uns schon liegen
In grauer Nebelferne der Geschichte.
Heil uns! Und Heil den treuen,
Den wahren Menschenfreunden,
Die in das oft so dunkle Erdenleben
Den Blüthenschmuck der schönen Künste webten!
Ja! wenn im Gottgeweihten Heiligthume
Wir freudig niederfallen,
Dankhymnen singend ob der Himmelsgabe
Das Gute und das Schöne zu erkennen;
So ziemt es uns in minder heil'gen Räumen,
In diesen Hallen, die der Kunst gewidmet
Auch jener Edlen zu gedenken,
Die jene Himmelsgaben
Gepflegt und ausgebildet;
Die auf den kühnen Schwingen ihres Geistes
Uns, gleich dem Aar, der auf zur Sonne fleucht,
Dem hohen Ideal entgegen trugen. —
Zu solcher Feier wurdet Ihr geladen;
Und Alle, die mit reichbegabtem Herzen
Ins innre Heiligthum der Kunst gedrungen,
Die nicht mit flücht'gen Blicken
In unserm ernsten Streben
Ein buntes Gaukelspiel nur sehn, die Zeit
Zu kürzen und zu tödten,
Sie werden hier in kunstgeweihten Hallen
Das heitre Dankfest fromm mit uns begehn. — —
Den Namen dieses Mannes
(auf das Brustbild zeugend)
Gedenkt heut' unsre Bühnenkunst in Ehrfurcht, —
Ihr seid ja Deutsche — kennt den Deutschen. — Lessing!!
Mit seinem Namen ist sein Werth genannt! —
Wie er als Lichterwecker,
Als Feind der Finsterlinge,
Als heil'ger Streiter für Vernunft und Wahrheit
Gewirkt, gekämpft, gelitten;
Das mög' in allen Räumen:
Im ernsten Hörsaal strenger Wissenschaft,
Mit zeitgemäßem Wort gepriesen werden;
Uns ziemt es nicht; wir — denken seiner hier
Als Gründer nur der deutschen Bühnenkunst;
Wie Er sie aus dem Staub hob der Verachtung,
Wie Er von roher Linkheit sie befreit'e
Und von den Ketten mißverstand'ner Regel,
Worein das Volk der Gallier
Bis diesen Tag die freie Muse schnüret
Und welches nachzuäffen damals Brauch war. —

Mit scharfer Geißel hat er das gezüchtigt;
Doch wußt' Er auch, was jenes Volk geleistet;
Empfahl Geschmack, Gewandtheit,
Empfahl uns jenen Zartsinn,
Der jede Feinheit gleich lebendig auffaßt
Und leicht vom Gegentheil beleidigt wird. —
So glich Er nicht den Eiteln unter uns,
Die auch die Plumpheit gern vertheid'gen möchten;
Noch wen'ger Jenen, welche Nebelbilder
Mit süßem Wortklang auf die Bühne bringen,
Und die Geschöpfe kranker Phantasie
Uns für das Ideal verkaufen wollen! —
O lebt, Er noch! Wie würd' Er sie vernichten,
Sie, die mit eiteln Hochmuth
Ihm seinen hohen Dichterwerth verstreiten,
Ihn nur als Lehrer höflich gelten lassen! —
Genug von ihnen! Es entweiht ihr Wort
Die deutsche Bühne — und den heut'gen Tag!
Ein Dankfest ist er, eine Ehrenfeier
Dem Gründer und dem Meister uns'rer Kunst.
Wie können wir Ihn würdiger verehren,
Als daß wir heut auf dem Altar der Künste
Der holden Blüthen eine niederlegen
Aus jenem vollen, reichen Lorbeerkranz,
Den Er sich selbst um seine Schläfe wand! —
Es schwand ein halb' Jahrhundert,
Seitdem der Dichter diese schöne Blume
Im Tempelhain Melpomenes gepflanzt,
Und immer blüht sie noch in Jugendfrische,
Und wird auch blühn, so lang es deutsche Kunst gibt!! —
„Das Werk lobt seinen Meister!" sagt ein Kernspruch
Emilia krön' unsern Lessing heute!
Indeß wir feierlich allhier geloben,
Der Bahn zu folgen, die Er vorgezeichnet!
Dann wird der späte Enkel dankbar noch
Des Gründers deutscher Bühnenkunst gedenken. —

— Lessing. Zur Charakteristik von Lessing's Zeitgenossen gehört jedenfalls auch das Epigramm, dessen Werth an Gesinnung und Poesie gleich tief steht, und welches gewisse fromme Leute bei des freisinnigen Mannes Tod in Umlauf brachten:

Der Teufel kam auf Erden
Und wollte Klempner werden;
Da hatt' er keinen Messing
Und holt den Hofrath Lessing!

Auf Gottsched.

An Lessing.

Schweig, Freund, von Gottsched still! der Mann hat große Gaben;
Nur Schad', er will sie alle haben.
Er könnte Kleist's handfester Trommelschläger,
Er könnte Haller's Sänftenträger,
Er könnte Breitkopf's Drucker sein!
Jedoch, ein Dichter und der Kulmus Mann zu sein,
Ist dieser große Mann zu klein:
Dazu gab ihm der Himmel keine Gaben,
Die ließ er Dich und mich und Klopstock haben.

J. W. L. Gleim.

An Lessing 1779.

Die Hündchen bellen! Wie so viel
Der Hündchen um Dich her!
Dachs, Möpschen, Pudel, Spiz, Isländer und Windspiel
Fällt an, und läuft beiher!

Welch Knurren, Gauen, Murren, Ach und Weh,
Geheul und Kling und Klang!
Die Hündchen mögen bellen! Geh
Du Dogge, Deinen Gang.

Gleim.

Lessing.

(Braunschweig 1791.)

Er hatte und hat der Freunde viel,
Doch keiner zeichnete sein Grab mit einem Stein;
Der griff und jener nach dem Gänsekiel,
Um ihm ein Denkmal von Papier zu weih'n,
Und strich dafür den Ehrenpfennig ein,
Doch keiner zeichnete sein Grab mit einem Stein.

Alois Schreiber. *)

---

*) Siehe dessen: Gedichte. Düsseldorf bei J. H. C. Schreiner 1801, Seite 320.

Lessing.

„Zu schlecht für einen Gott, zu gut fürs Ungefähr,“
Sagt Lessing, sei der Mensch, O! wenn nur selber er
Sich besser doch erforscht! Er hätt' wohl nie geschrieben
Das skeptische Bonmot, das besser weggeblieben.

Hermann Dühn. *)

Ueber Lessing's Buch wie die Alten den Tod gebildet.

Der Griechen Tod, das war ein Genius;
Doch, der die Zähne bleckt, mit seiner Sense droht,
Das Mordgeripp'! ist uns'rer Dichter Tod,
Ein böser Criticus. Kästner. **)

Lessing.

Ein Weilchen gefiel der Nathan,
Dann wollten sie wieder den Satan.

A. v. Maltitz. ***)

An Lessing's jungen Gelehrten.

Um den Monadenpreis umsonst Dich zu bestreben,
Das, Damis, hat zum Spotte Dich gemacht;
Doch Justi'n ward der Preis gegeben,
Und über wen ward da gelacht? Kästner. ****)

Lessing.

Die Sonne kämpft mit nebligem Gelichter,
Der dunklen Erde hellen Tag zu bringen;
Mit scharfen Pfeilen muß sie niederzwingen,
Die nachtgewebten, trüg'rischen Gesichter.

Dein klarer Geist war ein geborner Richter,
In Wissenschaft und künstlerischen Dingen,
Die hohe Sendung mußte Dir gelingen,
O Reformator deutscher Kunst und Dichter!

---

*) Siehe dessen: Moralisch-religiöse Gedichte und prosaische Aufsätze. Auf Kosten des Verfassers! Hamburg 1826. Bei Perthes und Besser.

**) Siehe dessen: Sinngedichte und Einfälle. 1. Sammlung. Wohlfeile Ausgabe. Frankfurt und Leipzig 1800. S. 64.

***) Siehe dessen: Vor dem Verstummen. Weimar, Verlag von T. F. A. Kühn 1858. S. 40.

****) Siehe wie oben: S. 68.

Doch Wechsel ist die irdische Bedingung:
Denn auf die Tage folgen wieder Nächte,
In ewig unabwendlicher Verschlingung.

Ach, daß ein Strahl dem träumenden Geschlechte,
Dem kunstverflachten gäbe die Besinnung,
Und daß Dein Geist uns wieder Morgen brächte!
Braunschweig, Juli 1861. Julius Bercht.

Emilia Galotti.

Du Reifestes von allen Meisterstücken
Vor der Bewunderung immer wieder sinnt,
Gewebe, wie der Meister nur es spinnt,
Aus Menschentrieben und aus Menschentücken!

Weh' einer Welt, wo solche Frevel glücken,
Grausam, wer so enthüllt dies Labyrinth!
Doch leis' in ihm, wie Arethusa, rinnt
Der Dichtung Quelle, uns tröstend zu entzücken.

Ist Poesie nicht jener Schwanenlaut,
Der ungeliebt sich ahnet von der Braut,
Wird nicht der Dolch der Buhlerin geadelt!

Der Unschuld Blut, die Vaterthräne thaut;
Emilia liebt! doch schweige, wer sie tadelt;
Sie hat es, zart, dem Dichter nur vertraut!
A. v. Maltitz *)

Prolog zur Lessing-Feier
von Hermann Markgraff **),

gesprochen vor der Aufführung der „Emilia Galotti" am 21. Januar 1861 in Leipzig.

Auf Deutschlands Gaun lag trübe, schwere Nacht!
Kaum gab es noch ein deutsches Volk — nur Höfe
Und einen Schwarm von höfisch glatten Schmeichlern,
Betreßt, besternt, den steifen Zopf im Nacken,
Fremdlinge fast im eignen Vaterland,

*) Siehe dessen Gedichte: Vor dem Verstummen. S. 394.

**) Hermann Markgraff geb. d. 14 Septem. 1809 zu Züllichau in der Neumark, gestorb. d. 11 Februar 1864, in Leipzig. Der leider zu früh Hingeschiedene war unstreitig einer unserer verdienstvollsten Dichter und Schriftsteller, und wenn auch seine Schläfe nicht

Kaum gab es einen Glauben noch — nur starre
Buchstabensatzung, nur ein hohles Dogma,
Nur Zelotismus, der dem Gegner fluchte
Und Haß statt Christenliebe predigte.
Kaum gab es eine deutsche Sprache noch;
Denn so mit fremdem bunten Putz und Flitter
Verunziert war ihr Prachtgewand, das man
Den echten Stoff kaum noch herauserkannte.
Kaum gab es eine deutsche Dichtkunst noch.
Das Herz war eng — wie konnt' es fröhlich singen?
Der Geist gedrückt — wie konnt' er zwanglos bilden?
Falsch der Geschmack — wie konnt' ihm Echtes munden?
Pariser Mustern geistlos nachgeahmt,
Vornehm und steif, verschnörkelt und verschnitten,
Glich sie der Taxuswand im Herrenpark,
Die Schatten nicht und Frische nicht gewährte.
Was Ein Mann werth zu sein vermag in trüber,
Gedrückter Zeit, ließ damals sich erkennen.
Lessing, das Sachsenkind, aus kleiner Stadt
Und dunkler Häuslichkeit erwachsen, ganz
Auf sich gestellt, von Fürsten nicht gefördert,
Von Vielen arg geschmäht, von Wen'gen nur
Im Leben recht erkannt, ein Märtyrer
Der Wahrheit und des echten Menschensinns —
Lessing aus Kamenz trat als Retter auf
Und säuberte das Feld der deutschen Dichtung
Und reinigte den Tempel deutschen Denkens
Und stürzte nieder in den Staub die Götzen
Des Auslands und die falschen Wahngebilde
Des mißverstandnen Christenthums, und gab

---

mit dem blendend schimmernden Lorbeer des Ruhmes umgeben wenn auch sein Name weniger in die größern Kreise des Volkes gedrungen, so wird er dennoch von allen, nicht nur die ihn persönlich kannten, sondern auch von Allen, Allen die seine literarische Werke gelesen hochgeachtet werden und ihm ein großes Verdienst um unsere deutsche Dichtkunst und Literatur für immer ungeschmälert bleiben. Aber so außerordentlich viel Treffliches auch in den vielen Werken Markgraff's enthalten ist, so echt poetisch duftend auch die meisten seiner Balladen und lyrischen Gedichte sind, hat sich dennoch Markgraf das größte Verdienst als Kritiker für immer erworben. Sein Urtheil wie durchdacht treffend und streng, dennoch aber war er immer bedacht die schriftstellerische Ehre aufrecht zu erhalten. Als edler Mensch, treuer Gatte, zärtlicher Vater und aufrichtiger Freund, suchte er seines Gleichen. — Wir erlauben uns nebst diesen wenigen, aber aufrichtig und tiefempfundenen Worte der Erinnerung, auch noch die Bemerkung, daß Herrmann Markgraf der „geistige Schöpfer der Schillerstiftung ist!“ und gewiß dieser Verein wird — seine trauernde Witwe und die zehn unmündigen Kinderchen! selbst nach Ablauf von — „drei Jahren“ nicht vergessen!!

Gesetze der Kritik, und feinen Schliff
Und kern'ge Kraft der deutschen Sprache wieder.

Was wäre selbst die Halle, die uns heut
Festlich umschließt, die Bühne, ohne ihn?
Was war sie, eh' sie Lessing umgebildet?
Ein Tummelplatz der Stegreifkomödie,
Voll abgeschmackten Witzes, preisgegeben
Der Willkür jedes schnöden Lustigmachers
Entfremdet bürgerlicher Zucht und Ordnung,
Unfähig ihres hohen Amts, die Geister
Durch hehre Bilder aus der edleren
Vergangenheit zur Thatkraft zu entzünden,
Unfähig, dem mitlebenden Geschlecht
Ein ernstes Spiegelbild der Gegenwart
Zur Lehr' und Buß' und Warnung vorzuhalten.

Lessing zuerst griff in das Innerste
Häuslichen Seins und schlichten Bürgerthums.
Er that's in „Sara Sampson" und in „Minna"
Und in „Emilia Galotti", die,
(Ein Kenner, Goethe sagt's) der erste Schritt,
Und der entscheidende, zum Ankampf war
Entgegen fürstlicher Despotenwillkür."
Und seine „alte Kanzel" — also nannte
Der große Mann von Kamenz gern die Bühne —
Betrat noch einmal er in seinem „Nathan".
Und predigte das Evangelium
Der Menschenliebe und des Menschenthums,
Das unvergänglich uns ins Herz und nicht
Auf mürbes Pergament geschrieben ist,
Das nicht des Eids bedarf und nichts von Trennung
In Orthodoxe, Ketzer, Secten weiß.
Vor Gott ist angenehm — weß Stands, weß Lands,
Weß Volks er immer sei — wer Rechtes thut
Und sich bekennt zum reinen Menschenbunde.

Doch ist dies hohe Ziel erreicht? sind wir
Seit Lessing schrieb, ihm näher nur gekommen?
Ernst ist die Zeit, am Horizonte blitzt es
Bald hier, bald dort; die Völker stehn in Waffen;
Von Rissen klafft's am alten Leib Europa's,
Und schwer nur athmet sich's in dieser Luft.
Und doch stehn wir noch immer hadernd da,
Nicht einig wie wir sollten! Denkt an Lessing,
An Lessing's Minna und an Lessing's Tellheim,
Die sich die Hand zum Ehebunde reichten,
Die Sachsentochter und der preuß'sche Kriegsmann,
Versöhnung feiernd zwischen Sachsenland
Und Preußenland. So mahnte Lessing uns!

O laßt die Mahnung nicht verloren sein!
Rückt näher, immer näher nur zusammen,
Ihr Völker, die aus deutschem Blute stammen!
Seid enge, wie es Brüdern ziemt, umflochten,
Dann wird der Kampf auch wacker ausgefochten!
Getrennt, hat euch das Ausland bald im Netze —
Vereint, gebt ihr der ganzen Welt Gesetze!

Lalande beschäftigte sich während der ganzen Dauer der Revolution mit dem Studium der Astronomie, und als er sich überzeugte, daß er der Wuth Robespierre's entgangen sei, sagte er: „Das habe ich meinen guten Sternen zu danken."

— Lalande. Einst hatte Lalande mit einem andern berühmten Gelehrten einen sehr heftigen literarischen Streit gehabt. Als dieser letztere nun dem Publicum eine neue und wichtige Beobachtung mitgetheilt hatte, näherte er sich ihm wieder mit dem lebhaftesten Interesse, umarmte ihn und sagte: „Der Feind eines Mannes, von dem eine so schöne und merkwürdige Entdeckung herrührt, mag und kann ich nicht sein." . .

— Lalande. In einer muntern Gesellschaft in Paris, wo mehrere Gelehrte waren, sang eine Dame ein Liedchen, worin Lalande, der sich mit in der Gesellschaft befand, unter dem Namen: das Astronomchen, lächerlich gemacht wurde. Lalande hörte dem Gesange zu, klatschte der Sängerin Beifall und sagte ihr nach einer Strophe, die sie, ihrer großen Bitterkeit wegen, nicht zu singen gewagt hatte. „Der kleine Astronom, Madame, bin — ich."

Lemierre verließ eines Abends, allein und spät, ein Souper. Ihm begegnete ein großer baumstarker Mensch, entweder ein Händelsucher, oder ein Dieb, und fragte ihn mit barscher Stimme: „Wie viel zeigt Ihre Uhr?" Lemierre schlug auf seinen Degen und erwiederte: „Sehen Sie selbst zu; hier „ist der Zeiger!"

— Lemierre klatschte selbst mehrmals Beifall bei der Vorstellung seines Stücks: „Venue de Halabar." Als man dies tadelte, antwortete er sehr ruhig: „Je fais mes affaires moi même c' est le moyen qu' elles soint bien faites!" —

Aehnlich entgegnete ein deutscher Autor auf den Vorwurf: er habe bei seinem Drama eigenhändig applaudirt, mit dem Verse:

„Ei, hätten's Andre nur gethan! —
Weil's leider nicht geschehen,
So brach ich selber mir die Bahn
Und sah allein mich stehen.
Da dacht' ich: Gut, seid Alle stumm! —
Und bleibt mein eigen Publikum."

— Lemierre. Einst ward in Gegenwart der als Tragiker nicht ohne Verdienst war, aber die übertriebendsten Ansprüche hierauf gründete die Frage besprochen: ob die Nahrungsmittel, und besonders die Getränke, wesentlichen Einfluß auf die geistigen Fähigkeiten hätten?

Lemierre bestritt diesen Einfluß, und zum Beweise seiner Behauptung sagte er, sein Selbstgefühl verrathend: „Corneille trank Apfel„most, Racine Wein, Voltaire trinkt Kaffee, ich aber trinke nie „etwas anders als Wasser, und Sie sehen die Folgen davon."

— Lemierre's gelungenstes Stück war Le Comercé,*) und mit vieler Wohlgefälligkeit nannte er den Vers daraus:

Le Frident de Neptune est le sceptre du monde, den Vers des Jahrhunderts!

Lavater sagt: „Ich brauche das Wort denkend vom weiblichen Geschlecht nicht gern, lieber hellsehend; auch die verständigsten Frauen denken wenig oder nicht — sie sehen Bilder, reihen diese — ab, mit abstrakten Zeichen wissen sie kaum umzugehen." Dann fährt er fort: „Ein Mann ohne Religion ist ein kränkelndes Wesen, das sich bereden will, gesund zu sein und keines Arztes zu bedürfen. Aber ein Weib ohne Religion ist ein wüthendes, abscheuliches Geschöpf!" Der gute Pfarrer von Zürich ging viel mit Frauen um, und mochte wohl aus Erfahrung sprechen, daher auch wohl Recht haben.

— Lavater. Im Jahre 1780 befand sich der berüchtigte Charlatan Cagliostro in Straßburg, besuchte dort häufig die Hospitäler, unterstützte die Kranken mit Rath und Geld und verband selbst die häßlichsten Wunden. Aber sein Ruf, daß er mit dem Bösen im Bunde stehe folgte ihm überall; Lavater glaubte in ihm ein Wesen zu finden, das eine übernatürliche Sendung zu erfüllen habe. In dieser Stimmung schrieb er nach Straßburg einen Brief mit der Adresse: „An den Herrn Grafen Cagliostro, Engel der Finsterniß in Straßburg." In Basel lernte er ihn persönlich kennen. Die Zusammenkunft fand im Beisein sehr vieler Personen statt. „Worin liegt Ihre Wissenschaft?" fragte der berühmte Physiognomiker den Cagliostro. „In Worten, in Kräutern und Steinen," antwortete er. Lavater betrachtete ihn sodann aufmerksam und Cagliostro faßte des Andern Hand. „Ihre Züge zeigen mir deutlich an, daß Sie

*) Er ist auch der Verfasser eines „Wilhelm Tell". Die Original-Ausgabe: „Guillaume Tell, Tragédie Par M. Le Mierre, Représentée par le Comédiens François ordinaires du Roi, pour la premiere fois, le 17. Novembre 1766. A. Yverdon. M. DCC, LXVII., befindet sich in meiner Privat-Bibliothek und steht Jedem, der sich dafür interessirt zur gefälligen Einsicht.

keineswegs ein Elixir zum langen Leben gefunden haben," sagte Lavater, — „und Ihre Hand beweis't mir, daß Sie eines gewaltsamen Todes sterben werden," entgegnete Cagliostro. Damit endigte die Unterhaltung.

— Lavater. Am 26. September 1799 bemächtigten sich die Franzosen der Stadt Zürich. Ein französischer Soldat überfiel Lavater und verlangte Geld von ihm; da dieser seine Wünsche nicht in so vollem Maße befriedigen konnte, wie es seine unersättliche Habsucht verlangte, schoß er auf den Wehrlosen. Der Schuß ging unmittelbar unter der Brust, so daß er ihn nicht auf der Stelle tödtete, vielmehr Lavater erst in schweren Leiden, geraume Zeit nachher, seinen Geist aufgab.

Kaum war Lavater in Sicherheit gebracht und verbunden worden, als er auch schon ausdrücklich verlangte: Keiner der Seinigen, noch sonst irgend Jemand, solle nach dem Namen dieses Meuchelmörders forschen; sollte ihn aber Jemand zufällig erfahren, so möchte er ihn als ein ihm heilig anvertrautes Geheimniß verschweigen: „denn," setzte er hinzu: „der Gedanke, daß diesem Menschen deshalb etwas Uebles wiederführe, würde noch meine Schmerzen um vieles vergrößern:"

— Lavater erzählte einem Freunde die Geschichte seiner Verwundung, und setzte hinzu: „Ich mag den, der die tödtliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen, aber ich wünschte, daß ich ihm könnte wissen lassen, wie ich ihm danke; denn glauben Sie mir, ich verdanke dieser Wunde und meinen jetzigen schweren, unbeschreiblichen Leiden, sehr viel." Sterbend sagte er noch zu den Seinigen: „Eines will ich nur noch von Gott erflehen, daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren möge, wie das meinige jetzt ist."

Und dann schrieb er auf seinem Krankenbette nachstehende Zeilen an seinen Mörder:

„Gott vergebe Dir so, wie ich Dir von Herzen vergebe!
Leide nie, was ich um Deinetwillen gelitten!
Ich umarme Dich, Freund! Du that'st unwissend mir Gutes.
Kommt dies Blättchen zu Dir, es sei Dir Pfand von des Herrn Huld,
Welcher reuige Sünder begnadigt, entsündigt, beseligt!
Lege Gott mir für Dich in die Seele große Gebete,
Daß kein Zweifel mir bleib': wir umarmen uns einst vor des Herrn Aug'!"

Cagliostro hatte die Wahrheit gesagt.

— Lavater. Im „Breslauischen Erzähler" findet sich Jahrg. 1801, No. 22, S. 352, folgende Charade auf den Namen Lavater:

So wüthend und verheerend als der Strom,
In meinem ersten Silberpaare, braust,
So weit die Erde reichet, keiner mehr:
Doch brauset er nicht oft, und wo er ging,

Folgt Segen nach. Wenn Du die Zweite mit
Der dritten sprichst, so nennest Du das Wort,
Bei dem man stets an weise Liebe denkt,
Das Wenigen nur fruchtbar tönt — die Armen!
Und ohne das Du nicht in dieser Welt
Zu finden wärest. Laß die Mitte weg,
Und wende Dir die erste Silbe, so,
Benennest Du, was jeder Mensch sich wünscht,
Und jeder Mensch beseufzt. Das ganze war
Ein hochverdienter Mann, der viel gedacht
Und viel empfunden hat — geliebet und verhöhnt,
Getadelt und gelobt, und immer sanft.
Wär', was er unternahm, gediehn, so wär'
Kein Inquisitor, keine Folter nöthig.

Lava Vater, Alter, Lavater's Physiognomik.)

Lichtenberg war in den ersten Tagen, in welchen er ein Collegium las, so ungeheuer verlegen, daß er kaum ein Wort hervorzubringen vermochte, ohne zu zittern und zu stottern. Dabei wendete er kein Auge von seinem Heft. Später sprach er sehr unbefangen und verwebte in seinen Vortrag oft sehr launige und durch den Augenblick herbeigeführte Einfälle. Lichtenberg war eitel. Der Gedanke, wie so viele junge Leute, welche viel von ihm gehört hatten, nun über den Anblick des Krüppels erschrecken müßten, setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Er ließ sich nie gern in den Rücken sehen. Deswegen ging er selten zu Fuß, wähnend, daß man seine Gebrechlichkeit von der Vorderseite weniger bemerken werde, als dieses wirklich der Fall war.

— Lichtenberg zeigte einst im Collegio Instrumente vor, in welchen der Druck der Luft das Wasser hält, ob dieselben gleich viele kleine Löcher haben. Man nennt dieses Instrument das Sieb der Vestalinnen. Den Nachrichten der Alten zu Folge, mußten die Vestalinnen, wenn die Keuschheit derselben in Zweifel kam, in solchen Sieben Wasser nach dem Tempel der Vesta tragen. Lichtenberg suchte hieraus zu beweisen, daß dieser Mechanismus schon damals den Priestern müsse bekannt gewesen sein, und daß diese den hübschen Priesterinnen, gegen einige Gegengefälligkeiten, gewiß recht gerne ausgeholfen haben würden. „Vor einigen Jahren," so fuhr er jetzt fort, „sagte ich bei dieser Gelegenheit: In solchen Sieben würden die Priesterinnen der Göttinger Vesta vor dem bekannten Thore (hier stand nämlich das Accouchirhaus) ebenfalls recht weit) haben Wasser tragen können. Man hat mir aber diese Aeußerung übel genommen (Professor Osiander, der Vorsteher dieser Anstalt, hatte sich über diesen Witz beklagt), deßwegen nehme ich mich jetzt ganz gewaltig in Acht, so etwas zu sagen!"

— Lichtenberg. Ein armer Student in Göttingen erkrankte und gerieth dadurch in die größte Bedrängniß. Ein Freund des Unglücklichen nahm für ihn die Mildthätigkeit seiner Freunde und Bekannten in Anspruch und sprach auch in dieser Absicht mit Lichtenberg, dem er auf der Straße begegnete. — Er machte eine sehr lebendige Schilderung von dem Elende des Studenten; aber mitten in dieser Erzählung rief Lichtenberg wie ein Verzweifelnder aus: „Hören Sie auf! Hören Sie auf!“ und entfernte sich eiligst. — Der Bittende, sehr ärgerlich über eine solche Gefühllosigkeit, wendet sich an Andere; es glückte ihm, einige Thaler zusammen zu bringen. Er ging damit zu dem kranken Studenten und erfuhr dort zu seinem Erstaunen, daß Lichtenberg diesem 2 Friedrichsd'or geschickt habe. Bald darauf kam er wieder mit Lichtenberg zusammen und fragte ihn: „Wie soll ich mir das erklären; als ich Sie um eine kleine Unterstützung für den armen Kranken bat, ließen Sie mich nicht einmal ausreden, sondern machten sich von mir los und gleich darauf erbarmten Sie sich seiner so edelmüthig?“ „Ja,“ erwiderte Lichtenberg „ich habe wohl ein Herz zum Helfen, wenn es mir möglich ist, aber keine Nerven, solche Schilderungen auszuhalten, wie Sie mir zu machen anfingen, lieber Freund!“ — — Dies widerlegt doch wohl am besten die Behauptung Derjenigen, denen die Gabe der Satyre fehlt, die ihr aber desto mehr Stoff darbieten: Daß ein satyrischer Kopf auch ein böses Herz haben müsse.

— Lichtenberg besaß eine vollständige Sammlung von Hogarth's Kupferstichen, welche er bekanntlich mit einem großen Reichthum von Witz erklärt hat. — Es besuchten ihn deshalb sehr viele Kunstliebhaber, welche ihn durch ihre albernen Gespräche oft so ärgerten und langweilten, daß er, um diesen zudringlichen Besuchen zu entgehen, endlich diese Kupferstichsammlung der Universitätsbibliothek zu Göttingen übergab. Wenn er davon sprach, pflegte er zu sagen: „Es ging mir damit, wie einem Manne, der eine schöne Frau hat.“

— Lichtenberg sprach in der Einleitung zu der Physik von dem Nutzen dieser Wissenschaft, und äußerte einige Empfindlichkeit darüber daß der Name Physiker so oft gemißbraucht werde. Selbst Taschenspieler pflegten sich oft Physiker zu nennen und — man mache dagegen keine Einwendungen. Da sei ihm eingefallen, für solche Afterphysiker einen neuen Namen zu suchen, und seine Bemühungen seien nicht ohne Erfolg geblieben. Man solle nämlich, nach der Analogie von Musiker und Musikant — Physiker und Physikanten unterscheiden.

— Lichtenberg richtete gegen ein von J. H. Voß gedichtetes Epigramm auf einen Witzling nachfolgende Verse:

„Die ganze Spitz' ist's Wörtchen spitz;
Der ganze Witz das Wörtchen Witz.
D'rum hat, trotz seinen Witz und spitz,
Das Ding so wenig Spitz und Witz."

— Lichtenberg. In einer Schrift über die Entstehung der egyptischen Pyramiden hatte der Professor Wille in Rostock zu beweisen gesucht, daß jene Gebäude nicht Werke der Kunst, sondern der schaffenden Natur wären. Lichtenberg behauptete, dies Buch könne nicht besser widerlegt werden, als durch eine Abhandlung, in der man zu beweisen suche, die Schrift des Professor Wille sei nichts als eine unwillkürliche Crystallisation der Dinte.

— Lichtenberg besaß einen Vogel aus Resien, den er in London gekauft hatte und ihn den Studirenden in seinen Vorlesungen über die Elasticität vorzuzeigen pflegte. Einst wies er einem Reisenden diesen Vogel und erzählte dabei, daß man in London auch andere größere Thiere aus Resien verfertigte, z. B. Esel, denen die Ohren immer länger gezogen würden. „Warum haben Sie denn nicht lieber einen solchen Esel gekauft?" fragte der Fremde. „Ich scheuete mich," entgegnete Lichtenberg, „ich wollte mein liebes Vaterland nicht mit einer neuen Species bereichern."

— Lichtenberg machte einst auf einem Briefe an den Professor Baldinger nachstehenden Zusatz auf dem Umschlag:

Dieser Brief an Herrn
Professor Baldinger

ist mit einem Siegel gesiegelt, das die Frau Professorin wohl schwerlich entzwei kriegen wird. nämlich mit meiner gehorsamen Bitte an dieselbe, ihn uneröffnet zu lassen.

— Lichtenberg. Ein Jude in Göttingen ließ sich taufen. Einige Monate nach dem Uebertritt dieses Juden zur christlichen Religion, fragte Jemand Lichtenberg, der diesen getauften Israeliten kannte: „Apropos wie benimmt sich N. N., seit er sich zum Christenthum bekannt hat?" — „Es läßt sich gar nichts von ihm sagen;" versetzte Lichtenberg, „er ist wie das weiße Blatt Papier zwischen dem alten und neuen Testmente."

— Lichtenberg. Ein Ignorant spöttelte über Lichtenberg's große Ohren; dieser entgegnete: „Es ist wahr, für einen Menschen sind meine Ohren zu groß! aber Sie werden mir einräumen, daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind."

— Lichtenberg schritt, in einen Rock mit Stahlknöpfen gekleidet über die Straße und begegnete einem reichen Betrüger, der ihn mit den Worten anredete: „Ei, Herr Hofrath, Sie tragen ja eine Menge Eisen

am Leibe.“ — „Schon längst habe ich gewünscht, entgegnete Lichtenberg, einmal viel mehr an Ihnen zu sehen.“

— Lichtenberg vertheidigte einen schlechten Schriftsteller mit den Worten: „Darf man Schauspiele schreiben, die nicht zu sehen sind, wie kann man denn Jemand wehren, ein Buch zu schreiben, das nicht zu lesen ist?“

— Lichtenberg. „Nonum prematur in annum.“ Diese Regel des Horaz (daß ein Schriftsteller seine literarischen Erzeugnisse neun Jahre lang im Pulte liegen lassen soll) hat kein Autor befolgt, sagte Lichtenberg, und es ist auch kein Grund dazu vorhanden. Nur die Justiz-Behörden haben sich diese classische Regel gemerkt; denn sie lassen oft neun Jahre lang Processe schweben, ehe sie solche entscheiden und ist dies wohl der stärkste Beweis, wie schlecht diese Regel ist!“

— Lichtenberg: Die Winkel, welche der Körper bei der Verbeugung bildet, sind für Individuen und Völker, für einzelne Umstände und ganze Zeiten gleich bezeichnend.

— Lichtenberg sagt: Man hat so viele Anweisungen, den Wein recht zu bauen, und noch keine, ihn recht zu trinken. Er wächst nur gut unter dem Schutze eines sanften Himmels, und ähnliche Seelen müssen diejenigen haben, die am besten trinken. Derjenige, der mehr als eine Bouteille trinkt, ohne entweder Französisch oder von seinem Mädchen zu sprechen, ohne mich seiner Freundschaft zu versichern, ohne zu singen, ohne irgend ein kleines Geheimniß zu verrathen u. s. w., und der, welcher beim vierten Glas mich hitzig fragt, ob ich ihn nicht für einen braven Kerl halte; alle kleinen Scherze kleinlich abwägt, kurz, der Unglückliche, der beim Weine immer Schläge haben will und sehr oft auch bekommt thäten beide weit besser, wenn sie Wasser tränken.

Lichtenberg.

Lichtenberg Hogarth! was ist uns geblieben.
Neues Zeitalter das alte bezahlt,
Hogarth hat mit dem Pinsel geschrieben,
Lichtenberg mit der Feder gemalt.

Lenz. Die angehende Regierung des Herzogs von Weimar war eine herrliche Zeit für Weimar und ganz Deutschland. Alle Genies aus Osten und Westen strömten zu dem neuen Musensitze herbei und glaubten sämmtlich, dort gleich Göthe, Herder und Wieland eine Freistadt zu finden. Bertuch, der Vater, der damals Schatzmeister beim Herzoge war, sprach später mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in seinen Rechnungen,

die er damals besonders ablegen mußte, und die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe und Schuhe für deutsche Genies enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, zu Weimar's Thoren einwanderten. Die Jugend des Herzogs und Goethe's Muthwille wußten sich aus diesen Umständen gar manche ergötzliche Auftritte zu bereiten.

Um diese Zeit geschah es auch, daß Lenz, ein früher und genialer Jugendfreund Goethe's, nach Weimar kam, als eben dieser und der Herzog zufällig nicht zugegen waren. Er steigt im Gasthofe zum Erbprinzen ab, und hört daselbst bald, daß heute Abend am Hofe ein bal paré sein soll. Bal paré oder bal masqué, das kam in Lenz's Ohren auf ein und dasselbe heraus; denn er dachte deutsch, und haßte die französische Sprache, als allen gebildeten Deutschen anhaftende Erbsünde. Dem Dinge sollst du doch beiwohnen, denkt er bei sich, und weil dazu weiter nichts als ein schwarzer Domino und eine Maske gehört, so läßt er sich beides durch den Marqueur kommen, der ihn zwar mit großen Augen ansieht, aber doch thut, was der fremde Herr ihm geheißen hat. Sobald die Stunde schlägt, geht Lenz wirklich in diesem Anzuge an den Hof. Man denke sich das Erstaunen der zum Tanze fröhlich geschmückten Herren und Damen, als plötzlich ein schwarzer Domino in ihrer Mitte erscheint. Lenz bemerkt es indeß noch immer nicht, was er für eine Rolle hier spielt. Er geht vielmehr voll Zutrauen in den engen Kreis der Zuschauer und fordert eins der vornehmsten Fräuleins zum Tanze auf. Diese aber erkundigte sich, wie zu erwarten stand, vorher nach seinem Namen und Character, wie man es an den Thoren nennt, und da er ihr kurzhin antwortet: „Ich bin Lenz," so schlägt sie ihm, da dies kein ebenbürtiger Name ist, unter solchen Umständen den Tanz eben so kurz ab; das heißt: sie bedauert u. s. w. Glücklicher Weise erscheint inzwischen Göthe, als die Verwirrung aufs Höchste gestiegen ist. Dieser erkennt sogleich in dem Domino den längst erwarteten, alten wunderlichen humoristischen Freund. Er läßt Lenz alsbald auf die Gallerie rufen, die an den Saal stößt, und nach der ersten freudigen Wiedererkennung hebt er an: „Aber sag' mir nur, zum Teufel, was dir einfällt, in einem Zirkel bei Hof zu erscheinen, wo Dich kein Mensch eingeladen hat, und noch dazu in einem solchen Aufzuge?" — „Geladen oder ungeladen," versetzte der über seinen Korb noch immer etwas entrüstete Lenz, „das ist all Eins! es ist ein Maskenball, und da denk' ich, hat jeder freien Zutritt." — „Was, Maskenball?" fällt ihm Göthe, hier aufs Neue ins Wort: „bal paré, Kind oder vielmehr Kinderkopf, daß Du das nicht unterscheiden kannst!" — „Nun, meinetwegen bal paré oder bal masqué!" brummte Lenz in den Bart. „Was schiert mich all Euer haarfeiner Distinctionskram und all

Euer verwünschter Schnickschnack! Ich meinerseits bekomme jedesmal ein Fieber, so oft ich nur ein Wort Welsch höre, wie ein welscher Hahn, der kaudert, sobald er roth sieht. Sind Eure Ohren mit reinerem Tauf=wasser als die meinigen ausgewaschen, so dankt Gott dafür; nur sollt ihr mich mit all solch höfischen Geschichten ein für allemal ungeschoren lassen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich wieder umkehren und mein Bün=del schnüren soll. Ja, wenn es nur noch eine Sprache wäre, die sie sprä=chen, kurz und verständlich, wie die unsere; aber so schnurren sie durch die Nase, wie eine Sackpfeife, und kein ehrlicher Deutscher kann aus dem Zeuge, das sie in Menge vorbringen, klug werden. Goethe und Wieland, den Lenz selbst wegen seiner großen Vorliebe für die französische Litera=tur als einen halben Franzosen betrachtete, suchten den aufgebrachten Lenz möglichst zu besänftigen. Sie verließen bald darauf sämmtlich den Hof, aber nicht ohne den Stoff zu einer geistreich fröhlichen Abendunter=haltung mitzunehmen.

Lenz stand als ein leidenschaftlicher Antagonist wider Wieland auf. Lenz fand jedoch viele Widersacher und unter andern machte man auf ihn folgendes Wortspiel:

„Wieland blühet wie Land, dem nur der Lenz ist gekommen;
Ungeziefer bringt Lenz nur über Wasser hervor."

Lamartine Alphonse, de. In Florenz giebt es einen Garten, der vielleicht seines Gleichen in ganz Europa nicht hat, und wenn er auch nicht von aristokratischen Reisenden und Müssiggängern häufig gerühmt wurde, doch schon manchen Dichter begeisterte. Boccaccio schon liebte die=sen Garten und er hat vielleicht da sein Liebeslabyrinth geschrieben. Vor mehreren Jahren nun ging in dem einsamsten Theil dieses Gartens ein junger, bleicher Mann mit zerstreutem Blick jeden Morgen langsam um=her und schien sorgfältig jeder Begegnung auszuweichen. Oftmals will man ihn mit Thränen in den Augen und halblaut vor sich hinsprechend gesehen haben; ein ander Mal stand er am höchsten Theile des Gartens und schaute stundenlang über das Florentinische Panorama hin, bis plötz=lich sein Auge zu leuchten begann und er in begeisterten Versen sprach. Niemand wagte, sich ihm zu nähern; die Gärtner grüßten ihn mit ängst=licher Scheu und nannten ihn den Verrückten von Boboli, obgleich sein Aussehen nichts weniger als Irrsinn verrieth. Eines Tages erschien der Träumer nicht mehr, er war in sein Vaterland zurückgekehrt. Es war der Secretair der französischen Gesandschaft — Alfons de Lamartine.

— Lamartine, welcher seine Gedichte als Bruchstücke gleich in die Druckerei sandte, ohne sie zuvor durchzulesen, verfuhr eben so bei sei=

nem Gedichte: „Der Fall eines Engels,“ und als seine Frau, der es sehr gefallen, wahrscheinlich, weil bei einer guten Ehe Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, ihn gebeten, es doch im Zusammenhange nun selbst zu lesen, antwortete Lamartine: „Gedichte mach' ich, weil es mir Geld einbringt, aber sie zu lesen ist höchst langweilig.“

— Lamartine's väterliches Haus, oder vielmehr Schloß steht in der Gegend von Macon. Man denke sich aber darunter kein Abbotsford Walter Scott's, keine Abtei Newstead Lord Byron's. Da ist nichts Malerisches, nichts Romantisches, nichts Abenteuerliches. Das Land ringsumher ist das prosaischste von ganz Frankreich. Weingärten ohne Bäume, denn der Winzer will keinen Schatten. Magere Büsche, die weite öde Räume umzäunen, hier und da bürgerliche Wohnhäuser, viereckig gebaut und mit kleinen Winzerhütten umgeben, einige Schlösser, wenig Thürme. Nichts Großartiges, nichts Alterthümliches, keine Ruinen, keine Spuren der Lehnherrlichkeit. Die Natur ist sehr sorgfältig geschniegelt und gebügelt, gleichsam wohl ausgekämmt wie eine Allee bei einem modernen Schlosse. Da ist keine Landschaft, sondern blos Landwirthschaft, Grund und Boden zur Nutzung, weiter nichts.

Wenn Lamartine das Schloß bewohnt, ist es, wie man dort zu Lande zu sagen pflegt: la maison du bon Dieu. Da wird alle Welt zugelassen, da ist offene Tafel. Vom geringsten Gutsbesitzer bis zum Maire des Orts, vom bescheidensten Dorfpfarrer bis zum Großvicar des Capitels zu Macon, drängt sich Alles huldigend herzu. Jeder meint den Dichter recht zu amüsiren, wenn er eine Partie Billard mit ihm spielt, oder einige Worte mit ihm wechselt. Das alles ist ihm aber in den Tod zuwider. Er liebt das Plaudern nicht. Er will allein sein, er will seinen Gedanken Gehör geben. Bei schönem Wetter eilt er, in seinem runden Landrock und molletonenen Pantalons, hinaus, um sich im Nachdenken zu verlieren. Er steigt zu Pferd. Zwei Diener folgen ihm. Nun geht es auf gebahnten und ungebahnten Wegen fort. Seine Seele schaukelt sich in den Lüften. Er träumt Gedichte. Die Reitgerte hängt vom Arm herunter. Der Zaum schlottert am Bug des Arabers hin und her. Der Dichter wiegt sich in seinen poetischen Harmonien, in seinen Erinnerungen aus dem Orient. Man sieht ihm an, wie er sich glücklich fühlt, seine Fluren wiederzusehen, seine lachenden Hügel, die reinen balsamischen Düfte seiner Wiesen. Seine Gedanken irren herum an den Ufern der Saone. Weh dem, der ihn jetzt in seinen Träumen stören sollte! Glücklich, wer die Perlen auffängt, die er auf seinem Wege fallen läßt! Lauter schöne Gedanken, süße Harmonien! — Nun aber sehe man plötzlich die Launen des menschlichen Gemüths, die Ironie des Charakters! Er, der große

Euer verwünschter Schnickschnack! Ich meinerseits bekomme jedesmal ein Fieber, so oft ich nur ein Wort Welsch höre, wie ein welscher Hahn, der kaudert, sobald er roth sieht. Sind Eure Ohren mit reinerem Taufwasser als die meinigen ausgewaschen, so dankt Gott dafür; nur sollt ihr mich mit all solch höfischen Geschichten ein für allemal ungeschoren lassen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich wieder umkehren und mein Bündel schnüren soll. Ja, wenn es nur noch eine Sprache wäre, die sie sprächen, kurz und verständlich, wie die unsere; aber so schnurren sie durch die Nase, wie eine Sackpfeife, und kein ehrlicher Deutscher kann aus dem Zeuge, das sie in Menge vorbringen, klug werden. Goethe und Wieland, den Lenz selbst wegen seiner großen Vorliebe für die französische Literatur als einen halben Franzosen betrachtete, suchten den aufgebrachten Lenz möglichst zu besänftigen. Sie verließen bald darauf sämmtlich den Hof, aber nicht ohne den Stoff zu einer geistreich fröhlichen Abendunterhaltung mitzunehmen.

Lenz stand als ein leidenschaftlicher Antagonist wider Wieland auf. Lenz fand jedoch viele Widersacher und unter andern machte man auf ihn folgendes Wortspiel:

„Wieland blühet wie Land, dem nur der Lenz ist gekommen;
Ungeziefer bringt Lenz nur über Wasser hervor.“

Lamartine Alphonse, de. In Florenz giebt es einen Garten, der vielleicht seines Gleichen in ganz Europa nicht hat, und wenn er auch nicht von aristokratischen Reisenden und Müssiggängern häufig gerühmt wurde, doch schon manchen Dichter begeisterte. Boccaccio schon liebte diesen Garten und er hat vielleicht da sein Liebeslabyrinth geschrieben. Vor mehreren Jahren nun ging in dem einsamsten Theil dieses Gartens ein junger, bleicher Mann mit zerstreutem Blick jeden Morgen langsam umher und schien sorgfältig jeder Begegnung auszuweichen. Oftmals will man ihn mit Thränen in den Augen und halblaut vor sich hinsprechend gesehen haben; ein ander Mal stand er am höchsten Theile des Gartens und schaute stundenlang über das Florentinische Panorama hin, bis plötzlich sein Auge zu leuchten begann und er in begeisterten Versen sprach. Niemand wagte, sich ihm zu nähern; die Gärtner grüßten ihn mit ängstlicher Scheu und nannten ihn den Verrückten von Boboli, obgleich sein Aussehen nichts weniger als Irrsinn verrieth. Eines Tages erschien der Träumer nicht mehr, er war in sein Vaterland zurückgekehrt. Es war der Secretair der französischen Gesandschaft — Alfons de Lamartine.

— Lamartine, welcher seine Gedichte als Bruchstücke gleich in die Druckerei sandte, ohne sie zuvor durchzulesen, verfuhr eben so bei sei-

nem Gedichte: „Der Fall eines Engels," und als seine Frau, der es sehr gefallen, wahrscheinlich, weil bei einer guten Ehe Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, ihn gebeten, es doch im Zusammenhange nun selbst zu lesen, antwortete Lamartine: „Gedichte mach' ich, weil es mir Geld einbringt, aber sie zu lesen ist höchst langweilig."

— Lamartine's väterliches Haus, oder vielmehr Schloß steht in der Gegend von Macon. Man denke sich aber darunter kein Abbotsford Walter Scott's, keine Abtei Newstead Lord Byron's. Da ist nichts Malerisches, nichts Romantisches, nichts Abenteuerliches. Das Land ringsumher ist das prosaischste von ganz Frankreich. Weingärten ohne Bäume, denn der Winzer will keinen Schatten. Magere Büsche, die weite öde Räume umzäunen, hier und da bürgerliche Wohnhäuser, viereckig gebaut und mit kleinen Winzerhütten umgeben, einige Schlösser, wenig Thürme. Nichts Großartiges, nichts Alterthümliches, keine Ruinen, keine Spuren der Lehnherrlichkeit. Die Natur ist sehr sorgfältig geschniegelt und gebügelt, gleichsam wohl ausgekämmt wie eine Allee bei einem modernen Schlosse. Da ist keine Landschaft, sondern blos Landwirthschaft, Grund und Boden zur Nutzung, weiter nichts.

Wenn Lamartine das Schloß bewohnt, ist es, wie man dort zu Lande zu sagen pflegt: la maison du bon Dieu. Da wird alle Welt zugelassen, da ist offene Tafel. Vom geringsten Gutsbesitzer bis zum Maire des Orts, vom bescheidensten Dorfpfarrer bis zum Großvicar des Capitels zu Macon, drängt sich Alles huldigend herzu. Jeder meint den Dichter recht zu amüsiren, wenn er eine Partie Billard mit ihm spielt, oder einige Worte mit ihm wechselt. Das alles ist ihm aber in den Tod zuwider. Er liebt das Plaudern nicht. Er will allein sein, er will seinen Gedanken Gehör geben. Bei schönem Wetter eilt er, in seinem runden Landrock und molletonenen Pantalons, hinaus, um sich im Nachdenken zu verlieren. Er steigt zu Pferd. Zwei Diener folgen ihm. Nun geht es auf gebahnten und ungebahnten Wegen fort. Seine Seele schaukelt sich in den Lüften. Er träumt Gedichte. Die Reitgerte hängt vom Arm herunter. Der Zaum schlottert am Bug des Arabers hin und her. Der Dichter wiegt sich in seinen poetischen Harmonien, in seinen Erinnerungen aus dem Orient. Man sieht ihm an, wie er sich glücklich fühlt, seine Fluren wiederzusehen, seine lachenden Hügel, die reinen balsamischen Düfte seiner Wiesen. Seine Gedanken irren herum an den Ufern der Saone. Weh dem, der ihn jetzt in seinen Träumen stören sollte! Glücklich, wer die Perlen auffängt, die er auf seinem Wege fallen läßt! Lauter schöne Gedanken, süße Harmonien! — Nun aber sehe man plötzlich die Launen des menschlichen Gemüths, die Ironie des Charakters! Er, der große

Lamartine, in dieser heiligen Stimmung, in dieser Weihestunde des Fühlens und Denkens, er, der außer sich wäre, wenn ihm jetzt der Geistreichste seiner Nachbarn zufällig begegnete, er hält plötzlich still vor einem zerlumpten Kerl, den man dort zu Lande nur den blöden Peter nennt, und der die Steine zum Straßenbau klopft. So wie er ihn erblickt, ruft er ihm zu: Peter! Peter kommt und geht neben dem Pferd einher. Nun plaudern sie stundenlang. Das heißt, nicht Lamartine, sondern immer nur der blöde Peter. Von Zeit zu Zeit lächelt der Dichter. Er kommt nach Hause in der besten Laune, so oft er den Peter gesprochen hat, und ist munter den ganzen Abend. — Was in aller Welt mag der blöde Peter ihm zu sagen haben? Wie unterhält er den, der sich so leicht langweilt? Man hört ihn oft zu seiner Gattin sagen, wenn der letzte Gast Abschied genommen hat: Ich dachte nicht, daß der heut noch fortgehen würde.

Um neun Uhr empfiehlt sich alles. Das ist die festgesetzte Stunde, gleichsam der Feierabend. Des Morgens darf vor eilf Uhr Niemand in Lamartine's Zimmer kommen. Es ist streng untersagt anzuklopfen. Auf den Uebertretungsfall steht der Abschied. Diese Zeit ist der Arbeit geweiht. Den ganzen übrigen Tag bringt er ohne Beschäftigung zu. Nach dem Frühstück geht er spazieren und kommt oft erst zum Mittagsessen wieder. Abends um zehn Uhr, eine Stnnde nach dem Aufbruch der Besuchenden, geht er schlafen.

Bei Tafel spricht Lamartine wenig. Seine Gattin macht die Honneurs. Aber bei der Toilette, wenn er seine Haare macht, und wenn er eben liebenswürdig sein will, dann ist er es in hohem Grade. Sein Gespräch ist so anziehend, so lehrreich, sein Vortrag so fließend, so glänzend, daß man ihm mit offenem Munde zuhört. Er spricht so, wie er Verse macht. Aber nur, wenn er liebenswürdig sein will.. Lamartine hat in der Freundschaft und in jeder Vorliebe einen wunderlichen Geschmack. Er scheint die Extreme zu lieben, z. B. den blöden Peter, und Beranger. Viele Dichter schicken Verse an ihn, oder ganze Werke in Prosa, mit Vorreden und allen möglichen Huldigungen. Diese Bücher werden alle in einem eigens dazu bestimmten Zimmer niedergelegt. Wenn eine gewisse Anzahl sich gehäuft hat, so schenkt er sie dem Kammermädchen seiner Frau, die sie noch ganz uneröffnet, und unaufgeschnitten an Buchhändler verhandelt. Dieser Erlös gehört mit zu ihrem Lohn.

Manchen Tag leidet Lamartine sehr. Das kommt von seinen äußerst reizbaren Nerven. Dann ist er ungeduldig, ärgert sich über die kleinste Widerwärtigkeit, gibt sich eben so leicht wieder zufrieden, verlangt

mit großem Aufheben nach seinem Arzt, man schickt nach ihm, sei es aber Furcht vor der Medicin, oder Ueberdruß, sein Uebel zu erklären, kurz, er ist gesund wie durch einen Zauberschlag. Wenn der Arzt kommt, ist er ausgeritten. Bei der Heimkehr fragt er nicht einmal, ob der Arzt da gewesen. Oft glaubt er sich vom Schicksal verfolgt, und ist überzeugt, daß es eine Vorbestimmung gebe. Der Tod seiner zwölfjährigen Tochter hat ihn reizbar gemacht. Seine Leute nennen diese Stunden von Unmuth seine papillons noires.

Im Ganzen ist Lamartine's Leben eine Kette von Leiden. Nichts kann den Ueberreiz seiner Nerven mildern und niederschlagen. Er muß sein Genie gleichsam in Leinsamen einwickeln, damit dessen Gesundheit nicht durch äußere Einwirkungen leiden möge. Als einer seiner Verehrer einst rühmend von ihm zu seinem Kammermädchen sprach, antwortete sie: Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, wie viel Umschläge es kostet, um einen großen Mann auf den Beinen zu erhalten! —

Lenau, Nicolaus, äußerte selbst, daß er keine Zeile zu schreiben vermöge, ohne seine Pfeife im Munde zu haben. — Nur beim Rauchen, meinte Lenau, kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel grade auf innerliche Naturen, die sich in's Seelenleben versenken, Aeußerlichkeiten wirken. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und giebt mir einen ganz andern Ideengang.

— Lenau äußerte ferner über das Rauchen: „Ich vermochte keine Zeile zu schreiben ohne meine Pfeife im Munde, nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die sich ins Seelenleben vertiefen, Aeußerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durchschnittsmenschen. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. Man glaubt nicht, wie man von äußern Dingen abhängt — und immmer mit Gewinn es erfrischt." —

— Lenau sagte: „Das Manövriren mit den Augen ist das Plumpste der Koketterie. Es macht die Gesichter ungeheuer gemein, wenn man in den Augen eine Absicht merkt, eine andere Bewegung, als die von innen kommt. — Die Musiker sind wie die Hunde, sie können keinen Augenblick ohne Herrn sein. Jede Zeile die sie schreiben, müssen sie jemand dediciren! — Die Schauspieler haben zu viel Accent; sie wissen ihn gar nicht unterzubringen und legen ihn auf Alles. Es geht ihnen damit wie den Katzen mit ihren Jungen, die sie überall hinschleppen und zuletzt doch an einen unrechten Ort legen."

— Lenau hatte sich in ein Mädchen verliebt, und es war merkwürdig, daß ein Mensch, der so groß und tief dachte, so viel Schönes empfunden hatte und ein so reiches Herz besaß, für alle diese Liebe und in all' dieser Liebe keine Worte gegen Freunde fand, als: „Bruder, das ist a Mädel!" Seine Brust war so voll, es drückte ihm beinahe das Herz ab, und doch kam immer wieder nichts heraus, als: „Aber das ist a Mädel!"

— Lenau. Außer der genauen Beschreibung aller Lebensverhältnisse des Dichters, die Anton Schurz, als Lenau's Schwager, wahrheitstreu dem theilnehmenden Leser in seiner vollständigen Lebensgeschichte des unglücklichen Dichters überliefern konnte, ist auch die Mittheilung von Originalbriefen von ganz besonderer Wichtigkeit. Es wird namentlich ein überraschend neues Licht über das Verhältniß zu einer Frau geworfen, die allgemein für die unheilvolle Schicksalsgöttin von Lenau's Leben gehalten worden ist. Ihr Familienname wird nicht mitgetheilt, ihre Briefe sind nur „Sophie" unterzeichnet; diese Vorsicht wäre kaum nöthig gewesen, ein so edles hohes Weib brauchte nicht lichtscheu verborgen zu werden. Lenau's Briefe an Sophie zeugen von einem durchaus reinen Verhältniß zu ihr; sie sind sogar zuweilen nur trockene Berichte über seine Erlebnisse und enthalten keine Spur von leidenschaftlichen Ausdrücken. Eine feste, vertrauensvolle Zuneigung liegt freilich darin zu Tage; er sagt immer wieder, daß er ohne Sophie nicht leben könne, er nennt sie seine Muse und theilt ihr alle innern Erlebnisse mit derselben Aufrichtigkeit wie die äußern mit. Ein eigenthümliches geheimnißvolles Seelenband muß diese beiden Menschen so eng verbunden haben, wie ein solches nur zwischen Dichtern und schwungvollen Frauengemüthern sich zu entspinnen vermag. Goethe und Frau von Stein waren einige Zeit in ähnlicher Weise verbunden, aber viel weniger fest, viel mehr verwirrt durch die stürmischen Liebesbriefe Goethes und die Abweisungen die ihnen zu Theil wurden. Während zwölf langer Jahre hat dagegen der friedlichste Briefwechsel zwischen Lenau und Sophien stattgefunden; sie begann jedes Blättchen mit einer Blumenmalerei, woraus er gleich ihre Stimmung erkannte. Sie schrieb ihm jede unbedeutende Kleinigkeit ihres Hauses, sie sprach ihm zutraulich von Mann und Kindern, Eltern und Geschwistern. Er forderte ihren Rath über seine Schriften, über Reisen, Geldangelegenheiten und berichtete treulich jede Begegnung mit Frauen, die vor dem Dichter so häufig im Glorienschein ihres Geschlechtes sich zeigten und sein Herz lebhaft erregten. Indessen wagte doch keine Sophiens Platz darin zu verlangen und obgleich diese einem Ehe-

bündnisse mit einer Andern unmöglich im Wege sein konnte, so kam doch ein solches nie zu Stande, so oft auch alle Aussichten dazu vorhanden waren. Einmal hatte sich Lenau mit einer gefeierten Sängerin verlobt und ihr dithyrambische Liebesbriefe geschrieben, aber die Sache ward ihm leid, er wandte alle Mühe an seine Briefe wieder zu erlangen, die er dann leider verbrannte. Einige Jahre später lernte er Marie Schmidt aus Frankfurt am Main kennen und faßte eine rasch auflodernde Liebe zu ihr; seine Sehnsucht nach Familienglück schien in der Verbindung mit diesem holden Mädchen endlich befriedigt zu werden. Er verlobte sich mit ihr und richtete sein ganzes Streben auf die Sicherstellung eines anständigen Einkommens. Seiner Sophie wollte er nur mündlich das neue Liebesglück mittheilen. Er eilte zu ihr nach Wien und es scheint allerdings, als wenn diese Erklärung unerwartete Schmerzen in den beiden Gemüthern hervorgerufen hätte, die bei ihm so heftig wirkten, daß von allen seinen Freunden seine spätere Geistesverwirrung mit daraus abgeleitet wird. Seine Briefe an Sophie deuten jedoch durchaus keine Störung in dem beiderseitigen Verhältniß an; er schreibt ihr alle Hoffnungen, alle Bedenklichkeiten, welche die beabsichtigte Heirath in ihm erweckt, er klagt ihr die ersten Symptome seiner furchtbaren Krankheit und spricht im letzten hellen Augenblick von dem Glück, welches er zwischen den geliebten Frauen: Gattin, Freundin und Schwester zu genießen hoffe. Wer möchte darnach an der Ungetrübtheit dieses seltenen Seelenbundes zweifeln? Es hat jedenfalls ein reines, wenn auch für irdische Bedingungen zu hoch gespanntes Verhältniß zwischen Lenau und seiner Sophie geherrscht. Hochtragisch ist es, daß sie mit dem besten Willen dennoch zu seiner Geistesverwirrung beigetragen hat. Sie schrieb um ihn im Beginn seiner Krankheit aufzuheitern, einen ungewöhnlich heitern Brief an ihn, der unstreitig den Ausbruch des Uebels beschleunigt hat, weil Lenau sich unglücklicherweise an ein exaltirtes Wort Sophiens erinnerte, die ihm einst gesagt haben soll, wenn ihre Briefe den melancholischen Grundton verlören, so möge er es als Zeichen ihrer innersten Verzweiflung oder ihres nahen Todes ansehen. Der heitere Brief verwirrte seine Seele, die ohnehin schon am Abgrunde des Wahnsinns schwankte.

Als Lenau, im höchsten Grade amerikamüde, von seiner transatlantischen Excursion heimkehrte, schrieb Kerner in humoristischer Weise dies an die Freunde Lenau's; er versicherte, derselbe sei völlig entblößt von Wäsche und Geld, mit der Schiffsräude behaftet, bei ihm angelangt, ja sogar verstümmelt sei er, denn eine gefühlvolle Aeffin habe ihn in

dann ist sie hin," — „Die Menschen," bemerkte ein Herr dieser Gesellschaft, „sollten sich diese Geige zum Vorbilde nehmen, alles Fremd aus sich herausstoßen, was die Vollendung stört, sich immer mehr harmonisch läutern. Wir sind nur zu oft die schlechten Spieler, welche die Geige hinmachen." — „Ja," sagte Lenau mit Begeisterung; „was sich nicht schwingen will muß hinausgearbeitet werden. — Hinaus, was nicht klingen will!" —

— Lenau sagte: Ein Talent ist ein Glück; man sollte nur lernen lassen wozu man den Trieb hat. Unsere eklektische Bildung taugt nichts. Von allem ein Bissen — und wenn man fort geht ist der Magen verdorben und öde!" —

— Lenau. Einst kam das Gespräch auf Uhland, und auf sein Buch über das mittelalterliche Wellied. „Uhland," äußerte Lenau, „hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter. So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abstraktion, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, Alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis in's Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase, weiß er die leiseste Spur zu finden." —

— Lenau, äußerte einst, in einer kleinen Gesellschaft, wo auch die Gespräche auf Religionssachen kamen: „die Pfaffen sind um nichts besser, als im Mittelalter. Die Heglianer und alle die Leute sind nicht o zu fürchten, wie die Hierarchisten. Darum begünstige ich jene, weil sie gegen den Fanatismus kämpfen. Da hat es noch keine Noth, — und wenn sie die ganze Welt behegeln, und wenn sie allen Glauben und alle Religion vertilgen wollen: Die ganze Welt würde doch nach Gott schmachten! Ich fürchte die Atheisten nicht — es ist gar nicht so bös gemeint Aber diese Finsternis, dieses Verunstalten, die Pfaffen kommen gleich mit dem — „Zündhölzchen" setzte Lenau lachend hinzu.

— Lenau erwähnte einst im Zirkel einiger Freunde ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Aristokraten," trug einige kräftige Verse davon vor und fügte sodann comentarisch hinzu: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Bornirtheit. Auch in einem tiefern Sinne, speculativ philosophisch: Die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den

als was die augenblickliche Stimmung, die Inspiration ihm eingebe. So saß er Stunden lang bei einer brennenden Pfeife, er sann, er träumte und brachte endlich ein kleines Werkchen zu Papier. Des Morgens lag er bis zwölf Uhr wachend im Bett und trank ein Unmaß von starkem Kaffee, alles um diesen orientalisch brütenden, in ungewissen Bildern spielenden Dichtersinn zu erzeugen. Zu Mittag aß er sehr stark und viele Leibgerichte; Bewegung machte er sich fast gar nicht, sondern er griff nach seiner Tabakspfeife und Abends zu seiner Geige, auf der er ungarische Volksmelodien spielte.

— Lenau war bekanntlich auch ein vortrefflicher Violinspieler und besaß auch ein seltenes Instrument von bedeutenden Werthe, eine ächte Cremoneserin; der Verfertiger derselben hieß Josef Quarneris. In einer Gesellschaft kam das Gespräch auf Lenaus Geige und er hielt folgende Abhandlung über alte Violinen: „Zum Geigenbau kommen mechanische und dynamische Bedingungen. Zuerst das Holz. Die Violindecke, von der das Meiste abhängt, ist von Tannen, Boden und Seiten sind von Ahorn. Dabei beobachteten die alten Meister Manches, was man jetzt theils vergaß, theils verlernte: Sie nahmen die Morgenseite des Baumes. Sie wußten, daß je enger die Jahre — die Kreise — am Holze sind, je schöner tönte es in der Nähe, und je weniger in der Ferne. Je weiter aber die Ringe sind, je mehr trägt der Ton in die Ferne und klingt nicht so schön in der Nähe. Das Geigenbauen war in Familien erblich, und um nur recht trocknes Holz zu haben, hieben sie die Tanne um und ließen sie hundert Jahre liegen. So bereitete der Großvater das Holz für den Enkel. — Doch trocknes Holz hat man jetzt auch noch. Nun sind aber bei dem Baue selbst so subtile Verhältnisse, daß man eigentlich nur durch ein Diviniren der harmonischen Verhältnisse eine gute Geige hervorbringen kann. Das alles aber vermöchte man doch noch zur Noth. Aber das, was die alten Geigen unersetzlich macht, ist etwas ganz Geistiges. Wenn man eine Geige spielt, vielleicht hundert Jahre, so erhält sie dadurch erst ihre eigenste, höchste Vollendung. Man hat solche alte Violinen geöffnet und auf dem Boden eine Menge Splitterchen u. d. m. gefunden, welche die Geige aus sich herausgespielt hat. Alles Fremde, alles was nicht zu ihrer Harmonie, gehört nicht hinein in ihre Schwingungen, und die Vollendung stören möchte, stößt die Geige aus! Das ist das Wundersamste, dieser Geist der Harmonie, der in ihr lebt. Deshalb muß Einer, der eine solche Geige hat, sie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Wenn sie unrecht gespielt wird,

dann ist sie hin," — „Die Menschen," bemerkte ein Herr dieser Gesellschaft, „sollten sich diese Geige zum Vorbilde nehmen, alles Fremd aus sich herausstoßen, was die Vollendung stört, sich immer mehr harmonisch läutern. Wir sind nur zu oft die schlechten Spieler, welche die Geige hinmachen." — „Ja," sagte Lenau mit Begeisterung; „was sich nicht schwingen will muß hinausgearbeitet werden. — Hinaus, was nicht klingen will!" —

— Lenau sagte: Ein Talent ist ein Glück; man sollte nur lernen lassen wozu man den Trieb hat. Unsere eklektische Bildung taugt nichts. Von allem ein Bissen — und wenn man fort geht ist der Magen verdorben und öde!" —

— Lenau. Einst kam das Gespräch auf Uhland, und auf sein Buch über das mittelalterliche Wellied. „Uhland," äußerte Lenau, „hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter. So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abstraktion, ist dies Beschäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, Alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis in's Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase, weiß er die leiseste Spur zu finden." —

— Lenau, äußerte einst, in einer kleinen Gesellschaft, wo auch die Gespräche auf Religionssachen kamen: „die Pfaffen sind um nichts besser, als im Mittelalter. Die Hegliauer und alle die Leute sind nicht o zu fürchten, wie die Hierarchisten. Darum begünstige ich jene, weil sie gegen den Fanatismus kämpfen. Da hat es noch keine Noth, — und wenn sie die ganze Welt behegeln, und wenn sie allen Glauben und alle Religion vertilgen wollen: Die ganze Welt würde doch nach Gott schmachten! Ich fürchte die Atheisten nicht — es ist gar nicht so bös gemeint Aber diese Finsternis, dieses Verunstalten, die Pfaffen kommen gleich mit dem — „Zündhölzchen" setzte Lenau lachend hinzu.

— Lenau erwähnte einst im Zirkel einiger Freunde ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Aristokraten," trug einige kräftige Verse davon vor und fügte sodann comentarisch hinzu: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Bornirtheit. Auch in einem tiefern Sinne, speculativ philosophisch: Die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den

Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte." — — —

— Lenau. Jemand erwähnte Feuchtersleben. „Er ist sehr human sehr redlich," versicherte Lenau, „aber sehr — von Weisheit triefend. In Alles will er wenigstens eine halbe Lehre hineinbringen oder doch nur ein Achtel. Ich habe ihm deshalb einen Namen gegeben — er ist Arzt: — „der Pyramidendoktor!" — Ich kann diese Leute nicht leiden, diese Herren; sie wollen immer lehren, geben immer Aufschlüsse. Wie der Eckermann, der hat alles aufgeschrieben von Göthe, wenn er es auch nicht verstand." —

— Lenau hatte eine dunkelblaue Mütze, welche eine Freundin für ihn gearbeitet. Keine war ihm so bequem, er trug sie immer; als sie ganz alt war — kurz vor seinem Hinscheiden — kaufte er sich eine andere, gab die getragene der Freundin und sagte; „Heben Sie das Kaperle gut auf; in dem Kaperl ist viel vorgegangen. So viele Gedanken! Ich habe mehr darunter gelitten als man beschreiben kann."

— Lenau über die Melodie des Kol Nidreh.*) Das traurige Schicksal des gefeierten, genialen Dichters hat bekanntlich eine eigene kleine Lenau-Literatur bereits hervorgerufen, zu denen die glänzenden Namen wie: L. A. Frankl, Berthold Auerbach, Emma Niendorf und Anton Schurz (Schwager Lenaus) Beiträge geliefert haben. Der obgenannten reiht sich in neuester Zeit auch der des Sängers der: „Lieder vom armen Manne" und: „Aus der Heimath," Karl Beck, ungemein würdig an; und wir heben daraus eine geistreiche Stelle hervor, auf die wir die Aufmerksamkeit der Leser unseres Werkes lenken wollen.

Das Urtheil eines Lenau über die Melodie des Kol Nidreh verdient gewiß die höchste Beachtung — es ist ein tiefempfundenes und tiefgedachtes Wort. Wir enthalten uns absichtlich jeder Bemerkung, die uns zu weit führen würde, und fügen nur die paar Worte als Einleitung bei, daß Karl Beck und Lenau einst einen Spaziergang nach Lerchenfeld machten und in eine Schenke eintraten. „Wir befanden uns," erzählt Beck „bald inmitten dichter rosig gelaunter Volksmassen. Allenthalben scholl uns Harfenklang, Zitterspiel entgegen." Lenau sagte: „Wahrlich, nächstens sollen sie mich geigen hören, aber ich schwelge nur im Gewaltigen und Gewaltsamen. Schroffes einsames Felsgestein dunkle Wälder heimeln mich mehr an als strotzende Weinhügel und lachende Gärten. Schwarzes Gemüthswetter mit seinen Wehen und krampfhaf-

---

*) כל נדרי. Einleitungs-Gebet am Vorabend des h. Versöhnungstages, den tiefmelancholischen Melodien, unterbreitet sind.

ten Ausbrüchen hat für mich mehr Reiz und Inhalt als die heitere beruhigte Stimmung, welche der Geist, so scheint's mir, eher hemmt als entbindet. Mozart mag die kindlich süße Sprache der Engel sprechen und uns den Himmel verheißen. Beethoven redet die trotzige Sprache des Titans und fordert uns auf, diesen Himmel zu stürmen. Ludwig von Beethoven, der das Gelüst eines Prometheus willig und stolz mit dem Geier an seiner Brust bezahlt, ist mein Herr und Meister, und ich will keine Götter neben ihm haben."

„Zum Düstern und Stürmischen hinneigend, muß Sie die Musik unserer Heimath ausnehmend beseligen?" so frug ich

„Ob ich sie liebe diese theueren, wenn gleich eintönigen Weisen!"

„Ebenso könnte man die See eintönig nennen, und dennoch nimmt ihr Rauschen unsere ganze Seele gefangen und wer's einmal im Leben gehört, sehnt sich ewig darnach. Begeistert Sie unser Rakoczymarsch?"

„Zumal, wenn er von Zigeunern gespielt wird," rief er lebhaft. „Veni, vidi, vici! Solche Tongewitter haben Jerichos Mauern umgeworfen! Nur deucht mir die Marsaillaise bei gleichem Schwung maßvoller. Der Rakoczy will, daß wir die Freiheit erstreiten, die Marseillaise hat schon das Bewußtsein der erfochtenen Freiheit und will: daß wir sie behaupten. Aber näher als diese Zwillingshymnen in Wehr und Waffen steht meinem Herzen ein drittes Lied, über und über in Trauer gehüllt, ein lang austönender Nachtgesang bußfertiger, zerknirschter, reuestammelnder Menschenkinder. Kol Nidreh heißt dies Schmerzensgebet ich hab' es vor Jahren in der Heimat gehört. Der Vorabend des Versöhnungstages war gekommen. Die Volkssage geht, daß Jehovah an jenem Abend giltig beschlösse, ob, wo und wie im Laufe des Jahres der Mensch enden solle. Ich drückte mich in einen Winkel der Synagoge, um den Gläubigen kein Aergerniß zu geben. Mächtige Wachskerzen flackerten, das Volk stand gesenkten Hauptes, in weiten schneeweißen Sterbegewändern. Da begann der Vorbeter sein tiefernstes, herzzerwühlendes Entsündigungslied, reich an Schrecken und Gnade. Ich rang mit einer seltenen Rührung, — schluchzte krampfhaft, langgekochte Thränen schossen mir aus den Augen, stürzte wund aber geläutert in die Nacht hinaus. In jener unvergeßlichen Stunde haftete kein einziges schwarzes Pünktchen an meiner Seele. Und wer hat diese Weisen geschaffen? Die Leutchen wissens nicht, das Lied ist von den Großahnen auf den Urenkel gekommen. Solche Schmerzensgesänge der Völker, dünkt mich, werden schwerlich von einem Einzelnen gedichtet, ich möchte sagen, die räthselhaften gehen fertig und gerundet, in Hunderten zugleich auf. — Jahre waren verstrichen, ich hatte kaum einige Takte mehr dieses Liedes im

Gedächtniß behalten, strengte mich auch fruchtlos an mir das Ganze zurückzurufen; aber als ich die faulende alte Welt verlassen und auf dem stürmischen Ozean stets näher und näher der neuen freien Welt zuschwamm, als mein bisheriges Leben mir ein schwüles und wüstes Traumgebild schien, als ich wieder einmal nach langer Frist beten und weinen konnte — da plötzlich ging das Kol Nidreh volltönig über mein genesendes Herz. Seit damals ruht es sicher gebettet auf den Saiten meiner Fidel und ist mir zu Willen, wenn ich es rufe. Ach ich wünschte wohl, daß es einst an meinem Todtenbett von Freundesstimmen mir vorgesungen würde!"

Diese Wendung überraschte mich. „Gemach, gemach, mein Freund," sagte ich, „wir wollen uns nicht gewaltsam in solche Gedanken hineinbohren, sonst, muß ich befürchten, zieht wiederum jenes schwarze Gemüthswetter herauf, welches ich von heut ab, wenns Ihnen genehm, ein lenauisches Wetter taufen möchte."

— Lenau erhielt am 12. Mai 1843 die goldene Medaille vom Erzherzog Carl für den Jubiläumsprolog, die zu jener Zeit kaum sechs Individuen, oder vielmehr gekrönte Häupter erhielten. Man bedeutete dem Dichter, der grade zur Abreise begriffen war, diese um eine halbe Stunde zu verschieben, weil noch etwas für ihn anlangen sollte, — von einem Handschreiben begleitet des Inhalts: daß nur die schnelle Abreise den Erzherzog verhindere, wie er gewünscht, Lenau persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben. — „Dieser Prolog," erzählte Lenau selbst, „ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lange nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Couvert eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt sein mußte. Zuerst ging ich, um mich zu inspiriren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich und ich erkannte daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Katzbalgereien mit der Kritik los. Der Prolog mußte der Censurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen, er gefiel ihm; nur eine Stelle war ihm verdächtig: da wo der Kränkung Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte. Mit einem ganz feinen diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte Jemand zu mir, ich möchte ihm

den Gefallen thun und das andere; worauf ich erwiderte: da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich so wenig streichen und ändern, wie meine Gesinnung. Jetzt ging der Prolog an die Censurbehörde zurück, die ließen nun die Stelle; blos ein Wort darin hatte mir der betreffende Beamte — M.... hieß er — gestrichen mit einer groben Bauernfeder, und statt „böser Tropfen" „Schmerzenstropfen" darüber geschrieben; worauf ich ihm auf noch derbere Art sagen ließ: er soll mir meinen Blumengarten nicht beschmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. „Das kann sich der Dichter nicht gefallen lassen," sagte ich zu dem betreffenden Censurbeamten, worauf er entgegnete: „Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ich's hinschrieb." — Er bestand nun auf einer Aenderung, ich blieb aber dabei: „Wenn ich ein Wort ändern soll, so wird der ganze Prolog nicht gesprochen. — Ich wußte wohl, daß ich ihnen so Trotz bieten durfte, weil denn doch der Erzherzog im Hintergrund war — und so errang ich den Sieg über die Censur, der, wie die Verhältnisse dort sind, ein Ereigniß, und auch für die Andern errungen. Es ist unerhört, daß etwas so unverändert gesprochen werden durfte." — So verwandelte Lenau, indem er, vielleicht Gemüthsbeziehung zu lieb, für den edlen Helden von Aspern, von dem Vorsatze abwich, niemals Machthaber zu besingen, dies Nachgeben selbst in einen Triumpf der Geisterunabhängigkeit!

— Lenau äußerte einst in einer Gesellschaft, wo sich das Gespräch auf den Umgang mit hohen Personen lenkte: „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Man soll nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contract. . . . Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigung meiner selbst, weil man doch dergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht — ich will nicht exceptionell sein, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben." —

— Lenau sprach sich einst über verschiedene Coterien, besonders über die Geldaristokratie, in Wien aus. Dabei erschien eine junge Frau von ***, der er auf dem Dampfschiffe begegnet, und welche daselbst mit dem Augenglase vor die anwesenden Damen ganz nah hintritt und Eine nach der Andern mustert. „Die alte Frau von ***," sagte Lenau, „hat im Winter einen Salon, wo sie lauter Künstler einladet, Dichter, Virtuosen u. s. w. Da werden Productionen gemacht und grandiös wird soupirt. Sie hat mich auch schon oft dazu einladen lassen, durch W., der ein Freund von mir ist. Ich ging aber nicht hin. Einmal, da konnte

ich ihr aber doch nicht ausweichen. In Ischl, auf der Esplanade. W. saß neben ihr auf einer Bank. Ich wollte mit einem Gruß vorübergehen, aber er rief mich an und sagte: „Erlaube, daß ich Dich meiner verehrten Freundin, der Frau von ***, vorstelle. — Sie sagte mir nun von ihrer Freude, mich kennen zu lernen, und dann: „Werden Sie mir nicht auch einmal in meinen Soiréen das Vergnügen schenken?“ — Nur so hingeworfen. Da wollte ich ihr auch eine Sottise machen und setzte mich neben sie auf die Armlehne der Bank, sah zu ihr herunter und sagte: „Nein, ich muß Ihnen recht sehr danken,“ und baumelte mit dem Fuß. Nach einer Weile stand ich auf und empfahl mich, und dachte: „„Bist Du ein Negligée, so will ich's auch sein!““ — Ist es doch Thatsache, daß Jemand, dem Lenau vorgestellt wurde, herablassend zu ihm sagte: „Ihre poetischen Versuche habe ich gelesen.“ — Das Gesicht, welches unser Dichter bei diesen Worten machte, kann man sich nach der eben von ihm berührten Anekdote füglich selbst dazu denken.

— Lenau's Geist umnachtete sich leider — immer mehr und mehr, und es ergriff ihn oft die Todessehnsucht. Eines Tages sagte er: „Um sieben Uhr heute Abends werde ich sterben!“ — Er zog sich ganz weiß an, legte sich hin und erwartete den Tod mit gefalteten Händen; nahm von Allen feierlich Abschied, segnete Alle. — Er machte sein Testament; jeden Augenblick sprang er wieder aus dem Bette, um von Neuem etwas hinzuzufügen. Der Arzt, welcher bei ihm wachte, konnte nicht genug erzählen, welche „schöne Sache“ der Kranke zuweilen gesprochen; besonders äußerte er sich so herrlich über: Schlaf und Tod. — Lenau verbrannte viele Briefe. — Bei dem Allen bewegten sich seine Vorstellungen in lauter edlen Kreisen, unter ernsten Bildern, nie kindisch.

— Lenau schrieb in gesundem Zustande regelmäßig ein lateinisches Tagebuch, zugleich um die Sprache nicht zu vergessen. Denn er liebte stets die Alten, ermüdete nie in ihrem Studium, holte sich an ihrer Quelle immer wieder frischen Labetrank. Jene Erinnerungsblätter wollte er vernichten. Er bat ferner, indem er seine Todesbestimmungen machte, seine Freunde möchten alle Briefe von ihm verbrennen, ja nichts drucken lassen; er sei kein Gelehrter und kein Prosaist gewesen, er wünsche nicht, daß die Nachwelt etwas anderes von ihm erhalte als seine Gedichte. Ueberall streute er in seine Reden schöne Aussprüche.

— Lenau. Alle düstern, schaurigen Bilder seiner Poesie umrauschten ihn zuweilen gleich Gespenstern. In einem solchen Moment sagte er; „Was habe ich gethan?“ Nur ein paar schöne Gedichte gemacht.... Lenau war eine wahnsinnig gewordene Aeolsharfe. Seine Seele war Musik und die

Saiten sprangen im Sturme. Alles Schöne muß auf Erden sterben um aufzuerstehen und zu — leben! — —

— Lenau starb an der Poesie! Sie zersprengte die Form.

Nicolaus Lenau.

Er hat ein Herz, um alles Weh zu fühlen,
Da seine Klagen, wie verwandte Töne,
In düstrer, großerblühter Trauerschöne,
Sich in die Seele unvermeidlich wühlen.

Ihn scheucht' in jeder Nacht von seinen Pfühlen
Der Traumgedanke, daß man Unglück höhne, —
Wen in der Welt ein Dorngeflechte kröne,
Den sollten seine Trostakkorde kühlen.

Er war der Mund für tausend wunde Seelen,
Die, in ihr Weh geschaudert, schweigend zagen,
Und ihr Leiden suchen zu verhehlen.

Zusammen sind jetzt über ihm geschlagen
Die Wogen alle, die von Schmerz erzählen,
Das süße Gift hat schlimme Frucht getragen.

Max Waldau. *)

Lenau.

I.

Durch die Welt ein armes Herz
Wandelt wie ein irrer Geist,
Müdgehetzt von seinem Schmerz,
Der es wie ein Wolf umkreist.

Spricht das Herz: Du weißer Wald!
Deck' mich zu mit Deinem Schnee,
Daß ich liege starr und kalt —
Ohne Hoffnung: ohne Weh.

Horch! der Grimme heult und heischt,
Hüll' mich in Dein Leichentuch;
Sterben möcht' ich unzerfleischt,
Ohne Segen, ohne Fluch.

*) Siehe dessen Blätter im Walde. Brüssel. 1847. C. G. Vogler.

II.

Herz, wo ist Dein Vaterhaus?
Wo Dein Heimatland, Gedanke?
Endlos dehnt die Welt sich aus,
Wie der Zweifel ohne Schranke.

Wie ein Wandrer irrt der Geist
Durch die öde Sternenhaide;
Ewiges Geheimniß kreist,
Ueber ihm und seinem Leide.

Weit und weit kein Arm, kein Dach,
Traumhaft ferne Lichter funkeln;
Licht und Licht verlöscht gemach —
Armer Wandrer! stirb im Dunkeln!

Ludwig Pfau.*)

Bei der Kunde von seinem Wahnsinn.

O Niklaus Lenau! sagt mir, er sei todt,
Sagt mir, verschüttet sei mein Heimatthal,
Und die Geliebte fern in Schmach und Noth,
Nur diese Kunde nicht voll Hohn und Qual!
Wahnsinnig sei er! Sagt, was ihn umspinnt,
Sei ein verworr'ner Traum des Orkus nur!
Am Faden führt aus ihrem Labyrinth
Den Dulder noch der Dämon der Natur!

Wie stumm ihr steht! Ihr wißt nicht was er war!
Ein Freiheitsstreiter, den der Schmerz geweiht,
Ein weißer Schwan, ein flügelstarker Aar,
In Kampf und Weh das wunde Herz der Zeit.
In dieser Zeit der Wirrniß und der Schuld,
Wie wahrte er sein Banner fleckenrein,
Wie hüllt' er in Entsagung und Geduld
In seinem Mantel seine Wunden ein.

Ich habe ihn geliebt! Aus seinem Sang
Weht es so stark wie Urwaldsduft mich an.
Weiß Gott! mir ward um's junge Herz so bang
Als stürb' am See ein mährchenhafter Schwan.
In meinen Adern lauschte all mein Blut,
Mir war's, als sei's Vorabend einer Schlacht,
Und freud'ge Blitze — rothe Hoffnungsglut,
Durchschlügen herrlich alles Graun der Nacht.

---

*) Siehe dessen: Gedichte. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, Frank'sche Verlagshandlung 1858. S. 339—430.

Und nun! zerschellt die Harfe der Natur,
Die Saiten weithin schwingend im Orkan,
Lavinensturz auf meiner Alpenflur!
Das Flügelpaar gebrochen meinen Schwan!
O seid barmherzig! Sagt, was ihr umspinnt,
Sei ein verworr'ner Traum des Orkus nur,
Am Faden führt aus ihrem Labyrinth,
Den Dulder noch der Dämon der Natur.

Du aber, Engel, wie Du auch genannt
Ob Völkerzukunft, Freiheit, Poesie,
Tritt ein bei ihm und lege Deine Hand
Auf's beste Haupt, das uns der Herr verlieh.
Da draußen lauscht und zagt viel Volks ringsum,
Viel tausend Herzen beten fern und nah —
Du Engel Deutschlands sitz' und weine stumm,
Beim kranken König als Cordelia!

Alfred Meißner. *)

Lenau's Tod.

Als die Seele ausgezogen
War aus dem Palast, der längst zerfallen,
Kam ein Engelpaar geflogen
Um auf blauen Aetherwogen
Sie zu tragen in die Himmelshallen.

Doch die lichten Gottesboten
Waren, ach, den Weg umsonst gekommen:
Einen Theil vom Geist des Todten
Hatten sich die lebensrothen
Blumen auf den Feldern schon genommen.

Und die süßen Nachtigallen
Kamen zugesprungen so behende,
Und die Lerchen sah man wallen,
Weil den lieben Vöglein allen
Angehörte eine kleine Spende.

Sieh', der Westwind kam gefahren,
Trug sein Theil der Donau in die Wellen,
Um den muthigen Magyaren,
Der Zigeuner braunen Schaaren
Das geweihte Erbe zu bestellen.

*) Siehe dessen Gedichte: Zweite stark vermehrte Auflage. Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig 1846 S. 269—271.

Auch der Nordwind blieb nicht sitzen
In den Höhlen und erschien mit Brausen,
Nahm sein Theil, es auf die Spitzen
Hoher Alpen, in die Ritzen
Eilig bringend, wo die Adler hausen.

Und der Erdgeist, still bedenkend
Seines Erbtheils, war herbeigekommen,
In den tiefen Schacht es senkend
Und damit das Eisen tränkend,
Für den Kampf der Menschheit, der entglommen.

Traurig durch den Aether flogen
Wieder heim die gottentsandten Boten,
Und im Himmel eingezogen,
Meldend, daß man sie betrogen
Um die Seele dieses edlen Todten.

E. Kuh.

Laube, Heinrich, spricht von seiner frühzeitigen leidenschaftlichen Liebe für das Theater: „Ich war ein armer Bube und hatte nicht im entferntesten die Mittel, täglich zwei Groschen für den letzten Platz in dem Theater der kleinen Vorstadt zu erschwingen. Ich mußte andere Mittel suchen und fand sie, wenn auch unter Schwierigkeiten und Demüthigungen. Ich brachte allabendlich einem zweiten Liebhaber den kleinen Handspiegel, welchen ich für diesen Zweck meiner Mutter abgeschwatzt hatte. Er war nicht fehlerlos, denn bedeutende Partien Quecksilber waren seinem Rücken untreu geworden. Jeden Abend schlich ich mit meinem Spiegel an der Kasse vorüber. Wurde ich angerufen, so hielt ich mein blendendes Schild vor und schlüpfte hinauf hinter die Coulissen. Dann verschwand ich durch ein heimliches Loch unter den Podium, um in stiller Einsamkeit abzuwarten, bis der Stadtpfeifer mit der Musika kam. Da kletterte ich endlich über die Bänke auf den letzten Platz. Der unglückliche Spiegel wurde indeß immer schlechter und der Schauspieler nahm ihn nicht mehr an. Ich ließ mich nun dadurch freilich nicht abhalten, meinen Spiegel in das Theater zu tragen, aber ich mußte ihn nun bei mir behalten. Das erschwerte mein Ueberklettern und meine Stellung überhaupt. Die Catastrophe kam auch, ich wurde ertappt und mein Unglück erschien mir grenzenlos. Darüber nachsinnend saß ich eines Sonntags vor der Reitbahn, in welcher gespielt wurde. Die Schauspieler kamen, man war in Verlegenheit, denn „Rochus Pumpernickel" sollte den Abend zu Pferde erscheinen. Woher das Pferd nehmen? Da fielen die Augen des Zettelträgers auf mich und er fragte: „Junge, hat dein Vater nicht ein Pferd?" — „Ja ein braunes mit einem Tigermaul." Die Couleur

mochte verführerisch sein, kurz ich mußte versprechen, das Pferd zu besorgen, und wenn ich dies Versprechen hielte, dürfte ich jeden Abend frei in das Theater. Welch' ein Ereigniß! Die Schwierigkeiten waren ungeheuer. Das Pferd konnte Schaden leiden, denn es führte nur eine Hühnersteige auf's Theater hinauf und unser Tiegermaul war auf gar nichts Ungewöhnliches eingerichtet. Alsdann erschien es auch der Familie bedenklich, das in der ganzen Stadt bekannte Hausthier auf der Bühne figuriren zu lassen. Jedermann würde ja rufen: das ist Laube's Pferd! Ich überwand Alles. „Rochus Pumpernickel" erschien auf unserm Pferde. Ich spielte dabei in blos praktischer Absicht den schweigsamen Stalljungen, das einzige Mal, daß ich auf den Brettern aufgetreten bin. Mein Debut lief auch übel genug ab; das Pferd war nämlich um keinen Preis wieder die Hühnersteige hinunterzubringen. Mit Mühe und Noth brachte man es gegen Mitternacht auf andere Weise hinweg und der Stalljunge erlebte zu Hause ein schreckliches Nachspiel."

— Laube war schon als Student in Breslau nicht blos Theaterrecensent; er schrieb auch damals schon Stücke unter dem Namen Heinrich Campo. Eines der Stücke hieß „Gustav Adolf", das der bekannte Schauspieler Kunst in Breslau zu seinem Benefiz gab, das aber ausgepocht wurde, wie Laube selbst mit Behagen erzählte. Er stand selbst bei der Aufführung im Parterre. Man vermuthete, daß er der Verfasser sei und um diese Meinung zu bekämpfen, fing er an, am eifrigsten mit zu pfeifen und zu trommeln. Neben ihm stand aber ein Fleischer, Wolf, ein Riese gegen den kleinen Laube. Dem Fleischer gefiel das Stück und er ärgerte sich über das Pfeifen seines Nachbars, dem er barsch gebot, Ruhe zu halten. Dem Dichter mochte das Verbot schmeichelhaft sein, der Student konnte es sich nicht gefallen lassen, und hatte er vorher stark getrommelt, so trommelte er nun erst recht. Da machte der Fleischer kurzen Proceß. Er nahm Laube am Kragen, hob ihn in die Höhe, trug ihn, unter dem Jubel der Menge, mitten durch das Parterre und setzte ihn vor die Thür. So wurde er hinausgebracht, weil er gegen sein eigenes Stück Opposition gemacht hatte.

Mahomed hatte eine Lieblingskatze, welche ein Mal in dem Aermel des Propheten ihre Jungen zur Welt brachte. Was that Mahomed? Um die Katze nicht zu stören, schnitt er den Aermel ab und überließ ihr denselben; deßhalb verehren die Muselmänner die Katzen.*)

— Mahomed liebte auch wohl einen gelegentlichen Scherz; wenn jedoch in seinen Reden eine witzige Bemerkung ihm entschlüpfte, so drückte sie, obwohl in gewandter, indirecter Weise, nie etwas Anderes, als Wahrheit aus. — Eines Tages sagte er zu einem bejahrten Frauenzimmer: „Bei der Wiederauferstehung wird kein altes Weib ins Paradies kommen". Die Greisin brach darüber voller Herzensangst in die Worte aus: „Was, o du Prophet Gottes, haben wir arme alte Frauen denn verbrochen, daß wir von der Glückseligkeit des Paradieses ausgeschlossen sein sollten?" Mahomed sprach hierauf, indem er von seiner Zähne Perlenschnur den Rubinenschleier lüftete, mit lächelndem Munde: „Beruhigt Euch; denn der Schöpfer (Ruhm sei ihm!) wird jedes alte Weib wieder jung machen und so ins Paradies einführen."

— Mahomed verkündete, daß man ganz nackt auferstehen würde. Seine Frau Ayessha fand die Sache unanständig. „Sei außer Sorgen, meine Gute," sprach Mahomed zu ihr, „man wird in dem Augenblick nicht zu lachen aufgelegt sein."

Melanchthon Philipp, war ein so arbeitsamer Mann, daß er, sowie der jüngere Plinius von seinem Vetter schreibt, keinen Augenblick vorbeigehen ließ, den er nicht mit Lesen oder Schreiben zubrachte.

— Melanchthon so gelehrt er war, hatte doch nicht das Herz zu predigen, und als er einstmals sich überwinden wollte, und Luther seine Angst sah, faßte er ihn beim Aermel und sagte: Laßt mich predigen, lieber Bruder Philipp, was gilt's, ich will es besser machen als ihr. Um aber die Furcht, vor der versammelten Gemeinde zu reden, bei sich zu vertreiben, ließ Melanchthon einst eine Menge gro-

*) Die Muselmänner in Aleppo haben sogar eine Art Hospitz erbaut, wo die Katzen bei einander von der Mildthätigkeit der Gläubigen leben. Stirbt ein Mann und hinterläßt eine Katze, um deren ferneres Schicksal er besorgt ist, so vermacht er sie jenem Hospitze welches vor noch nicht sehr vielen Jahren 500 Katzen beherbergt;

ßer und kleiner Töpfe zu sich in's Zimmer schaffen, die er alle um sich herum stellte, und in der Vorstellung als ob es seine Zuhörer wären, eine geistliche Rede an sie hielt. Sie ging ihm diesmal gut von statten, und Melanchthon erzählte Luthern mit großer Freude, daß er sich nun wohl getraue, eine Predigt von der Kanzel herab zu halten. Luther lachte aber, und sagte zu ihm: Mein lieber Philipp, Töpfe sind keine Köpfe.

— Melanchthon. Wenn er studirte, pflegte er auf die linke Seite zu hängen, so daß er, wenn er ging, zu hinken schien. Seinetwegen kam die Universität in große Aufnahme, und man nannte diejenigen, die seine eifrigsten Anhänger waren, Philippisten, welche ihm alles nachthaten, sogar daß sie alle schief gingen, wie Melanchthon, wenn sie ihn auf der Gasse begleiteten.

— Melanchthon pflegte oft mit der einen Hand das Buch zu halten, darin er las, während er mit der andern sein Kind wiegte. — Nach seiner Meinung machten die Schriften des Aristoteles, Plinius, Plutarchs und Ptolomäus eine hinlängliche Bibliothek aus.

— Als Melanchthon im Jahre 1529 auf den Reichstag nach Speyer reis'te, besuchte er seine Mutter zu Bretten. Diese gute Frau, die noch der päpstlichen Religion zugethan war, fragte ihren Sohn, was sie denn bei den vielen Streitigkeiten über die Religion glauben sollte, und Melanchthon soll ihr zur Antwort gegeben haben, sie sollte nur fortfahren zu glauben und zu beten, wie sie bisher gethan, und die Religionshändel sich nicht anfechten lassen.

— Melanchthon. Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Genuß, einen Mann, wie Melanchthon, auf dem ganze Berge der verantwortlichsten Geschäfte lasteten, deren er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit annahm, einmal im Kreise seiner Freunde heiterer Lust unbefangen sich hingeben zu sehen. Bei der Hochzeit Dr. Paul Eber's ward er gebeten, als man vom Essen aufstehen wollte, die damals gewöhnliche Danksagung, welche eigentlich Sache des Bräutigams war, abzustatten. Da sagte er im Eingange der Geschichte von einem Diaconus zu Tübingen, der seine Predigt so anfing: „Man hört mich nicht gern, so predige ich nicht gern und darum will ich Euch nicht lange aufhalten. Magnifice Domine Rector! Der Bräutigam bedankt sich, bittet vorlieb zu nehmen und auf den Abend wieder zu kommen.“

— Melanchthon. Bei der Hochzeit des fränkischen Minoriten, nachherigen protestantischen Professors der Theologie zu Marburg, Franziskus Lamberti von Avignon, tanzte Melanchthon. Luther hatte die Trauung verrichtet. Bei Tische schmeckte dem Melanchthon eine Sorte Wein vorzüglich gut, er gab sie Einem von den Tischgenossen zu ver-

suchen, um seine Meinung darüber zu hören. Dieser sprach gleichgültig: „Der Wein ist nicht übel." Rasch antwortete Melanchthon: „So muß man einen guten Wein nicht loben."

— Melanchthon. Das Wort „Amnestie" erklärt der weise Melanchthon in seinen Schriften folgendermaßen: „Wenn man einen Wagen mit Eiern umwirft, so ist es unmöglich, daß man die ganze Zahl wieder zusammenbringt. Ebenso ist es mit der Amnestie; da muß man viel verschmerzen und vergessen, dem allgemeinen Nutzen zum Besten."

— Melanchthon. Johann Zang, Vorsteher der Schule zu Ilefeld, kam 1645 zu Melanchthon und klagte darüber, daß der Adel das Einkommen des Klosters so sehr schmälere, daß dadurch die Schule ganz in Verfall geriethe. „Die Grafen und Adeligen dieser Zeit halten sich recht genau an die Vorschrift Christi," versetzte Melanchthon, „sie trachten zuerst nach dem Reiche Gottes, nach den geistlichen Gütern."

— Melanchthon. Etliche Tage vor Melanchthon's Tode schrieb er auf ein Papier in zwei Reihen die Ursachen auf, warum er gern sterben wolle. Die eine Reihe enthielt die Uebel, wovon ihn der Tod befreite: 1) daß er alsdann aufhöre zu sündigen; 2) daß er dem Verdruß, und der Heftigkeit der Theologen nicht mehr ausgesetzt sein werde. In der andern Reihe standen die Güter, die er durch den Tod zu erlangen hoffte: 1) er werde zum Licht kommen; 2) er werde Gott sehen 3) er werde den Sohn Gottes schauen; 4) er werde die hohen Geheimnisse begreifen, die er in diesem Leben nicht verstehen könne; 5) er werde einsehen, warum wir so, und nicht anders erschaffen worden; er werde sehen, wie die beiden Naturen in Christo vereinigt seien.

— Melanchthon's Grabschrift, die er sich selbst verfertigt hat, lautet folgendermaßen:

Ista brevis tumulus miseri tenet ossa Philippi,
Qui, qualis fuerit, nescio, talis erat.

Malherbe hatte nur acht mit Stroh beflochtene Stühle. Es traf sich oft, da man seine persönliche Bekanntschaft machen wollte, daß er zu gleicher Zeit von vielen Personen besucht wurde. Waren dadurch alle Stühle besetzt, und es klopfte Jemand an seine Thüre, so rief er diesem zu: „Warten Sie ein Weilchen, jetzt ist kein Stuhl mehr leer."

— Malherbe hatte eine sehr originelle Art, seinen Bedienten zu bestrafen. — Er gab ihm täglich 10 Sous zu seinem Unterhalt und 20 Rthlr. Lohn, welches zu seiner Zeit viel Geld war. — War er nun mit ihm unzufrieden, so gab er ihm folgende Ermahnung: „Mein Freund, wenn man seinen Herrn beleidigt, so erzürnt man Gott, und wenn man

angenehmen Sprache, wenigstens sechsmal ausspuckte, ehe er vier Zeilen herausbrachte. Daher sagte einst der Ritter Merino: er habe nie einen feuchtern Menschen und einen trockneren Dichter gesehen als Malherbe.

— Malherbe las einst Racan Verse vor und fragte ihn nachher um sein Urtheil. Dieser entschuldigte sich und sagte: er habe sie nicht recht verstanden, weil Malherbe die Hälfte davon verschluckt habe Dies verdroß diesen und er sagte: „Fürwahr, wenn Ihr mich böse macht, so verschlucke ich sie ganz und gar, denn die Verse sind mein, weil ich sie gemacht habe und also damit machen kann was ich will.

— Malherbe. Ein Dichter brachte einst Malherbe'n eine Ode und bat ihn selbige zu corrigiren. Als jener sie hernach wieder forderte, sagte er, es mangle daran nichts als vier Worte, der Dichter bat, ihm solche dazu zu schreiben. Er nahm die Feder und setzte unter den Titel „Ode au Roi" die 4 Worte: pour torcher son c......, wickelte das Papier zusammen und gab es dem Dichter wieder, der sich für die gehabte Mühe sehr bedankte, ohne nachzusehen, was Malherbe geschrieben.

— Als man Mahlherbe einst ein Buch brachte und selbes als ein dem Publicum nützliches Werk anpries, fragte er: ob es das Brod wohlfeiler machen würde.

— Malherbe war schon dem Tode nahe und man hatte viele Mühe, ihn zur Beichte zu bewegen, er entschuldigte sich immer damit, daß er nur gewohnt wäre, Ostern zu beichten. Yrande, den er erzogen, brachte es endlich dahin, indem er ihn vorstellte, er müsse doch auch wie andere Menschen sterben, da er wie andere Menschen gelebt habe. Malherbe hielt dies für recht und schickte nach dem Pfarrer. Eine Stunde vor dem Tode gab er seiner Aufwärterin noch einen Verweis, wegen eines Wortes, das nicht gut französisch war, und da dieses sein Beichtvater nicht billigte, antwortete er ihm, daß er sich dessen nicht enthalten konnte, weil er die Reinheit der französischen Sprache bis zum Tode vertheidigen würde.

Maynard François. Der französische Dichter Maynard, obgleich ein Mitglied der Akademie, hatte doch immer mit Mangel zu kämpfen, und da alle Versuche, von dem Cardinal Richelieu in eine behagliche Lage versetzt zu werden, mißglückten, verließ er Paris und zog sich in eine kleine Provinzialstadt zurück. Hier heftete er an die Thüre seines Zimmers nachstehende Verse:

Müde, Etwas noch zu hoffen
Von den Musen, von den Großen
Und dem launenhaften Glücke,

Mich darüber zu beklagen,
Will ich hier den Tod erwarten,
Ihn nicht wünschen und nicht scheu'n.

Er konnte es jedoch in dieser Abgeschiedenheit nicht aushalten, und kurz vor seinem Tode sehnte er sich so sehr nach Paris, daß er dorthin zurückkehrte. — Es hatte sich aber sehr Vieles verändert, und dies war auch der Fall mit der Sprache. In der Unterhaltung mit seinen alten Bekannten, hörte er von solchen: „Dies Wort ist nicht mehr üblich." Da ihm jene Bemerkung so vielfältig wiederholt wurde, so machte er endlich folgendes Epigramm:

Mit grauem Haar soll, wie ein alter Knabe
Zur Schul' ich geh'n; es thöricht von mir ist,
Noch zierlich sprechen lernen, wenn am Grabe
Der Tod den Mund auf immer mir verschließt?

Milton war in seiner Jugend ein sehr schöner Mann. Als er noch zu Cambridge studirte, ging er eines Abends mit mehreren seiner Freunde in der Nähe der Stadt spazieren. Ermüdet setzte er sich unter einen Baum und schlief ein, während seine Freunde ihren Spaziergang fortsetzten. Sie hatten sich noch nicht weit entfernt, als ein Cabriolet gefahren kam und vor Milton stille hielt. Er erwachte nicht. Zwei Damen stiegen aus und betrachteten einige Minuten lang den schönen Schläfer mit sichtbarem Wohlgefallen. Endlich nahm die Schönste von ihnen ein Blättchen Papier, schrieb mit Bleistift darauf und gab es ihm leise und vorsichtig in die Hände. Noch immer schlief er ruhig fort und die beiden Unbekannten entfernten sich, ohne daß er sie bemerkt hatte. Im höchsten Grade neugierig eilten seine Freunde herbei, die das Alles in einiger Entfernung mit angesehen, und lasen das Geschriebene. Es war die bekannte schöne Stelle aus Guarini's Pastor fido:

„Occhi, stelle mortali
Ministri dei mei mali,
Se shiusi m'uccidete,
Aperti, che farete?"

(Augen, unvergängliche Strahlen,
Urheberinnen meiner Qualen,
Tödtet ihr schlafend mich: — offen,
Was ist von euch zu hoffen?)

Die Freunde Milton's weckteu ihn und erzählten ihm den seltsamen Vorfall. Er las die Verse und wie ein heimliches Gift ergriff die süße gefährliche Schmeichelei sein ganzes Wesen. Er hatte von dem Augenblick an keine Ruhe mehr. Rastlos, überall und immer suchte er die schöne

Unbekannte. Vergebens; er fand sie nicht. Noch weiter trieb ihn seine fürchterlich erwachte Eitelkeit. Er reiste nach Italien, wo er sie gewiß zu finden hoffte, durchkroch jeden Winkel, war im Theater, im Carneval, überall; kurz, er ließ kein Mittel unversucht, das ihm die Möglichkeit zeigte, des Anblicks seiner Schönen froh zu werden! Umsonst; er fand sie nirgends. Auf dieser Reise soll Milton den Plan zu seinem berühmten Gedicht: „Das verlorene Paradies“ entworfen haben. Erst nachdem er mehrere Jahre Italien fruchtlos von einem Ende zum andern durchstrichen, kehrte er traurig und muthlos in sein Vaterland zurück.

— Milton verkaufte im Jahre 1667 das Manuscript seines unsterblichen Gedichts: „Das verlorene Paradies“ für fünf Pfund Sterling an den Buchhändler Samuel Simmons; außerdem sollte er fünf Pfund Sterling erhalten, wenn 1500 Exemplare der ersten Auflage, abgesetzt wären, und sofort bei den folgenden Auflagen jede zu 500 Exemplaren. Die zweiten fünf Pfund Sterling erhielt er 1669. Nach seinem Tode (1674) verkaufte seine Witwe das Recht auf das Manuscript für acht Pfund Sterling auf immer.

— Milton schrieb das Epos: „Das verlorene Paradies“ noch in der Kraft seiner Jugend; später: „Das wiedergefundene Paradies“, was aber bei Weitem nicht so vielen dichterischen Werth hat. Ein Witzbold sagte daher: „im verlorenen Paradiese findet man Milton, im wiedergefundenen aber findet man ihn nicht wieder.“

— Milton. In den Tagen des Glückes und der Größe der Restauration in England besuchte einmal der Herzog von York den alten blinden Milton, um eine bösartige Neugierde zu befriedigen. Er fragte den Dichter, ob er nicht seine Blindheit als eine Strafe für die Schriften gegen den König ansehe, die er verfaßt habe? Milton antwortete ganz ruhig: „Wenn Ihr meine Blindheit als eine Strafe des Himmels ansehet, wie läßt sich dann das Schicksal Eures Vaters erklären? Ich verlor nur das Gesicht, er dagegen den Kopf.“

— Milton wurde fast zu gleicher Zeit blind und Witwer; bald darauf nahm er eine zweite Frau. Ein Freund äußerte sein Befremden darüber, daß er bei seiner Blindheit eine zweite Gattin finden könne. „Sie irren sich,“ erwiderte Milton, „ich brauche nur noch taub zu sein, so bin ich die beste Partie in ganz England.

— Milton blind, war zum drittenmale und nichts weniger als glücklich verheiratet. Lord Buckingham sagte ihm eines Tages, daß seine Frau eine Rose wäre. „An ihrer Farbe,“ entgegnete der Dichter, „kann ich es nicht erkennen, denn ich bin blind; aber an ihren Dornen fühle ich es, daß Sie Recht haben.“

— Milton wurde einst gefragt; ob er nicht seine Tochter in einigen fremden Sprachen wolle unterrichten lassen? „Nein," sagte er „eine Sprache ist für ein Frauenzimmer genug."

— Milton wurde die Frage gestellt: Warum der Thronerbe Englands mit vierzehn Jahren gekrönt werde und erst mit achtzehn heiraten dürfe. „Das kommt daher", antwortete Milton, weil es schwerer ist, eine Frau, als ein ganzes Königreich zu regieren."

— Milton sagte kurz vor seinem Tode zu einem der ihn besuchenden Freunde: „Ich weiß nicht, was die Welt über mich urtheilen mag; mir selbst komme ich vor wie ein an der Seeküste spielender Knabe, der sich freut mitunter einen glattern Kiesel oder ein schöneres Steinchen als gewöhnlich gefunden zu haben, indeß der große Ocean der Wahrheit unentdeckt vor mir lag". (Brewster's „Life of Newton)". Diese Bescheidenheit möchte Vielen unserer neuern und neuesten Philosophen und Naturforscher zu empfehlen sein.

— Milton und Shakespeares als politische Dichter. — In ihren politischen Weltansichten stehen nicht leicht zwei Dichter sich entschiedener entgegen als Milton und Shakespeare. Die Werke Milton's athmen von einem Ende zum andern den Geist der Unabhängigkeit und die Liebe zur Freiheit, welche das ganze Leben des Dichters bezeichneten und die ein unversieglicher Quell der Begeisterung für ihn wurden. Er war Republicaner im vollsten Sinne des Wortes und verleugnete bis zu seiner Todesstunde nie das enthusiastische Freiheitsgefühl des Jünglings. In keiner einzigen Stelle seiner poetischen oder prosaischen Hinterlassenschaft ist auch nur eine Andeutung zu finden, die die Einzelherrschaft zu unterstützen scheinen könnte. Seine Geschichte Englands aber ist ein hohes Denkmal seiner Freisinnigkeit und der poetischen Ausschmückung der Ideen der Freiheit. Ihm völlig entgegengesetzt ist hierin Shakespeare, in allen dichterischen Fähigkeiten ihm überlegen, allein in Kenntnissen und Geschmack ihm untergeordnet. Milton kannte die alte wie die neue Literatur in ihrem ganzen Umfange und hatte Zugang zu Quellen, welche Shakespeare völlig verschlossen waren. Doch seine Gelehrsamkeit hemmte den Flug seiner Phantasie niemals, er war und blieb einer der unabhängigsten und selbstherrschendsten Dichter aller Zeiten; Shakespeare würde bei solchen Kenntnissen vielleicht zu einem Ben Johnson geworden sein. Wie dem auch sei, es ist gewiß, daß von den Gefühlen des Republikaners Nichts in diesem Geiste lebte. Gedanken und Ausdrücke, welche der Freiheit günstig scheinen, lassen sich zwar hier und da in seinen Werken auffinden; aber sie sind sichtbar nur abstrahirt und bloße Declamationen. Die Majestät des Volks hat kein anderer antiker oder mo-

derner Dichter mit größerer Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen mit größerer Verachtung, behandelt als er. Er lebte unter einer Regierung, die blinden Gehorsam von ihren Regierten heischte; Shakespeare mochte wohl dem Ansehen eines Friedensrichters von Stratfort trotzen, vor dem Anblick der Majestät in London beugte er sich tief. Kaum jemals führte er einen Charakter aus dem Volke anders in den Vorgrund seiner Dramen hinaus, als in der Absicht, ihn lächerlich zu machen; kein edleres oder höheres Princip bewegt seine Volkshaufen, sie sind stets und immer mob und rabble und werden, wo sie erscheinen (ein einziges Mal in „Julius Cäsar" ausgenommen), mit Hohn und Verachtung behandelt. Ja, was noch schlimmer ist als dies, sie erniedrigen sich immer selbst durch Urtheile und Forderungen, welche nicht lächerlicher und abgeschmackter sein können. Doch dafür ist nicht der Dichter, sondern seine Zeit verantwortlich; ein Geist wie er konnte nicht zum Schmeichler der Gewalt oder zum Verächter des Volkes werden, wenn dies nicht wirklich verächtlich war, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde er in unsern Tagen dem Strome freisinniger Ideen und den Forderungen der politischen Aufklärung gefolgt sein, ohne die jetzt kein hellsehender Geist bestehen kann. — Die Könige haben aufgehört, Götter zu sein, und ihre Unterthanen sind im Begriff, Menschen zu werden!

Homer, Ossian, Milton.

Du hohes Drei von ehrfurchtswerthen Blinden,
Wer mag den Schlüssel Deiner Welten finden,
Die Sichtbarkeit, sie gibt ihn nicht.
Ich muß mit Dir mich Sinnentand entraffen,
Und geistig mir ein anderes Leben schaffen,
Voll Harmonie und Himmelslicht.

Nacht ist es stets dem blöden Erdensohne,
Wenn nicht ein Strahl aus einer höhern Zone
Sein inn'res Auge aufgeblitzt,
Doch, wo sich Kräfte des Genius entfalten,
Da mag sich wohl das höchste Sein gestalten,
Ob auch der Leib im Dunkeln sitzt.

Ménage, der in seiner bittern Laune sich viele beißende Aeußerungen über Andere erlaubte, bot seiner Seits viele Blößen dar, die ihn zum Gegenstand sarkastischer Bemerkungen seiner Gegner machten. Ménage machte der Frau von Sévigné den Hof. Einst, in einem Anfall verliebter Empfindsamkeit, sagte er zu ihr: Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich bin der Genügsamste aller Ihrer Anbeter. Er-

lauben Sie mir nur, daß ich Ihr Sklave und Ihr Märtyrer sein darf
„Ich halte Sie beim Worte," versetzte Frau von Sévigné: „Sie sollen.
mein Märtyrer — und ich will Ihre Jungfrau sein."

— Ménage hatte sich an der Hüfte beschädigt, und ging deßhalb an einer Krücke. Zonißon wollte ihm, bei einem Besuch, den er von ihm erhielt, etwas vorlesen, und zog seine Brille hervor. Wenn ich erst eine Brille nöthig hätte, sagte Ménage, würde ich gar nicht mehr lesen. „Und ich," versetzte Zonißon: würde gar nicht mehr ausgehen, wenn ich „eine Krücke brauchen müßte."

— Ménage war sehr krank gewesen. Man wünschte ihm Glück zu seiner Genesung, und der Chevalier de H. .. setzte hinzu: einer Ihrer Aerzte hat mir gesagt, es sei ein rechtes Wunder, daß Sie noch mit dem Leben davon gekommen wären. „Darin hat er auch ganz recht," versetzte Ménage: „ich habe wohl zehn Aerzte gehabt, und sie haben mich „doch nicht todt machen können."

— Ménage sagte einst in einer Gesellschaft, wo von Dichtkunst und Musik die Rede war, sehr naiv: „Keine Arie klingt so schön und „harmonisch, als die, wozu man die Verse selbst gemacht hat."

— Ménage ergriff einst die Hand der gelehrten Madame Dacier, und rezitirte dabei den Vers des Ovid:

Tam doctas quis non posset amare manus
(Wer sollt' eine Hand, eine so gelehrte, nicht lieben?)

— Ménage hatte ein überaus glückliches Gedächtniß, er sagte daher in vollem Bewußtsein dieses Vorzuges, daß er nie schlechte Bücher lese, indem er befürchtet, die Fehler derselben beizubehalten.

— Ménage. Einst sagte der Cardinal de Retz zu Ménage: Machen Sie doch, daß ich mich ein wenig auf die Verse verstehe, damit ich wenigstens, die mir gebracht werden beurtheilen kann. — Mein Herr, antwortete ihm Ménage, die Sache wäre ein wenig zu langweilig; sie haben dazu nicht Zeit. Wenn man Ihnen aber welche vorliest, so sagen Sie nur immer, daß sie nichts taugen; Sie werden mit diesem Urtheil am wenigsten irren.

— Ménage. Auf alle Gelehrten, in jedem Gebiet der Wissenschaften, sagte Menage, kann man den Vers anwenden:

Scire tuum nihil est, nisi de scire hoc sciat alter.
(Nichts ist dein Wissen, wenn Andre nicht wissen, was du weißt.)
Nur bei der Politik findet eine Ausnahme statt; da heißt es:
Si sciat hoc alter, scire tuum nihil est.

(Theilt ein Andrer Dein Wissen, so ist Dein Wissen ein — Nichts.) Denn es kommt dabei vorzüglich auf die Kunst an, ein Geheimniß zu verschweigen.

Molière, J. B., &c. Bekanntlich war Molière Kammerdiener Ludwigs XIV. Als der König eines Morgens aufgestanden war, den Schlafrock umgeworfen und „den ersten Eintritt" verlangt hatte, erschienen: Monsieur (der Bruder des Königs), Condé, Guiche, Lauzun und der unvermeidliche Dangeau, und dann als dienstthuend, Molière. Zu diesem Letzteren sagte der König: „Ist es wahr, Molière, daß die Herren von der Kammer Euch nicht gut genug finden, mit ihnen zu essen?" Es ist wahr, Sire, daß diese Herren nicht gern neben einem Comödianten sitzen und ich erspare ihnen mithin diese Pein." — „Wo eßt Ihr denn?" — „Außerhalb des Schlosses, Sire." — „Wie, Ihr eßt im Wirthshaus, während ich Euch den Platz an der Controleurs-Tafel zugestehe? Das kann nicht angehen. Ich will zeigen, was ein Comödiant, wie Ihr, mir gilt. Ihr habt wohl Hunger? Wir wollen zusammen frühstücken. Man trage mein „en cas de nuit" auf." — Die bekanntlich stets bereit gehaltene Mahlzeit wird aufgetragen und die Kammerdiener rücken zwei Sessel zum Tisch (der Bruder des Königs durfte nie beim Frühstück Sr. Majestät sitzen). — Ludwig nimmt eine Semmel, reicht die andere Molière und sagt, wie der Brauch es vorschreibt: „Laßt meine Kammer eintreten." Die Thür öffnet sich. Die Höflinge drängen sich herein und mit ihnen die Herren von der Kammer, die mit Verwunderung den König mit Molière am Frühstückstische erblicken, der, dem Comödianten eben einschenkend, zu den Herzögen und Marquis gewendet, anhebt: „Ihr seht, meine Herren, daß ich mit Molière speise dessen Gesellschaft meinen Kammerdienern nicht gut genug ist." Diejenigen, welche diese Worte gelten, sind zwar gegenwärtig, aber nicht vornehm genug, als daß Ludwig unmittelbar zu ihnen spräche, der also fortfährt: „Ich denke diese Herren werden in Zukunft Molière an ihrem Tische dulden, und ihn behandeln, wie es ihm gebührt!"

— Molière war ein Feind des zu seiner Zeit berühmten Advocaten Fourcroi, der eben so gefürchtet war, wegen seiner Gewandtheit in Rechtshändeln, als wegen seiner unerschöpflichen Lunge beim Disputiren. Molière war einst zugegen bei einem heftigen Streit zwischen Brileau und Fourcroi. Da wandte er sich zu jenem und sprach: „Lassen Sie's doch gut sein! Was vermag der gesunde Menschenverstand mit einer so feinen Stimme, wie die Ihrige, gegen einen solchen brüllenden Rachen?"

— Molière war einst in Mauvillain's Gesellschaft zu Versailles. Da sprach der König mit scherzhaftem Spott: „Sie haben also einen Hausarzt, Molière, was machen Sie mit dem?“ — „Sire,“ antwortete Molière, „wir plaudern mit einander; er verschreibt mir auch Arzneien; die lasse ich dann stehen und werde gesund!“

— Als Molière einst von Auteuil nach Paris zurückfuhr, näherte sich ein Bettler dem Wagen. Er drückte ihm eine Gabe in die Hand. Nach einigen Augenblicken lief der Bettler hinter dem Wagen her und sprach, als derselbe hielt: „Ach, lieber Herr, Sie haben sich gewiß vergriffen. Sie haben mir ein Goldstück gegeben. Nehmen Sie es hier zurück! — „Gott!“ rief Molière, „wo doch die Tugend ihre Hütten baut! Da mein Freund, habt Ihr noch eins! Ich hatte mich nicht vergriffen.“

— Molière. Zu Auteuil, wo Molière sich im Sommer 1670 Krankheit halber aufhielt, besuchten ihn eines Tags mehrere seiner Freunde, Boileau, Lafontaine, Lully, Chazelle u. A. Er hatte sich früh zu Bette gelegt, während sie bei einer reichlichen Abendmahlzeit, die er ihnen bereitet, bis Tagesanbruch schmausten und zechten. Man verfiel unter allerlei Gesprächen zuletzt auf die Mühseligkeiten des Lebens und auf das Wünschenswerthe eines frühen Hingangs in eine bessere Welt. Da sprangen alle mit einem Mal von ihren Sesseln auf und eilten der Seine zu. Nur Einer blieb zurück, der in Todesangst nach Molière's Schlafkammer lief und ihn weckte. Da eilte Molière den Tollköpfen nach, rühmte ihren Entschluß, machte ihnen aber zugleich bittere Vorwürfe, daß sie zu einem so glorreichen Schritte nicht auch ihn mitgenommen. Indeß meinte er, sei es doch ehrenvoller, den rühmlichen Vorsatz bis zum hellen Tage zu verschieben und ihn dann im Angesichte des Volks auszuführen. Das leuchtete den Herren ein, die sich wieder in Molière's Haus verfügten und dort ihren Rausch ausschliefen.

— Molière. Der „Bourgois gentilhomme“ von Molière wurde zuerst in Chambord aufgeführt. Ludwig XIV. äußerte sich mit keiner Sylbe darüber, und nun sprachen alle Höflinge von diesem Stücke mit großer Geringschätzung. Dieses Gerede, welches sehr bitter wurde, machte, daß Molière gar nicht Beruf fühlte, sich irgendwo sehen zu lassen, und dem Schauspieler Baron auftrug, sich zu erkundigen, wie man sich darüber noch hin und wieder äußere. Die mitgetheilten Nachrichten Baron's waren nichts weniger, als erfreulich. Nach Verlauf von mehreren Tagen wurde das Stück zum zweiten Male gegeben. Nachdem der Vorhang gefallen war, sagte der König, der bis dahin noch sein Urtheil zurückgehalten, zu Molière: „Ich habe noch nicht mit Ihnen über Ihr neues Lust-

spiel gesprochen; ich fürchtete, daß ich mich bei der ersten Vorstellung durch die Art und Weise der Darstellung hätte täuschen lassen, aber jetzt muß ich aufrichtig gestehen, Molière, Sie haben noch kein Stück gemacht, das mich so belustigt hätte. Ihr Lustspiel ist ein Meisterstück!" Von diesem Augenblick an wurde Molière von allen Höflingen mit Lobsprüchen überhäuft, und jeder wiederholte das Urtheil des Königs, so gut oder so schlecht er es von sich geben konnte.

— Als Molière seinen „George Dandin" auf die Bühne bringen wollte, machte ihn einer seiner Freunde darauf aufmerksam, daß es in Paris einen Mann gebe, der sich unstreitig in der Rolle des „Dandin" erkennen müßte, und daß er, vermöge seiner Familienverbindungen, ihn nicht nur in üblen Ruf bringen, sondern ihm auch noch sonst wesentlichen Nachtheil zufügen könnte. „Sie haben recht," versetzte Molière, „aber ich weiß ein sicheres Mittel, den Mann, von dem Sie sprechen, ganz für mich zu gewinnen. Ich werde ihm mein Stück erst selbst vorlesen." Molière fragte darauf das Original des „Dandin" im Theater, das von ihm sehr fleißig besucht wurde, ob er ihm wohl eine müssige Stunde schenken könnte, um ihn eine seiner neuen dramatischen Arbeiten vorlesen zu dürfen. Der Befragte fand sich dadurch so geehrt und geschmeichelt, daß er ihn zu dieser Vorlesung schon auf den andern Tag einlud, und er lief durch halb Paris und prahlte mit dieser vermeintlichen Auszeichnung. „Molière lies't mir morgen ein neues Lustspiel vor, das er gemacht hat," rief er jedem Bekannten zu, „wollen Sie Theil daran nehmen? Sie sollen mir willkommen sein!" Zur bestimmten Zeit stellte sich Molière ein; er fand eine sehr zahlreiche Versammlung, in welcher der Wirth sich nicht wenig brüstete. Die Vorlesung begann, man fand das Stück meisterhaft, und als es dargestellt wurde, war keiner eifriger bemüht, es überall mit vollen Backen zu loben als grade derjenige, der sich mit Grund darüber hätte ärgern können; denn einzelne Scenen darin hatten sich mit ihm wirklich zugetragen. Man fand dies Mittel, sehr kecke Züge auf der Bühne ungerügt darzustellen, so sinnreich, daß mehrere Theaterdichter es in der Folge ebenfalls zu ihrem Vortheil benutzt haben.

— Molière hatte einen Großvater, der ihn sehr liebte; dieser ehrliche Mann ging fleißig in's Theater und nahm seinen Enkel öfters mit. Der Vater, der seines Sohnes wegen in Sorgen war und befürchtete, daß diese Ergötzlichkeiten ihn von der Neigung zu seinem Handwerke abbringen möchten, fragte den wackern Alten, warum er das Kind so oft in's Theater nehme, ob er denn etwa einen Comödianten aus ihm machen wolle? — Wollte der Himmel," sagte der Alte, „daß er ein

eben so guter Schauspieler würde, als Bellerose." Der junge Molière ward durch diese Antwort so aufgemuntert, daß er die Lust zur Tapetenwirkerei gänzlich verlor und dagegen einen unüberwindlichen Wohlgefallen an der Comödie bekam. Der Vater Molières hingegen ließ seinen Sohn durch alle guten Freunde die er nur hatte, zureden, um ihn von dem Gedanken, in den Provinzen herumzuziehen und einen Comödienspieler abzugeben, abzubringen. Endlich schickte er den Lehrer, der ihn in den ersten Jahren unterrichtet hatte, zu ihm, in der Hoffnung, daß dieser Mann ihn vermöge des Ansehens, das er ehemals über ihn gehabt hatte, wieder auf den rechten Weg bringen würde. Aber anstatt daß dieser gute Mann Molière bereden sollte, seine theatralische Laufbahn zu verlassen, beredete vielmehr der junge Molière seinen einstmaligen Lehrer, sich für's Theater zu entschließen und den Doctor bei seiner Gesellschaft vorzustellen; indem er ihm vorhielt, daß das Bischen Latein, das er verstünde, ihn zu dieser Art Rollen vollkommen geschickt mache, und die Lebensweise, die sie mit einander führen würden, weit angenehmer sei, als die, die ein Mann führt, der junge Leute in Pension nimmt.

— Molière hatte in seiner Jugend den „Lucrez" zu übersetzen angefangen, und würde diese Arbeit zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht ein unglücklicher Zufall daran verhindert hätte. Einer von seinen Dienern nahm ein Heft von dieser Uebersetzung und zerschnitt es zu Haarwickeln. Molière, der leicht zu erzürnen war, gerieth über diese Dummheit so in Zorn, daß er auch den Rest davon augenblicklich in's Feuer warf. Um sich dann weniger Zwang bei dieser Uebersetzung, die er wieder auf's Neue unternahm, anzulegen, hatte er die philosophischen Stellen in Prosa und alle schönen Beschreibungen, die sich in dem Gedicht „Lucrez finden, in Versen übersetzt.

— Molière hatte ein vortreffliches Herz. Baron meldete eines Tages zu Auteuil einen Menschen bei ihm an, der seiner äußerst mißlichen Umstände wegen sich nicht wollte sehen lassen und Mondorge hieß. „Ich kenne ihn," sagte Molière, „er ist mein Kamerad in Languedoc gewesen. Er ist ein ehrlicher Mann, und was meinen Sie wohl, daß man ihm geben müsse?" — „Vier Pistolen", antwortete Baron, nachdem er sich ein wenig besonnen hatte. — „Nun gut, versetzte Molière, „ich gebe sie ihm hier für mich, und hier sind noch zwanzig dazu, die geben Sie ihm für sich." Mondorge kam herein. Molière fiel ihm um den Hals, sprach ihm Trost zu, und beschenkte ihn noch mit einem prächtigen Theateranzug, den er zu tragischen Rollen brauchen konnte.

— Molière las seine Comödien seiner alten Magd vor, welche Laforet hieß, und wenn sie von den scherzhaften Stellen nicht erheitert

wurde, so veränderte er sie, weil er oft erfahren, daß diese Stellen ebenfalls auf dem Theater keine Wirkung gehabt hatten. Eines Tages wollte er den Geschmack dieser Magd auf die Probe stellen und las ihr einige Scenen aus einer Comödie vor, die er verfaßt zu haben vorgab; die aber von einem Schauspieler Namens Brecourt war. Die Magd ließ sich nicht hintergehen; denn nachdem sie nur einige Worte gehört hatte, behauptete sie, daß ihr Herr dieses Werk gewiß nicht gemacht habe.

— Als Molière gefragt wurde, wie es ihm eingefallen sei, in seinem „Tartüffe" Predigten zu halten, antwortete er: „Wenn es dem Pater Marinburg erlaubt ist, Comödie auf der Kanzel zu spielen, warum sollte es mir nicht erlaubt sein, Predigten auf dem Theater zu halten?"

— Molière. Als der König „die Beschwerlichen" (les fâcheurs) das erste Mal sah, sagte er im Weggehen zu Molière, indem eben der Graf de Soyecourt, ein schwärmerischer Jagdliebhaber, vorbeiging: „Siehe doch, ein treffliches Original, das Du noch nicht copirt hast." Diese Aeußerung war hinreichend. Das Stück des beschwerlichen Jägers war in weniger als vierundzwanzig Stunden verfertigt und auswendig gelernt, und da Molière nichts von der Jägersprache wußte, so mußte ihm der Graf selbst die Ausdrücke sagen, deren er sich darin bedienen könnte.

— Molière. Die Idee zu dem Stücke: „Die erzwungene Heirat" entnahm Molière folgendem Vorfalle. Graf von Grammont hatte während seines Aufenthalts in England das Fräulein Hamilton geliebt. Ihr Liebesverständniß war der Art, daß es allgemein bekannt werden mußte. Grammont ging nach Frankreich zurück, ohne daß er das Fräulein heiratete, um ihre Ehre zu retten. Die beiden Brüder der Hamilton reisten dem Grafen bis Douvres nach, um ihn auf Pistolen herauszufordern. Als sie seiner ansichtig wurden, riefen sie ihm zu „Herr Graf, haben Sie nichts in London vergessen?" — „O, vergeben Sie", antwortete Grammont, der der Brüder Absicht errieth, ich habe vergessen, Ihre Schwester zu heirathen, und ich kehre wieder mit Ihnen zurück, um es noch zu thun."

— Molière. „Die Liebe, ein Arzt", ist das erste Stück, in welchem Molière die Aerzte anzugreifen und lächerlich zu machen anfing. Die Veranlassung war Nachstehendes. Molière wohnte im Hause eines Arztes, dessen Frau sehr geizig war; Letztere äußerte zu Molière, daß sie die Miethe erhöhen werde, aber Molière achtete nicht darauf, und so ward das Quartier vermiethet. Seit dieser Zeit fing Molière an, die Aerzte lächerlich zu machen; so beschrieb er einen Arzt folgendermaßen: „Ein Mann, den man bezahlt, um in dem Zimmer eines

Kranken Späße zu erzählen, bis ihm entweder die Natur geholfen, oder die Arzneien in's Grab gebracht haben."

— Molière. Die erste Vorstellung des „Tartüffe" erregte allgemeines Aufsehen in Paris. Die Andächtigen seufzten laut darüber und das Parlament verbat die fernere Darstellung dieser Comödie. Der „Tartüffe" sollte eben zum zweiten Male dargestellt werden, als das Verbot ankam. „Meine Herren," sagte Molière zu dem schon zahlreich versammelten Publicum, „wir glaubten die Ehre zu haben, Ihnen heute den „Tartüffe" sehen zu lassen, aber der Herr Ober-Präsident will nicht, daß man ihn spiele."

— Molière. Kurze Zeit nach dem Verbot des „Tartüffe" kam bei Hofe das Stück „Scaramuz, der Einsiedler" zur Aufführung, und der König sagte nach der Darstellung zum großen Condé: „Ich möchte doch wissen, weßhalb die Leute, die sich so sehr über die Comödie des Molière ärgern, Nichts zum „Scaramuz" sagen?" Der Prinz antwortete: „Die Ursache ist diese, daß die Comödie des „Scaramuz" über den Himmel und die Religion spottet, um welche Dinge sich diese Herren nicht bekümmern; Molière's Comödie hingegen spottet über ihre Personen, was sie nicht leiden wollen."

— Molière. Champemele ging, ehe er noch Schauspieler wurde während der Aufführung des „Tartüffe" zu Molière in die Loge, die nahe am Theater war. Als sie sich einander begrüßt hatten, schrie Molière: „Ach! Hundsf... ach! Schurke!" und that, als wenn er närrisch wäre. Champemele erschrack und wußte nicht, was ihm widerfuhr. Molière, der es ihm ansah, sagte darauf zu Champemele: „Wundern Sie sich nicht, daß Sie mich so in Hitze gerathen sehen, ich höre da einen Schauspieler vier Verse in meinem Stücke falsch und höchst schlecht sprechen, und ich bin nicht gewohnt, meine Kinder so mißhandeln zu sehen, ohne daß es mir durch die Seele geht."

— Molière. „Der eingebildete Kranke", das letzte Stück Molière's, wurde zur Darstellung gebracht, und wie bekannt tritt darin ein Apotheker, mit einer Spritze in der Hand auf, der ziemlich über die Grenzen des Anstandes grob ist, und dem Kranken ein Clystier setzen will; der ehrliche Bruder dieses Kranken, der im dem Augenblick zugegen ist, sucht ihm zuzureden, daß er es nicht nehmen soll, worüber der Apotheker böse wird und ihm Grobheiten sagt, wie man von dergleichen Charakteren nur vermuthen kann. — Das erste Mal, als dieses Stück gespielt ward, antwortete der ehrliche Mann dem Apotheker: „Gehen Sie, mein Herr, man sieht wohl, daß Sie nur von hinten zu mit den Leuten

zu reden gewohnt sind. *) Wie natürlich mißfiel dieser Ausdruck allen Zuhörern und es wurde zur zweiten Vorstellung diese Stelle folgendermaßen geändert: „Sehen Sie, mein Herr, man sieht wohl, daß sie nicht gewohnt sind, von vorn mit den Leuten zu sprechen. **)

— Molière's Comödie: „Les Precieuses ridicules", ist eine feine Kritik der ansteckenden Krankheit der Schöngeisterei, des schwülstigen Romanstils, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Affectation in Sprache, Gedanken und Putz. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man sie in Paris gab. Man lachte, man erkannte sich, und applaudirte. Ménage, der der ersten Vorstellung mit beiwohnte, sagte zu Capelain: „Wir haben alle die Thorheiten gebildet, die hier so fein und verständig durchgezogen werden, glauben Sie mir, wir werden verbrennen müssen, was wir bewundert, und bewundern, was wir verbrannt haben." — Dieses Geständniß ist zwar das überlegte Urtheil eines Gelehrten; aber das Wort eines Greises, der aus dem Parterre unwillkührlich rief: Muth Molière das ist das wahre Lustspiel!" ist der reine Ausdruck der Natur!

— Molière. Schließlich können wir nicht unterlassen, noch Folgendes über Molière mitzutheilen: Molière starb am 17. Februar 1697, als er die Rolle des Hypochondristen in seinem Lustspiele: „Der Kranke in der Einbildung," spielte Der Erzbischof von Paris verweigerte der Leiche des Dichters das Begräbniß auf dem Kirchhofe, weil er ein Schauspieler gewesen sei. Der König von Frankreich erfuhr dies und ließ den Erzbischof zu sich rufen, in der Absicht, ihn zu toleranteren Gesinnungen zu vermögen, aber der orthodoxe Geistliche beharrte hartnäckig bei seiner Meinung, nach welcher ein Schauspieler nicht in geweihter Erde sein Grab finden dürfe. „Wie tief geht denn der geweihte Kirchhofsboden?" fragte der König. „Wenigstens acht Fuß tief," versetzte der Erzbischof. „Nun gut, so soll man ein zwölf Fuß tiefes Grab machen, das also weit unter der geweihten Erde ist, und da mag Molière begraben werden."

Montesquieu. Als Montesquieu in bürgerliche Verhältnisse getreten war, sagte er einst: „Bei meinem Eintritt in die Welt galt ich für einen geistvollen Menschen, und ich wurde von Leuten, die öffentliche Aemter bekleideten, ganz zuvorkommend behandelt; als aber meine „Lettres persannes" vom Publicum so günstig aufgenommen wurden, und ich mich einiger Achtung bei solchem erfreuen konnte, benahmen sich Alle,

*) Der französische Ausdruck ist noch etwas bestimmter, daher auch noch ungezogener: — que vous n'avez coutume de parler qu'à des culs.

**) Que vous n'avez pas été accoutumé de parler á des visages

die im Dienst des Staats standen, sehr kalt gegen mich. Ich mußte tausend Kränkungen erdulden; es war Neid und Rachsucht. Man muß selbst viel Verdienst besitzen, wenn man das Lob Anderer mit Geduld ertragen will."

— Montesquieu war ein sehr sanfter, und gegen seine Untergebenen sehr nachsichtsvoller Mann. Einst besuchte ihn ein Hausfreund. als er eben einen Bedienten sehr ernst ausschalt. Dem Freunde schien dies zu befremden. „Ich thue das nicht oft," sagte Montesquieu, „aber Bedienten sind wie Uhren, sie müssen dann und wann aufgezogen und wieder in Gang gebracht werden."

— Montesquieu, der zu groß war, um nicht Neider und Verläumder zu haben, gerieth unter Andern mit dem bekannten Jesuiten Tournemine in eine Fehde, die, wie das so leicht geschieht, eine gemeine Wendung zu nehmen drohete. Montesquieu ließ Folgendes in öffentliche Blätter setzen: „Da Herr Tournemine und ich Freunde gewesen, nun aber Feinde geworden sind, so bitte ich das Publicum, von Allem, was wir Böses von einander sagen könnten, nichts zu glauben." Diese Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht, da Montesquieu für sich selbst, in diesem Verhältnisse aller Glaubwürdigkeit entsagte, so konnte sie sein Gegner für sich eben so wenig in Anspruch nehmen. Der Proceß war aus, und der Verständigste und Billigste hatte ihn, wie das immer sein sollte, aber nicht immer ist, gewonnen.

— Als Montesquieu seine Schrift: „über die Ursachen von der Größe und dem Verfall der Römer" geendet hatte, theilte er das Manuscript einem Mitgliede des Parlaments von Bordeaux zur Ansicht mit. Es war dies ein geistreicher und wissenschaftlich gebildeter Mann. Einige Zeit darauf erhielt Montesquieu sein Werk von seinem Freunde zurück, mit dem Rath, es, da es weit unter seinen Persischen Briefen sei, nicht in's Publicum zu bringen, es könnte seinem Rufe mehr schaden als nützen. Ruhig hörte Montesquieu dies Urtheil an, nahm die Handschrift zurück und sandte sie doch in die Druckerei, nur setzte er auf dem Titel das Motto:

„Was mich der große Atlas gelehrt." Ebenso erging es Montesquieu mit seinem Werke: „Geist der Gesetze." Er nahm die Handschrift davon mit nach Paris, aber er wollte sie nicht eher dem Druck übergeben, bevor sein Freund, Helvetius, sie gelesen und sein Urtheil darüber gefällt hätte. Helvetius war, nach aufmerksamer Lesung dieser Schrift, nichts weniger als günstig für sie gestimmt, aber, sich nicht trauend, theilte er sie auch Herrn v. Silhouette

zur Prüfung und Würdigung mit. Dieser war Helvetius Meinung, und offener, wie jener, erklärte er dem Verfasser ohne Rückhalt, er möchte die Zeit und Mühe, die er auf diese literarische Arbeit verwendet, vergessen; es wäre am Besten, wenn er das Manuscipt in's Feuer würfe. Montesquieu fühlte sich durch ein so hartes Urtheil nicht beleidigt, er hörte es mit großer Kälte an, übergab es dennoch der Presse und zwar mit den Motto:

„Ein Kind, das ohne Mutter zur Welt gekommen ist."

— Montesquieu. Der Papst war von den Schriften des geistreichen Montesquieu so sehr erbaut, daß er ihn, zum Beweise seiner Gnade, von dem Fasten dispensirte. Montesquieu sollte das ganze Jahr hindurch Fleisch essen dürfen. Der Papst ließ ihm darüber ein Breve ausfertigen, in aller Form, wie es nur Wenige erhalten. Aber Geld kostete es auch, denn die päpstliche, apostolische Kammer hatte eine tüchtige Sporteltaxe. Montesquieu aber zahlte nicht. „Ach," sagte er, „das Wort Sr. Heiligkeit ist mir genug, und mein Wort, daß Se. Heiligkeit mich dispensirt haben, ist wieder meinem Pfarrer genug! Das Breve also brauche ich nicht."

— Montesquieu hatte einst einen Wortwechsel mit einem Parlamentsrath von Bordeaux. „Wenn sich das Alles so verhält," rief dieser heftig, „so gebe ich Ihnen meinen Kopf!" — „Und ich nehme ihn an," erwiderte Montesquieu ganz trocken, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

Metastasio war ein großer Freund der Ordnung, in seiner Wohnung und Kleidung herrschte stets die höchste Reinlichkeit und in allen seinen Handlungen befliß er sich einer fast zu gewissenhaften Genauigkeit. Er pflegte daher oft scherzweise zu sagen: „Ich fürchte mich nur deshalb, in die Hölle zu kommen, weil dies der Ort sein soll: ubi nullus ordo, sed sempiternus horror inhabitat."

— Metastasio befand sich in seinen jüngern Jahren — was er mit vielen Dichtern gemein hat — nicht in den besten Vermögens-Umständen. — Ein Mann, mit dem er in vertrauter Freundschaft gelebt, vermachte ihm nach seinem Tode sein ganzes ansehnliches Vermögen. Metastasio erfuhr aber, daß der Verstorbene in Bologna Verwandte habe. Er machte sich sogleich dahin auf den Weg und kundschaftete einige davon aus.

„Mein Freund hat mir zwar," sagte Metastasio, „sein ganzes Vermögen hinterlassen, aber ich glaube, nur in der Absicht, es so lange aufzubewahren, bis ich seine Verwandte ausgemittelt habe, um es an

die Würdigsten und Bedürftigsten nach der Billigkeit zu vertheilen. Dies ist der Zweck meiner Reise." — Nun vertheilte er die Erbschaft an diese Verwandten des Erblassers, ohne davon das Geringste für sich zu behalten.

— Metastasio. Als sich die Kaiserin Maria Theresia in interessanten Umständen befand, fragte sie einen der Hofleute: „Was meinen Sie, wird mir ein Sohn oder eine Tochter bescheert werden?" — „Es wird ein Prinz sein!" antwortete der Höfling. „Und ich," entgegnete die Kaiserin, „ich wette mit Ihnen um zwei Dukaten, daß es ein Mädchen sein wird." Maria Theresia gebar wirklich eine Prinzessin und der Hofmann hatte also verloren. Was sollte er thun? Er befand sich in der größten Verlegenheit; denn der Kaiserin zwei Dukaten zu geben, schien ihm doch unschicklich. In dieser Verlegenheit fand ihn Metastasio. „Sie müssen bezahlen!" sagte ihm dieser. — „Bezahlen? wie kann ich der Kaiserin zwei Dukaten geben?" — „Da will ich Rath schaffen!" antwortete der Dichter, setzte sich an den Tisch und schrieb Folgendes auf ein Stückchen Papier:

Je perdei: l'Augosta figlia
A pagar m'ha condannato;
Ma s'é ver, che a Voi sommiglia,
Tutto il mendo ha guadagnato.

(Ich habe verloren; die Kaisertochter hat mich zum Bezahlen verurtheilt. Wenn es aber wahr ist, daß sie Euch gleicht, so hat die ganze Welt gewonnen.) „Da!" rief Metastasio, „wickeln Sie die zwei Dukaten hinein und übergeben Sie das der Kaiserin." Es geschah und das Compliment machte den besten Eindruck.

Marmontel. Als er wegen eines Zwistes mit dem Herzog von Aumont in die Bastille gebracht worden war, folgte ihm dahin sein Bedienter, Bury, der freiwillig die Gefangenschaft seines Herrn theilen wollte.

Marmontel saß, in Gedanken versunken, in einem Winkel seines Kerkers und wärmte sich an einem Kaminfeuer. Plötzlich wurde er durch den Eintritt von zwei Gefangenwärtern aus seinen Betrachtungen aufgeschreckt. Schweigend deckten sie einen Tisch und brachten ein Mittagsessen, das Marmontel für das seine hielt. Der eine der Wärter setzte drei kleine Schüsseln, mit Tellern von gewöhnlichem Töpferton bedeckt, an das Feuer, der andere bereitete auf den einen der leeren Tische ein ziemlich grobes, aber weißes Tischtuch aus. Ein reinliches Couvert wurde aufgesetzt; Löffel und Gabel waren von Zinn, das Brot war das ge-

wöhnliche in Haushaltungen des Mittelstandes; hierzu kam eine Flasche mit Wein. Als die Wärter ihr Geschäft geendet hatten, verließen sie den Gefangenen eben so stumm, wie sie eingetreten waren, und die Doppelthüre wurde mit großem Geräusch wieder verschlossen. Marmontel's Diener forderte nun seinen Herrn auf, zu speisen, und brachte ihm die Suppe. Es war ein Freitag und die Mahlzeit hierauf berechnet. Die Suppe bestand in einer Purée von weißen Bohnen, nicht mit Fleischbrühe gekocht, aber die Butter war frisch und schmackhaft. Die zweite Schüssel enthielt ebenfalls solche Bohnen. Marmontel fand Alles gut. Der Stockfisch der nun aufgetragen wurde, war noch besser, und die Knoblauchssauce darüber machte ihn noch pikanter. Der Wein war trinkbar. Einen Nachtisch gab es nicht, und Marmontel fand dies in seiner Lage sehr natürlich; zumal da er mit seiner Beköstigung in dem Gefängniß vollkommen zufrieden zu sein alle Ursache hatte.

Als Marmontel eben im Begriff war, wieder aufzustehen und seinem Diener den Rest des Mittagmahls zu überlassen — denn alles war so reichlich, daß füglich zwei leere Magen ihren Hunger daran stillen konnten — kamen die beiden Gefangenwärter wieder in den Kerker; jeder trug eine Pyramide von auf einander stehenden Schüsseln. Bei diesem Anblick, da alles Geschirr aus feiner Fayence bestand, überdies der eine Wärter noch ein sehr feines Tischtuch und Serviette trug, man auch Messer, Gabel und Löffel von Silber brachte, merkte sowohl Marmontel als sein Diener, daß sie zuvor sich geirrt haben mußten. Beide verriethen aber ihre Ueberraschung weder durch Worte noch Mienen, und als die Wärter ihren Dienst verrichtet hatten, entfernten sie sich wieder.

„Sie haben mein Mittagsbrod verzehrt," sagte Bury darauf zu Marmontel: „Sie werden es hoffentlich nicht unbillig finden, wenn ich nun das Ihrige in Anspruch nehme."

Nicht mehr als billig, versetzte Marmontel, und konnte ein Lachen nicht unterdrücken, das wohl höchst selten in den Mauern des Bastillegefängnisses gehört worden war.

Das Mittagsessen bestand aus einer kräftigen Fleischbrühe, aus einem Stück saftigen Rindfleisch, einer Keule von einem Kapaun mit einer pikanten Sauce, aus Artischocken und Spargel, Birnen, Rosinen und Mandeln, einer Flasche Burgunder, und aus dem besten Kaffee von Mokka. Marmontel überließ Alles seinem Diener, dieser war aber nicht dahin zu bringen, die Früchte und den Kafee zu genießen.

— Marmontel. Es war lange Zeit allgemein angenommen, Pergelesi sei vergiftet worden. Floquet, Componist einer Oper, welche 1775 in Paris mit vielem Beifall aufgeführt wurde, ließ sich durch das da-

durch geerndte Lob dergestalt bethören, daß er fast närrisch wurde. Er fürchtete Pergelesi's Schicksal.

Eines Tages war er bei der Marquise Montlambert zu Tische, wo sich auch Marmontel befand. Nachdem ihm dieser einiges Lob gespendet hatte, ermunterte er ihn, auf seiner begonnenen Laufbahn fortzuschreiten.

Aber mein Herr, versetzte Floquet: Ich habe Ursache zu vermuthen, daß sie nicht lange dauern wird.

„Warum denn?" entgegnete Marmontel: „Sie sind ja noch jung und scheinen eine gute Gesundheit zu genießen."

Das ist wohl wahr, allein es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß Pergolesi durch eifersüchtige Feinde vergiftet wurde.

„Also dieses ist ihre Furcht?" fuhr Marmontel fort: „Sein Sie ruhig! Der Papst Ganganelli, Klemens XIV., ist auch vergiftet worden, und doch ist der Vicar des Kirchspiels St. Suption außer Sorgen deshalb, und lebt in tiefster Ruhe und Sicherheit, und ich glaube Ihnen ein Gleiches rathen zu dürfen, ohne Gefahr für Sie befürchten zu müssen.

Mendelssohn, Moses. Sein gottesfürchtiger Charakter durch seine Menschenliebe bestärkt, bewog ihn, treu alle Ceremonial-Gesetze seiner Religion zu beobachten. So geschah es an einem Freitag-Nachmittag, als der Schulrath J. H. Campe nebst andern Berliner Gelehrten bei Mendelssohn zum Besuche waren und mit Kaffee u. s. w. bewirthet wurden, daß Letzterer, wie immer der freundliche Gesellschafter und feine Hauswirth, eine volle Stunde vor Sonnen-Untergang von seinem Sitze aufstand, zur Gesellschaft hintrat und sagte: „Meine Damen und Herren! ich gehe nun in mein Nebenzimmer, um meinen Sabbath zu empfangen und bin dann gleich wieder in Ihrer Mitte; indeß wird meine Frau Ihre Gegenwart um so mehr genießen." Mit einem unnennbar heiligen Gefühle begleiteten die Blicke aller Anwesenden den liebenswürdigen Philosophen in seine Andachtsstube, von wo er nach einer halben Stunde mit derselben Freundlichkeit zur Gesellschaft zurückkehrte. Indem er sich niedersetzte, sagte er zu seiner Hausfrau: „Jetzt bin ich wieder in meinem Amte und ich will es nun auch einmal versuchen, an Deiner Stelle die Honneurs zu machen, da Dich Geschäfte abrufen; unsere Freunde werden entschuldigen." Die wackere Hausfrau, streng religiös, empfahl sich, ging zur Familie, weihete den Sabbath durch Lichtanzünden ein und kam erst spät wieder in die Gesellschaft, die noch einige Stunden beisammen blieb.

— Mendelssohn. In den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befand sich ein Talmudist B., aus Böhmen gebürtig, als Hauslehrer bei einem reichen jüdischen Fabrikanten in Berlin. Außer dem Studium des Talmuds, hatte er sich auch gründliche Kenntnisse der he-

bräischen Sprache erworben: vorzüglich las er gern die alten philosophischen Schriften des Maimonides, Bochai und Anderer, die, da sie größtentheils aus dem Arabischen übersetzt sind, sehr schwierige und dunkle Stellen enthalten. Dies brachte ihn in Verbindung mit Moses Mendelssohn, der allein im Stande war, ihn hierin zu belehren und die Dunkelheiten aufzuhellen. B. war ein dankbarer Schüler und Mendelssohn's großer Verehrer. — Nach mehreren Jahren ging er nach Prag, wahrscheinlich seine Vaterstadt, ließ sich da häuslich nieder, nährte sich vom Geldwechsel und bezog die Leipziger Messen. Dabei blieb er den Wissenschaften ergeben, denn er fuhr fort, mit Mendelssohn einen gelehrten Briefwechsel in hebräischer Sprache zu unterhalten. Der deutschen Sprache war er wohl nicht mächtig genug, obschon er Haller und Lessing*) gelesen hatte. — Im Jahre 1778 gerieth er, vermuthlich in Leipzig, in einen Handel, ward eines wichtigen Diebstahls, oder wenigstens einer Diebshehlerei verdächtig und nach P. auf die Festung gebracht, wo er über zehn Monate in Fesseln und Banden saß. Er schien dort ganz vergessen zu sein, denn es erfolgte weder Verhör noch Urtheil**) Endlich gelang es demselben, aus dem Kerker einen Brief an seinen Lehrer und Gönner in Berlin zu senden, worin er sein Mißgeschick in orientalischem Styl, doch auch in diesem wohl nicht übertrieben, schilderte und um Mendelssohn's Fürsprache und Unterstützung flehete. — Was konnte aber der Weise für einen Unglücklichen thun, dessen Schuld oder Unschuld ihm gänzlich unbekannt war? Wie sollte er ihm in einer entfernten Stadt dienen, woselbst keiner seiner Glaubensgenossen wohnte, ja, wo sogar kein Jude übernachten darf? Ein fürbittliches Schreiben an den Magistrat würde auch wenig gefruchtet haben, besonders da Mendelssohn weder das Verbrechen noch den Grad des Verbrechens kannte. — Es gelang indeß dem weltklugen Weisen, den Unglücklichen auf folgende Weise zu befreien. Er antwortete dem Gefangenen diesmal in deutscher Sprache und schickte ihm den Brief unmittelbar mit der Post zu. Der Brief lautete wörtlich so:

„Mein Herr!

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich Ihre Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie gerechte Sache haben, ob ich gleich

---

*) Diese beiden Schriftsteller waren vorzüglich die Lieblinge der Juden, die damals anfingen, der Lectüre Geschmack abzugewinnen.

**) Dies darf nicht unwahrscheinlich oder unglaublich erscheinen, da der Staatsminister v. Arnim in seiner bekannten Schrift ein Beispiel aus Frankfurt a. d. Oder anführt, daß ein polnischer Jude daselbst nach vielen Jahren im Gefängniß starb, der nie zum Verhör gekommen war.

nicht weiß, was Ihnen eigentlich Schuld gegeben wird. Freilich wird am Ende die Unschuld an den Tag kommen und Recht doch Recht bleiben müssen. Die Gerechtigkeit thut zwar zur Rettung der Unschuld nur sehr langsame Schritte aber wir wollen hoffen, desto sicherer. Da Sie übrigens Ihr Trübsal mit so viel Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, so hoffe ich zu dem Gott unserer Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme, bedauernswerthe Familie so unglücklich nicht sein wird, als es jetzt scheint. Was ich nur immer beitragen kann, derselben hartes Schicksal zu erleichtern, werde ich gewiß mit Vergnügen thun."

„Von der Stelle im Buche Kosri*) (Abschnitt 41, §. 1), die Sie „berühren**), glaube ich, daß sie weder Muscata (in seinem Kommentar

---

*) Sefer Kosri (ספר כוזרי) v. Rabbi Jehuda Levi. Derselbe lebte in Mitte des 12. Jahrhunderts, war ein großer Philosoph, Gramatiker und Dichter. Der „Kosri" oder besser Cosari enthält Gespräche von der Religion und wurde fast in allen Sprachen übersetzt; die Gesänge und Gebete sind viele in den noch heute üblichen Machsorim (Gebetbücher für die hohen Festtage) übergangen. Rabbi Salomo Al Charisi äußert sich über Jehuda ben Halevi:

„Das Lied, das der Levit Jehuda gesungen, ist am Prachtband „um der Gemeinde Haupt geschlungen, als Perlenschnur hält es „ihren Hals umrungen. — Er, des Sangestempels Säul' und Schaft, „weilend in den Hallen der Wissenschaft, der Gewaltige, der Liedes„speerschwinger, der die Riesen des Gesanges hingestreckt, ihr Sieger „und Bezwinger. — Seine Lieder nehmen den Weisen den Dichter„muth, fast schwindet vor ihnen Assaphs und Jeduthan's Kraft und „Gluth und der Korachiten Gesang däucht zu lang. — Er drang in „der Dichtkunst Speicher und plünderte die Vorräthe, und entführte „die herrlichste Geräthe, er ging hinaus und schloß das Thor, daß „keiner nach ihm es betrete. — Und denen, die folgen den Spuren „seines Ganges, zu erlernen die Kunst seines Sanges, nicht seines „Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. — Alle Sänger führen „im Munde sein Wort, und küssen seiner Füße Ort. — Denn in „der künstlichen Rede Werke, zeigt sich seiner Sprache Kraft und „Stärke. — Mit seinen Gebeten reißt er die Herzen hin, sie über„winden, in seinen Liebesliedern mild wie der Thau, und wie feu„rige Kohlen zündend, und in seinen Klagetönen — läßt er strömen „die Wolke der Thränen, — in den Briefen und Schriften, die er „verfaßt, — (Auch Heinrich Heine hat den Verfasser des Kosri zum Vorwurf eines fragmentarischen Gedichtes gewählt, (siehe dessen Romanzero), ist alle Poesie eingefaßt. —"

**) Daß V—z unserem Weisen die Frage aus dem Gefängnisse vorgelegt habe, läßt sich nicht gut denken. Wie hätte der in der Festung zu P—a in Fesseln sitzender Mann den „Kosri", oder auch nur die Lust zu einer solchen Untersuchung bekommen? Möglich, daß er die Belehrung in einem frühern Briefe verlangte. Aber auch möglich, und wohl noch wahrscheinlicher, daß Mendelssohn aus eigenem

„Rel Jehuda), noch Buxtorf richtig erklärt haben. Die Schwierigkeit liegt „in den philosophischen Kunstwerken, die der Uebersetzer buchstäblich über„tragen hat, ohne für ihre Verständigkeit zu sorgen“. Hier ist meine Erklärung von dieser „Stelle*) ... Ich halte es für unnöthig, die Erklärung der Redensarten — die S. 264 folg. vorkommen, und von Muscata sehr weitläufig erörtert werden, hinzuzufügen, da ich weiß, daß Sie ein denkender Kopf sind, und gleichsam nur einen Wink nöthig haben, um den Weg der Wahrheit nicht zu verfehlen.“ Ich wünsche von Herzen, daß sie bald befreiet werden mögen, und verharre mit vieler Theilnehmung an Ihren Leiden.

Berlin, den ersten Sebat 5534 (d. i. Februar 1774.)

„Ihr ergebenster Diener

Moses Mendelssohn.“

Der Brief kam richtig an und that seine volle Wirkung. Er ward von dem Magistrat, wie zu erwarten stand, erbrochen, und bewirkte auf der Stelle die Entfesselung des Verhafteten, bald darauf Verhör und endlich völlige Freilassung. — — Dieser Brief mit hebräischen Lettern steht gedruckt in einer kleinen Sammlung, die B—z— ohne Nennung seines Namens — herausgegeben hat, unter dem Titel: „Briefe von dem berühmten Moses Mendelssohn“. Die Sammlung ist vermuthlich selbst seinen Mitbrüdern ziemlich unbekannt geblieben. Um so angenehmer wird es dem Leser sein, der diese Anekdote anziehend findet, die Wirkung des Mendelssohn'schen Briefes mit den Worten des leidenden B—z erzählen zu hören. Wir übersetzen diese Stelle wortgetreu:

„Aus der Bedrängniß rief ich Mendelssohn an, er antwortete mir frei und offen vor den Augen der Räthe der Stadt und ihrer Bewohner. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß diese den Brief öffnen und lesen würden. Dadurch erlangte ich einen großen Werth in ihren Augen. Wirklich kamen sie auch sogleich, den Brief in der Hand, zu mir, um mich zu besuchen und zu trösten. Sie entschuldigten das Verfahren gegen mich mit folgenden Worten:

„„Nicht wir haben Schuld an den Leiden, die Du erlitten, sondern Dein Ankläger, dem der Verlust seines Geldes so nahe ging. Nachdem aber der hervorragende Mann, nachdem Moses glaubt, Du seist unschuldig, wer darf Dich noch in Verdacht haben? Wenn er Dich so erkennt,

---

Antriebe die schwierige Stelle aufsuchte, um sie als literarisches Vehikel zu dem Briefe zu gebrauchen.

*) Ich lasse diese Stelle, die eine gelehrte Nebensache betrifft, hier lieber weg. M—n.

wer darf Dich verkennen? Es thut uns leid, daß Gott Dich auf diese Weise in unsere Hände geführt hat; aber wir wären strafbar, wenn wir Dein Schicksal nicht sogleich erleichterten, wenn wir nicht alle Kräfte anstrengten, Dich pfeilschnell aus diesem Kerker zu befreien.““ —

„Und in der That, sie ruheten und rasteten nicht, bis sie meine Loslassung zu Stande brachten. So erlangte ich die Freiheit an dem Vorabende des Passahfestes (Ostern) zu der Epoche unseres Ausgangs aus Egypten. Dankbar verkünde' ich, o Herr! Deine Gnade, die Du mir durch den Mann erzeugt hast, der itzt in Eden (Paradies) ruht!

— Mendelssohn. Der Weise von Sanssouci, hatte die Unsterblichkeit der Seele und die göttliche Vorsehung besungen und Mendelssohn hatte zwar nichts gegen den Versbau, aber desto mehr gegen die Ideen einzuwenden, was er nun auch offen, wenn gleich mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit, in den Literaturbriefen rügte, die in Berlin selbst herauskamen. Der königliche Generalfiscal fand aber darin eine erstaunliche Frechheit. Ein kleiner Jude, der Gott danken mußte, daß er geduldet wurde, urtheilte abfällig über königliche Gedichte. Die Literaturbriefe wurden sogleich mit Beschlag belegt und Mendelssohn ward citirt, Rede und Antwort zu geben. Das Letztere fiel ihm nicht schwer. „Wer Verse macht“ vertheidigte er sich, „schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt.“ Der Generalfiscal sah ein, daß er die Sache weder an das Kammergericht abgeben, noch an den König selbst berichten dürfte, denn dieser würde ihn tüchtig ausgelacht haben. Mendelssohn ward still entlassen und der Verkauf der Literaturbriefe wieder freigegeben.

— Mendelssohn Nicolai und Wessely aus Hamburg fuhren einst in Berlin zusammen nach dem Thiergarten. Am Thor wurden sie mit den damals vorschriftsmäßigen Fragen belästigt, worüber der Hamburger Wessely, nicht ohne Sarkasmen, bittere Bemerkungen machte. Unter Anderm sagte er: „Die Berliner werden wie die Zeitwörter, conjugirt und declinirt.“ Beim Aussteigen vor dem Thore entspann sich ein Gespräch zwischen Wessely und Nicolai über einige gebrechlich geborene Kinder, deren Mutter die Spaziergänger um ein Almosen ansprach, das ihr auch, besonders von dem wohlthätigen Nicolai, reichlich zu Theil ward. „Wozu doch solche verstümmelte Wesen in die Welt gesetzt sind?“ fragte Wessely, sich an Mendelssohn wendend. Dieser schwieg und Nicolai gerieth mit dem Frager darüber in ein weitläufiges Gespräch, das um so weniger enden wollte, weil Mendelssohn geflissentlich keinen Antheil daran zu nehmen schien. Endlich stieg man wieder in den Wagen und fuhr nach Hause. Beim Verweilen unter'm Thore fragte Mendelssohn

den Hamburger: „Um welche Stunde wird bei Ihnen in der jetzigen Jahreszeit das Thor gesperrt?"

„Um sechs Uhr," antwortete Wessely.

„Und dann kommt man nicht mehr hinaus?"

„Nein, nicht heraus, nicht hinein."

„Das wäre!"

„Sehen Sie, Freund! sagte Mendelssohn; „Sie haben unsere Regierung wegen des Examinirens am Thore bespöttelt; Sie haben die Vorsehung wegen der verstümmelten Kinder angeklagt. Aber die Berliner und diese Kinder können, wenn auch mit Schwierigkeiten, die freie Luft genießen, nach ihrer Weise sich glücklich fühlen und zu jeder Stunde ein- und auspassiren. Am Ende, glaub' ich, ist Ihr republikanischer Senat schwerer zu vertheidigen, als die Vorsehung und die preußische Regierung."

— Mendelssohn. Die Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin hatte die Preisaufgabe gestellt:

„Ueber die Evidenz der metaphysischen Wissenschaft."

Ein armer, verwachsener Jude, Commis in einem Berliner Handlungshause, hatte den Preis errungen. Es war in dieser Hülle ein Denker verborgen, den Lessing als Freund schätzte und liebte: Moses Mendelssohn. Jahre lang hatte er bereits geforscht, das ganze gebildete Deutschland war aufmerksam auf diesen Mann; nur am Hofe des Philosophen von Sanssouci, Friedrich des Großen, war er unbekannt, weil er — ein armer Jude war.

Friedrich der Große, dieser aufgeklärte Fürst, in dessen Landen Jeder nach seiner Façon selig werden durfte, machte mit den Juden eine Ausnahme.

So blieb Mendelssohn am Berliner Hofe ein Fremdling — und da zu damaliger Zeit der Jude, wollte er sich selbständig in Berlin aufhalten, dafür 1000 Thaler an den König entrichten mußte, der arme jüdische Weltweise aber eine solche Summe nicht erschwingen konnte, so bedurfte er um der Gefahr, mit seiner Familie ausgewiesen zu werden, nicht ausgesetzt zu sein, des Zeugnisses, daß er in Diensten eines in Berlin ansässigen Juden stehe.

Der Franzose d'Argens, Kammerherr des Königs und Director der Kunstakademie, hörte hiervon, und er schätzte jenen Denker viel zu hoch, um nicht eine günstige Aenderung seiner Lebensstellung zu versuchen. Er suchte daher Mendelssohn zu bewegen, sich mit einem Schreiben unmittelbar an den König, den hohen Gönner aller Philosophen, selbst zu wenden. Lange waren seine Bemühungen fruchtlos. Mendelssohn sagte:

„Sokrates bewies seinen Freunden, daß man sogar sterben müsse, wenn es die Gesetze des Staates forderten, und so halte ich die Gesetze dieses Landes noch für mild, weil sie mich nur über die Grenzen weisen, wenn mich keiner meiner Glaubensgenossen hier für seinen Diener erklären will. Soll ich um etwas bitten, was eigentlich das Recht eines jeden Menschen ist? Und wie, wenn einmal die Gesetze hier mir entgegenstehen, warum soll ich eine Ausnahme machen?"

Endlich gelang es den vereinten Bitten seiner Freunde, die ihn besonders darauf aufmerksam machten, daß das Wohl seiner Familie diesen Schritt erheische, ihn zu einer Eingabe an den König zu bewegen.

„Ich habe," sagte er in diesem Schreiben, „von meiner Kindheit an beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt, und wünsche mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber im Auslande geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich, alleruntertHänigst zu bitten, 2c. 2c. — in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protection zu erfreuen haben."

Mendelssohn konnte wohl, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, von seinen Bemühungen in den Wissenschaften reden, und er, sowie seine Freunde glaubten eine bejahende Antwort zu erhalten, da Marquis d' Argens die Eingabe dem König selbst überreicht hatte. Man wartete und wartete — Monate vergingen. Es kam keine Antwort. Der philosophische Friedrich achtete den armen jüdischen Denker nicht einmal einer Antwort würdig.

Marquis d'Argens war höchst aufgebracht über dies Benehmen des Königs. Augenblicklich, nachdem er es erfahren, ging er zu Friedrich, und forderte im Namen der Philosophie Gerechtigkeit für den armen jüdischen Philosophen. Er konnte um so entschiedener auftreten, einmal, weil er ein Freund des Königs, und dann, weil er ein Franzose, also nach Friedrichs II. Meinung ein competenter Beurtheiler über den Werth eines Schriftstellers war.

Friedrich wurde verlegen, meinte: das Gesuch sei längst bewilligt und der Jude müsse bereits die Urkunde darüber besitzen. Beides bestätigte sich nicht, und d'Argens beeilte sich, Mendelssohn zur Wiederholung seiner Eingabe zu bewegen, versah dieselbe auch, bevor er sie abermals dem Könige übergab, mit folgendem bittern Zusatze:

„Ein schlechter katholischer Philosoph bittet, einem guten israelitischen Philosophen ein Plätzchen zu gönnen. Es ist zu viel Philosophie in dem Allen, als daß nicht dieser Bitte die Vernunft zur Seite stände."

Nun konnte Friedrich nicht anders, er mußte das verlangte Schutzrecht bewilligen und auf die tausend Thaler verzichten. Um aber ja die Großmuth nicht zu übertreiben, so galt die Urkunde nur für Moses Mendelssohn, und nichts konnte den König bewegen, sie auch auf dessen Kinder zu übertragen.

Warum war aber auch Moses Mendelssohn ein Jude und — ein Deutscher?

— Mendelssohn. Als die Berliner Academie der Wissenschaften 1763 eine Frage über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften aufwarf, beantwortete sie Mendelssohn und erhielt den Preis im Februar 1771. Merian und Sulzer trugen bei der Academie darauf an, ihn auf eine Liste von neuen, zu erwählenden Mitgliedern zu setzen. Lagrange unterstützte diesen Antrag und die ganze Academie genehmigte ihn. Man legte Friedrich II. diese Liste vor, welcher den Namen, als ihm nicht gefallend, ausstrich, ohne irgend einen andern Grund anzugeben. Als dieses Mendelssohn berichtet wurde, sagte er: „Nur dann würde mich dies schmerzen, wenn mich die Academie nicht hätte annehmen wollen."

— Mendlssohn. Unter den durch Berlin Reisenden, welche Mendelssohn's Bekanntschaft suchten, war Johann Kaspar Lavater aus Zürich. Was er von Mendelssohn nach dieser Bekanntschaft dachte das hat er in seinem berühmten Werke, über die Physiognomie bei Gelegenheit des Schattenrisses Mendelssohn's ausgesprochen; 1769 gab Lavater eine Uebersetzung von Bonnet's Beweise für das Christenthum heraus, und setzte vor dieser Uebersetzung eine Zueignung an Mendelssohn, in welcher er ihn aufforderte, die Bonnet'schen Beweise zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und sich zur christlichen Religion zu bekennen. Lavater war bekanntlich ein Mann von redlichen Gesinnungen und wohlwollendem Herzen und er hatte bei diesem freilich unbesonnenen Schritt sich wohl durchaus nichts Arges gedacht, ja man kann glauben, daß er diesen Schritt in der besten Absicht für Mendelssohn's zeitliches Wohl that. Er kränkte ihn, den Weltweisen Mendelssohn erniedrigt, gebeugt, der edelsten Rechte beraubt, als Jude zu sehen. Er glaubte wohl durch seine Aufforderung Mendelssohn die Gelegenheit zu geben, den Juden abzuwerfen und zu werden, was er zu sein verdiente. Man ist berechtigt, diese Beweggründe der Lavater'schen Unbesonnenheit unterzulegen, wenn man sieht, wie schnell und sehr er diese Unbesonnenheit bereute, nachdem er aus Mendelssohn's Antwort sah, daß er ihn durch diese Aufforderung schwer gekränkt hatte. Diese Antwort Mendelssohn's erschien im Anfang des Jahres 1770; Mendelssohn war besorgt wegen der Censur; er sollte und mußte einiger-

maßen gegen die christliche Religion schreiben, und wußte nicht, wie die Behörde dieses aufnehmen würde. Er fragte bei den Consistorium an, welchem von dessen Räthen er die einzelnen Blätter seiner Antwort an Lavater vorzulegen habe, oder ob man ihm erlauben wolle, das Ganze nach seiner Vollendung dem Pleno des Consistoriums vorzulegen. Darauf erhielt er folgenden Bescheid: „Herr Moses Mendelssohn könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie einzeln oder vollendet dem Consistorium zur Censur vorzulegen, weil man von seiner Weisheit und Bescheidenheit überzeugt sei, er werde nichts schreiben, das öffentlich Aergerniß geben könnte."

— Mendelssohn's bekannter Briefwechsel mit Lavater, der ihn durchaus zum Christen bekehren wollte, hatte den wackern Mann so geärgert und angegriffen, daß er krank ward. Eine Erholungsreise sollte ihn, als er genesen, vollends stärken. Bei dieser Gelegenheit sprach er mit seiner Frau Sara, seinem Schwiegersohne David Itzig Friedländer, seiner Tochter Eva und einem Mädchen, Hanna, in Dresden ein. Es war am Abend des 16. August 1776. Bekanntlich mußten früher fremde Juden dort Zoll und Geleite, auch wenn sie sich über einige Tage dort aufhielten, Nahrungsgeld an die General-Accis-Einnahme zahlen. Mendelssohn lachte laut, als am frühen Morgen der allgemeine Judenaufwärter Löbel Schie kam und 20 Groschen verlangte, um für ihn und seine Gesellschaft einen Zoll- und Geleitszettel zu holen, ohne welchen sie, wie er sagte, nicht weiter reisen könnten. „Der Verfasser des „Phädon" muß sich verzollen, gleich dem Ochsen, das ist lustig," sagte er bitter zu Sara; zu seinem Schwiegersohn aber spöttisch: „Nun seh' ich erst ein, wie gut Lavater es mit mir meinte; wär' ich Christ geworden, könnte ich heut' 20 Groschen ersparen. Doch," fuhr er ernst fort, „Jude ist Jude, ob er mit Philosemen oder alten Kleidern handle; gehorche ich den mosaischen Gesetzen, muß ich auch den sächsischen Folge leisten." Damit zahlte er die 20 Groschen, und Löbel Schie eilte, den Verfasser des „Phädon" nebst den Seinigen zu verzollen. Als Jener auf der Zoll- und Geleitsexpedition die fünf jüdischen Personen nennt, die aus Potsdam kommen und über Meißen nach Leipzig wollen, stutzte der Einnehmer doch etwas bei dem Namen Mendelssohn. „Wie ist mir doch — Mendelssohn aus Potsdam — von dem Mauschel sollt' ich was gehört haben; — hat er nicht Bücher geschrieben?" — „Und was für welche!" sagte Löbel Schie, begierig zu nennen, was ihm davon bekannt war. — „Doch — Jude ist Jude," fiel ihm der Einnehmer in's Wort; schweig', Mauschel! denn hier haben wir nicht Zeit, auf Dich zu hören," schrieb den Geleitszettel und strich stumm zwanzig Groschen dafür ein. Mendelssohn besuchte

am Morgen seiner Verzollung die kurfürstliche, damals noch in einem Salon des Zwingers aufgestellte, oder vielmehr eingeklemmte Bibliothek, denn das Local war so beschränkt, daß die Bücher wie die Häringe eingeschichtet waren und manches Werk einzig um deswillen nicht gut zu benutzen war, weil es zu viel Mühe machte, es zu Tage zu fördern. Der Bibliothekar Daßdorf konnte sich nicht glücklich genug schätzen, den berühmten Mendelssohn in seinem Musentempel zu sehen, erschöpfte sich in Lobeserhebungen über Mendelssohn's Verdienste um die Literatur, zeigte ihm mit unermüdlicher Geduld alle Schätze der Bibliothek, und fragte ihn endlich, wie es ihm in Dresden gefalle:

„Ihre Stadt ist herrlich," antwortete Mendelssohn, „ihr Land noch herrlicher; Ihr Kurfürst das Herrlichste, was ich, nächst unserm Friedrich kenne; aber" — hier machte der Philosoph lächelnd eine Pause. „Nun, und was mißfällt Ihnen bei uns?" fragte Daßdorf.

Daß die Gesetze hier Berliner Juden und Polnische Ochsen im Range gleichstellen." Und nnn erzählte Mendelssohn die Geschichte mit dem Geleitszettel und den 20 Groschen.

Daßdorf stand dabei wie auf Kohlen, entschuldigte den Einnehmer theils mit strenger Pflichterfüllung, theils mit Mangel an Kenntniß der Literatur, und tröstete Mendelssohn, daß der Schnitzer gewiß gut gemacht werden solle. Jener aber bat, einer Sache nicht weiter zu gedenken die kaum der Rede werth sei und ging.

Man muß den für Alles, was Literatur und berühmter Mann hieß enthusiastisch eingenommenen Bibliothekar Daßdorf gekannt haben, wenn man sich lebhaft genug vorstellen will, wie hastig er, sobald Mendelssohn fort war, Hut und Stock nahm und die Zwingertreppe hinab gleichsam flog, um die ihm so entsetzliche Geschichte gleich bei der rechten Behörde anzubringen, nämlich bei dem Geh. Finanzrathe Freiherrn v. Ferber, in dessen Hause er Hofmeister gewesen war. Ferber, nicht blos ein tüchtiger Staatsmann, sondern auch Freund und Kenner der Literatur, fand die Geschichte ebenfalls höchst ärgerlich, theilte ganz Daßdorf's Furcht, daß die Berliner Gelehrten sich gewiß in öffentlichen Blättern darüber lustig machen würden, und eilte, sogleich den Cabinetsminister Freiherrn von Gutschmit davon in Kenntniß zu setzen. Der Erfolg war, wie er sich denken ließ. Den nächsten Morgen schon ward dem Geheimen Finanz-Collegium mittelst Allerhöchstem Rescripts anbefohlen, dem Berliner Gelehrten, mosaischer Religion, Herrn Moses Mendelssohn, die ihm abverlangten 20 Groschen zurück, und ihm zugleich zu erkennen zu geben, daß er mit seiner Familie in Dresden nach Belieben sich aufhalten könne, ohne die mindesten Abgaben deshalb zu entrichten. Mendelssohn

freute sich der Auszeichnung, die ihm der vortreffliche Kurfürst angedeihen ließ, und schenkte die 20 Groschen, mit einer viermal so starken Beilage, der Armenkasse. Weit froher aber war Daßdorf, dem, wie er nachher oft versicherte, diese „entsetzliche Geschichte" eine schlaflose Nacht gemacht hätte.*)

— Mendelssohn. In dem „Theater-Journal für Deutschland," vom Jahre 1777, drittes Stück welches zu Gotha erschien, findet man folgende Mittheilung: „Breslau, 22. August 1777. Als ich bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin in dem Döbelinischen Schauspielhause der ersten Vorstellung der „Henriette, von Großmann," die sehr vielmal hinter einander gegeben worden ist, beiwohnte, hörte ich plötzlich, ehe noch der Vorhang aufgezogen worden war, ein allgemeines Applaudiren um und neben mir erschallen. Ich erkundigte mich nach der Ursache, und man zeigte mir den Herrn Moses Mendelssohn, der eben in seine Loge getreten war. Dieser Beifall, den ein deutsches Parterre öffentlich einem der größten deutschen Weltweisen gab, rührte mich ungemein.**)

— Mendelssohn. Der Artillerie-Hauptmann Rothmann (Verfasser einiger Theaterstücke und Gedichte) lernte im Jahre 1778 zu Hannover Moses Mendelssohn kennen. Beide unterredeten sich einmal über de Van Recherches philosophiques. „Ein Wahrheit suchender Philosoph," sagte Mendelssohn, müßte nicht so auf Hypothesen bauen." — Rothmann antwortete: Vielleicht kann man ihm mehr Glauben schenken wenn er einst sein versprochenes Werk von dem deutschen Volke und von deutscher Sitte herausgeben wird.

„So, so!" versetzte Mendelssohn: „Ich glaube nicht, daß er sonst was schriebe, als wovon er Nichts wüßte!"

— Mendelssohn. In einer fröhlichen Tischgesellschaft wurde Mendelssohn, weil er ausnahmsweise Wein mit Wasser vermischt trank, derart höhnisch ataquirt, daß er zur Abwehr bemerkte: Es hat alles seine Ursache: Sehen Sie meine Herren! Wasser allein macht stumm, das bezeugen die Fische; Wein allein macht dumm, das beweisen die Herren am Tische; drum trinke ich Wasser gemischt mit Wein, um weder stumm noch dumm zu sein.

— Mendelssohn hatte sich nach einer schweren Krankheit lange darin gefunden, nichts zu lesen und nicht zu studiren. Er schlug Zucker, spielte mit seinen Kindern, und war in einigen Monaten nicht in seine

*) Daß übrigens jene Abgaben, welche reisende Juden in Sachsen entrichten mußten, längst abgeschafft sind, bedarf kaum der Erinnerung.

**) So erhob sich der Pariser von seinen Sitzen, wenn Corneille hereinkam.

Studirstube, die eine Treppe höher lag, gekommen. Einstmals wollte seine Frau etwas aus dieser Stube haben. Um sich zu beschäftigen, ging er es zu holen. Als er hineintrat, empfand er das ganze lebhafte Gefühl des ruhigen Denkens, das er an dieser Stelle genossen hatte; aber er sah seinen Schreibtisch ganz in Unordnung, seine Stühle leer, und in einige Bücherrepositorien hatte seine Frau Confituren gestellt. Ein Schauder überfiel ihn. Er glaubte lebendig todt zu sein und zu sehen, wie es nach seinem Tode in der Studirstube aussehen werde. Er schlug geschwind die Thür zu und die Augenblicke, in denen er die Treppe hinunterging, hielt er für die traurigsten seines Lebens. Für seinen schönsten Augenblick hingegen hielt er den, als er in der Probstgasse in Berlin unter dem Dache wohnte, kein Hemd hatte und aus Ehrgeiz zu dem alten Juden, der ihm den Freitisch gab, im Pfingstfeste nicht ohne weiße Wäsche gehen wollte. Er hungerte einen Tag, ging am folgenden bekümmert auf die Straße, fand einen Beutel mit 20 Groschen, kaufte ein Hemd und ging zum Essen.

— Mendelssohn, bedauert, daß er den Buchhalter eines Reichen machen müsse, der ihm nicht das Wasser biete, erwiderte: So ist's gerade recht; ich der Herr und er der Schreiber? — ihn wüßte ich nicht zu brauchen."

— Mendelssohn. Als Professor Müchler Mendelssohn zuerst kennen lernte, traf er ihn sehr geschäftig im Hause des Seidenhändlers Bernhard. Neben ihm stand im Comptoir eine kleine Handbibliothek, in ihr Klopstock's „Messias" und eine Bibel mit dem neuen Testamente. Müchler fragte ihn, ob er denn den „Messias" gelesen habe? — „Warum nicht?" antwortete Mendelssohn, „wie den „Homer" und „Virgil", so lese ich den „Messias" wegen der Schönheiten, die ich in ihm bemerke, und in dem neuen Testament gefallen mir besonders die Briefe des Apostel Paulus, weil sie voll von sittlich-religiösen Ideen sind." — Auch Lavater, den die Neugierde bei einer seiner physiognomischen Reisen, ebenfalls zu Mendelssohn führte, war verwundert, den Philosophen in dem Waarenlager des Herrn Bernhard mit Abwiegen der Seide beschäftigt zu finden.

— Mendelssohn ging mit Professor Engel im Lustgarten zu Berlin auf und ab spazieren. Ein Soldat, etwas betrunken, geht dem ersten nach, schimpft auf den bucklichten Juden, und greift ihm endlich ziemlich unsanft an's Ohr. Engel geräth in Wuth, hebt den Stock auf, und will auf den Frevler zuschlagen. Aber M. fällt ihm schnell in Arm, und sagt in einem liebreichen Tone, — den E. nie ohne tiefe Rührung nachzuahmen strebte: „Was wollen Sie thun, mein Freund? Gönnen Sie doch dem unglücklichen Sclaven die einzige Freude, die einzige Frei-

heit, die er noch hat, einen Juden mißhandeln zu dürfen." — — Ihr, die ihr diesem modernen Sokrates zu den Eurigen zählt, nehmt ein Beispiel an diesem Weisen. Wenn Sclaven euch antasten, Sclaven gefesselt an Vorurtheile, laßt ihnen die Freude zu schimpfen, und fahret fort — zu schweigen. Erinnert Euch an jenen Spruch des Talmuds; Stoße den Trunknen nicht, er fällt von selbst.

— Mendelssohn erhielt F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: „Ueber die Lehre des Spinoza." Mendelssohn glaubte seinen dahingeschiedenen Freund Lessing gegen die Beschuldigungen ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu sein, vertheidigen zu müssen. Ohne seiner erschöpften Kräfte zu achten, eilte er, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings'," *) zu vertilgen. Mendelssohn befand sich in einem so reizbaren Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben ein Ende zu machen — er starb den 4. Januar desselben Jahres, in welchem seine Vertheidigung Lessing's erschien, und war es ihm also nicht vergönnt die Veröffentlichung dieser Schrift zu erleben. Engel gab sie heraus und leitete dieselbe mit einer ebenso von Wahrheit durchkräftigten, als von Freundschaft und allgemeiner Menschenliebe durchglüheten Rede ein.

— Mendelssohn. Der bekannte jüdische Gelehrte Eichel lebte nie nach den Vorschriften des Judenthums. Eines Tages befand er sich bei einer Mahlzeit und delectirte sich eben an einen wohlschmeckenden Schweinebraten. Mendelssohn, der bekanntlich mit äußerster Strenge den jüdischen Gesetzen sich fügte, kam gerade dazu und als er gewahrte, daß Eichel Schweinefleisch aß, sagte er: Das ist doch heute eine verkehrte Welt!" — Wie? was ist geschehen? — „Geschehen ist nichts, aber sonst fraß das Schwein die Eichel, jetzt aber frißt Eichel das Schwein!"

— Mendelssohn. Ein junger Officier, der an einem Thore von Berlin Wache hatte, sah einen unansehnlichen, verwachsenen Juden vorüber gehen. Um ihn ein wenig zu necken, fragte er, womit er handle?" weil er ihm etwas abschachern wolle. Der unbekannte Jude war Mendelssohn. — „Womit ich handle?" sprach er, „das kaufen Sie doch nicht." — „Nun, womit handelst Du denn?" fragte Jener. — Mit Verstand," war Mendelssohn's Antwort.

— Mendelssohn, dieser denkende Kopf, wurde von seinen Freunden ersucht, eine Schachparthie mitzumachen. Er behauptete, eine entschiedene Abneigung gegen diesen Zeitvertreib zu haben. „Schach," sagte er, ist

*) Ein Anhang zu Herrn „Jacobi Briefwechsel über die Leser des Spinoza". Berlin, 1786. Bei Christian Friedrich Voß und Sohn.

für den Verstand zu viel Spiel und als Spiel erfordert es zu viel Verstand.“

— Mendelssohn. Ramler schrieb einst in das Stammbuch eines berühmten Schauspielers Folgendes:

Opitz.

Neid ist ein schlimmes Ding; dies Lob bleibt ihm indessen:
Es pflegt dem Neider Herz und Auge abzufressen.

Seinem Freunde, dem Schauspieler S.
bei dessen Durchreise durch Berlin,
von

Den 30. März 1780. K. W. Ramler.

Daneben schrieb Moses Mendelssohn:

„Nein, Ihr gutherzigen Männer, Opitz und Ramler! Ihr kennt den Feind Eurer Verdienste nicht recht, und beschreibt ihn Eurem Freund S. — sehr unphysiognomisch. Der Unhold besucht und belauscht Euch zwar oft, aber alle Zeit vermummt und verkappt. Nach meinem Berichte hat er vielmehr lange Ohren und gesunde Augen. Scheel sieht er, aber scharf, und hat auch nur die Augenlider zerfressen. Daher kann er keinen Schlaf gewinnen, und hört und sieht, auch wenn's ihm wehe thut.“

Berlin, den 30. März 1780. Moses Mendelssohn.

— Mendelssohn schrieb im Jahre 1784 an den kaiserlichen Schulrath Homberg in Prag: „Am Ende ist es doch nur das häusliche Leben, in welchem der Mensch allein Glück und Beruhigung findet. Selbst das Unangenehme und Beschwerliche des häuslichen Standes hat, wenn wir zu gewissen Jahren gelangen, weniger Fürchterliches, als das Vacuum eines ehelosen Alters. Hiervon hat der junge, lebhafte, jovialische Mensch keinen Begriff, er muß es auf Glauben annehmen; denn wenn er es anstehen läßt, bis ihn die Erfahrung darauf bringt, ist es zu spät, dem Uebel auszuweichen. . . . Sobald sich ein Weg zeigt, wo wir mit Ehre durchzukommen Hoffnung haben, so tritt die Natur in ihre Rechte ein aus welcher sie Kleinmuth, Selbstsucht und Eitelkeit verdrängt, und besteht auf diejenige Verbindung, die mit unsern unschuldigen Gemüthsbewegungen am besten übereinstimmt . . . Eine Partie, die nicht Eigennutz zum Grunde haben soll, muß aus Neigung entstehen. Aber diese Neigung muß da sein, bevor sie wirken kann, muß gefühlt werden, wenn sie Entschließung zu Wege bringen soll, sie läßt sich aber nicht voraussetzen, entstehet nicht aus Hörensagen, weiß Nichts von Tradition und Köhlerglauben, kennt nur die Evidenz der Sinne, und traut übrigens keiner Versicherung, wenn sie auch durch Wunder und Zeichen bekräftigt wird. Wie ein Neckisches und Launiges ist sie (die Liebe), gerade da, wo

Ihr sie am wenigsten vermuthet, und läßt Euch vergebens warten, wo Ihr auf sie Rechnung gemacht habt. Ihre Genealogie klingt zuweilen etwas sonderbar, aber sicherlich ist sie noch selten aus Liebe zu des Vaters Weltweisheit entstanden. Diese Theorie der Neigung beruhet sowohl auf Erfahrung als auf Grundsätzen." So spricht einer unserer größten Philosophen über — Liebe!

— Mendelssohn lobte Maimon besonders, so daß dadurch Neid gegen Maimon erweckt wurde, und Versuche, ihn bei Mendelssohn in einem gehässigen Lichte darzustellen, nicht ausblieben; besonders war es ein polnischer Gelehrter, der damals bei Mendelssohn Zutritt hatte welcher darauf hinarbeitete. Mendelssohn pflegte ihn aber mit Stellen aus dem Talmud abzufertigen und zeigte ihm einst bei einer derartigen Gelegenheit eine solche, wo es heißt: „Richte Deinen Nächsten nicht eher, als bis Du in seiner Lage gewesen bist."

— Mendelssohn war sehr bescheiden! Es besuchten ihn einmal einige junge Edelleute aus Frankreich, und versicherten, daß sie vorzüglich um Friedrich II. und ihn zu sehen, nach Deutschland gekommen wären. Mendelssohn ohne darauf zu antworten, fragte, ob sie vielleicht nach Weimar reisen würden, und fing nun an von Wieland, Herder und Goethe mit vorzüglichem Lobe zu sprechen; seine eignen Verdienste aber gleichsam in den Schatten zu stellen. Und so fuhr er fort, das Gespräch auf andere Gelehrte Deutschlands zu lenken, und deren Werth seinen fremden Gästen lebhaft vorzustellen, bloß in der Absicht, daß sie ihn darüber vergessen sollten.

— Mendelssohn war in einem sehr hohen Grade verwachsen und stotterte auch dabei. Einst befand er sich in einer Gesellschaft von Gelehrten in Berlin, als Sulzer, Ramler, Lessing u. A. Man war sehr heiter und endlich gerieth Einer auf den Einfall, daß jeder auf sich aus dem Stegreife ein Spottgedicht machen sollte. Mendelssohn besann sich nicht lange und recitirte folgende Verse:

Groß nennet Ihr den Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen,
Aesop, der Höckrige, gilt Euch für weise.
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise
Gedoppelt groß und weise sein,
Weil glücklich ich in mir verein',
Was man getrennt im Demosthen,
Und im Aesop gehöret und gesehn.

— Als Mendelssohn starb, wurde nachstehendes Gedichtchen gemacht:

Als Mendelssohn zum Himmel kam
Und ihn der Vater Abraham
Entzückt in seine Arme nahm,
Sah Sokrates den neuen Engel blitzen;
Er kam und gab ihm einen Kuß,
Und sprach: „Mein Vater, auch ich muß
An meines Bruders Seite sitzen.

Von Herrn M. M.

Ein neuer Dionys*) rief von der Seine**) Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato***) lebt' in seinem Lande****),
Und diesen kannt er nicht. Kästner.*)

— Mendelssohn pflegte in der Regel Jedem, der ihm sein Stammbuch überreichte, nachstehende Zeilen einzuschreiben:

Bestimmung des Menschen.

Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beste thun!

— Mendelssohn. Nachstehende Inschrift steht unter Mendelssohn's Büste, welche der berühmte Philosoph und Arzt, Professor Herz ein Zeit- und Glaubensgenosse Mendelssohn's in einem seiner Zimmer, dessen Freund Lessing gegenüber gestellt hatte:

Moses Mendelssohn,
Nächst Sokrates der Weiseste
Seines Volkes Zierde,
Lessing's und der Wahrheit
Vertrauter,
Starb, wie er lebte,
Sanft und weise.

Eine zweite Inschrift von Ramler lautet:

Moses Mendelssohn
Geboren zu Dessau, von jüdischen Eltern,
Ein Weiser wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er!

---

*) Friedrich II. **) Paris. ***) Moses Mendelssohn. ****) Berlin.
*) Siehe dessen: Sinngedichte und Einfälle. 1. Sammlung, wohlfeile Ausg. Frankfurt und Leipzig 1800 S. 74.

Maimon zog einst seine Börse in einem Kaffeehause, um Etwas zu bezahlen, er hatte aber vergessen, Geld hinein zu legen, und sie war ganz leer. Ein reicher Jude sagte darauf im Scherz zu ihm: „Es scheint, als wenn Sie auf die Hypothese vom leeren Raum etwas hielten.“ „Füllen Sie die Börse und widerlegen Sie mir dieselbe!“ versetzte Maimon.

— Maimon. Ein reicher Jude redete einst den jüdischen Philosophen Maimon auf der Straße an, und sagte zu ihm mit einer selbstgefälligen Miene: „Wissen Sie was, ich bin Willens, auf einige Wochen zu verreisen, und will Sie mitnehmen, — versteht sich — auf meine Kosten.“ „Erlauben Sie,“ versetzte Maimon, „ich werde auf meine Kosten bleiben.“

— Maimon hatte einst einen Hund für einen Thaler gekauft. Er gefiel ihm aber nicht, und es fand sich kurze Zeit darauf ein Liebhaber, der ihm drei Thaler dafür wiedergab. „Mir scheint es,“ sagte Jemand zu ihm, „Sie haben mehr Glück mit dem Hundehandel, als mit Bücherschreiben.“ „Das kommt daher,“ versetzte Maimon, „weil es mehr Hundekenner, als Bücherkenner giebt.“

— Maimon lebte mit seiner Frau, einem ganz rohen Geschöpfe, in beständigem Unfrieden, und auch dann, wenn er von ihr entfernt war, enthielt ihr Briefwechsel weiter nichts, als wechselseitige Vorwürfe. Einst schrieb er ihr, als Antwort eines Briefes, worin sie seine Rückkunft verlangt hatte: „Liebe Frau! Ich bin nicht klug! denn — schreibe ich, Du wärest nicht klug, so liesest Du: ich wäre nicht klug, und Du liesest nun ganz richtig: Du bist nicht klug.“ — — Einen ähnlichen Brief schrieb er einst, der mit den Worten begann: „Holt mich der Teufel!“ und als sie ihm versicherte, sie werde ihm folgen, wo er auch sei, antwortete er ihr: „— Kommst Du von Warschau nach Berlin, so gehe ich nach Hamburg, kommst Du nach Hamburg, gehe ich nach London, folgst Du mir, gehe ich nach Paris, von dort nach Deutschland, und endlich zurück nach Warschau. Finde ich Dich nun dort, so werde ich sagen: „Du hättest gleich da bleiben können.“

— Daß Maimon noch vieles aus seinen frühern Jahren anfing, haben die, die mit ihm umgegangen sind, oft zu bemerken Gelegenheit gehabt. Ich rechne hieher das heftige Aufbrausen, selbst bei höchst unbedeutenden Dingen. Bei dergleichen Gelegenheiten sprach er ganz jüdisch-polnisch, wenn er auch mit Nichtjuden in dieser Art zusammengerieth, so daß der, dem dies zum erstenmal von dem Philosophen Maimon widerfuhr, ganz betroffen da stand.

Ebenso geschah es oft, wenn er allein oder auch selbst wenn er in Gesellschaft war, daß ihm irgend eine jüdische Melodie, die in der „lan-

gen Nacht" oder an einem andern festlichen Tage gesungen wird, einfiel, er solche alsdann sammt dem Texte für sich zu singen anfing. Ob er schon viele Jahre als Nichtjude gelebt hatte, so konnte er von dergleichen Melodien doch sehr gerührt werden. So kam er z. B. bisweilen zu dem Maler Seeliger, einem getauften Juden, der ihm aus Scherz auf der Geige eine Melodie dieser Art, — ein Adagio, welches Abends, zu Anfang der „langen Nacht," mit Feierlichkeit gesungen wird, — vorspielte. Hier konnte er sich, so erzählten Augenzeugen, der Thränen nicht enthalten, und wahrscheinlich erinnerte er sich bei dieser Gelegenheit im ganzen Umfange seiner alten Lage, in welcher er vielleicht bei seiner vormaligen Denkart glücklicher war, als jetzt. — Wiewohl er auch nicht die mindeste Fähigkeit zum Singen hatte, so schätzte er das Talent des Gesanges doch sehr, mehr aber noch die Musik. Er bedauerte in dieser Hinsicht ungemein, daß er nicht Gelegenheit gehabt hatte, ein Instrument spielen zu lernen, und um dies einigermaßen zu ersetzen, kaufte er sich eine Leyer, worauf er mehrere Stücke spielen konnte.

— Maimon hatte nie eine festgesetzte Zeit, die er eigentlich seine Arbeitsstunden nennen konnte. Größtentheils aber arbeitete er in den Morgenstunden, die aber bei ihm nicht allzufrüh anfingen, und selbst hierin hatte er eben so wenig etwas Gesetzmäßiges; denn er stand bald sehr früh, bald aber auch spät auf. Gewöhnlich arbeitete er, an einem sehr unbequemen Pulte stehend, welches er sich dadurch bequemer machte, daß er unter jeden Fuß desselben einen Folianten legte. Wenn er anfing zu schreiben, dann hatte er das was er schrieb, längst im Kopfe ausgearbeitet, und er schrieb daher immer auf ganz ungebrochene Bogen ohne Raum für eine Abänderung übrig zu lassen. Zuerst entwerfen, dann ins Reine schreiben, war bei ihm nicht Gebrauch, sondern er schrieb es gleich so hin, wie es bleiben sollte. — „Ich habe mit großem Nutzen diese Gewohnheit, erst ein Concept zu machen abgeschafft, sagte er, „man ist bei weitem nicht so aufmerksam auf seine Arbeit, weil man weiß, daß man es noch einmal schreibt, — man vernachlässigt so manchen Gedanken, schreibt ihn nicht hin, weil man glaubt, es würde einem schon beim Abschreiben wieder einfallen, was doch oft nicht geschieht."

— Maimon. Der Ton, welchen Maimon bei heftigen Debatten annahm, machte nicht selten bei den Vorübergehenden, oder sonst bei einem unsichtbaren Beobachter, einen eigenen Effect und wie ein Vogel an seiner Stimme, war Maimon bei solcher Gelegenheit gewiß zu erkennen. Einst begleitete ihn sehr spät unter diesen Umständen ein Künstler; sie setzten ihren Disput laut fort; der Künstler sagte: „Hier ist die Hauptsache Harmonie." Maimon erwiderte sehr heftig in dem früher schon

erwähnten polnischen Tone: J, Sie reden dummes Zeug! was heißt Harmonie?" Harmonie? — „Harmonie! Harmonie!" rief eine dritte Stimme dem Philosophen entgegen, „will der Jude wohl bei nachtschlafender Zeit ins T . . . Namen das Maul halten?" — Dieser dritte Philosoph war— eine Schildwache.

— Als Maimon einst eine Zeit lang nicht zu Herrn Levy*) zu Tische kam, wurde er, als er wieder erschien, um die Ursache gefragt. „Rathen Sie es einmal," erwiderte er. Es wurden wichtige Hindernisse angegeben. „Ich sehe wohl," versetzte Maimon endlich, „Sie sind weit davon entfernt es zu errathen und ich will es nur sagen; ich habe mir einen Hund angeschafft, und das Geschöpf allein zu lassen, thut mir weh!" Um den Spaß fortzusetzen, erwiderte Jemand: „Wer weiß, was für ein Geschöpf Sie zu Hause haben mögen." „Nein!" sagte Maimon, „um jedes andere Geschöpf würde ich mich nicht geniren." Er brachte in der Folge, nachdem man ihm die Erlaubniß dazu gegeben hatte, auch seinen Hund mit, den man ihm aber einst weglaufen ließ. Maimon argwöhnte, als habe man dies mit Bedacht gethan und nahm es sehr übel, kam auch nun eine Zeit lang nicht wieder.

— Maimon. Einst gerieth Maimon mit einem Künstler über Religion in Streit. Dieser sprang auf und sagte: „Ich will nie wieder mit Ihnen streiten, Sie sind ein Ketzer!" Nicht lange nachher lächelte ihn dieser wieder an. Als er wegging, konnte man darüber nicht einig werden, ob das Benehmen Ernst oder Spaß gewesen sei; doch Maimon stimmte für Ernst und fand Anhänger. — „So giebt es mehrere Menschen," bemerkte Maimon, als er dieses erzählte, „die es darauf anlegen, sich so zu benehmen, daß man aus ihrem Character gar nicht klug werden soll, sie vergessen aber, daß eben dies ihren Character bestimmt."

— Maimon, der selten mit Appetit gegessen hatte, wurde einst von Madame Levy an der Tafel genöthigt, daß er doch essen möchte. Maimon entgegnete, daß es ihm an Appetit fehle; Madame Levy sagte hierauf: „Sie kommen zu uns immer dann, wenn Sie keinen Appetit haben!" „Sie sehen daraus," erwiderte er, „daß ich um etwas Anderes, als um des Essens willen komme." „Um uns Schmeicheleien zu sagen," versetzte Madame Levy.

— Maimon. Einst circulirte zum Unterschreiben ein Aufsatz von E. über die Auswahl der Mitglieder einer Gesellschaft. Maimon, dem

*) Unter den wenigen Häusern die Maimon besuchte, war vorzüglich das des Herrn Samuel Levy; dieser würdige Mann war nämlich einer seiner vorzüglichsten und ersten Wohlthäter.

Alles gleichgültig war, unterschrieb in Gottes Namen, ohne es gelesen zu haben. — Ein andermal circulirte Etwas, was die Mehrheit der Stimmen entscheiden sollte u. s. w.; die Mitglieder wurden ersucht, blos Ja oder Nein hinzuzusetzen, dies Ja oder Nein war in Linien eingeschlossen. Als es an Maimon gebracht wurde, und wie schon gesagt, ihm Alles gleichgültig war, und er keinen zureichenden Grund hatte, warum er Ja oder Nein sagen sollte, so schrieb er zwischen beide Linien folgende Worte hin: „Was mich betrifft, finde ich mich ganz in der Lage wie Buridan's Esel."

— Maimon hatte von den Menschen überhaupt eben nicht eine allzuvortheilhafte Meinung, und man könnte fast sagen, er hielt die Menschen für schlechter als sie sind. „Wenn man gleich," sagte er einst, „bei dem Umgange mit Menschen so viel Unangenehmes erfährt, so ist dieser Umgang doch unentbehrlich, etwa so, wie mit einem bösen Weibe, das man schon einmal hat."

— Maimon. Zu den angesehenen Personen und vortheilhaften Bekanntschaften, die Maimon in dieser Zeit gemacht hat, gehörte die Frau v. B., die er sehr hochschätzte und sie eine Frau von sehr vielem Geiste und außerordentlichen Talenten nannte. Er wurde auch verschiedene Male zu ihrer Tafel gebeten, und auch hier betrug er sich, wie er selbst erzählte, ungezwungen. Einst ward er des Morgens früh mit einem sehr schönen und für ihn sehr brauchbaren Geschenk von feiner Wäsche und einem neuen, sehr feinen Schlafrock von der Frau v. B. beehrt. Er dankte ihr durch folgendes Schreiben, welches sich noch in den Händen des Dr. Wolff befindet, und das wir hier mittheilen:

„Madame!

Sie sorgen für den Philosophen; der Philosoph sorgt für die Philosophie. Empfangen Sie also hiermit den Dank des Philosophen im Namen der Philosophie.

Sie scheinen die Wahrheit wohl eingesehen zu haben, daß, obschon die Philosophie in ihrer natürlichen Gestalt unbekleidet erscheinen darf, der Philosoph, zwar nicht als Hofmann oder Comödiant verkleidet, aber dennoch auf eine anständige Art bekleidet erscheinen muß, wenn er seine Rolle in der Welt auf eine leidliche Art spielen will. Ich empfange Ihr Geschenk keineswegs als ein moralisches Recht von meiner Seite, welches eine Pflicht Ihrerseits voraussetzt, dazu bin ich zu stolz, sondern als Zeichen einer besondern Hochachtung; so wie ich, auf Kosten Ihres Geschlechts, mit besonderer Hochachtung für Ihre Person bin

Ihr ergebenster Diener
S. Maimon."

— Ob Maimon gleich das Abwechselnde außerordentlich liebte, und bald dieses, bald jenes seine Puppe war, er daher auch fast Alles kaufte, sich eine Zeitlang damit amüsirte und es dann nach und nach vergaß, so hatte ihn doch seine Belline, die er selbst groß zog, wirklich gefesselt. Wo er war, mußte auch sein Hund sein können, oder er blieb lieber weg, wie er denn von der Zeit an, als er sich den Hund angeschafft hatte, aus dieser Ursache das Schauspiel nicht mehr besuchte. Nur bei sehr schlechter Witterung nahm er ihn nicht mit, dann ging er aber auch sicher früher als gewöhnlich nach Hause. Obgleich an diesem Thiere, das eine Art Windspiel sein sollte und von welchem er zu sagen pflegte: „mein Hund ist ein „Eklektiker", er nimmt alle Systeme an," nichts Sonderliches war, so verstand der Hund doch fast Alles, was er ihm sagte. Man glaubte, er ging mit der Idee um, so etwas Wunderbares aus seinem Hunde zu machen, als Tulpius oder auch Buffon von einem Orang-Utang erzählen, gesehen zu haben. Zu dieser Vermuthung berechtigt uns Folgendes: Maimon machte einst die Bemerkung, daß die Thiere überhaupt nicht auf einer höhern Stufe der Cultur ständen, läge vielleicht nicht sowohl am Mangel der Fähigkeit der Thiere, als vielmehr am Mangel der Fähigkeit der Menschen, sie zu bilden. Er erzählte dabei, irgendwo gelesen zu haben, daß Leibnitz auf seinen Reisen einen Hund gesehen habe, der einige Worte sehr vernehmlich sprechen konnte. „Wenn ich sterbe," sagte Maimon scherzend, „vermache ich meinem Hunde meine Bibliothek."

— Maimon. „Sehen Sie!" rief ein Bekannter Maimon scherzhaft zu, der mit ihm ging, „sehen Sie, dort geht ein Hund ohne Philosoph! — Das sehe ich," erwiderte Maimon, „so oft ich Ihnen allein begegne."

— Maimon. „Ich rauche Taback zum Zeitvertreibe," sagte Maimon einst, „und beim Tabackrauchen wird mir die Zeit lang."

— Maimon behauptete einst, wenn er betrogen würde, käme es lediglich daher, daß er es gewöhnlich nicht der Mühe werth achte, aufmerksam zu sein; sonst, setzte er hinzu, soll mich so leicht Niemand betrügen. „Nun sein Sie einmal recht aufmerksam," sagte ein Bekannter zu ihm, ich wette, Sie sollen von mir diesen Nachmittag noch betrogen werden!" Er ging diese Wette ein, und einige Stunden nachher kam dieser sein Gegner zu ihm (es war in einem Caffeehause) und sagte zu Maimon: „Zeigen Sie mir das ungebundene Buch, welches Sie bei sich haben, ich will nur darin etwas nachsehen." Als ihm Maimon dies gegeben hatte, ging er damit auf die Seite, ließ sich so viel Löschpapier holen, als das Buch stark war, schlug den ersten Bogen des Buches

um dieses Papier und brachte es Maimon wieder, der, ohne etwas zu ahnen, es auch so zu sich steckte. Nicht lange nachher ging Maimon in eine bürgerliche Gesellschaft, wo er nun das Buch herausnahm, um, wie er es öfters that, darin zu lesen. Er erschrack über die Verwandlung, an der Stelle des Buches Löschpapier zu sehen; dachte an jene Wette im Geringsten nicht mehr, ging also schnell zum Buchladen, wo er es gekauft hatte, fand aber zum Glücke diesen schon zu. Nicht lange nachher kam auch sein Gegner in jene Gesellschaft, und nun fiel es erst Maimon ein, daß dieser ihn betrogen und er seine Wette verloren habe. „Sie haben mich blos dadurch betrogen," sagte Maimon, „weil ich einen weit feineren Betrug Ihnen zugetraut und von Ihnen erwartet habe."

— Zu Maimon's erwähnter Zerstreutheit mag noch folgendes Beispiel dienen: Maimon wollte einst des Abends aus der Bürger-Tabagie, die er eine Zeit täglich besuchte, nach Hause gehen, und suchte vergebens nach seinem Stocke, den er mitgebracht zu haben sich diesmal durchaus bewußt war. Es war nur noch ein Stock da, den man ihm brachte. „Dies ist nicht der meinige," sagte er; „denn meiner hat einen Knopf." Es wurde nun eine Vertauschung vermuthet, und er nahm so lange diesen mit, bis es sich den andern Tag aufklären würde. An demselben Abend ließ er auf dem Wege beim Nachhausegehen den Stock fallen, und als er solchen wieder aufhob, findet es sich, daß er seinen rechten Stock hat. Bei dieser Erzählung sagte er: „Moses ist gewiß nicht so erschrocken gewesen, als er statt seines Stockes eine Schlange hatte, wie ich es hier war." Er dachte nun darüber nach, wie es kam, daß er sein Eigenthum nicht sofort erkannte und kam endlich zu folgendem Resultat. Es mochte Jemand zum Spaße, oder vielleicht von ungefähr, ihm seinen Stock umgekehrt gegeben haben (es war nämlich keine Zwinge daran), und als er ihn fallen ließ, hob er ihn so auf, daß der Knopf nach oben kam.

— Maimon kam auch zuweilen in eine Tabagie, wo alte Bürger hinkamen, und wo Einer aus dieser Gesellschaft alle Abende ein Buch oder auch Zeitungen vorlas. Der Vorleser machte nicht selten hin und wieder seine eigenen Anmerkungen; dabei nahm er denn gewöhnlich die Brille herunter. Maimon, der eine Zeit lang den andächtigen Zuhörer machte, sagte einst, als er dies erzählte: „Hören Sie, wenn er die Brille herunter nahm, fing ich schon an zu zittern."

— Maimon las einst in dem Werke eines Engländers, daß der Verfasser erst im achtzehnten Jahre das A B C lernte, und das erste Buch, welches er in die Hände bekam, eins von Newton's Werken war.

Sein Herr (denn er war nur ein Bedienter), der ihn dabei traf, fragte: „Was machst Du damit? Du kannst ja nicht lesen!“ — „O ja,“ erwiderte er, „ich habe es gelernt,“ und fing sogleich an, die schwersten Sätze zu erklären. Maimon las diese Beschreibung in meiner Gegenwart mit Thränen in den Augen.

— Zu Maimon's Eigenheiten gehört auch noch, daß er von Jugend auf einen Widerwillen dagegen hatte, Jemand bei seinem Titel zu nennen, und er hatte selbst eine gewisse Abneigung, seinen Lehrer mit dem gewöhnlichen Namen „Rabbi“ anzureden.

— Maimon besaß nicht die Geschicklichkeit, sich Federn zu schneiden, oder auch nur zu verbessern; er kaufte daher immer schon geschnittene Federn, und Leute, die damit handelten, hatten einen guten Kunden an ihm; denn er brauchte solche in großer Menge, ob er sie gleich nicht zerkaute. Sie kannten ihn schon und liefen ihm auf allen Straßen nach. „Dieses sind Federn,“ sagte ihm ein solcher Verkäufer einst, „die allein schreiben!“ „Dann müssen Sie ihnen den Namen „Recensenten-Federn“ geben,“ erwiderte Maimon.

— Maimon besaß auch nicht die Geschicklichkeit, einen Brief ordentlich zuzumachen; auf ein Couvert verstand er sich am wenigsten. „Vielleicht wäre ich so geschickt,“ sagte er einst, „wenn ich mir Zeit dazu ließe.“ „Warum machen Sie nicht die Probe?“ fragte man ihn. „Weil ich befürchte, bei der Probe nicht zu bestehen, so will ich lieber in dem Wahne bleiben, daß ich es machen könnte,“ war seine Antwort.

— Unter Maimon's angenommenen Ausrufungen gehörte auch: „Ach, Du lieber Gott!“ Es fragte einst Jemand, was er sich wohl dabei denke? — „Höchstens, daß man sich nichts dabei denken kann,“ war seine Antwort. Die Aehnlichkeit dieser Antwort mit der Vanini's ist nicht zu verkennen. Als dieser nämlich, zum Tode verdammt, an den Scheiterhaufen gebunden werden sollte, rief er aus: „Ah, deus!“ — „Ergo est deus?“ fragte ihn der begleitende Geistliche, der diese Gelegenheit, ihn noch zu retten, ihm zu nützen glaubte. „Modus est loquendi,“ war seine Antwort.

So pflegte Maimon die Fragen: was Gott, was Seele u. s. w. sei? sehr kurz abzufertigen. Auf solche Fragen antwortete er etwa wie Demonax. Als man diesen fragte, wie er glaube, daß es in der andern Welt aussähe? gab er zur Antwort: „Gedulde Dich noch ein wenig, ich will Dir's von dort aus schreiben.“ „Hierüber spreche ich nicht,“ sagte Maimon, „was soll ich auch von Dingen reden, von denen ich im Voraus weiß, daß meine Erkenntnisse nicht im Mindesten dadurch erweitert werden. Gott allein weiß, was Gott ist!“ Ich glaube diesen

Gedanken auch anderswo schon gefunden zu haben. In einer seiner Schriften sagt er ein Aehnliches: „Macht aus der Seele, was Ihr wollt; ein logisches Subject, eine Einheit des Bewußtseins oder ein reelles Object, eine einfache Substanz und demonstrirt daraus ihre Unsterblichkeit! Mag die Vorstellung von Gott eine nothwendige Idee oder ein reeller Begriff eines nothwendigen Wesens sein! Demonstrirt einen Gott aus der Moral oder eine Moral aus Gott; laßt beide abhängig von einander sein! Wohin wird dieses Alles Euch führen und welchen richtigen Gebrauch könnt Ihr davon machen!“

— Maimon las einst einen Artikel aus London, in der Berliner Zeitung vom 18. Februar 1794, in welchem erzählt wird, daß mehrere Menschen in einem Gedränge, das entstanden war, um den König aussteigen zu sehen, das Leben verloren hatten. Er übergab die Zeitung einem Andern mit den Worten: „Lesen Sie! da sind eine Menge Menschen aus lauter Neugier gestorben, und in London ist das noch sehr glücklich abgelaufen, daß nicht eine noch größere Menge Neugieriger umgekommen ist, die jene Neugierigen haben sehen wollen.“

— Maimon hatte, wie es bei großen Geistern oft der Fall zu sein pflegt, ein schlechtes Gedächtniß. „Hören Sie,“ sagte er einst zu einem Freunde bei einem Spaziergange: „Ich habe den Trost, daß noch mehrere Menschen ein schlechtes Gedächtniß haben. Unweit der Zelte im Thiergarten begegnete ich zwei Damen, von denen ich nur die Eine kannte; diese sprach mich an und sagte mir, sie habe ihr Geld zu Hause vergessen ob ich nicht ihren Kaffee bezahlen wollte. Die Damen vergaßen, es mir wieder zu geben und ich denke noch daran, ob es gleich den vorigen Sommer geschehen ist.“

— Maimon äußerte sich ungünstig über die damalige Bühne, (welche Aeußerung aber auch noch heute ihre Anwendung finden dürfte.) Der Endzweck der Bühne werde hier ganz verfehlt, meinte Maimon, man soll dadurch auf eine angenehme Art die Sitten und den Geschmack des Publikums verbessern, man richtet sich aber hierin vielmehr nach dem Geschmack des Publikums. Besonders traf sein Tadel die Operetten, noch mehr aber die italienischen Opern. „Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll,“ pflegte er zu sagen, „man läßt den Aeneas eine Arie singen.“

— Maimon. Einem Manne, den er überaus schätzte, gab er öfters Manuscript zu lesen; dieser sagte einst im Scherz: „Ich habe es abgeschrieben und werde es unter meinem Namen drucken lassen.“ Möchten Sie es doch thun,“ sagte Maimon, „Sie sollen sehen, ich widerlegt es unter meinem Namen.“

— „Meine Uhr," sagte Maimon, „hat das Schicksal der Menschen; so wie diese kurz vor dem Tode am weisesten sind, so pflegt auch meine Uhr am richtigsten zu gehen, ehe sie abläuft."

— Maimon. Ein junger Mann, der seine Verwandten zu besuchen nach Berlin gekommen war, suchte Maimon's Bekanntschaft. Er erreichte seinen Zweck und unterhielt sich mit ihm über Gedichte, die er selbst gemacht hatte. Da aber Maimon das Mittelmäßige eben nicht sehr schätzte, am wenigsten den mittelmäßigen Dichter, und ihm nun der junge Mann voll Eigendünkel ein Gedicht unter dem Namen: „Lob der Zeit," vorlas, so sagte ihm Maimon gerade heraus: „Hören Sie! Ihr Lob der Zeit verdient Tadel: Sie haben die Zeit damit verdorben!" — Man muß wissen, daß dieses Urtheil Maimon sehr nachtheilig werden konnte, denn dieser junge Mann war aus einer Familie, von welcher Maimon unterstützt ward. Indeß, so war seine Weise, zu handeln, wo es auf Wahrheit ankam; er wollte nie absichtlich beleidigen, aber er konnt auch nicht heucheln und sagte daher ganz trocken seine Meinung,

— Maimon. „Das ist ein erbärmliches Wetter," sagte zu Maimon einst ein Bekannter (zu einer Zeit, wo alles, was Englisch war, emporgehoben wurde). „Hören Sie!" antwortete er ihm, „Hängen Sie sich auf oder — schießen Sie sich todt, es wird Ihnen Ehre machen. Man wird Sie für einen Engländer halten."

— Maimon schickte einst einige Bogen eines Aufsatzes in die Druckerei und schrieb darauf: „Ich verlange absolut, daß mir der Correcturbogen zugeschickt werden soll." Einige Tage darauf kam er zu dem Verleger und fand bei diesem den Buchhändler H. aus B. Der Verleger stellte ihm Maimon vor und sagte zum Spaße: „Hier will ich Ihnen auch zeigen, wie artig unsere hiesigen Philosophen schreiben." Er holte den Bogen herbei und las: „Ich verlange absolut u. s. w." Maimon wiederholte darauf diese Worte und sagte: „Ich weiß, wenn man ergebenst bittet, scheint die Sache nicht wichtig genug zu sein, und für mich ist es absolut nothwendig."

— Maimon. „Sie leben also noch?" rief er einem Bekannten scherzhaft zu. „Kaum," sagte dieser, „ich war sehr krank, nicht wahr, ich sehe schlecht aus?" „Sie sind ein ehrlicher Mann," sagte Maimon, „Sie wollen nicht anders aussehen, als Sie sind."

— Maimon hatte einen hohen Grad von Herzensgüte, war im Ganzen genommen höflich und gefällig gegen Jedermann, am meisten gegen diejenigen, welchen er rathen und dienen konnte. Er diente selbst mit Aufopferung seiner Bequemlichkeit. So wurde er einst von armen Leuten ersucht, seine Wohnung zur Hochzeit zu leihen; diese räumte er

ein und trieb sich einige Tage vorher schon außer dem Hause umher, damit die nöthigen Einrichtungen gemacht werden konnten. Er wurde zur Hochzeit eingeladen und kam, blieb aber nur bis nach der Trauung.

— Maimon. Herr M. W. kam einst zum Grafen K. als Maimon schon bei ihm war. „Ich habe Maimon jetzt zu mir genommen,“ sagte der Graf. „So!“ rief dieser verwunderungsvoll aus, „das ist ein Mann, das ist ein Mann! —“ und als er hier stockte, nahm der Graf das Wort und sagte: „den Sie nicht zu schätzen wissen.“ — Der Graf nahm einst Maimon mit nach Potsdam. Unweit des Thores fragte Letzterer: „Wollen wir uns hier melden lassen?“ „Warum das nicht,“ sagte der Graf, „die Transcendental-Philosophie, ist, meines Wissens, hier keine Contrebande. Ich sage, wer ich bin und Sie sagen, Sie sind Maimon.“ Der Offizier fragte aber blos den Grafen und Maimon nicht. „Sehen Sie,“ sagte der Graf, zu Maimon, „was für ein kleines Licht ich gegen Sie bin; Sie fragt man nicht einmal!“ — „Ich möchte sagen, was für ein großes Licht Sie gegen mich sind,“ sagte Maimon, „wodurch ich mit beleuchtet werde, wie der Mond von der Sonne!“

— Maimon's wirklicher Sterbetag war der 22. Novbr. 1800; er starb um 10 Uhr des Abends zu Nieder-Siegersdorf bei Freistadt in Nieder-Schlesien, im Hause seines großmüthigen Wohlthäters, des Grafen v. K.

Moritz beschloß einst im Sommer eine Reise zu einem ihm befreundeten Militair in Stendal zu machen. Ohne alle Begleitung mit einem Bündel Wäsche und kleinen Bedürfnissen für den Nachttisch ging er zu Fuße dahin. Am Thore fragte man ihn, wer er wäre? — „Wie Sie an meinen Füßen sehen, ein Reisender.“ — „Wo haben Sie Ihren Paß?“ — „Ich habe keinen.“ — „Was sind Sie?“ — „Ein Liebhaber der Wissenschaften und Freund der Künste.“ — „Wie heißen Sie?“ — „Mein Name ist gleichgültig, Sie kennen mich doch nicht.“ — „Mein Herr! auf diese Antworten werden wir Sie bis auf weitere Entscheidung, auf die Wache nehmen.“ — „Das können Sie thun; lieber aber wäre mir's, Sie führten mich zum Commandanten, den kenne ich!“ — Der Offizier und der Unteroffizier lachten, gaben ihm aber zwei Mann und einen Gefreiten, die ihn zum Commandanten von Knobelsdorf führten, der eben mit seinen Gästen bei Tische saß. Der Gefreite ließ sich anmelden: er brächte einen Arrestanten, der den Herrn Commandanten zu sprechen wünsche. — Beim Oeffnen der Zimmerthüre kam der Herr v. Knobelsdorf dem Arrestanten, als er ihn erblickte, mit einem Ausbruche der Freude entgegen und rief ihn umarmend aus: „Lieber Moritz, seien Sie mir tausendmal willkommen! Aber wie sehe ich Sie in der Begleitung?“ — „So“, ant-

wortete Moritz, „konnte ich Sie am sichersten finden —, und habe darum gebeten„. —" Der Bericht über den Vorgang klärte Alles auf und die Begleitung trat mit Erstaunen zurück.

— Moritz. Prof. Dietmar suchte einst seinen Freund Moritz in Berlin auf, und erfuhr daß derselbe in einem Garten in der Oranienburger Strasse wohne. Der Gärtner sagte ihm, der Professor befände sich im Orangeriehause und ließ ihn nach vorheriger Anmeldung hinein. Die Temperatur darin war über 60° Wärme (R.) Moritz aber ging in eine Wildschur gehüllt, unter blühenden und Früchte tragenden Orangenbäumen auf und ab. Dietmar äußerte sein Befremden, ihn bei so großer Wärme in einer Winterbekleidung zu sehen. — „Das geschehe nur wenn fremde Besuche kämen; Ihnen gegenüber habe ich nicht nöthig mir Zwang anzuthun, denn ich lebe hier wie Adam im Paradiese," — Dieses sagend, warf Moritz den Pelz ab und ging nun völlig unbekleidet in seinem Paradiese mit Dietmar auf und nieder. „Das ist", meinte er, „die rechte natürliche Lebensart des Menschen; — die Kleider sind nur ein Beweis seiner Verkehrtheit, Gegenden zu bewohnen, wo die kalte Jahreszeit sie erfordert. Kein Putz ist so schön wie der menschliche Körper!"

— Moritz erhielt einst bei einer Gelegenheit von Dietmar Vorwürfe, daß er zu viel sitze und seinen Körper zu wenig bewege. „Sie irren sich", entgegnete Moritz, „ich mache mir genug Bewegung, denn ich fechte oft über eine Stunde mit meinem Gegner. Sehen Sie, dort steht er wieder in der Position." — Sein Gegner war die lebensgroße Gypsstatue eines römischen Gladiators. —. „Dabei" setzte er fort, „habe ich den Vortheil, daß er mir nicht schaden kann, und wenn ich ihm auch einen Arm abschlage, so ist dieser ohne große Mühe auf Kosten bald wieder eingekittet. „Ferner sehen Sie" — da trat er auf einen Katheder — „Hier habe ich 48 einzelne Silbergroschen in der Hand, die streue ich überall in der Stube umher, und wenn die Aufwärterin Geld verlangt, dann muß ich mich bemühen es zu suchen und aufzuheben, das Gefundene bemerke ich in mein Ausgabebuch, um zu wissen, wie viel ich noch auf dem Fußboden, der nicht ausgefegt werden darf, zu suchen habe; das giebt Bewegung genug!"

— Moritz wohnte eine Zeitlang im Garten bei Dr. Bahrdt, daselbst suchte ihn abermals Professor Dietmar auf, und als er den Wirth des Hauses fragte, wo er Moritz finde, antwortete dieser: „Ich habe ihn längere Zeit nicht gesehen, Sie werden ihn auf den Heuboden treffen, er scheint mir überspannte Ideen zu haben." Sogleich begab sich

Dietmar die Treppe über die zweite Etage hinauf, er roch zwar das Heu, da aber durch kein Dachfenster Tageslicht hineinfiel, konnte er nichts sehen. Jetzt rief er den Namen des Kranken: Moritz! einigemale und hörte endlich eine dumpfe Stimme, wie aus einem Grabe tönen und fragen: „Wer ist da?" Nachdem Dietmar seinen Namen genannt hatte sagte er: „Ziehen Sie zwei Dachsteine auf, dann können wir uns sehen!" — Es geschah, und jetzt war der ganze Heuboden erleuchtet und Dietmar erblickte eine Anzahl Makulaturbogen des verschiedensten Inhalts umhergestreut, und mitten unter diesem Chaos von Literatur hob sich ein Menschenkopf aus dem Heu empor, der Ditmar'n zurief: „Willkommen im todten Grase!" — „Aber," fragte der Besucher, „was machen Sie hier?" — „Ich brauche die Kräuterkur! Ist der Geruch nicht angenehm und stärkend?" — „So scheint es!" — „Nein, so ist es!" — Hierauf kroch Moritz allmälig aus seinem tiefen Heulager hervor, aber — völlig unbekleidet. — „Macht Ihnen diese Einsamkeit und das Unbeschäftigtsein nicht Langweile?" — „Nein gar nicht. Wenn ich aber sehen will, ob ich noch verstehe, wie andere Menschen gedacht oder geschrieben haben, dann ergreife ich die erste beste der hier umhergestreuten Schriften, das ist meine Leihbibliothek, deren Gratisgebrauch mir zu mancherlei Betrachtungen Gelegenheit giebt. Es ist hier ebenso heimlich. Ich höre und sehe von meiner Mittwelt nichts nnd das freut mich! Meine Leber und mein Herz sind krank, vielleicht auch die Lunge; ich bin an Leib und Seele unwohl! Oft kommt es mir vor, als hätte ich das Gehör verloren. Um mich aber vom Gegentheil zu überzeugen, habe ich mir ein Clavier gemiethet, da steht es, im finstern Winkel." — Dietmar betastete es, es war völlig verstimmt und die Mehrzahl der Saiten gesprungen; die Folge davon waren die abscheulichsten Mißtöne. „Spielen Sie auf diesem Instrumente?" — „Nein, aber schlage zuweilen einige Claves an und freue mich die Töne noch zu hören, denn das vom ehemaligen Kanzler Wolf gebaute Haus, worin ich mit dem Dr. Bahrdt wohne, liegt so isolirt, man hört weder Menschenstimmen, Wagengeräusch und Hundegebläffe." — Unvermuthet faßte Moritz hierauf Dietmar am Arme und fragte: „Sind Sie mein Freund?" — „Warum sollte ich es nicht sein?" — „Gut, dann sind Sie Orestes und ich bin Pylades. Wir wollen als Freunde zusammen sterben." — Hier griff er nach einem Messer und sagte: „Jetzt werde ich Sie erstechen und dann erstechen Sie mich!" — „Das geht nicht; wenn ich erstochen bin, dann kann ich Sie nicht erstechen; aber ich weiß ein Mittel, wie wir beide zugleich sterben können: ich will noch ein Messer holen und dann zählen wir, indem wir Beide das Messer auf's Herz setzen: Eins, zwei, drei und — wir sind gewesen." —

„Das ist wahr, holen Sie ein Messer!“ — Dietmar ging, um — wie selbst verständlich — um nicht zurückzukehren.

— Moritz wurde gefragt: weshalb er wie ein Einsiedler lebe, entfernt von seinen Freunden und Bekannten? „In meinem Zimmer habe ich immer Recht!“ antwortete er lakonisch.

— Moritz dem Göthe sehr zugethan war und der in Rom viel mit dem Dichter verkehrte, war wie unsere Leser bereits ersehen haben in mancher Beziehung ein seltsamer Mensch, wir möchten fast sagen Sonderling. So läßt Fürst die schöne Henriette Herz von ihm erzählen: „Mir ist der Tag noch in lebendiger Erinnerung, an welchem Moritz mir seine Braut, eine geborne Matzdorf, in meiner Wohnung vorstellte. Kaum hatte er es gethan, so winkte er mir, mit ihm in das anstoßende Cabinet zu treten, und fragte mich dort ganz ernst und trocken: „Nicht wahr, ich habe da,“ hier wies er mit dem Zeigefinger auf das Zimmer, in welchem sich seine Braut befand, „einen sehr dummen Streich gemacht?“ — Ungeachtet schon diese Frage bewies, daß er einen gemacht hatte, denn wie konnte ein unter solcher Voraussetzung geschlossenes Ehebündniß zu seinem Heile ausschlagen, und trotz meines lebendigen Interesses für den Fragenden, war ich im Begriffe zu lachen, so komisch wurde die Frage durch Art, Zeit und Ort. Später ging denn auch die Frau mit einem gewissen Sydow oder Züllow — ich erinnere mich des Namens nicht mehr genau — der ein Buch über die Art, sich in Gesellschaft zu benehmen, geschrieben hatte, und wie es schien, seine Theorie in der Gesellschaft der Frau Moritz mit gutem Erfolg angewendet hatte, auf und davon. Moritz eilte den Flüchtlingen nach und kam ihnen endlich auf die Spur. In einem Dorfe oder Städtchen angekommen, erfährt er auf Nachfrage im Gasthofe, daß der Herr, welchen er bezeichnet, sich im Hause befinde, und man deutete ihm an, daß er bei Moritzens Ankunft sich unter einem umgestülpten Fasse versteckt habe. Moritz tritt an das Faß, steckt die Mündung eines Pistols in das Spundloch nnd ruft: „Meine Frau mir herausgegeben, oder ich schieße!“ — Der geängstigte Entführer gibt das Versteck der Frau an, denn er weiß nicht, daß das Pistol nicht geladen ist. — Moritz führt seine Frau zum zweiten Male heim, und so unglaublich es scheinen mag, die Eheleute lebten nachher ganz erträglich miteinander, ja die Frau pflegte ihn in seiner letzten Krankheit so treu, daß sie von ihm angesteckt wurde und gleichfalls an derselben starb.

— Moritz hatte ein Trauerspiel geschrieben, benannt: „Die fürchterlichen Folgen des Märker Dialekts,“ wozu er folgenden Plan wählte: ein junger Mann liebt brünstig eine junge Maid, und hält um sie an

bei dem Vater, mit den Worten: „O könnt' ich Ihnen doch meinen Vater nennen!" Dieser aber will einen Menschen nicht zum Schwiegersohne, der ihn nicht einmal seinen Vater nennen kann, und bleibt unerbittlich. Darüber ersticht sich das Mädchen, der junge Mann erhängt sich, und das Trauerspiel ist fertig.

— Moritz war noch nicht lange verheirathet, als ein Freund ihn in seinem Garten besuchte. Er traf ihn in einer anmuthigen Weinlaube. Seine junge Frau, weiß gekleidet, saß neben ihm. Vor beiden standen auf einem runden Tische einige Teller mit Obst, Weintrauben, Pfirsichen u. s. w. nebst einer Blumenvase mit violetten Astern. „Halt!" rief Moritz dem Ankömmling zu, „bleiben Sie stehen." Darauf schlang er den rechten Arm um den Nacken seiner Frau, hielt mit dem linken ihr Gesicht und gab ihr einen Kuß. „Wie macht sich das?" sprach er. „Finden Sie das Gemälde nicht Geßnerisch? Sehen Sie, Freund, das ist ein schöner Moment; der kehrt nicht wieder. So hätte uns ein Künstler sehen und malen sollen. Da geht die Sonne unter und taucht den schönen Moment in's Meer."

Meißner. Unmittelbar nachdem sich das Grab über Heine geschlossen hatte, ging Meißner an die Abfassung seines Buches: „Erinnerungen an H. Heine", um sie als einen Kranz auf dessen Monument zu legen. Das Büchlein war rasch entstanden, und es handelte sich darum, unter welchen Honorarsbedingungen man es Campe anbieten solle. Meißner befand sich damals gerade in Paris. — Durch den Tuileriengarten gehend, begegnete er einem Landsmann, dem Dichter Hedrich, der ihn aufforderte, mit ihm in einer Restauration zu frühstücken. „Sehr gerne," erwiderte Meißner, „begleiten Sie mich nur erst zum nächsten Briefkasten, um diesen Brief an Campe hineinzuwerfen." — „Sie schreiben wohl Ihres Heinebuches wegen?" — „Allerdings." — „Und fordern?" — „200 Thaler?" — „Welche Idee, viel zu wenig! Das Buch ist ein Unicum, kein Anderer ist in der Lage, ein Gleiches zu liefern, weil kein Anderer so viel wie Sie in letzter Zeit mit Heine zusammen war, 300 Thaler ist das Minimum, was Campe zahlen muß!" — „Ei was, ich bin bescheiden, das Büchlein ist schnell entstanden und hat mir wenig Mühe gemacht." — „Aber Sie sind ein Thor, wenn Sie den Verleger so wenig schnüren; 300 Thaler sind wenig, das behaupte ich." — „Nun, so will ich beim Restaurant während des Frühstücks einen zweiten Brief schreiben!" — Die Freunde begeben sich in ein Café, Austern und Chablis werden gebracht und dabei wird ein anderer Brief geschrieben. Nachdem die Flasche geleert und eine andere gebracht ist, ist Hedrich plötzlich wieder anderer Meinung;

„hören Sie," sagte er, „es ist doch jammervoll, daß Sie das Manuscript für 300 Thaler hingeben! Es ist das Resultat vieler Reisen, und wird Käufer diesseits und jenseits des Oceans finden. Sie sollten wirklich 400 Thaler verlangen!" — Der zweite Brief wird zerrissen, der Kellner bringt ein neues Blatt, und nachdem die Gläser auf's Neue angeklungen, wird ein dritter Brief geschrieben. — „Nun ist es aber Zeit," sagt Hedrich, da das Frühstück zu Ende ist, „den Brief auf die Post zu werfen, wenn er heute noch abgehen soll." — „Jetzt bin ich anderer Meinung," sagt Meißner. „Seitdem die Flaschen hier auf dem Tische stehen, so ist meine Meinung von meinem Werke unglaublich gewachsen; 500 Thaler, keinen Heller weniger!" In heiterer, gemüthlicher Stimmung wird die Cigarre mit dem letzten Briefe angezündet, und ein vierter ist schnell fertig. Fünf Tage später waren Meißner's „Erinnerungen an H. Heine" unter den gestellten Bedingungen angenommen — Meißner aber nennt von da ab jenes Austern-Frühstück das einträglichste seines Lebens!

— Meißner. Es herrscht doch ein seltsames Zusammenspiel zwischen der Dichtung und der Wirklichkeit. Wie oft beim Lesen eines Romans mit scharf gezeichneten Persönlichkeiten denken wir: das ist doch ganz X. oder Y.; andererseits sind wir oft verleitet zu glauben, daß der Dichter ihm bekannte Persönlichkeiten copirt, photographirt. Was soll man aber zu einem so seltsamen Zusammentreffen der Thatsachen und Dichtung sagen, wie es sich in Meißner's Roman „Schwarz-gelb" findet? In der zweiten Abtheilung: „Aus der Emigration", die im Herbst 1862 erschienen, kommen vier Italiener: Surio, Artesini, Negroni und Bataglia in der Absicht eines Complots gegen das Leben Louis Napoleons in Paris zusammen. Sie wollen den Kaiser bei der Einfahrt in der komischen Oper ermorden. Die Polizei, die sie im Stillen beobachtet hat, nimmt Orsinische Bomben in Beschlag. Einer der Verschworenen, Bataglia ist Musiklehrer. Ein Jahr später, im December 1863, kommen wirklich vier Italiener in ganz gleicher Absicht nach Paris. Das Attentat soll bei der komischen Oper stattfinden, die Polizei findet die Bomben am Vorabend des zur That anberaumten Tags und Trabucco ist ein Musikus.

— Meißner. Es gibt Literaturfreunde aller Art und unter diesen auch eine Species reicher Leute, die fortwährend ihre Liebe zur Literatur betheuernd im Munde führt, jedoch am liebsten keinen Kreuzer für ein Buch ausgeben möchte. A. Meißner's Achtbänder: „Schwarz-gelb" war kaum complett erschienen, als er von einer reichen Dame ein unfrankirtes Schreiben erhielt, des Inhalts: sie sei besonders auf diesen

Roman gespannt, könne ihn aber trotz aller Bemühungen in keiner Buchhandlung finden. Sie ersuche daher den verehrten Schriftsteller, ihr sein Buch ungesäumt unter ihrer Adresse einzusenden. Meißner, den es verdroß, daß eine reiche Frau, die ihm schon früher seine Bücher abgenöthigt, nun wieder das neueste und in unfrankirtem Briefe verlange, erwiderte also: „Gnädige Frau! In der Stadt, wo Sie wohnen, scheint allerlei zu fehlen. Nicht nur mein Buch in allen Buchhandlungen, sondern auch die Marken für Briefe, in denen man es verlangt, in allen Kaufläden. Ich wiederum hätte wohl das gewünschte Buch, hätte auch einen großen Drang, es Ihnen zu senden, nicht minder hätte ich das gewünschte Postporto; zu meinem aufrichtigen Bedauern aber fehlt mir der zum Paket unumgänglich nöthige Bindfaden. Darüber untröstlich, empfiehlt sich Ihrem Andenken u. s. w."

— Meißner. In Wien, wo „Schwarz-gelb" mit begreiflichem Interesse gelesen wurde, kam zu einem der bekanntesten „Hof- und Landes-Advokaten" ein junger Doctor juris aus der Kanzlei mit anderen Advokaten, in Sachen eines Processes, den beide Advokaten für die beiden Parteien zu führen hatten. Im Concipientenzimmer erlaubte sich der junge Doctor, der zufällig Meißner heißt, einige unliebsame Bemerkungen über die Partei, die oben bezeichneter Advokat vertritt. Dies führt zu einer Scene, erst mit den Leuten des Advokaten, dann mit diesem selbst, die sich ziemlich derb abspielt. Der Advokat ist nicht fein in seinen Ausdrücken, der Doctor erwidert grob. „Wie heißt denn dieser Grobian?" fragt der Advokat, als der junge Mensch zur Thür hinaus ist. — „Doctor Meißner." — „Am Ende ein Verwandter des Schriftstellers?" — „Er selbst!" erwidert einer der Dasitzenden, sei's in gutem Glauben, sei's aus Lust an Mystification. Der Advokat stutzt, ist ganz consternirt und beißt die Lippen. Tags darauf wird in der Kanzlei des andern Advokaten ein Brief an Dr. Meißner abgegeben. Der Adressat lies't ihn mit größtem Erstaunen. Der Herr Hof- und Landesadvokat entschuldigt seine gestrige Heftigkeit in den wärmsten Tönen der Reue, er bittet um Verzeihung. Er hatte keine Ahnung, mit wem er es zu thun gehabt, es ist ihm schrecklich, einem Mann, den er so hochverehrt, nahe getreten zu sein. Schließlich bittet er den Doctor für Uebermorgen, Sonntag, zu Tisch, denn seine Frau wünsche seit lange, ihn kennen zu lernen, Der Doctor schüttelt den Kopf, er erkennt den Advokaten nicht wieder, der in der Stadt als stolz und hochfahrend bekannt ist; aber wie soll ihn das abhalten, pünktlich beim Mittagsmahl zu erscheinen? Und er erscheint pünktlich. Neuerdings staunt er über die Freundlichkeit eines Wirths, der ihn so

zärtlich, so freundschaftlich behandelt und ihn als einen geistreichen Mann preis't. Die gnädige Frau erscheint; sie hält unendlich viel von seinem poetischen Talente, sie ist eine seiner eifrigsten Leserinnen. Nur meint sie, daß seine Bücher sie gar zu sehr aufregen, sie spannen gar zu sehr, lies't man sie vollends vor dem Schlafengehen. Einmal einen Band angefangen, bringt man ihn gar nicht mehr aus der Hand. Dem Advokat thut es leid, daß ein so begabter Mann in einer Kanzlei arbeiten muß; wie viel Stunden, die bessere Früchte tragen könnten, gehen so verloren! Inzwischen hatte man sich gesetzt. Das Diner ist vortrefflich, der Doctor ißt mit großem Appetit und gibt nur kurze Antworten. Die Tafel hat ihn in eine humoristische Stimmung versetzt, er möchte, so lange das Essen dauert, der Mystification seines Wirths um keinen Preis ein Ende machen. Doch die Gnädige wird immer zudringlicher, sie fordert Aufklärungen über „Schwarzgelb," das sie eben lies't. Sie ist der Ansicht, daß die meisten Figuren dieses Romans Portraits sind. —„Allerdings! Allerdings," sagt der Doctor, „doch das wollen wir jetzt" — „Nein, wirklich, Sie müssen mir einige Aufschlüsse geben! Vor allem, wer ist der österreichische Staatsmann Graf Thieboldsegg? Wer ist Fürst Kronenburg? Wer der General Greifenstein? Dieser sicherlich ist keine Figur der Phantasie! Und dann Arnold Stropp — man möchte schwören, daß alle seine Züge dem Leben abgelauscht sind." — So geht es noch eine ganze Weile fort, die Gnädige verdoppelt ihre Anstrengungen, der Doctor wehrt sie nach Möglichkeit ab. Endlich reißt ihm die Geduld, er sagt: „So wären wir bei'm Dessert angelangt, der Champagner ist auch zu Ende! Ich weiß nicht, warum Sie mich seit zwei Stunden mit Aufklärungen über ein Buch plagen, das ich nicht gelesen habe. Ich bin kein Dichter, ich hab' nie was drucken lassen. Und nun wünsche ich, wohl gespeist zu haben."

Er ging, die Gesellschaft ihrem Irrthum und ihrem Erstaunen überlassend.

— Meißner. Im Jahre 1851 veröffentlichte er sein erstes Drama, an welchem er mit unendlicher Liebe gearbeitet: „das Weib des Urias." Der gefährliche, mehrfach gegen unsere Vorstellungen vom sittlich-Zulässigen streifende Stoff rief in seiner kühnen, markigen, rücksichtslosen Behandlung die verschiedensten Urtheile hervor. Schmidt stellte das Gedicht über den „Žiška", Prutz griff es auf's Heftigste an, Heine äußerte sich auf's Begeistertste darüber (Siehe 5. Bd. neue Auflage, Vorrede zu „Ueber Deutschland"), dagegen sagte Laube zu Meißner: „Dies Stück ist so unmoralisch, daß es Ihnen die Mohren

zu Timbuctu auspfeifen würden.“ „„Vielleicht die Mohren““ erwiederte Meißner, „„die habe ich auch nie für Kunstrichter gehalten!!““

Mosenthal vernahm, daß die ehemalige Schauspielerin Luise Neumann, in Gratz, wo sie an den Grafen Schönfels verheirathet, lebt, mit einem Mädchen gesegnet worden und das Kind selbst stillte. Augenblicklich warf er ein Gedicht auf das Papier, das er der glücklichen Mutter zusandte und welches folgendermaßen lautet:

Zwei Jahre sind's, daß zu der Musen Gram,
Von unsrer Bühne schied Luise.
Und keine zweite kam wie diese.
Ich weiß, warum sie ihren Abschied nahm,
Sie hat das Fach der Mütterrollen
Durchaus nicht übernehmen wollen.
Jedoch der Himmel sprach: O nein,
Wie sollt' ich nicht der sinnigsten der Frauen
Das sinnigste der Fächer anvertrauen?
Sie wird darin nicht minder glücklich sein.

Dieses Impromptü macht in Wien und Gratz die Runde und wird mit Recht von aller Welt allerliebst gefunden. Wir theilen es darum auch unsern Lesern mit und denken, daß es diesen gleichfalls wird artig erscheinen mögen.

Newton, Isaac, wünschte oft, lieber ganz unbekannt zu leben, als seine Ruhe durch literarische Fehden gestört zu sehen, die derjenige nicht vermeiden kann, der sich in der gelehrten Welt vor Andern auszeichnet.

— Newton wollte eine Abhandlung über die Optik drucken lassen da erfuhr er, daß man sich schon anschicke, dawider zu schreiben. Er unterließ die Herausgabe und schrieb darüber in seinem Commercium epistolicum: „Ich tadelte meine Unklugheit, daß ich eine so wesentliche Sache, als die Ruhe, auf's Spiel setzen wollte, um einen Schatten zu erhaschen.“

— Newton's erster Brief an den Doctor Bentley fängt mit den Worten an: „Als ich meinen Tractat über das Weltsystem schrieb, hatte

ich vor allen Dingen die Absicht, daß die von mir aufgestellten Grundsätze auf meine Mitmenschen wirken möchten, um sie in dem Glauben an Gott zu befestigen; nichts würde mir eine größere Zufriedenheit gewähren, als der Gedanke, daß sie in dieser Hinsicht Gutes gestiftet haben."

— Newton. Ein Gelehrter in Deutschland hatte ein mathematisches Instrument erfunden, wovon man sich viel versprach Er sandte es als ein Geschenk an die Akademie der Wissenschaften in London. — Newton, damals ihr Präsident, war sehr erfreut darüber, er ging also gleich selbst nach dem Zollhause, um das gesandte Instrumente in Empfang zu nehmen. Hier mußte es verzollt werden; man fragte ihn also, wie hoch er es schätze. „Wie kann ich das!" rief Newton mit Enthusiasmus aus, „wenn es das leistet, was man davon sagt, so ist es von unendlichem Werth!"

Da nun ein solches Instrument noch nicht in England gemacht worden war, so setzten die Zollbeamten einen sehr hohen Preis darauf. Hiernach wurde nun der Zoll bestimmt und mußte von der Akademie bezahlt werden. Die Akademie beschloß darauf einstimmig, den großen Newton keine Zollhausgeschäfte wieder besorgen zu lassen.

— Newton ging einst über Salisbury-Plain, als ein Schäferknabe ihm zurief: „Eilen Sie, sonst werden Sie tüchtig naß." Newton sah sich am Himmel um, konnte aber kein Wölkchen entdecken und setzte daher seinen Weg langsam fort, ohne auf des Schäferknaben Prophezeiung zu achten. Kaum war Newton eine Stunde gegangen, als es plötzlich so gewaltig zu regnen anfing, daß er völlig durchnäßt ward. Darüber wunderte er sich jedoch weniger, als wie der Schäferknabe so genau das Wetter vorauswissen konnte, wie er es, trotz seiner Erfahrung und Naturkunde, nicht vermochte. Er kehrte zu dem Schäferknaben zurück. „Ich gebe Dir eine Guinee," sprach er, „wenn Du mir sagst, woher Du wußtest, daß es regnen würde." — „Recht gern," antwortete der Bursche, streckte die Hand aus und fuhr fort, als er das versprochene Geldstück erhalten: „Sehen Sie, Sir, wenn mein schwarzer Hammel dort dem Winde den Rücken kehrt, so ist's ein sicheres Zeichen, daß es noch vor einer Stunde regnet." — „So muß ich also," entgegnete Newton, „bei Deinem Hammel bleiben, wenn ich die Witterung vorher wissen will?" — „Allerdings!" — „So hole Dich und Deinen Hammel der Geier!"

— Newton's Zerstreutheit war sprichwörtlich, und wenn es auch bezweifelt werden dürfte, daß er, den kleinen Finger einer Dame, deren Hand er hielt, statt des Stopfers in seinen Pfeifenkopf steckte, so ist es doch wahr, daß er zum Aus- und Eingange eines Kätzchens ein kleines

Loch in die Thür seines Studirzimmers neben dem großen für die Katze schnitt, und daß er einst in Gedanken versunken am Kamin saß, sein Knie an die Barriere stützte und als er fühlte, daß er sich brannte, heftig klingelte und seinem Diener auftrug, die Kaminstäbe wegzunehmen.

— Zu Newton kam einst sein Freund, Doctor Stukely, um sich, einer Verabredung gemäß, über Etwas mit ihm zu besprechen. Der Bediente sagte dem Angekommenen: sein Herr sei in seinem Studirzimmer, und er könne ihn jetzt nicht melden, denn Niemand dürfe ihn hier stören. Ich werde warten, da es bald Mittagszeit ist, sagte Stukely, und der Bediente führte ihn in das Speisezimmer.

Bald darauf ward das Essen aufgetragen; es bestand nur in einem gebratenen Hühnchen auf einer verdeckten Schüssel. Es verging eine volle Stunde, Newton erschien nicht. Stukely, den der Hunger zu plagen anfing, verzehrte das Huhn, und deckte die Schüssel wieder zu, bat aber den wieder in das Zimmer zurückkehrenden Diener, für seinen Herrn ein anderes Huhn zurichten zu lassen. Ehe dies fertig war, trat Newton in das Zimmer, entschuldigte sein langes Ausbleiben und setzte hinzu: „Erlauben Sie mir nur, mein Mittagsbrot zu mir zu nehmen; ich stehe dann gleich zu Ihren Diensten. Ich bin ganz abgespannt und hungrig.“ Bei diesen Worten hob er den Deckel von der Schüssel, und als er sie leer fand, wandte er sich ohne Befremden zu Stukely und sagte: „was wir Gelehrte doch für sonderbare Leute sind! Ich hatte es wahrhaftig ganz vergessen, daß ich schon meine Mahlzeit verzehrt.

— Newton war eines Morgens tief in seine Studien versenkt, als seine Haushälterin ihm zum Frühstücke ein Ei brachte, welches sie in einer kleinen Pfanne mit Wasser kochen wollte. Newton, der allein zu sein wünschte, sagte, daß er es selbst thun werde. Die Haushälterin legte das Ei neben die Uhr ihres Herrn auf den Tisch, und sagte ihm, daß es drei Minuten kochen müsse. Einige Zeit nachher kam sie wieder, um das Frühstückgeschirr wegzunehmen. Zu ihrem großen Erstaunen fand sie ihren Herrn vor dem Kamin stehend, das Ei in seiner Hand, und die Uhr in der Pfanne kochend.

— Newton sagte kurz vor seinem Tode: „Ich weiß nicht, was ich in den Augen meiner Mitmenschen zu sein scheine; in den meinigen vergleiche ich mich mit einem Kinde, das am Ufer des Meeres spielt, von dessen unendlicher Fläche es keinen Begriff hat; aber hier und da einige kleine Kiesel auflieset, und einige der schönsten Muscheln aussucht. Ebenso zeigt sich mir der große Ocean der Wahrheit ganz unbekannt und ganz undurchdringlich.“

— Newton hatte so manchen Sphären seine Aufmerksamkeit und seine Nächte gewidmet, allein, wie Thümmel in seinen Reisen in das mittägliche Frankreich sagt, die reizendste von allen Hemisphären besuchte und kannte er nicht. Er war nie verheirathet; die Liebe, sowohl die geistige, als die physische, war ihm stets fremd geblieben. Er starb 1726 den 20. März, im 85. Jahre, hatte nie eine Brille gebraucht, nur einen Zahn verloren und hinterließ 32,000 Pfund Sterling. Sein Leichnam wurde in die Westminster-Abtei zu London gebracht, und ihm hier ein treffliches Ehrendenkmal errichtet, mit folgender Aufschrift:

H. S. E.
Isaacus Newtonus eques auratus:
Qui animi vi prope divina
Planetarum motus, figuras,
Cometarum semites, oceanique aestus,
Sua mathesi facem praeferente,
Primus demonstravit:
Radiorum lucis dissimilitudines,
Colorumque inde nascentium proprietates,
Quas nemo ante suspicatus erat,
Pervestigavit.
Naturae, antiquitatis, S. Scripturae
Sedulus, sagax, fidus interpres.
Dei O. M. Majestatem philosophia aperuit,
Evangelii simplicitatem moribus expressit,
Sibi gratulentur mortales
Tale tantumque extitisse
Humani generis decus.
Nat. XXV. Dec. a. D. MDCXLII, obiit Mart. XX. MDCCXXVI.

Alexander Pope verfertigte ihm nachstehende Grabschrift:

Isaacus Newtonus
Quem immortalem
Testantur tempus, natura, coelum:
Mortalem
Hoc marmor fatetur.
Himmel und Natur und Zeit
Sichern Dir Unsterblichkeit;
Nur dies Marmordenkmal ist
Zeuge, daß Du sterblich bist.

— Newton's Grabmal stellt einen Genius mit einer Schnellwage an welcher die Sonne und die Planeten in verhältnißmäßiger Entfernung sind — dar. Dem Genius aber ist der Kopf abgeschlagen worden, in Folge dessen machte Kästner folgendes Epigramm:

„Längst ist von euch der Geist, der Welten abgewogen,
Zum Lehrer Keppler heimgezogen.
Seid, Britten! stolz auf ihn, doch denkt, was es euch nützt,
Wenn ihr nur sein Bild, und ohne Kopf besitzt."

Newton.

„Daß Newton das Gesetz der Schwere fand,
War Werk des Zufalls, dessen Hand
Die Frucht von einem Baume pflückte,
Vor welchem just der Britte stand;
Das leichte Weitersuchen glückte
Sonach im Schlafe dem Verstand.“
So sprach bei einem Abendschmause
Ein Männchen, das sich gern an Männern maß,
Und nie sein wahres Selbst vergaß,
Und zupft dabei gelehrt an seiner Krause.

Wohl war der Zufall mit im Spiel,
Versetzt ein Greis, der stumm bis jetzt geblieben,
Ein Denker, ob er gleich nie viel
Sein Wesen mit der Bücherwelt getrieben;
Wohl war der Zufall mit im Spiel,
Allein den weisen Wink verstehen,
Und so der Wahrheit tiefversteckte Spur
In diesem Zufall auszuspähen,
Und zu erlauschen die Natur,
Dies konnte Newton's Falkenauge nur.

Aloys Schreiber. *)

Neumeister machte, als er in Leipzig studirte, mit einigen Freunden eine Lustreise nach Merseburg. Die Gesellschaft kehrte in einem Wirthshaus, „Die Sonne“ genannt, ein, dessen Wirth, mit Namen Habermaas, zuvor Tuchscheerer in Leipzig gewesen war. Als die Gäste die Rechnung erhielten, war solche über alle Erwartungen hoch; sie stritten sich darüber mit dem Wirth und warfen ihm seine große Prellerei vor. Nur Neumeister nahm keinen Theil an dem Streit, sondern stand r hig vor einem Fenster und grub mit einem Diamanten folgende Verse in eine Glasscheibe:

„Hier wohnt Hans Habermaas, der weltberühmte Schinder,
In Leipzig schor er Tuch, hier schiert er Menschenkinder;
Schenkt nichts als saures Bier, trägt schlechte Speisen auf,
Und schreibt an, wie ein Schelm; dies ist sein Lebenslauf.“

---

*) Siehe dessen Gedichte. Düsseldorf bei J. H. C. Schreiner. 1801. S. 405.

Opitz. Als der Kaiser Ferdinand II. Opitz in den Adelstand erhoben hatte, meldete dieser einem Freunde diese Neuigkeit in einem Briefe und unterschrieb sich scherzend: „Martin Opitz von Boberfeld; denn, weil es der Kaiser so will, bin ich jetzt Ritter, aber ohne Pferd, und Edelmann, aber ohne Bauern.“

Owen. Als die Königin Elisabeth einst die Schulen besuchte, fragte sie den jungen Owen, der an die Prinzessin, im Namen seiner Mitschüler, eine lateinische Rede gehalten hatte, wie oft er wohl schon gestäupt wäre? Der junge Redner antwortete sehr glücklich aus dem Stegreif, mit Aeneas Worten an die Königin Dido:

Infandum, Regina, jubes renovare dolorum!

Petrarca. Wenn Petrarca dichtete, war er mit einem Pelz bekleidet, und wenn er an den einsamen Orten Vaucluse und Arqua, wo er sich meistens aufhielt, spazieren ging und ihm gute Gedanken einfielen, schrieb er solche anf seinen Pelz, welcher auf diese Weise ganz überschrieben wurde und den man nach seinem Tode wie ein Heiligthum bewahrte, bis man ihn, als die Pest herrschte, aus Sorge, er möchte angesteckt sein, verbrennen mußte.

— Petrarca. In einer Unterhaltung des Königs Robert von Neapel mit Petrarca kam auch die Rede auf Philipp von Valois, Könige von Frankreich. „Seid Ihr niemals an seinem Hofe gewesen?“ fragte Robert. „Nein es ist mir auch nie eingefallen,“ erwiderte Petrarca. „Weshalb?“ fragte der König lächelnd. „Weil ein Mensch wie ich, für einen König, den Wissenschaften nicht interessiren, nur unnütz und lästig sein würde. Ich will lieber in einer anständigen Mittelmäßigkeit leben, als mich an einem Hofe herumtreiben, wo mich Keiner versteht.“ „Man sagt aber, daß der älteste Sohn Philipps ein großer Freund der Wissenschaft sein soll.“ „Ich hab es auch gehört; aber dem Vater

mißfällt es; er soll sogar die Lehrer seines Sohnes mit feindseligen Augen ansehen. Es ist jedoch ein Gerücht, das ich nicht verbürgen mag.“ Robert wurde plötzlich ernst und nachdenkend. Nach einer Pause, während der er die Augen auf den Boden geheftet hatte, rief er aus: „So verschieden ist der Geschmack der Menschen! Was mich betrifft, so betheure ich, mir sind die Wissenschaften lieber, als meine Krone, und wenn ich auf eins von beiden Verzicht leisten müßte, würde ich schnell mein Diadem ablegen.“

— Ehe Petrarca sich zu seiner Krönung nach Rom begeben konnte mußte er erst vor dem Könige Robert von Neapel sich einer Prüfung unterwerfen, welche drei Tage währte. Der König galt für den competentesten Richter in solchen Fällen. Ein alter blinder italienischer Sprachforscher hatte davon gehört und brannte vor Begier sich mit dem berühmten Dichter mündlich zu unterhalten. Er machte sich also auf den Weg nach Neapel. Petrarca war schon abgereist. Der König erfuhr etwas von diesem blinden Enthusiasten; er ließ ihn zu sich rufen, und da er aus seinen Aeußerungen sich überzeugte, daß er keinen andern Zweck zu seiner Reise habe, als seinem berühmten Landsmann seine Huldigung darzubringen, so ließ er ihm ein Geschenk an Geld geben, und befahl, ihn sicher nach Rom zu geleiten. Aber auch von da war unglücklicher Weise Petrarca schon wieder abgereist. Unverrichteter Sache mußte der Blinde heimkehren, voll Verzweiflung, eine so weite Reise umsonst gemacht zu haben. Indeß erfuhr er nach einigen Monaten, daß sich Petrarca in Parma aufhielt. Alle seine Mühseligkeiten vergessend, und dem Schnee, der schon die Apenninen bedeckte, trotzend, pilgerte er über die Felsen und gelangte zu dem Glücke, nach dem er sich so lange gesehnt hatte. Als er vor Petrarca erschien, umarmte er ihn inbrünstig und hörte nicht auf, ihm die Hände zu küssen. Da man über ein so sonderbares Benehmen sein Befremden äußerte, sagte der Blinde: „Ihr wißt nicht, welch' einen hohen Werth der Mann hat, dem ich diese Beweise der Verehrung darbringe. So blind ich bin, so sehe ich doch heller als Ihr, und ich danke Gott, daß ich endlich dieses Glückes theilhaftig geworden bin, ihn zu finden.“ Petrarca nahm seinerseits den Greis sehr liebreich auf; er behielt ihn drei Tage bei sich, und der Blinde kehrte darauf, sehr zufrieden mit dieser Reise, in seine Heimath zurück.

— Petrarca. Kaiser Karl IV. wünschte, daß ihm Petrarca eines seiner Werke widmen möchte. Als man dies dem Dichter eröffnete, sagte er sehr stolz: „Es wird darauf ankommen, ob der Kaiser etwas thut, wodurch er als ein wahrhaft großer Mann erscheint, und ob ich dann Zeit dazu haben werde.“

— Petrarca. Es ist bekannt, daß Petrarca, der Sänger der Liebe, auch unsern Rhein besuchte. Er war erstaunt, in diesem als barbarisch geschilderten Lande (es war im vierzehnten Jahrhundert) an diesem Strome, dessen der spätere Tasso noch als eines der kalten Regionen gedenkt, so vieles Schöne und Herrliche zu finden. Dies bezeugen folgende Stellen, welche in seinem aus Köln, an den Bischof von Colonna in lateinischer Sprache geschriebenen Briefe enthalten sind: „Wunder in dem barbarischen Lande! Wie groß die Artigkeit der Sitten, welcher Anblick einer Stadt, welche Würde der Männer, welche Reinheit der Frauen! Das ganze Ufer war (bei einer öffentlichen Feierlichkeit) mit einer großen und herrlichen Menge von Weibern bedeckt. Ich staunte, ihr gütigen Götter! Welche Gestalt, welches Antlitz, welche Haltung! Lieben müßte Jeder, der nicht ein schon befangenes Herz hierher brächte. Unter allem würdest Du auch bewundern, daß dieser Himmel pierische Geister nährte. Du mußt wissen, daß es hier kein Maro, aber viele Stosone giebt. Ich habe das Capitol gesehen (den Kölner Dom), ein Bild des unsrigen, außer daß man dort vor dem Senat über Krieg und Frieden berathschlagt; hier singen schöne Jünglinge und Mädchen mit einander das nächtliche Lob der Gottheit in ewiger Eintracht. Dort Geräusch der Räder und Waffen und Seufzer der Gefangenen; hier Ruhe, Freude und Stimmen der Scherzenden; dort endlich zieht der kriegerische, hier der friedliche Triumphator ein."

— Petrarca's Verdienste um die Wiederherstellung der Wissenschaften und des Geschmacks, um Poesie und Verbesserung der italienischen Sprache sind der gelehrten Welt eben so bekannt, als es seine heiße edle Liebe zu seiner Laura der feinen ist. Diese mit Anmuth und Tugend geschmückte Frau, welche ungefähr im vierzigsten Jahre ihres Alters starb, und deren Leben noch mancher Aufklärung bedarf, war bekanntlich der süße Gegenstand der musterhaftesten platonischen Schwärmerei, den er in seinen classischen Liedern und vorzüglich in den Sonetten verewigt hat. Weniger bekannt möchte aber das Andenken sein, welches der fromme Dichter ihr an einem Orte weihete, wo es nicht leicht gesucht wird, in einer Abschrift von Virgil's Werken, die gegenwärtig auf der ambrosianischen Bibliothek sich befindet. Er schrieb in dieses Buch, was wir hier wie folgt, verdeutscht mittheilen:

„Laura, so berühmt durch ihre Tugenden, Laura, so viele Jahre hindurch von mir besungen, zeigte sich meinen Augen zum ersten Male in der Charwoche, am 6. April 1327, in der Kirche St. Clara zu Avignon. In derselben Kirche, am demselben Tage, zu derselben Stunde entzog dieses Licht diese Sonne der Welt im Jahre 1348. Ich war in Verona und wußte nichts von dem Unglücke das mich betraf. Am 19. des

folgenden Monats empfing ich einen Brief von meinem Freunde Ludwig, der mir die Trauerkunde brachte. Ihr Körper, welcher so schön und so rein war, ist an demselben Tage an dem sie starb, nach der Vesper in der Kirche der Franciscaner beigesetzt. Ihre Seele ist, wie ich nicht zweifle, um mit Seneca zu reden, nach dem Himmel zurückgekehrt, woher sie gekommen war. Um das Andenken dieses mich so niederdrückenden Verlustes stets mir zu vergegenwärtigen, schreibe ich diese Nachrichten in ein Buch, in dem ich täglich lese. Durch dieses Mittel breite ich mir ein mit Schmerz vermischtes Vergnügen. Mein Verlust der meinem Gedächtnisse immer vorschwebt, lehrt mich, daß hienieden Nichts zu meinem Glücke beitragen kann; daß es Zeit ist, der Welt zu entsagen, weil die Kette zerriß, welche mich durch das zärtlichste Band an sie knüpfte. Ich hoffe, diese Verläugnung wird mir unter dem Beistande des Himmels nicht schwer werden. Mein Geist, der auf das Vergangene stets sich richtet, wird einsehen, daß die Bemühungen, welche bisher mich beschäftigten, eitel; die Hoffnungen, die ich nährte, betrügerisch waren, und daß die Entwürfe, welche ich machte, nur unvorhergesehene oder traurige Folgen hatten."

Peele, ein Zeitgenosse Shakespeare's, von niedrer Abkunft, zeichnete sich durch seine Talente, hauptsächlich als Dichter, aus. Er wurde daher, nachdem er seine Studien auf der Universität Oxford beendet, und den Grad eines Baccalaureus der Künste und Magisters erhalten hatte, da er nach London ging, wo er eine Zeitlang sehr kümmerlich leben mußte, daselbst zum City Poeten gewählt, und mußte als solcher die Dialogen und Anreden machen, welche zu den gewöhnlichen Feierlichkeiten bei der Einführung des neuen Lordmajors gebräuchlich waren. Peele überließ sich aber dem Hange zu Ausschweifungen so sehr, daß er dadurch in große Bedrängnisse und vielfältig in Geldnoth gerieth. Um sein und seiner Gattin Leben zu fristen, übersetzte er griechische Schriftsteller in das Englische, nicht für den Druck sondern für einzelne Liebhaber. Jemand hatte ihm einen solchen Auftrag gegeben, da aber Peele, so lange er einen Schilling in der Tasche hatte, keine Feder anrührte, so verzögerte er die Vollendung dieser Arbeit von einer Zeit zur andern. Endlich ließ er sich von seinem Gönner einen Vorschuß geben, aber nun dachte er um so weniger daran, die übernommene Uebersetzung abzuliefern. Alle Erinnerungen waren vergebens. Peele's Gönner ließ ihn daher zu sich laden, und behielt ihn zu Tische. Bei der Tafel erfuhr er von Peele, im Laufe des Gesprächs, daß er in seiner Arbeit nicht vorgerückt sei. Er ließ jetzt einen Diener kommen, Peele Hände und Füße binden, und ihm Haupthaar und Bart rein abscheeren; nachdem dies

geschehen und der Gebundene wieder von seinen Banden befreit worden war, gab er ihm einige Goldstücke, mit den Worten:

„Trinke dafür, und während Du die Uebersetzung zu Ende bringst, wird auch dein Haar auf dem Kopfe und am Bart wieder gewachsen sein. Ich weiß, Du wirst Dich schämen, mittlerweile auszugehen."

Dadurch erreichte der Hingehaltene seinen Zweck, die Uebersetzung war in wenigen Tagen fertig, aber Peele wußte es dahin zu bringen, daß er dafür noch fünf Pfund mehr erhielt, als er zuvor verlangt hatte.

Pfefferkorn. „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Dieses bekannte, in die meisten neuern Gesangbücher mit mancherlei Veränderungen aufgenommene Lied, ist durch einen bemerkenswerthen zufälligen Umstand ins Dasein gekommen. Als das schöne Lied sich zu verbreiten anfing, war man begierig, den Verfasser desselben kennen zu lernen. Anfangs nannte man die Gräfin Emilie Juliana von Schwarzburg-Rudolstadt als die Dichterin, der man diesen Gesang zu danken hätte; andere aber schrieben ihn dem Freiherr Veit Ludwig von Seckendorf zu. Als dieß der kaiserliche gekrönte Dichter Georg Michael Pfefferkorn, welcher 1732 als Superintendent zu Gräfentonna starb, erfuhr, widersprach er dieser Angabe, nannte sich selbst als Verfasser des Liedes, und schrieb darüber an den Archidiakonus Avenarius zu Schmalkalden folgendes:

„Von dem Liede: Wer weiß, wie nahe mir ein Ende u. s. w. berichte dieses. Anno 1686 den 19. September gleich am Sonntage vom verstorbenen Jünglinge zu Nain, sturbe plötzlich am Schlage Herzog Johann Georg zu Eisenach, nachdem er Vormittag in der Predigt des Herrn Heusens gewesen, und andächtig zugehöret, gegen 4 Uhr Nachmittag in dem dabei gelegenen Forst, bei der Wildscheuer, da er einen vorbei rauschenden Hirsch zu fällen, das gezogene Rohr aber im anschlagen und losdrücken fallen ließ und zur Erde niedersunke. Der Herr von Seckendorf, dieses plötzlich verstorbenen Herzogs Geheimder Rath, der von der Frau Witbe sonder Zweifel dieses Falls halber von Meusselwitz aus, nach Eisenach war erfordert worden, kam auf seiner Retour im Oktober auf Tonna zu, kehrte eine Stunde im Löwen ein, und, ob er gleich ein ernsthafter Mann ware, der mit gemeinen Leuten nicht gern conversirte, ließ er mich doch als seinen alten Diener und Freund zu sich kommen, fragte nach meinem Zustande, und unter andern Discursen kam er endlich auf den plötzlichen Todesfall obgedachten Herzogs, seines und meines gnädigsten Herrn, und brauchte diese Reden: Der selige Herzog hätte wohl nicht gedacht, daß auf der Jagd sein Ende so nahe wäre, und wer weiß, Herr Superintendent, wie lange wir noch leben? Ich habe vorm Jahre im 61sten Jahre meines Lebens mich verheirathet an eine von

Ende, weiß aber nicht, wie nahe mir ist mein Ende. Der Herr sei doch so gut, weilen ihm die Verse fließen, und mache mir aus meinen Worten, die ich Morgens und Abends bei meinem Segen brauche: Ich bitte dich Gott durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut, eine Arie, ich will sie bei meinem nunmehro hohen Jahren selbst brauchen und andern recommendiren. Etliche Tage nach dem Abschiede dieses Patrons setzte ich obgedachtes Lied auf, ließ es nebst noch zwei andern Liedern drucken, und schickte sie nach Meusselwitz, mir nicht träumen lassend, daß dieses einfältige Lied so bekannt werden würde, habe auch niemals einen Staat davon gemacht, sondern im Gothaischen Gesangbuche den Namen des von Seckendorfs vor dieses Lied setzen lassen.

Pope hatte von seinem Vater ein sehr kleines Erbtheil erhalten. Mangel an Geld um Bücher zu kaufen, erzählte er selbst, war Ursache, daß er sich ganz der Uebersetzung des Homer hingab. Das Honorar, das er für seine Originalgedichte erhielt, würde jetzt keinem Sonnettenkünstler für ein Paar Bogen in einem Almanache genügen. Für jedes seiner drei Gedichte (die Frucht von zwei bis drei Jahren): the art of criticism, Windsor forest und the temple of fame, gab ihm der Buchhändler Lintot nicht mehr als fünf Pfund. Und als ihm Lintot für die Uebersetzung des Homer etwas Ansehnliches versprach; so fürchtete Pope, er möchte dabei zu Grunde gehen. Er sprach ihn daher von der Contractsverbindlichkeit frei; allein Lintot sah besser in die Zukunft, als der Dichter, und lehnte seine Großmuth ab. Diese Uebersetzung sicherte späterhin Pope's Unabhängigkeit. Was Bowles u. A. über seinen Geiz und seine Habsucht verbreitet haben, ist Verleumdung. Freunde und Verwandte fanden bei ihm stets Unterstützung. Er lebte von einer Jahresrente und sein Nachlaß betrug kaum 3000 Pfund.

— Pope besaß einen Pudel, Marquis genannt, den er sehr lieb hatte, aber doch wegen seiner Unsauberkeit nicht in seinem Zimmer dulden mochte. Dieser Pudel erwiderte Pope's Zuneigung mit großer Treue, dagegen hatte er einen besondern Haß gegen den Bedienten seines Herrn. Sobald er ihm nur nahe kam, knurrte er ihn an und wies ihm die Zähne. Diese Antipathie schien seit einiger Zeit noch zuzunehmen. — Immer hatte der Pudel es versucht, in Pope's Schlafzimmer zu gelangen und nur mit großer Mühe wurde er wieder herausgejagt. Endlich gelang es ihm doch einmal, sich des Abends einzuschleichen. Er legte sich still unter Pope's Bett, so daß dieser ihn nicht gewahr wurde und sich zur Ruhe begab.

Um Mitternacht öffnete sich plötzlich die Thüre, der Bediente in der Hand ein Pistol, trat leise herein; aber bellend sprang der treue Hund

an die Brust des Bösewichts. Pope erwachte, stürzte aus dem Bette, riß das Fenster auf, um nach Hülfe zu rufen und entdeckte noch drei Spitzbuben, welche vermuthlich der Bediente in den Garten seines Landhauses eingelassen hatte um nach der Ermordung den Raub bei Seite zu schaffen. Erschreckt durch diesen unerwarteten Zufall, ergriffen sie die Flucht, und auch der Bediente lief davon, während der Hund durch sein lautes Gebelle alle Bewohner des Hauses geweckt hatte.

— Pope schrieb an eine Dame, der er zu ihrer Verheirathung Glück wünschte: „Sie sind nunmehro verheirathet und auf einem guten Wege etwas besseres zu werden als eine schöne Dame; nämlich eine vortreffliche Frau, eine treue Freundin und eine zärtliche Mutter."

— Pope hatte in einer seiner Episteln eine bittere Satyre auf die Frauen eingewebt, und beschuldigte sie darin aller ersinnlichen Schwächen und Fehler.

Die Herzogin von C., die früher eine der schönsten Damen am Hofe gewesen, immer als ein Muster weiblicher Tugend bewundert worden war, und in spätern Jahren ein sehr eingezogenes Leben führte, machte dem Dichter sanfte Vorwürfe darüber. „Sie behaupten in Ihrer Epistel, sagte sie: „daß alle Frauen böse Neigungen in ihrem Herzen nähren. Glauben Sie das auch von mir und vielen Andern meines Geschlechtes, die sich keiner Schuld bewußt sind?"

„Gnädigste Frau!" erwiderte Pope: „wenn ich im Allgemeinen von dem weiblichen Geschlechte gesprochen habe, so versteht es sich von selbst, daß ich an Sie nicht habe denken können. Sie waren in Ihrer Jugend ein Engel und sind jetzt eine Heilige."

„So sind die Dichter!" rief die Herzogin aus: „Was sie besingen, wird entweder von ihnen vergöttert oder bis zum Staube erniedrigt."

— Pope. Die erste Trauerweide in Europa wurde von Pope gepflanzt. Er erhielt Feigen aus der Türkei zum Geschenk, und da er in einem der Körbe einen Zweig sah, der nahe daran war, auszuschlagen, so pflanzte er ihn in seinem Garten, wo bald ein schöner Baum daraus erwuchs, und von diesem sollen alle Trauerweiden in Europa und Amerika abstammen.

Piron ging mißmuthig aus der Vorstellung seines durchgefallenen Trauerspiels „Ferdinand Cortez" nach Hause. Unterwegs that er einen falschen Schritt. Ein Fremder, der hinter ihm drein kam, wollte ihm aufhelfen. „Meinem Stücke hätten Sie aufhelfen sollen, und nicht mir!" sprach der mißvergnügte Dichter. „Herzlich gern," erwiderte der Fremde, „wollte ich Ihrem Kinde aufhelfen, wenn es denn auch nur schon allein fortlaufen könnte."

— Piron ward einmal wegen nächtlichen Straßenlärms vor den Polizei-Commissär gebracht, der mit aller Gravität die gewöhnlichen Fragen nach Namen, Stand u. s. w. that, hierauf aber sogleich den Ton herabstimmte und lächelnd bemerkte: „Ach, Herr Piron, der Dichter! Wir sind Freunde, denn ich habe einen Bruder, der auch Dichter ist." — „Das ist schön," entgegnete Piron, „denn ich habe einen Bruder, der auch ein vorzüglicher Dummkopf ist."

— Piron war gern allein, um sich ungestört seinen Phantasieen zu überlassen, und er beschäftigte sich dann dergestalt mit den Plänen seiner dichterischen Erzeugnisse, daß er Alles um und neben sich vergaß. Er war einst in solche Träume versunken, als ein Freund unerwartet zu ihm in's Zimmer trat. „Um Himmelswillen, stören Sie mich nicht!" rief Piron. „Ich bin in der glücklichsten Stimmung von der Welt. So eben lasse ich einen nichtswürdigen Schurken von Minister hängen, und ein anderer, der ein dummer Teufel ist, wird auf seine Güter verbannt."

— Piron. Eine sehr hübsche Dame, die auch Anspruch auf Gelehrsamkeit machte, wünschte Piron persönlich kennen zu lernen und sich mit ihm zu unterhalten. Ihr Wunsch wurde erfüllt, und da sie erfahren hatte, daß Piron ein großer Verehrer von Montesquieu sei, so leitete sie bald das Gespräch auf dessen Schrift: „Geist der Gesetze." Sie ließ sich in eine Entwickelung dieser Schrift ein, welche sie als ein Meisterstück des Genies, in sehr gesuchten Ausdrücken pries. Einige Zeit ging dies vortrefflich, da sie sich wahrscheinlich darauf vorbereitet hatte, aber bald hörte der Fluß ihrer Rede auf, sie verwickelte sich in Widersprüchen, stotterte und suchte sich durch einen Schwall nichtssagender Worte aus ihrer Verlegenheit zu ziehen. „Am besten ist es, Madame," sagte Piron, „Sie suchen einen Ausweg durch den „Tempel von Guidos."

— Piron. Ein Advocat und ein Arzt stritten sich um den Vorrang; sie wählten den bekannten französischen Dichter Piron zum Schiedsrichter, welcher dem Advocaten den Vorzug gab, indem er meinte: „Der Spitzbube geht immer vor, und der Scharfrichter folgt nach."

— Piron machte einst einem blinden Bettler, der am Eingange der Tuilerien saß, nachstehende Verse, die dieser dort neben sich anheften mußte:

Chrétiens, au nom du Tout-Puissant,
Faites-moi l'aumône en passant.
L'aveugle qui vous la demande
Ignorera qui la fera,
Mais Dieu qui voit tout, le verra,
Je le prierai, qu'il vous le rende.

Ihr Christen, die Ihr hier vorübergeht,
Um eine Gab' ein Blinder fleht,
Reicht sie um Gottes Willen dar,
Sieht er auch nicht, wer der Mildthät'ge war,
So wird's doch Gott, dem nichts verborgen, sehn,
Und zu ihm werd' ich um Vergeltung fleh'n.

Die Neugier lockte viele Menschen herbei und der Blinde erhielt so viel Almosen, daß er weiter keine Noth litt.

— Piron hatte einen Groll gegen die Einwohner von Beaume in Burgund, die man spottweise die Esel von Beaume nannte. — Eines Tages kam er auf den Einfall, alle Disteln rings um die Stadt her abzuhauen. Man fragte ihn, was er da mache. „Ei," erwiderte er, „ich bin mit den Einwohnern von Beaume im Kriege begriffen und deshalb schneide ich ihnen die Lebensmittel ab."

— Piron. Ein junger Dichter, der einigen Umgang mit ihm hatte, schickte ihm einen Fasan. Am andern Morgen besuchte er ihn und zog ein Trauerspiel aus der Tasche, um seine Meinung darüber zu hören. „Ich merke den Pfiff," rief Piron, „nehmen Sie nur Ihren Fasan wieder!"

— Piron. Mirabeau der Aeltere wurde wegen seiner Menschenfreundlichkeit, mit Bezug auf den Titel einer Schrift von ihm: l'ami des hommes genannt. Seine Gattin war ziemlich galant. Als sie in eine Gesellschaft trat, rief Piron aus: „Madame la Comtesse de Mirabeau, amie des hommes." *)

— Piron Der Herzog von Villiere war wegen seiner Hartherzigkeit allgemein bekannt. Als er einst an Steinschmerzen krank darniederlag, sagte Piron von ihm: „Das Herz ist ihm gewiß in die Blase gefallen."

— Piron. Ein schlechter Prediger gesticulirte gewaltig mit beiden Händen auf der Kanzel. „Sehen Sie," sagte Piron zu einem Bekannten, „wie er sich durch Schwimmen zu retten sucht."

— Piron ging einst mit seinen beiden Freunden, Gallet und Collé, nachdem sie bei einem kleinen Mahle, wo der Wein nicht gespart worden, sehr lustig gewesen waren, spät in der Nacht nach Hause. Beide wollten ihn durchaus begleiten, und stellten ihm mit einer zärtlichen Beredsamkeit, wie sie der Wein einzugeben pflegt, auf's dringendste vor, welchen Gefahren er sich bei so dunkler Nacht aussetze: wegen seines neuen Sammtrockes werde ihn der erste beste Dieb für einen Finanzpächter

*) Ein französisches Wortspiel, da hommes Menschen und Männer heißen.

halten, ihn anfallen und ihm den Garaus machen. Sie würden es nicht überleben, wenn sie den andern Morgen diese Unglückspost vernähmen. „Also mein Kleid," unterbrach sie Piron mit Heftigkeit: „wolltet Ihr nach Hause begleiten! Warum sagtet Ihr das nicht gleich? Da habt „Ihr's; wenn die Diebe mich im Hemde sehen, werden sie mich nicht „anfallen." — In einem Nu lag das Kleid am Boden, und Piron lief wie ein Blitz davon.

Nach einem Augenblick des Erstaunens rafften die beiden Freunde das Kleid auf, und liefen hinterdrein, ihm nachrufend, er werde sich erkälten. Piron hatte aber während ihres Verwunderns einen Vorsprung gewonnen und war schon um die Ecke der Straße. Allein bald kam er zurück, von der Schaarwache geführt, die ihn, als sie ihn im bloßen Hemde aus allen Kräften laufen sah, aufgefangen und verhört hatte, und auf seine Antworten wirklich glaubte, er sei von Dieben ausgezogen worden. Sie zweifelte nun gar nicht daran, als sie kurz darauf zweien Menschen begegnete, die mit einem Kleide davonliefen. Man umringte sie und fragte Piron, ob das nicht die Diebe wären, die ihn beraubt hätten. Er bejahte es, und sogleich nahm man jenen das Kleid, gab es ihm wieder, und führte Gallet und Collé in Verhaft. Gallet, dem als Kaufmann eine Nacht im Chatelet zugebracht, viel schaden konnte, wollte das Abentheuer nicht auf's äußerste treiben und den ganzen Vorfall aufklären: allein die Wache war taub, und befahl ihm, ohne Umstände zu folgen. Er weigerte sich, man zeigte ihm drohend die Handschellen und er folgte gehorsam. Collé mußte seinen Degen abgeben, und indem er es that, deklamirte er mit tragischem Pathos aus dem Grafen Essex die Verse her, mit denen dieser seinen Degen überliefert. Man führte sie nun zum Polizeicommißair. Piron ging ganz frei an der Spitze der Schaarwache neben dem Sergeanten, den er unterweges über das Schicksal der beiden Diebe befragte. Dieser versicherte dann ganz ernsthaft, sie würden Beide zum allerwenigsten gehenkt werden. Nun schien es Piron Zeit, dem Scherz ein Ende zu machen, und er versicherte der Wache, die beiden Herrn wären seine guten Freunde u. dgl. Er fand aber keinen Glauben und all' sein Bemühen, sie zu befreien, war vergeblich. „Jetzt, da Sie Ihr Kleid wieder haben," sagte der Sergeant: „sind es Ihre Freunde und ehrliche Leute; aber warten Sie nur, es soll „Ihnen nicht gelingen, Dieben fortzuhelfen. Sie werden sehn, wie der „Herr Commißair sie sogleich in's Gefängniß bringen läßt." — Indem kam man vor dem Hause des Polizeicommißarius an, der schon zu Bette war; der Schreiber war aber noch auf. Der Sergeant fing seinen Bericht an, wurde aber von Piron so oft und so spaßhaft unterbrochen,

daß er ihn nicht beenden konnte. Piron nahm nun das Wort und machte von der ganzen Geschichte eine kurze und wahrhafte Erzählung. Der Schreiber wollte die Aussage nicht für wahr anerkennen, erklärte sie für baare Lügen, ergriff die Feder und machte sich zum förmlichen Verhör bereit. „Wie Ihnen beliebt," sagte Piron: „nur geschwind; ich will Ihnen helfen, das Protocoll in Verse bringen, „wenn Sie sonst wollen." Der Schreiber, der von Versen so viel wie vom Hebräischen verstand, rief: Was soll das Geschwätz? Zur Sache! Wie heißen Sie?" — „Wie heißen Sie?" — „Wie? Sie treiben mit der Polizei Ihren Spaß?" — „Ich spaße nicht mit der Polizei," fuhr Piron fort: „finde es aber spaßhaft, daß Sie meinen Namen wissen wollen, ehe ich den Ihrigen weiß!" — Der Schreiber erklärte die Antwort für eine strafbare Widersetzlichkeit und drohte, Piron ins Gefängniß zu werfen: endlich nannte Piron seinen Namen. Jener fragte hierauf weiter: „Was ist Ihr Stand? Was treiben, was machen Sie?" — „Verse" — „Verse! was sind das für Dinge? treiben Sie noch immer Ihren Spott mit mir?" — „Ich spotte nicht, ich mache Verse, und um es Ihnen zu beweisen, will ich auf der Stelle welche auf Sie machen, pro und con„tra, wie es Ihnen beliebt." — „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich von Ihrem Geschwätz nichts verstehe, und treiben Sie es damit noch weiter, so soll es Sie gereuen." Der Schreiber wandte sich nun an Gallet. Als dieser seinen Namen angegeben, fragte er ihn: Was ist Ihr Gewerbe? Was treiben, was machen Sie? — „Chansons,"*) — „Nun seh' ich wohl, daß ich den Herrn Commißär wecken muß." — „Nicht doch," fuhr Gallet fort: „stören Sie ihn nicht in seiner Ruhe, lassen Sie „ihn schlafen. Sie sind so außerordentlich aufgeweckt, daß drei Com„mißäre, ohne Schmeichelei gesagt, Sie nicht aufwiegen. Uebrigens mache „ich wirklich Lieder, und sind Sie ein Mann von Geschmack, so müssen „Sie mein letztes Lied auswendig wissen, das seit vier Wochen auf al„len Straßen gesungen wird, und wovon der Refrain so lautet: (Gallet sang ihn sogleich vor.)

Daphnis m' aimoit,
Le disoit
Si joliment,
Qu il me plaisoit
Infiniment.

„Sie sehen," setzte er hinzu: „daß ich Ihnen nichts aufbinde, ich bin wirklich ein Liedermacher, und obendrein" hier machte er eine tiefe

*) Chansons (Lieder) bedeutet auch Possen.

Verbeugung: „Gewürzhändler en gros, Ihnen zu dienen.“ Kaum schwieg Gallet, als Collé, der Verfasser der bekannten Operette: die Jagd, um den Schreiber nicht zum Wort kommen zu lassen, fortfuhr: Ich will „Ihnen die Mühe sparen. mich zu verhören; mein Name ist Karl Collé; „ich bin meines Amtes ein Nichtsthuer, weshalb ich meine ganze Sipp- „schaft zu Feinden habe; indeß wenn Herr Gallet hübsche Verse macht „so sing' ich sie ab. Und sogleich fing er an zu singen:

Avoir dans sa cave profonde
Vins excellens, en quantité;
Faire l' amour, boire á la ronde,
Est la seule félicité.
Il n' est pas de vrais biens au monde
Sans vin, sans amour, sans gaité.

„Und wenn dieser hier,“ er zeigte auf Piron: gute Alexandriner macht, so „deklamire ich sie.“ Und auf der Stelle deklamirte er nun mit Emphase:

J'ai tout dit: tout, Seigneur; cela doit vous suffire,
Qu' on me mène a là mort, je n'ai plus rien a dire.

Beim Schluß dieser Verse nahete sich Collé mit gravitätischem Heldenschritt der Wache, die über dieses burleske Verhör aus vollem Halse lachte. Nur der Schreiber lachte nicht, er wurde wüthend vor Zorn, sprang auf und lief fort, um den Polizeicommissair zu wecken. „Ach, machen Sie uns nicht unglücklich!“ rief Piron ihm im spaßhaften Tone nach: „wir sind Kinder von guter Familie!“ — Der Commissair lag in so tiefem Schlafe, daß er kaum zu erwecken war. Während man ihn munter machte, hatte sich der Schauplatz verändert, und die Scene war auf den Hof verlegt worden. Piron, als der Held des Stückes, spielte seine Rolle mit unerschöpflichem Witze fort, und seine Freunde gaben ihm nichts nach. Die Nachbarn standen von oben bis unten an den Fenstern, mit Lichtern in der Hand, und sie brachen mit der Wache in ein so lautes Gelächter aus, daß der Commissair mehr von diesem Lärm als von den Bemühungen seines Schreibers endlich erwachte. Er kam herunter, taumelnd noch gähnend und die Augen reibend. Das Haus von oben bis unten voll Lichter, der Hof mit Leuten angefüllt, das unmäßige Gelächter der Nachbarn, Männer, Weiber, Kinder, Gesinde, alles im Hemde, die Wache halb ohnmächtig vor Lachen und die Seiten haltend, unsere drei Acteurs in der Mitte stehend und mit komischem Pathos deklamirend,— dies Alles erschien ihm wie ein Traum; er wußte nicht, wo er war; er rieb sich nochmals die Augen, sperrte sie weit auf, sah halb träumend links und rechts umher, gähnte zum letztenmal und kam endlich zur Besinnung. —

„Das ist ein Lärm! — Wie heißen Sie?“ fragte er Piron. Dieser nannte seinen Namen. „Was sind Sie?“ — Ein Dichter — „Ein Dichter!“ — Ja mein Herr, ich bin ein Dichter, ich habe den größten, den edelsten, den erhabendsten Beruf, der Menschen nur zu Theil werden kann, wenn sie ihn wirklich dem Genie verdanken. Welche Schande für einen öffentlichen Beamten den Dichter Piron nicht zu kennen, den Verfasser der undankbaren Söhne, so gerechterweise von ganz Paris beklatscht, den Verfasser des Kalisthenes so ungerechterweise ausgezischt, wie ich so eben dem Publikum in Versen aufs Bündigste bewiesen habe! — Piron hätte diese heftige Peroration noch weiter getrieben, wäre nicht der Commissair mit einer sonderbaren Lebhaftigkeit ihm in die Rede gefallen, mit den Worten; „Ei was höre ich?! Theaterstücke! Sie müssen wissen, daß Lafosse mein Bruder ist, der ganz vortreffliche Trauerspiele geschrieben hat, und unter andern die herrliche Tragödie Manlius. Wie gefällt Ihnen dieses Stück? He? O, mein Bruder war ein Mann von vielem Geist.“ — „Ich glaub' es gern, denn mein Bruder ist nur ein — dummer Teufel, ob er gleich Priester ist und ich Trauerspiele mache,“ versetzte Piron mit einer Art von komischer Begeisternng, indem er sich die übertriebensten Lobsprüche ertheilte. Der Commissair, Herr Lafosse, nahm diesen kecken Ausfall weiter nicht übel. An der lustigen Laune und Furchtlosigkeit der drei Freunde merkte er bald, was es mit dem ganzen Vorfall für ein Bewandtniß haben mochte, und Piron mußte ihm nun die Geschichte erzählen, die ihn sehr belustigte. Er entließ sie hierauf und war so höflich, sie den andern Tag auf Austern einzuladen „Nun lieben Freunde,“ rief Piron, als er aus dem Hause ging: „nun fehlt mir zu meinem Ruhme nichts mehr, denn ich habe die Schaarwache zum Lachen gebracht.“

— Piron. Ein Flugschriftverfertiger sagte einst zu Piron: „Von meiner Flugschrift hat der Verleger in einem Monate vier Auflagen verkauft, indeß der Verleger ihrer Metromanie noch an der ersten zehrt.“ — „Hm,“ antwortete Piron, man kann mit Sicherheit annehmen, daß jährlich zehntausendmal mehr Eicheln verzehrt werden, als Ananas; aber wer verzehrt sie?“

— Piron. Ein nicht sonderlicher Abbé L. . . . wohnte bei einem Hufschmiede im Hause. Jemand fragte Piron: können Sie mir nicht sagen wo der Abbé L. . . . wohnt? — „O ja, bei seinem Schuhmacher.“

— Piron sollte als Mitglied der Akademie aufgenommen werden. Voltaire warnte vor seiner Aufnahme und meinte, diesem Menschen könnte es sogar einfallen, daß er in seiner Antrittsrede selbst diesen gelehrten

Verbeugung: „Gewürzhändler en gros, Ihnen zu dienen.“ Kaum schwieg Gallet, als Collé, der Verfasser der bekannten Operette: die Jagd, um den Schreiber nicht zum Wort kommen zu lassen, fortfuhr: Ich will „Ihnen die Mühe sparen. mich zu verhören; mein Name ist Karl Collé; „ich bin meines Amtes ein Nichtsthuer, weshalb ich meine ganze Sipp„schaft zu Feinden habe; indeß wenn Herr Gallet hübsche Verse macht „so sing' ich sie ab. Und sogleich fing er an zu singen:

Avoir dans sa cave profonde
Vins excellens, en quantité;
Faire l' amour, boire á la ronde,
Est la seule félicité.
Il n' est pas de vrais biens au monde
Sans vin, sans amour, sans gaité.

„Und wenn dieser hier,“ er zeigte auf Piron: gute Alexandriner macht, so „deklamire ich sie.“ Und auf der Stelle deklamirte er nun mit Emphase:

J'ai tout dit: tout, Seigneur; cela doit vous suffire,
Qu' on me mène a lá mort, je n'ai plus rien a dire.

Beim Schluß dieser Verse nahete sich Collé mit gravitätischem Heldenschritt der Wache, die über dieses burleske Verhör aus vollem Halse lachte. Nur der Schreiber lachte nicht, er wurde wüthend vor Zorn, sprang auf und lief fort, um den Polizeicommissair zu wecken. „Ach, machen Sie uns nicht unglücklich!“ rief Piron ihm im spaßhaften Tone nach: „wir sind Kinder von guter Familie!“ — Der Commissair lag in so tiefem Schlafe, daß er kaum zu erwecken war. Während man ihn munter machte, hatte sich der Schauplatz verändert, und die Scene war auf den Hof verlegt worden. Piron, als der Held des Stückes, spielte seine Rolle mit unerschöpflichem Witze fort, und seine Freunde gaben ihm nichts nach. Die Nachbarn standen von oben bis unten an den Fenstern, mit Lichtern in der Hand, und sie brachen mit der Wache in ein so lautes Gelächter aus, daß der Commissair mehr von diesem Lärm als von den Bemühungen seines Schreibers endlich erwachte. Er kam herunter, taumelnd noch gähnend und die Augen reibend. Das Haus von oben bis unten voll Lichter, der Hof mit Leuten angefüllt, das unmäßige Gelächter der Nachbarn, Männer, Weiber, Kinder, Gesinde, alles im Hemde, die Wache halb ohnmächtig vor Lachen und die Seiten haltend, unsere drei Acteurs in der Mitte stehend und mit komischem Pathos deklamirend,— dies Alles erschien ihm wie ein Traum; er wußte nicht, wo er war; er rieb sich nochmals die Augen, sperrte sie weit auf, sah halb träumend links und rechts umher, gähnte zum letztenmal und kam endlich zur Besinnung. —

„Das ist ein Lärm! — Wie heißen Sie?“ fragte er Piron. Dieser nannte seinen Namen. „Was sind Sie?“ — Ein Dichter — „Ein Dichter!“ — Ja mein Herr, ich bin ein Dichter, ich habe den größten, den edelsten, den erhabendsten Beruf, der Menschen nur zu Theil werden kann, wenn sie ihn wirklich dem Genie verdanken. Welche Schande für einen öffentlichen Beamten den Dichter Piron nicht zu kennen, den Verfasser der undankbaren Söhne, so gerechterweise von ganz Paris beklatscht, den Verfasser des Kalisthenes so ungerechterweise ausgezischt, wie ich so eben dem Publikum in Versen aufs Bündigste bewiesen habe! — Piron hätte diese heftige Peroration noch weiter getrieben, wäre nicht der Commissair mit einer sonderbaren Lebhaftigkeit ihm in die Rede gefallen, mit den Worten; „Ei was höre ich?! Theaterstücke! Sie müssen wissen, daß Lafosse mein Bruder ist, der ganz vortreffliche Trauerspiele geschrieben hat, und unter andern die herrliche Tragödie Manlius. Wie gefällt Ihnen dieses Stück? He? O, mein Bruder war ein Mann von vielem Geist.“ — „Ich glaub' es gern, denn mein Bruder ist nur ein — dummer Teufel, ob er gleich Priester ist und ich Trauerspiele mache,“ versetzte Piron mit einer Art von komischer Begeisternng, indem er sich die übertriebensten Lobsprüche ertheilte. Der Commissair, Herr Lafosse, nahm diesen kecken Ausfall weiter nicht übel. An der lustigen Laune und Furchtlosigkeit der drei Freunde merkte er bald, was es mit dem ganzen Vorfall für ein Bewandtniß haben mochte, und Piron mußte ihm nun die Geschichte erzählen, die ihn sehr belustigte. Er entließ sie hierauf und war so höflich, sie den andern Tag auf Austern einzuladen „Nun lieben Freunde,“ rief Piron, als er aus dem Hause ging: „nun fehlt mir zu meinem Ruhme nichts mehr, denn ich habe die Schaarwache zum Lachen gebracht.“

— Piron. Ein Flugschriftverfertiger sagte einst zu Piron: „Von meiner Flugschrift hat der Verleger in einem Monate vier Auflagen verkauft, indeß der Verleger ihrer Metromanie noch an der ersten zehrt.“ — „Hm,“ antwortete Piron, man kann mit Sicherheit annehmen, daß jährlich zehntausendmal mehr Eicheln verzehrt werden, als Ananas; aber wer verzehrt sie?“

— Piron. Ein nicht sonderlicher Abbé L. . . . wohnte bei einem Hufschmiede im Hause. Jemand fragte Piron: können Sie mir nicht sagen wo der Abbé L. . . . wohnt? — „O ja, bei seinem Schuhmacher.“

— Piron sollte als Mitglied der Akademie aufgenommen werden. Voltaire warnte vor seiner Aufnahme und meinte, diesem Menschen könnte es sogar einfallen, daß er in seiner Antrittsrede selbst diesen gelehrten

Körper beleidige. Man schwankt nun zwischen Ja und Nein, bis man sich entschließt den Abbé de la Ville, einen alten Diplomaten, an ihn abzusenden, um seine Gesinnungen zu erforschen. Piron ist ganz gerührt von der Ehre dieses Besuches, und der Abbé versichert ihn, daß seiner Aufnahme kein Hinderniß im Wege stehe, wenn man nur vorerst seine Antrittsrede kennen werde. — „Meine Antrittsrede? sagte Piron, „die soll in acht Tagen fertig sein." — „Und Sie wollen sie mir mittheilen?". — Vom Herzen gern." — Und nach acht Tagen erschien der Abbé wieder. Piron ist fertig und versichert, daß er sich ganz kurz gefaßt habe. Der Abbé will nun die Rede sehen. Piron aber bittet ihn, ihn anzuhören. Ich denke mir das Ding so, fängt er an, am Tage der Aufnahme begebe ich mich in den Sitzungssaal. Der Präsident steht auf und spricht: „Herr Piron, die Akademie nimmt Sie zu ihrem Mitgliede auf." — hierauf setzt er sich. Ich aber verneige mich tief und erwidere: „Herr Präsident, ich bedanke mich vielmals." — Darauf steht er wieder auf und spricht höflich: „Sie haben wahrlich keine Ursache." — — Dies Bonmot schloß ihm die Thüre der Akademie für immer. —

Poinsinet befand sich, wie viele seiner Brüder in Apollo, in sehr dürftigen Umständen, und er hatte bei Keinem den geringsten Kredit. Ganz an Kleidungsstücken abgerissen, ging er zu einem Schneider, den er kannte, und bat ihn um einen Rock auf Borg, mit der Versicherung, er würde ihm die Schuld dafür unfehlbar in einigen Tagen abtragen, denn schon diesen Abend werde sein Stück: „Tom Jones" aufgeführet, und von dem Antheil an der Einnahme solle er befriedigt werden. Zugleich händigte er ihm zwei Freibillets ein, um sich von der Wahrheit seiner Angabe selbst zu überzeugen. Der Schneider nahm diese Einlaßkarten, und bestellte den Dichter auf den folgenden Morgen. Er ging mit seinem ersten Gesellen ins Schauspielhaus, und sah sehr aufmerksam der Vorstellung zu. Ein Polizeioffiziant stand nicht weit von ihm. Er hörte mehrmals den Schneider seinem Gesellen zuflüstern: „Soll ich zuschneiden?" Der Polizeibeamte hielt den Frager und seinen Nachbar für ein Paar Beutelschneider, ohne Umstände winkte er sie von ihren Sitzen, und befahl ihnen ernst: ihm zu folgen. Zitternd gehorchten sie, und nun erklärte er: wie er sie wegen der verdächtigen Aeußerung verhaften müsse. Der Schneider schöpfte wieder neuen Athem, sagte ihm den Zusammenhang und daß er lediglich seinem Gesellen diese Frage gemacht, weil er sich nicht auf Theaterstücke verstände, seinem Gesellen aber darin mehr Beurtheilung zutraute, um sich darnach in Ansehung des von Poinsinet verlangten Rockes zu richten. Der Polizeioffiziant mußte selbst über

seinen Mißgriff lachen, und entließ den Schneider und seinen Gehülfen mit der Versicherung: „Es ist keine Gefahr beim Zuschneiden. Das Stück gefällt."

Pfeffel. Ein junger Mann brachte Pfeffel mehrere seiner poetischen Versuche, die aber keinen Funken eigenthümlichen dichterischen Geistes, sondern nur Reminiscenzen aus andern Dichtern verriethen, um sein Urtheil darüber zu fällen. Pfeffel gab ihm mit vieler Schonung zu verstehen, daß er an seinem inneren Berufe zum Dichter zweifle, und machte ihn auf mehrere Worte oder solche Stellen aufmerksam, wo lediglich der Reim den Gedanken oder ein oft schielendes Bild erzeugt hatte. — Der Dichterling, darüber empfindlich, meinte: in dem Feuer der Begeisterung könne man die Worte nicht immer auf der Goldwage legen. Da sagte endlich Pfeffel: „Von dichterischem Feuer habe ich nichts verspürt. Ich will Ihnen meine aufrichtige Meinung ein für alle Mal unverhohlen sagen: Entweder bringen Sie mehr Feuer in Ihre Gedichte, oder werfen Sie solche in's Feuer."

— Pfeffel. Ein anderes Mal wurde er von einem sehr langweiligen Menschen, der viel und beständig in demselben Tone sprach, belästigt. Eines Tages, als er ihm durch unaufhörliches, unsinniges Reden besonders unerträglich wurde, sagte Pfeffel, den Verlust seines Augenlichts benutzend: „Aber mein Herr, was für ein schlechtes Buch lesen Sie mir denn da vor?" Dieser Fingerzeig blieb nicht ohne Wirkung, der Schwätzer kam nicht wieder.

— Pfeffel. Der gute blinde Pfeffel konnte laut auflachen, so oft ihm Jemand im Gespräch sagte: „Sehen Sie nur, lieber Pfeffel!"

— Pfeffel. Als die blinde Tonkünstlerin Therese Paradies nach Colmar zu Pfeffel kam, ließ er ihr folgende, aus dem Stegreife verfertigte Verse in ihr Stammbuch schreiben:

O weh', Therese! weh' dem Mann,
Der nicht, vor Wonne, Dich zu hören,
Wie wir, des Augenlichts entbehren
Und Ohr und Herz nur werden kann!

Pestalozzi. Zu Yverdun saßen einst mehrere Fremde, die aus verschiedenen Weltgegenden gekommen waren, Pestalozzi's Methode zu studiren, wohlgemuth beisammen, als Pestalozzi selbst zu ihnen hereintrat. Er erwiderte still ihr freundliches Willkommen und seine Miene verrieth Mißmuth und tiefen Schmerz. — Immer das Beste der Menschheit im reinen Herzen tragend, immer dafür seine Zeit, seine Kraft, seine Ruhe opfernd, sah er sein Thun noch immer verkannt von Unzähligen

seinen Arbeiten immer neue Hindernisse entgegengestellt, statt der Ermunterung kleinlichen Neid, statt der Hilfe Schadenfreude. — Man wollte ihn beruhigen; es war umsonst. — „Nicht doch, nicht doch," sagte er, „macht doch lieber ein Pasquill auf mich, das nur fehlt noch! Ich will's selbst austheilen."

Es half kein Gegenreden. Halb im Scherz, halb im Ernst, forderte er dringend einen jungen, talentvollen Mann auf, der, ohne Dichter sein zu wollen, doch einen leichten Vers bauen konnte, das Pasquill zu machen. — Dieser, um die gute Laune des Freundes wieder herzustellen, machte folgendes Impromptu, setzte es sogar aus dem Stegreife in Musik und sang es ihm am Fortepiano vor:

Von einem Thoren will ich euch,
  Ihr Leutchen, was erzählen.
Doch — aber welchen soll ich gleich
  Aus so vielen tausend wählen?
Wohlan, so schließt die Ohren auf,
Und nehmt die andern mit in Kauf;
  Mein Narr heißt — Pestalozzi.

Da lugt euch dieses Menschenkind
  Durch seine trübe Brille,
Sieht nicht, wie weit die Menschen sind,
  Und meint, sie stünden stille.
Der Thor! der nur für andre sorgt,
Und hat er nichts, für andre borgt,
  Und sich darob vergisset.

Zwar hat er einst ein Buch gemacht,
  Das bracht' ihm große Ehre,
Weil's wohl in mancherlei Betracht
  Nicht gar so übel wäre.
Nun hätt' er aber wohl gethan,
Er hatte sich von Stunde an
  Zur feinern Welt gehalten.

O weit gefehlt! er ißt und spricht
  Mit Zöllnern und mit Sündern,
Er Abecet — und schämt sich nicht —
  Mit schmutz'gen Bettlerkindern;
Denkt nicht, daß Gott, der Tag und Nacht,
Der Würmer für den Staub gemacht,
  Daß der auch Bettler machte.

Dann schuf er gar, o Jemine!
  Ein funkelnagelneues
Und unerhörtes Abece,
  Und meint dabei, er sei es!

Und dieses Abece besteht —
Ihr glaubt es nicht, d'rum kommt und seht —
Aus Strichen und Figuren.

Denkt! rechnen lehret er daran
Sogar die Bettelknaben.
Du lieber Gott! was werden dann
Die einst zu rechnen haben?
Und wenn auch; ei so gönn' ich gern
Die Arbeit den gelehrten Herr'n,
Die wollen ja auch leben.

Auch daß er viel zu denken gibt,
Ist gegen alle Regel;
Der Denker, der die Kegel schiebt
Und nicht Er selbst, der Kegel.
Der Bauer soll, wie sich's gehört,
Den Herr'n, die fürnehm und gelehrt,
Das Denken überlassen.

Das ärgste kommt! den Weibern gar
Thut er den Krieg erklären;
Die sollen schon im ersten Jahr
Die Kinder selber lehren.
Das geht ja nicht in Ewigkeit:
Denn sagt, wo nähmen sie die Zeit
Zum Tanz und zu Visiten?

Und dieses Narren Weisheit geht
Der Dän' und Preuß' zu holen,
Es komm der Deutsche und der Schwed'
Und selbst der Mann aus Polen.
Am Ende kommt aus Lybia
Und aus Mesopotamia
Der Parth' und Elamiter.

Das Leuté! das verwirret mich.
Gebührt ihm so viel Ehre?
Wer ist ein Narr: Er oder ich?
Und wenn nun Ich es wäre;
Dann bät' ich: lieber Herre Gott!
Die falsche Weisheit mach' zu Spott!
Laß Alle Narren werden!

Ueberrascht fiel der gute Pestalozzi seinem Pasquillanten um den Hals, versöhnt mit sich und der Welt.

— Nachdem Pestalozzi Yverdun verlassen hatte, beschäftigte er sich auf seinem Gute Neuhoff viel mit zwei- bis dreijährigen Kindern, und beabsichtigte, ungeachtet aller nachtheiligen Urtheile über sich selbst

und seine Versuche, noch Entdeckungen in der frühesten Entwickelung des Kindes. Kurz vor seinem Tode besuchte er das nur einige Meilen entfernte Waisenhaus in Beuggen. Zeller, der Vorsteher desselben, von seiner Ankunft benachrichtigt, empfing ihn feierlich. Der wankende Greis trat durch eine Reihe von hundert Kindern in die Anstalt, wurde mit Gesang begrüßt, und von den Lehrern in den großen Saal geleitet. Hier nöthigte man ihn, den Lehrstuhl einzunehmen. Der kleine Sohn Zellers wurde emporgehoben, um Pestalozzi einen Eichenkranz aufzusetzen. Allein dies gab er nicht zu, sondern nahm den Kranz und legte ihn auf den Kopf des Kindes, mit den Worten:

„Nicht mir, der Kranz gehört der Unschuld!"

Er war sehr bewegt, sich in einer wohl eingerichteten Armenanstalt zu befinden, in einer Anstalt, deren Leitung er sich früher zur Aufgabe seines Lebens machte. Die Kinder stimmten darauf in einer sanften und rührenden Weise den Vers aus Lienhard und Gertrud, einst von ihm gedichtet an:

Der Du vom Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Entzücken füllest,
Ach, ich bin des Umtriebs müde,
Bangen Schmerzens, wilder Lust!
Süßer Friede! Süßer Friede!
Komm', ach komm' in meine Brust!

Pestalozzi rollten Thränen herab; auch die Kinder weinten, alle Anwesenden waren gerührt. Der ehrwürdige Greis wollte sprechen, konnte aber vor Wehmuth nichts hervorbringen, als:

„Mein Herz ist voll — Gott walte über Euch!"

Petöfi, der populärste Dichter Ungarns, liebte es sehr, äußerlich den Sonderling zu spielen. Er trug sich immer so, daß, wer ihn zum ersten Male sah — von ihm träumen mußte. Bald trug er Hüte, so geformt wie die kupfernen Kessel, oder ganz merkwürdige, abenteuerliche Mützen, bald wieder Oberröcke von noch nie gehörter und nie gesehener Konstruktion und einen Dolmány aus geblümtem Atlas. Und that er dies vielleicht, um so die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken? O nein! Im Gegentheil! Er war jeder neuen Bekanntschaft nur sehr schwer zugänglich, kam den Leuten kalt und stolz entgegen und sprach sehr wenig. Einmal brachte er wieder eine neue Mode auf und trug eine runde Astrakanmütze, verbrämte Mente a la Csokonai und ungarische Stiefelhosen. Zur Zeit dieser Csokonaimode war Franz Lißt in Pest. In einem seiner Concerte

bemerkte Petöfi unter den Zuhörerinnen ein wunderschönes Mädchen und vertiefte sich so in ihrem Anblicke, daß er sicher gern geglaubt hätte, daß Egressy am Flügel sitzt und Lißt declamirt. Seine Freunde, die in seiner Nähe standen, bemerkten sein Entzücken bald, und einer von ihnen, der gern höhnte, sagte ihm, er solle dem schönen Kinde doch nicht zu tief in die Augen schauen, denn dies könnte nur traurige Folgen für ihn haben. „Wie so?" frug der Dichter stolz. — „Die Tochter eines der reichsten Banquiers von Pest ist nichts für arme Burschen unseres Gleichen!" — Petöfi's ganzer Stolz erwachte bei diesen Worten in ihm. Also der Seelenreichthum eines Dichters verdient nicht einmal einer geringen Erwähnung neben den Schätzen des Banquiers? — „Und doch werde ich um die Hand dieses Mädchens anhalten," sagte er, als sie das Concert verließen. Seine Freunde glaubten, daß dies blos ein Scherz von ihm sei und lachten darüber. Diese Zweifel und das Gelächter brachten ihn noch mehr auf. Am anderen Tage suchte er den Freund auf, der ihn zuerst durch seine Bemerkung im Saale gereizt und bat ihn, sich zu überzeugen, ob er in der Ausführung hinter seinen Worten zurückbleiben werde und ihn zu dem Banquier zu führen, denn er sei gesonnen, noch heute um die Hand dieses Mädchens anzuhalten. Dieser war auch der Meinung, daß dies nur ein Spaß von Petöfi sein könne und führte ihn bis zur Thüre des Banquiers. Doch als er sah, daß er wirklich ernsthaft eintreten will, nahm er sein ganzes Rednertalent zu Hilfe, um ihn von seinem Vorhaben wieder abzubringen. Petöfi aber entriß sich seinen Händen und trat ein. Er fand den allgemein geachteten Mann in seinem Comptoit unter seinen Papieren sitzen, stellte sich ihm, ohne viele Umschweife zu machen, vor und sagte ihm, daß er mit dieser Visite nichts anderes bezwecke — als um die Hand seiner Tochter anzuhalten.

Der Banquier war ein wackerer Mann mit feinen Manieren, in der Literatur sehr bewandert und ein echter Patriot. Er entgegnete, daß er längst das Vergnügen habe, ihn aus seinen Werken zu kennen und es sich zur besonderen Ehre gereichen lasse, nun auch seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. „Was jedoch Ihr Anliegen betrifft," sagte er dann weiter, „habe ich zwar auch nicht im geringsten eine Ausstellung zu machen, bemerke Ihnen aber, daß ich in diesem Punkte die Entscheidung meiner Tochter ganz allein überlasse." Er machte ihn dann nur noch auf die Form aufmerksam, daß er sich durch irgend einen Bekannten des Hauses seine Tochter vorstellen lassen möge — und bezeichnete ihm auch durch wen. Damit reichte er dem Dichter herzlichst die Hand, Petöfi nahm seine Mütze, wünschte ihm einen guten Tag und dachte nie mehr

an die ganze Geschichte — als ob gar nichts vorgefallen wäre. Er ließ sich auch nie in jenem Hause einführen. Er wollte blos beweisen, daß er Muth genug besitze, um, was er damals ausgesprochen — auch auszuführen. Solch ein närrischer Kautz war er, wenn man ihn in Zorn brachte. Seine Liebe war, wie sein Haß — grenzenlos. Ein flüchtiger Augenblick war oft hinreichend, daß er einen Mann seinen Freund nannte — einer Dame seine Liebe gestand und wieder ein Augenblick war genügend, daß er mit Haß erfüllt ward gegen sein Liebstes.

Eine originelle Geschichte ist ihm auch einmal im Theater passirt. Er kam zufällig neben eine sehr liebenswürdige junge Künstlerin zu sitzen. Während der erste Akt spielte, lernten sie sich kennen, — während des zweiten schwuren sie sich schon ewige Liebe, — den Schluß des dritten warteten sie gar nicht ab, sondern eilten zum Pfarrer und baten ihn, daß er sie sofort kopuliren möge. Zu ihrem Glücke antwortete ihnen der hochwürdige Herr Sz . . . i, daß es nicht üblich, sich bei Kerzenschein trauen zu lassen, zudem sei dies ohne Dispens überhaupt gar nicht möglich — sie mögen die Güte haben und vorher die Dispens besorgen. Anstatt dann die Dispens eiligst einzuholen, ließ sich die schöne kleine Künstlerin von einem anderen Manne heiraten. — Petöfi hatte auch wahrscheinlich etwas anderes im Kopfe, kurz — ihre Wege führten sie nie mehr zusammen.

Rabelais war Arzt in Montpellier. Der Kanzler Duprat hatte durch einen Beschluß des Parlaments der dortigen medicinischen Facultät viele Privilegien geraubt. Alle diesfällige schriftliche Vorstellungen an den Kanzler blieben ohne Erfolg. Da beschloß Rabelais, das Anliegen der Facultät mündlich vorzutragen. Mehrmals hatte er um eine Audienz bei Duprat gebeten, aber da er seinen Namen nannte, und dieser die Absicht seines Besuches errieth, so wurde er nie vorgelassen. Er sann nun auf eine List, seinen Zweck zu erreichen. Er redete den Schweizer des Kanzlers Lateinisch an; dieser verstand ihn nicht und rief einen Menschen, der der lateinischen Sprache mächtig war. An solchen richtete er seine Anrede in griechischer Sprache; ein dieser Sprache Kundiger wurde aufgesucht. Rabelais sprach Hebräisch mit ihm. Es blieb also nichts übrig, als dem Kanzler zu melden, es sei ein Mensch da, der

eine Menge Sprachen spräche, aber den doch Keiner verstehen könne Duprat fiel dies auf; er war neugierig, den Fremden selbst zu sehen und zu sprechen. So erhielt er Zutritt zu dem Kanzler. Die Art, wie sich Rabelais bei ihm eingeführt, hatte den Kanzler schon zu seinen Gunsten gestimmt; sein Benehmen und die Gründe, die er zum Besten der Facultät mit vieler Gewandtheit vortrug, brachten Duprat auf andere Gedanken; der Beschluß des Parlaments wurde zurückgenommen.

— Rabelais konnte sich, so lange er in Rom war, nicht entschließen, den Gesandten zur Audienz beim Papst zu begleiten. Man fragte ihn eines Tages nach der Ursache. „Ich habe," antwortete er, „einen unüberwindlichen Abscheu vor bösen Gerüchen. Mein Herr, der Gesandte eines großen Königs, ist genöthigt, dem Papste die Füße zu küssen; was möchte denn mein Loos sein, der ich nur ein armer Arzt bin? Mein Gott, was würde ich vielleicht küssen müssen?"

— Als Rabelais einst in einem Gasthofe zu Lyon sich ohne Geld befand, fiel ihm ein lustiger Kunstgriff ein, die Reise nach Paris in Gesellschaft zu machen, und zwar ohne daß es ihm etwas kostete. Er machte ein Dutzend kleiner Papierdüten, die er mit Asche füllte, und setzte die Aufschrift darauf: „Poison pour le Dauphin, Poison pour la Reine, Poison pour le Ministre" etc. Der Gastwirth bemerkte es und ließ ihn sogleich verhaften. Ohne ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sagen, ließ sich Rabelais abführen. Man schickte ihn nach Paris, auf Kosten des Königs, mit einer starken Wache, und behandelte ihn wie einen hohen Gefangenen. In Paris verlangte er, vor dem König erscheinen zu dürfen, dem er, wie er sagte, Alles entdecken wolle. Man stellte ihn dem Monarchen als einen Giftmischer vor. Dieser jedoch, der ihn gut kannte, zweifelte nicht, daß hier ein Irrthum obwalte, und konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er den Kunstgriff vernahm, wodurch sich Rabelais aus der Verlegenheit gezogen.

— Rabelais. Der Cardinal du Bellai schickte zu dem kranken Rabelais einen Pagen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Rabelais unterhielt sich eine Weile mit dem Pagen auf eine muntere, scherzhafte Weise; aber auf einmal fühlte er die Annäherung seiner letzten Augenblicke, und sagte nun zu ihm: „Geh' und berichte Sr. Eminenz den Zustand, worin Du mich siehst; ich gehe, ein großes Vielleicht aufzusuchen (je m'en vais chercher un grand pèut-être), zieh' den Vorhang zu, die Posse ist ausgespielt."

— Rabelais erhielt folgende Grabschrift:

Pluton, Prince du noir Empire
Où le rire ne vient jamais,

Reçois aujourd'hui **Rabelais**,
Et vous aurez tous de quoi rire.

Pluto, Fürst der Finsterniß,
Die kein Lacher je ergötzt,
Rabelais kommt zu dir jetzt,
Und ihr Alle lacht gewiß.

Rollenhagen gerieth in den Verdacht der Ketzerei. Man schickte einen Geistlichen an ihn ab, um ihn zu fragen, was er eigentlich glaube? — Rollenhagen beantwortete diese Frage dem Abgeordneten mit den lakonischen Worten: „Ich glaube, daß ich nicht recht klug bin.“ — „Ohne Scherz, ich frage Sie noch einmal, sagen Sie mir aufrichtig, was Sie glauben?“ — „Ich glaube, daß auch Sie nicht recht klug sind.“ — „Wie, ich? Gottlob, ich bin noch klug und ich will im Ernste mit Ihnen sprechen.“ — „Ja, das sind eben die Schlimmsten, die sich klug zu sein dünken und es doch nicht sind.“

— Rollenhagen setzte unter sein Bildniß:

Ingenio facilis, morboso corpore pauper,
Sacra docens pueros, invidiamque ferens.
Agnosco propera toleranda pericula mortis.
Quid faciam? Credam, Christe benignó Tibi.

— Rollenhagen sprach in den letzten Augenblicken seines Lebens: „Cupio dissolvi et esse cum Christo“; auch im gewöhnlichen Leben pflegte er zu sagen: „Curis ad preces compellor et precibus curas depello.“

Rollin, Charles, sollte nach der Bestimmung seines Vaters, wie dieser Messerschmied werden. Zufällig entdeckte ein Benedictiner die vielversprechenden Anlagen des Knaben, verschaffte ihm eine Freistelle in einem Colleg und Rollin widmete sich den Wissenschaften. Er glaubte aber nicht, daß der Sohn eines rechtlichen Handwerkers seinen Ursprung zu verläugnen habe; einst war er bei einem Herzoge zur Tafel geladen, wo auch der Pater Poukonzet speisete. Der letztere sollte einen Wildpraten vorlegen, aber das ihm dazu gereichte Messer wollte nicht schneiden. Da reichte ihm Rollin sein Messer hin und sagte: „Nehmen Sie dies Messer, es ist schärfer; ich verstehe mich darauf, denn ich bin der Sohn eines Messerschmieds.“

— Rollin schenkte einst einem Freunde ein Messer zum neuen Jahr und schrieb ihm dazu:

Wenn Dir mein Angebinde, Freund!
Mehr ein Geschenk Vulkans, als der neun Musen scheint,
So wundere Dich nicht, da ich es nicht verhehle,
Wie ich den mühevollen Pfad
Zum Musensitz, zum Helikon, betrat.
Denn er begann von der Cyklopen-Höhle.

Racine war bekanntlich von Adel, nannte sich aber niemals de Racine. Er hatte auch sogenannte sprechende Wappenthiere, nämlich eine Ratte und einen Schwan; allein er ließ die Ratte fort und führte blos den Schwan im Schilde.

— Racine ward zu Port-Royal erzogen. Der sehr gelehrte Lanclot-Kirchner dieser Abtei, unterrichtete ihn im Griechischen und brachte ihn in kaum einem Jahre so weit, daß er die Tragödien des Sophokles und Euripides vollkommen verstehen konnte. Diese entzückten ihn denn auch so sehr, daß er fast den ganzen Tag auf das Studium dieser Dichter verwendete, und sie sogar auswendig lernte, während er in den einsamen Gehölzen von Port-Royal umherwandelte. Als Racine sich den Roman „Theogenes und Chariclea" im Griechischen zu verschaffen gewußt hatte, und sein Lehrer dieses erfuhr, nahm er ihm das Buch weg und verbrannte es; acht Tage darauf hatte Racine ein anderes Exemplar, welches dasselbe Schicksal erlitt. Da kaufte der Jüngling ein drittes und nachdem er es auswendig gelernt hatte, übergab er es seinem Lehrer mit der Bemerkung: nun könne er auch dieses verbrennen.

— Racine. Als Ludwig XIV. seine Armee zur Belagerung von Mons abführte, befahl er seinen beiden Geschichtsschreibern, ihm zu folgen. Aber Racine liebte das behagliche Leben zu sehr, um diesem Befehle Folge leisten zu können. Er blieb zurück. Bei der Rückkehr des Königs machte dieser dem Dichter Vorwürfe, worauf derselbe höchst geistreich erwiderte: „Sire! meine Garderobe war nicht im Stande, sogleich folgen zu können; ich bestellte augenblicklich meine Feld-Equipage, aber Ew. Majestät hatten weit schneller die belagerte Stadt erobert, als meine Kleider in Stand gesetzt werden konnten."

— Racine liebte lange Zeit Frl. Champmelé, seine Neigung verlor sich aber, als dieselbe ihn verließ und mit Clermont-Tonnere in ein vertrauliches Verhältniß trat. In Folge dessen sagte man damals folgendes Wortspiel: qu'un Tonnere l'avait déracinée. (Ein Donner habe sie von der Wurzel losgerissen.)

— Racine gab seinen Kindern folgende Mahnung: „Wenn ihr in der Welt Leute findet, die aus meinen Trauerspielen nicht viel machen, oder sie durch scharfe Kritiken angreifen, so gebt ihnen weiter nichts zur

Antwort, als daß ich Alles gethan habe, was ich konnte, um dem Publicum zu gefallen, und daß ich gewünscht habe, es noch besser machen zu können.

— Racine. „Ich erinnere mich," erzählt Valincourt, „daß, als ich eines Tages mit Boileau, Nicole und einigen andern Freunden bei Racine zu Auteuil war, wir ihn auf Sophokles' „Oedip" brachten. Er las uns ihn ganz vor, indem er ihn sofort übersetzte, und ward dabei so gerührt, daß wir Zuhörer alle von den Empfindungen des Mitleids durchdrungen wurden, welches die Tragödie einflößte. „Ich sah," fährt Valincourt fort, „unsere besten Schauspieler auf dem Theater unsere besten Stücke darstellen; aber nie kam es dem Gefühle gleich, das Racine durch seine Declamation anzuregen wußte. Noch jetzt, da ich dieses schreibe, ist's mir, als säh' ich Racine, das Buch in der Hand, und wir erschüttert um ihn." — Es gibt wenig Menschen, die vollkommen gut zu lesen wissen.

— Racine. Der König ließ sich gerne von Racine vorlesen, weil er die besondere Gabe, die Schönheiten eines Werkes, das er vorlas, fühlbar zu machen, besaß. Als der König einst sich nicht wohl befand, befahl er, daß Racine ihm das Buch wählen solle, das ihm die Zeit kürze. Racine schlug ihm eine Lebensbeschreibung aus dem Plutarch vor. Das ist alt-französisch, sagte der König. Racine erwiderte, daß er im Lesen versuchen wolle, die alten Redensarten zu verändern und die Worte, die seit den Zeiten des Amyot nicht mehr gebräuchlich seien, durch neue und zeitgemäßere zu ersetzen. Racine that es, und zwar zur vollkommenen Befriedigung des Königs, der sein Erstaunen und seine Bewunderung über diese gewiß nicht leichte Improvisation zu erkennen gab.

— Ein Oheim Racine's, ein Canonicus, trat ihm seine Pfründe ab; da aber der Erstere damit zögerte, das Ordenskleid zur vorschriftsmäßigen Zeit anzulegen, so machte ihm ein anderer Expectant diese Pfründe streitig und kam auch zu ihrem Besitz. Racine erhob deshalb einen Proceß, den er aber verlor. Dieser Umstand veranlaßte ihn, das Lustspiel: „Les Plaideurs" zu schreiben. Bei den ersten beiden Vorstellungen auf der Bühne liefen die Schauspieler Gefahr, ausgepfiffen zu werden, sie wagten es also nicht, es noch einmal aufzuführen. Molière jedoch, ob er gleich damals mit Racine gespannt war, ließ sich nicht durch das Urtheil des Publikums täuschen und sagte, als er das Theater verließ: „Diejenigen, die sich über dies Stück aufhalten, verdienen es mit größerm Recht, daß man sich über sie aufhalte." Nach Verlauf eines Monats spielten die nämlichen Schauspieler einst in St. Germain vor

dem Hofe. Sie waren in Verlegenheit, welch' ein kleines Stück, sie nach der Darstellung einer Tragödie, noch folgen lassen sollten. Sie wagten es, „Les Plaideurs“ zu geben. Ludwig XIV., so ernsthaft er war, fiel dies Lustspiel auf, er brach sogar einigemal in ein lautes Lachen aus, und nicht blos aus Höflichkeit stimmte der Hof in dies Lachen ein. Die Schauspieler beschlossen, nach ihrer Abfahrt von St. Germain, sogleich Racine mit diesem ihm schmeichelhaften Ereignisse bekannt zu machen. Mitten in der Nacht fuhren also drei Wagen vor Racine's Wohnung. Drei Wagen um Mitternacht in einer abgelegenen Gasse, wo man seit undenklichen Zeiten so viele nie auf einmal gesehen hatte: dies brachte die ganze Nachbarschaft in Aufruhr. Man öffnete in allen Stockwerken die Fenster und schaute neugierig umher. Alle drei Wagen hielten vor Racine's Wohnung, und es war nun bald außer Zweifel, daß der Verfasser des Stücks „Les Plaideurs“, weil er die Richter darin schonungslos behandelt hatte, verhaftet werden solle; die Sache schien um so wahrscheinlicher, da man schon wußte, daß ein alter Gerichtsrath eine förmliche Klage wider den Dichter erhoben habe. Den Tag darauf war es fast durch ganz Paris verbreitet, Racine sei nach der Conciergerie gebracht worden.

— Racine. Wenn Narcissus dem Nero (im Britannicus) die Reden vorhält, die man wider ihn führt, so sagt er ihm, daß man seine Begierde, durch Vorzüge zu glänzen, die nicht Vorzüge eines Kaisers sind, tadle.

Il excelle à conduire un char dans la carriére,
à disputer des prix indignes de ses mains,
à se donner lui-même en spectacle aux Romains,
à venir prodiguer sa voix sur un Thèâtre. *)

Diese Verse machten den jungen Monarchen, welcher bisweilen im Ballet getanzt hatte, aufmerksam, und obgleich er ein vortrefflicher Tänzer war, so wollte er doch, seitdem er diese Worte gehört, sich bei keinem Ballet mehr sehen lassen und nahm sich's zur Lehre, daß ein König sich nicht zum Schauspieler machen soll.

— Racine. Zu der Zeit, als Racine das Trauerspiel „Mithridates“ schrieb, ging er jeden Morgen nach den Tuilerien, wo stets allerhand Leute arbeiteten. Als Racine nun anfing, seine Verse laut abzu-

*) Er weiß vortrefflich einen Wagen in der Rennbahn zu führen, Preise, seiner Hände unwürdig, zu erstreiten, sich selbst den Römern zum Schauspiel zu machen und seine Stimme auf dem Theater zu verschwenden.

lesen und nicht eine einzige Person im Garten gewahr wurde, sah er sich dennoch auf einmal von Allen, die darin arbeiteten, umringt. Diese Leute verließen ihre Arbeit und richteten ihr strenges Augenmerk auf ihn, weil sie ihn für einen Menschen hielten, der aus Verzweiflung sich dort ertränken wollte.

— Racine. Als Molière seinen „Menschenfeind" zur Darstellung brachte, lebte er mit Racine nicht im besten Einverständniß. Ein Schmeichler glaubte Racine ein Vergnügen zu machen, wenn er ihm nach der ersten Vorstellung die Nachricht brächte, daß das Stück nicht angesprochen habe. „Nichts ist so frostig als dieses Stück," sagte der Schmeichler zu Racine, „Sie dürfen mir es glauben, ich habe der Vorstellung beigewohnt." — „Sie sind drinnen gewesen," antwortete Racine, „und ich nicht, dessenungeachtet glaube ich es nicht, weil es unmöglich ist, daß Molière ein schlechtes Stück geschrieben hat; gehen Sie nächstens wieder hinein und achten Sie besser darauf."

— Racine liebte Despreaux zärtlich und sagte zu ihm, als er ihn das letzte Mal umarmte: „Ich sehe es als ein Glück für mich an, daß ich später sterbe als Sie."

— Racine ward einst gefragt, warum er in seinem Trauerspiel „Phädra" den Hippolyt verliebt dargestellt. „Was würden sonst unsere Petitmaîtres gesagt haben?" entgegnete Racine.

— Racine, der in seiner letzten Krankheit drei Wochen lang mit einer großen Trockenheit der Zunge und der Kehle geplagt ward, sagte blos ohne weitere Klage: „Ich will diese Plage als eine Züchtigung von Gott gerne annehmen, wenn ich nur damit für das Vergnügen, das ich so oft an den Tafeln der Großen genossen, büßen könnte."

Rousseau. Jean Jacques, war eine Zeitlang Secretair des französischen Gesandten in Venedig, Herrn v. Montaigu, aber damals von dem Ruhme, welchen ihm nachher seine unvergleichlichen Schriften erworben haben, noch weit entfernt, ungeachtet sein excentrischer Charakter, der ihn selbst oft so unglücklich machte, sich schon deutlich genug ankündigte. Als der Gesandte, der vormals in dem französischen Garde-Regiment gedient hatte, in Venedig hörte, daß der Herzog von Biron zum Marschall ernannt war, wollte er seinem vorigen Ober-Befehlshaber dazu Glück wünschen, und trug daher seinem Secretair auf, ihm einen Brief aufzusetzen, der für einen Mann passend wäre, der zwar ehemals die Ehre gehabt hätte, unter dem Herzoge zu dienen, aber vermöge seines jetzigen Postens ihm gewissermaßen gleich stände. Ließ sich Rousseau durch die Gewohnheiten seiner bisherigen Stellung, oder

durch eine zügellose, immer in Extremen umherschweifende Phantasie verleiten, — genug, der Brief, welchen er abfaßte und dem Gesandten zur Unterschrift vorlegte, war so niedrig schmeichelhaft und kriechend, daß dieser, höchst aufgebracht, ihn zerriß, den Secretair wegen seiner Ungeschicklichkeit ausschalt und ihm befahl, einen andern aufzusetzen, der seines Ranges würdig sei. Rousseau machte sich also von Neuem an die Arbeit, nahm aber diesmal einen so hohen, vornehmen und unverschämten Ton an, daß der Gesandte ihm nicht nur den Brief beinahe vor die Füße warf, sondern ihn auch, als einen Menschen, der zu nichts zu gebrauchen sei, auf der Stelle fortschickte. — Einige Jahre nachher hörte Herr von Montaigu bei seiner Rückkehr nach Paris in der Oper daselbst den „Devin de village“ aufführen und ward davon so bezaubert, daß er fragte: wer der Verfasser des Stückes sei? „Das sollten Sie doch wissen,“ antwortete ihm Jemand, „Text und Musik sind von Rousseau, Ihrem ehemaligen Secretair.“ „Was, von dem Pinsel?“ rief der Ex-Gesandte, der den Verfasser nur nach jenem Gratulationsbrief beurtheilte, und der nicht ahnte, daß dieser Pinsel binnen Kurzem den ersten Rang in der französischen Literatur behaupten würde.

— Als Rousseau sich im Jahre 1743 in Paris aufhielt, hatte er mit dem größten Mangel zu kämpfen. Er schrieb an einen Freund darüber: „Alles ist hier theuer, am theuersten ist das — Brod!“

— Rousseau ward wegen seines kritischen Schreibens über die französische Musik von der Opern-Direction nicht nur seines Freibillets beraubt, das ihm als Componisten des „Pygmalion“ bewilligt worden war, sondern das Orchester ließ ihn auch im Bildnisse auf der Bühne aufhängen. Als Rousseau einige Zeit nachher an dem Eingange des Opernhauses sich zeigte, ward ihm von der Wache der Eintritt verweigert, mit dem Bemerken, daß man keinen Menschen einlassen könne, den man auf dem Theater gehängt habe. „Die Schinderknechte!“ rief Rousseau, „sie haben mich schon lange gefoltert.“

— Rousseau besuchte eines Tages Diderot und sie gingen mit einander spazieren. Unterwegs erwähnte Ersterer der Preisfrage der Akademie der Wissenschaften zu Dijon: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Sittenverbesserung beigetragen habe?“

Rousseau: „Ich habe große Lust, etwas darüber aufzusetzen.“

Diderot: „Welche Partei wollen Sie ergreifen?“

Rousseau: „Die bejahende“

Diderot: „Da kommen Sie auf die Eselsbrücke, auch mittelmäßige Köpfe werden diesen Weg einschlagen. Sie werden dabei nur auf ge-

lesen und nicht eine einzige Person im Garten gewahr wurde, sah er sich dennoch auf einmal von Allen, die darin arbeiteten, umringt. Diese Leute verließen ihre Arbeit und richteten ihr strenges Augenmerk auf ihn, weil sie ihn für einen Menschen hielten, der aus Verzweiflung sich dort ertränken wollte.

— Racine. Als Molière seinen „Menschenfeind" zur Darstellung brachte, lebte er mit Racine nicht im besten Einverständniß. Ein Schmeichler glaubte Racine ein Vergnügen zu machen, wenn er ihm nach der ersten Vorstellung die Nachricht brächte, daß das Stück nicht angesprochen habe. „Nichts ist so frostig als dieses Stück," sagte der Schmeichler zu Racine, „Sie dürfen mir es glauben, ich habe der Vorstellung beigewohnt." — „Sie sind drinnen gewesen," antwortete Racine, „und ich nicht, dessenungeachtet glaube ich es nicht, weil es unmöglich ist, daß Molière ein schlechtes Stück geschrieben hat; gehen Sie nächstens wieder hinein und achten Sie besser darauf."

— Racine liebte Despreaux zärtlich und sagte zu ihm, als er ihn das letzte Mal umarmte: „Ich sehe es als ein Glück für mich an, daß ich später sterbe als Sie."

— Racine ward einst gefragt, warum er in seinem Trauerspiel „Phädra" den Hippolyt verliebt dargestellt. „Was würden sonst unsere Petitmaîtres gesagt haben?" entgegnete Racine.

— Racine, der in seiner letzten Krankheit drei Wochen lang mit einer großen Trockenheit der Zunge und der Kehle geplagt ward, sagte blos ohne weitere Klage: „Ich will diese Plage als eine Züchtigung von Gott gerne annehmen, wenn ich nur damit für das Vergnügen, das ich so oft an den Tafeln der Großen genossen, büßen könnte."

Rousseau. Jean Jacques, war eine Zeitlang Secretair des französischen Gesandten in Venedig, Herrn v. Montaigu, aber damals von dem Ruhme, welchen ihm nachher seine unvergleichlichen Schriften erworben haben, noch weit entfernt, ungeachtet sein excentrischer Charakter, der ihn selbst oft so unglücklich machte, sich schon deutlich genug ankündigte. Als der Gesandte, der vormals in dem französischen Garde-Regiment gedient hatte, in Venedig hörte, daß der Herzog von Biron zum Marschall ernannt war, wollte er seinem vorigen Ober-Befehlshaber dazu Glück wünschen, und trug daher seinem Secretair auf, ihm einen Brief aufzusetzen, der für einen Mann passend wäre, der zwar ehemals die Ehre gehabt hätte, unter dem Herzoge zu dienen, aber vermöge seines jetzigen Postens ihm gewissermaßen gleich stände. Ließ sich Rousseau durch die Gewohnheiten seiner bisherigen Stellung, oder

durch eine zügellose, immer in Extremen umherschweifende Phantasie verleiten, — genug, der Brief, welchen er abfaßte und dem Gesandten zur Unterschrift vorlegte, war so niedrig schmeichelhaft und kriechend, daß dieser, höchst aufgebracht, ihn zerriß, den Secretair wegen seiner Ungeschicklichkeit ausschalt und ihm befahl, einen andern aufzusetzen, der seines Ranges würdig sei. Rousseau machte sich also von Neuem an die Arbeit, nahm aber diesmal einen so hohen, vornehmen und unverschämten Ton an, daß der Gesandte ihm nicht nur den Brief beinahe vor die Füße warf, sondern ihn auch, als einen Menschen, der zu nichts zu gebrauchen sei, auf der Stelle fortschickte. — Einige Jahre nachher hörte Herr von Montaigu bei seiner Rückkehr nach Paris in der Oper daselbst den „Devin de village" aufführen und ward davon so bezaubert, daß er fragte: wer der Verfasser des Stückes sei? „Das sollten Sie doch wissen," antwortete ihm Jemand, „Text und Musik sind von Rousseau, Ihrem ehemaligen Secretair." „Was, von dem Pinsel?" rief der Ex-Gesandte, der den Verfasser nur nach jenem Gratulationsbrief beurtheilte, und der nicht ahnte, daß dieser Pinsel binnen Kurzem den ersten Rang in der französischen Literatur behaupten würde.

— Als Rousseau sich im Jahre 1743 in Paris aufhielt, hatte er mit dem größten Mangel zu kämpfen. Er schrieb an einen Freund darüber: „Alles ist hier theuer, am theuersten ist das — Brod!"

— Rousseau ward wegen seines kritischen Schreibens über die französische Musik von der Opern-Direction nicht nur seines Freibillets beraubt, das ihm als Componisten des „Pygmalion" bewilligt worden war, sondern das Orchester ließ ihn auch im Bildnisse auf der Bühne aufhängen. Als Rousseau einige Zeit nachher an dem Eingange des Opernhauses sich zeigte, ward ihm von der Wache der Eintritt verweigert, mit dem Bemerken, daß man keinen Menschen einlassen könne, den man auf dem Theater gehängt habe. „Die Schinderknechte!" rief Rousseau, „sie haben mich schon lange gefoltert."

— Rousseau besuchte eines Tages Diderot und sie gingen mit einander spazieren. Unterwegs erwähnte Ersterer der Preisfrage der Akademie der Wissenschaften zu Dijon: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Sittenverbesserung beigetragen habe?"

Rousseau: „Ich habe große Lust, etwas darüber aufzusetzen."

Diderot: „Welche Partei wollen Sie ergreifen?"

Rousseau: „Die bejahende"

Diderot: „Da kommen Sie auf die Eselsbrücke, auch mittelmäßige Köpfe werden diesen Weg einschlagen. Sie werden dabei nur auf ge-

meine Ideen stoßen, da das Gegentheil der Philosophie und Beredsamkeit ein neues, reiches und fruchtbares Feld darbietet."

Rousseau: „Sie haben recht, ich werde Ihrem Rath folgen."

Dies war die eigentliche Veranlassung zu Rousseau's Schrift: „Discours qui a remporté le prix a l'Académie de Dijon en 1750 sur cette question: si le rétablissement des sciènces et des arts a contribué à épurer les moeurs, par un citoyen de Genève," die so viel Aufsehen gemacht hat.

Rousseau drückte sich aber darüber in einem Briefe an Herrn von Malesherbes ganz anders aus:

„Ich war auf dem Wege," schreibt er in der Erzählung, die er von der Entstehung dieser Schrift macht, „Diderot zu besuchen, der damals gefangen saß; in der Tasche hatte ich einen Band vom „Mercure de France", den ich eingesteckt hatte, um ihn unterwegs durchzublättern; darin stieß mir die Frage der Akademie zu Dijon auf, welche meine erste Schrift veranlaßte. Hat je irgend etwas einer plötzlichen Begeisterung ähnlich gesehen, so war es die Bewegung, die in mir vorging, als ich diese Aufgabe las. Mit einem Male war mein Geist wie von tausend Lichtern geblendet; lebhafte Ideen drängten sich ihm haufenweise auf, mit einer solchen Stärke und Unordnung, daß ich mich dadurch in eine unbeschreibliche Verwirrung versetzt fand. Mein Kopf war, wie bei einem Rausche, ganz betäubt. Mein Herz klopfte heftig, ich fühlte mich beklemmt, es hob mir die Brust, das Gehen benahm mir den Athem, ich sank also an der Straße unter einem Baum, wo ich eine halbe Stunde lang in einer solchen Gemüths-Unruhe zubrachte, daß, als ich wieder aufstand, meine ganze Weste von Thränen angefeuchtet war, ohne daß ich früher etwas davon bemerkt hatte."

Wie sehr weicht diese Schilderung von der Wahrheit ab und wie wenig ist also oft solchen Nachrichten exaltirter Köpfe zu glauben.

— Rousseau. Ein junger Mann aus Genf mußte eine Reise nach Paris machen, gerade zu der Zeit, als Rousseau sich dort aufhielt. — Er glaubte, daß es ihm nützlich sein würde, wenn er sich seinem berühmten Landsmanne empfehle. Nach vielem Nachfragen erfuhr er, wo Rousseau wohne, aber auch, daß er für Niemanden sichtbar wäre; zugleich beschrieb man ihm den berühmten Philosophen auf's genaueste und sagte ihm: daß er regelmäßig zu einer gewissen Stunde über den Pont neuf ginge. Hier traf ihn der junge Genfer eines Morgens; er grüßte ihn mit aller Bescheidenheit und sagte ihm, welche Gründe er habe, sich ihm zu empfehlen.

Herrn

Eduard Tauwitz,

Director der Sofien-Akademie, Ehrenmitglied des Mozartheums in Salzburg, Chormeister und Ehrenmitglied des Prager Männergesang-Vereins, Chormeister des Männergesang-Vereins „F l ö t e“, Ehrenmitglied des Männergesang-Vereins „A r i o n“, in Prag 2c. 2c. 2c.

Prag, im September 1864.

achtungsvoll zugeeignet von

H. J. Landau.

Für den Buchbinder: Dieses Blatt kommt vor der „M u s i k“ zu binden.

„Sie sind also ein Genfer?“ fragte Rousseau.

„„Aufzuwarten, ja!““ —

„Leben Sie wohl!“ versetzte Rousseau und ließ seinen Landsmann stehen.

Ein Paar Tage darauf traf der junge Mann wieder mit Rousseau in einem Kaffeehause zusammen, wo der Letztere Schach spielte.

Da der Genfer dies Spiel leidenschaftlich liebte, so interessirte er sich für das Spiel und vergaß darüber, daß er hinter Rousseau stand, und sagte leise zu einem neben ihm stehenden Bekannten: „Den Läufer hätte ich doch nicht gezogen.“

Rousseau wandte sich um, sah ihn an und erwiderte: „Ja, daran erkenne ich meine Landsleute, denn schweigen können sie nicht.“

— Rousseau. Hatte Madame Pompadour ihren Kammerfrauen angekündigt, daß sie heute schön sein wolle, und waren alle Künste der Toilette erschöpft, — dann war es ihr angenehm, den feinen Weihrauch der schönen Geister Frankreichs einzuziehen. Voltaire, der ihr seinen „Tancred“ gewidmet, Crébillon, Marmontel und Duclos näherten sich der Göttin des Tages mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien, in Prosa und Versen, — und Madame war dankbar. Aber ein Triumph fehlte ihr noch: der Sonderling Rousseau war fern von ihr geblieben, hatte nichts erschmeichelt, nichts erbeten. Da ließ sie Noten bei ihm abschreiben und überschickte als Honorar 100 Ld'r. Aber er sendete das Geld mit den Worten zurück: „Sie haben geirrt. Ich brauche nichts, und bin ich alt und schwach, wird mir ein treuer Freund nicht fehlen.“ — Madame war erstaunt und rief aus: „Ah c'est un hibou!“ —

— Rousseau sagte einst zu einem Freunde: „Haben Sie wohl bemerkt, daß der gemeine Mann in den Gegenden, wo der beste und am meisten geschätzte Wein wächst, das innige und laute Vergnügen nicht kennt, das bei einer ergiebigen Weinlese nie fehlen sollte? In diesen Landstrichen gibt es nur steinreiche Eigenthümer und Reichthum ist immer mürrisch, denn er ist eigennützig, und Eigennutz ist ein abgesagter Feind der Freude. Die Crösusse drücken schwer durch ihre Gegenwart auf diejenigen, die in ihrem Lohn und Brod stehen. — Lachen erheischt Freiheit, es wagt sich nicht kund zu machen unter Augen, welche Habsucht verfinstert. Wollen Sie einen herzerfreuenden Genuß haben, so gehen Sie in ein Weinland, wo der Ertrag der Lese, wenig von leckeren Zungen gesucht, an Ort und Stelle selbst verzehrt wird. Dort herrscht unter der Arbeit eine recht zwanglose Freude. Jeder ist auch Eigenthümer seiner Weinhügel. Er trinkt seinen eigengekelterten Wein, und man arbeitet

immer mit froherem Muthe und leichterem Herzen, wenn man für sich selbst arbeitet."

— Rousseau wurde einst von zwei Jesuiten besucht. Um ihm ein Compliment zu machen, sagte der Eine von ihnen: sie kämen, von ihm zu hören, wie man es machen müsse, um so bezaubernd schön zu schreiben, wie er. Seine Antwort war: „Mein Geheimniß paßt nicht für Ihre Gesellschaft, meine Herren, es besteht darin, daß ich nie anders schreibe, als ich denke!"

— Rousseau sagte von sich selbst: „In meinem Zimmer bete ich seltener und ohne Gefühl, aber beim Anblick einer schönen Landschaft fühle ich mich bewegt. Eine alte Frau konnte, statt aller Gebetsformeln weiter nichts als „O!" hervorbringen. Ihr Bischof sagte zu ihr: „Gute Frau, fahrt nur fort, so zu beten; Euer Gebet ist besser, als das unsrige. Dies bessere Gebet ist auch das meinige."

— Rousseau war ein großer Feind aller Titulationen. Er schrieb daher in einem Briefe an Vernes (Prediger zu Genf), am 2. Januar 1755, von Paris aus, folgende Nachschrift:

„Ich zeige Ihnen an, daß, wenn Sie mir wieder Monsieur als Schildwache aufstellen, ich Ihnen solche in meinem nächsten Briefe in Bataillonen zurückgeben werde."

— Rousseau wurde von einer Dame, welche gehört hatte, daß er seine Bekenntnisse schreibe, befragt, was denn dieses Buch enthalten würde? „Madame," antwortete er, „alles Böse, was ich von mir und alles Gute, was ich von Anderen weiß." — „Dann," erwiderte die geistreiche Frau, „wird das Buch gewiß nicht stark werden."

— Rousseau behauptete: Es gibt weder Väter noch Mütter, noch Kinder mehr. Alle kennen sich kaum, wie sollten sie sich lieben? Jeder denkt nur an sich. Mögen immer die Mütter es unwerth halten, ihre Kinder zu nähren, die Sitten reformiren sich schon von selbst. Der Reiz des Familienlebens ist das beste Gegengift gegen schlechte Sitten.

— Rousseau sagte öfters zu Diderot was ihn ganz characterisirt: „Ich fühle, daß ich ein undankbares Geschöpf bin; ich hasse die Wohlthäter, weil Wohlthat Erkenntlichkeit verlangt, Erkenntlichkeit eine Obliegenheit ist, und diese ist mir unerträglich."

— Rousseau. Ein Geiziger schnupfte nur aus fremden Dosen Taback. Er kam auf Rousseau zu, in dem Augenblick, wo dieser seine Dose öffnete. „Sie nehmen ja Taback?" fragte er den Geizigen. „O, freilich!" entgegnete dieser. „Ich kauf' ihn," versetzte Rousseau und wandte ihm den Rücken.

— Rousseau fällte über Gluck's Oper: „Iphigenia" nachstehendes Urtheil: „Gluck hat meine ganze Theorie umgestürzt und meine Ansichten von Grund aus geändert. Dieses Genie hat Etwas zu Stande gebracht, was ich bisher für ganz unmöglich hielt." Er wohnte der Vorstellung der Oper „Orpheus," von Gluck in Musik gesetzt, bei. Nach Beendigung der Aufführung befragte ihn Jemand um sein Urtheil über die Musik. „Ach, ich habe meine „Euridice" verloren!" antwortete er mit wehmüthiger Stimme.

— Rousseau wurde auf dem Wege nach Mehnil-Montant von einer großen englischen Dogge, die vor dem Wagen eines Reisenden her lief, so gewaltsam umgerannt, daß er auf der Stelle, wo er gefallen war, liegen bleiben mußte. Der Reisende fuhr gleichgültig bei ihm vorüber. Bauern hoben ihn auf und führten ihn hinkend und leidend in seine Wohnung. Der Reisende erfuhr nun, wem sein Hund so übel mitgespielt habe, schickte deshalb seinen Bedienten zu Rousseau und ließ sich erkundigen, was er für ihn thun könne? „Künftig den Hund fest angebunden zu halten," war die Antwort.

— Rousseau besaß zu Montmorency eine kleine Einsiedelei, wo er viele Jahre in philosophischer Ruhe lebte. In seiner Nachbarschaft wohnte ein nicht sehr gebildeter Gutsbesitzer, ein Mensch, der sich besonders viel auf sein rothes Band einbildete und mit einer lächerlichen Strenge auf seine Jagdgerechtigkeit hielt. Dessen ungeachtet konnte er es nicht verhindern, daß einst ein Hase in das kleine einsiedlerische Gebiet des Philosophen lief und von Rousseau's Magd im Kohlgarten gefangen wurde. Der Edelmann erhielt Nachricht hiervon und bedrohte die Magd, wegen Wilddieberei, mit harter Züchtigung. Das gute Mädchen zitterte, aber Rousseau suchte sie zu beruhigen, dictirte ihr einen Brief und nach vielen Entschuldigungen wegen einer so beträchtlichen Wilddieberei, schloß er dieses naive Billet mit folgenden Worten: „Mein Herr, ich habe alle mögliche Achtung vor Ihren Hasen, — damit wir sie aber künftig unterscheiden können, so haben Sie wohl die Güte, ihnen ein rothes Band umzuhängen."

— Rousseau's alte Haushälterin bemühte sich, den unglücklichen Mann immer mehr und mehr den Menschen zu entfremden, um dadurch ihre Herrschaft über ihn mehr zu befestigen. Einst kam Rousseau (als er in der französischen Schweiz lebte) nach Hause und fand in einem Fenster ein Loch und seine Gebieterin zeigte ihm einen großen Stein, der durch dieses Fensterloch geworfen worden sei. Als Rousseau sich Beides näher ansah, fand er den Stein dreimal so groß, als das Fensterloch. Da wurde er wie ein Kind und rief: „Auch Du?!"

— Rousseau. Einst kam ein Sonderling in Pantoffeln, im Schlafrock und in der Nachtmütze von Angers nach Paris, um Rousseau zu sehen. Er meinte in diesem Aufzuge leichter Zutritt zu ihm zu finden, weil er glauben werde, er sei ein Nachbar. Vergebens aber meldete er sich bei diesem; er ward nicht vorgelassen. Endlich schilderte er in einem eine Seite langen Briefe die Abreise und beschwor den berühmten Mann, Ja oder Nein zu antworten. Da erhielt er am andern Morgen ein großes Blatt Papier, auf dem nichts weiter stand, als das Wörtchen „Nein!"

— Rousseau. Wenn man mit Rousseau von einer liebenswürdigen Frau sprach, nahm er gewöhnlich seine Schreibtafel heraus und fragte:

„Ist sie hübsch?" — Er setzte dann eine Null hin.

„Geistreich?" — Wieder eine Null.

„Hat sie Anmuth? — Wie viel? — Vier-, fünffach?" — Diese Zahl setzte er nun vor den Nullen, und so erhielt diese dann einen bedeutenden Werth.

— Rousseau. Als Lord Mareshall, ein Freund von ihm, sehr bekümmert über die Verfolgungen schien, die der Philosoph von Genf selbst in Genf und zu Neufchatel erfuhr, wo der Lord Gouverneur war, sagte Friedrich der Große zu ihm: „Wohlan, schreiben Sie Ihrem Freunde, daß, wenn er in meine Staaten kommen will, ich ihm ein Asyl und eine Pension von 2000 Franken anbiete. Wir werden ihm zu Parkow, dem Garten von Schönhausen gegenüber, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten und Wiese anweisen, so daß er eine Kuh und einiges Geflügel halten und das nöthige Gemüse bauen kann. Er wird ohne Unruhe und ohne Mangel am Nothwendigen leben können; seine Einsamkeit wird ungestört sein und von seinem Garten aus kann er in den Gebüschen von Schönhausen umherschweifen, wo die Königin immer nur einige Sommermonate zubringt." — Lord Mareshall, von diesem Plan bezaubert, hatte nichts Eiligeres zu thun, als einen Brief an Rousseau zu schreiben, den er, bevor er ihn absandte, dem Könige zeigte. Dieser nahm die Feder und fügte die Worte hinzu: „Kommen Sie, lieber Rousseau, ich biete Ihnen Haus, Pension und Freiheit an." Kurz darauf kam folgende Antwort von Rousseau zurück: „Ew. Maj. bieten mir ein Asyl und versprechen mir die Freiheit! Aber Sie haben ein Schwert und sind König! Sie bieten mir eine Pension an; mir, der nichts für Sie gethan hat; aber haben Sie allen Denen Pension gegeben, die in Ihrem Dienst Arme und Beine verloren?"

Seit dieser Zeit nannte der König Rousseau nur einen — Narren! Wir haben jetzt keine Rousseau's mehr, daher keine solche Narren.

— Rousseau. Ich sah ihn das erstemal — erzählt d'Escherny in seinen Mélanges de literature, d' histoire etc. — ich sah ihn das erstemal zu Savigny beim Intendanten zu Paris; aber erst ein Jahr nachher sprach ich ihn das erstemal zu Motiers-Travers. Ich hatte da ein kleines Haus gemiethet, um die Anmuth eines reizenden Thales zu genießen, um allein zu sein, um mir selbst zu leben. Wissenschaften, Musik, Spaziergänge und Jagd waren mein Tagwerk. Meine kleine Niederlassung hatte durchaus keine Verbindung mit dem berühmten Manne, der in den gleichen Dorfe wohnte. Ich war drei Monate da gewesen, ohne ihn gesehen oder gefunden zu haben. Mitten in dem fröhlichen Getümmel eines Festes und Tanzes sollte ich bis zu ihm gelangen. Da, in den Bergen der Schweiz, in den Felswinkeln derselben, im vollen Winter, und darunter zwanzig Ludwigkreuze, zum Feste versammelt. Die Jungfrau Le Vasseur kam zu mir. „Wie, mein Herr, Sie sind schon so lange hier, und haben Rousseau noch nicht gesehen?" — Leider, aber ich weiß, Rousseau liebt die Gesellschaft nicht; er flieht die Ueberlästigen, und überlästig wäre ich am wenigsten gern. — „Dafür lassen Sie sich nicht bange sein. Ich wette, Herr Rousseau wird Sie mit vielem Vergnügen empfangen."

Zwei Tage nachher folgte ich also dieser Einladung. Er saß auf einer kleinen Bank vor einem Bauernhause, um sich zu sonnen — im Februar scheut man die Sonne nicht. Sein erster Blick war auf mich, der zweite auf seinen Anzug; er war nämlich in einen weiten Rock gekleidet, ganz wie ein Armenier. „Es sieht närrisch aus, ist aber bequem!" war sein erstes Wort, das er mir sagte, indem er auf seinen Anzug deutete.

Die Bekanntschaft war nun bald gemacht. Ich ward ihm etwas interessanter, als die Fremden und die Schweizer aus der Nachbarschaft, die ihn oft langeweilten und die er übel empfing. Aber ich war von Paris gekommen, hatte da achtzehn Monate in Gesellschaft von Gelehrten seiner Bekanntschaft, wie Diderot, Marmontel, Helvetius, Thomas, d'Alembert u. a. m. gelebt; das galt auch etwas. — Seine Küche war sehr einfach, wie er sie gern hatte, und ich nahm gern auch darin seinen Geschmack an. Vor und nach dem Essen, weil man doch nicht immer schwatzen kann, machten wir dann kleine Spiele, wahre Kinderspiele. Sie gewähren Erhohlung, und ziehen nicht minder an. Sie tragen ein eigenes Gepräge von Harmlosigkeit und Unschuld. Das, was uns am Ende beiden das liebste war, — wer würde es glauben? — war das Gänsespiel. Gerade wie unsere Spiele waren unsere Lesereien. Die Amours de Pierre le long und der Blanche Bazu unterhielten uns ganz vortrefflich. Rousseau liebte diesen kleinen Roman, der sein Verdienst hat.

In seiner alten Sprache ist er so sanft, naiv, zärtlich und fromm, und dabei doch manchmal recht erhaben. Man sollte glauben, man lebe im vierzehnten Jahrhundert. Unsere Spiele, unsere Leserei waren mit Heiterkeit, Scherzen und Gelächter abwechselnd. — —

— Rousseau, nach langem Umherirren, endete damit, daß er wieder nach Paris kam, weil Paris für jeden seinen Reiz hat, weil man da auf dem Lande und in der Stadt ist, in Gesellschaft oder Einsamkeit, unbekannt oder nach Verdienst geschätzt, freier als irgendwo, und vor allen Dingen nichts von der Fraubaserei der Kleinstädter weiß.

Ich sah ihn — erzählt d'Escherny ferner — da wieder im Jahr 1770, und zwar in der Platriere-Gasse, die jetzt mit seinem Namen geschmückt worden ist. Ich fand ihn ganz verstimmt, erdrückt von der verzweifelnden Vorstellung jener peinlichen, schrecklichen allgemeinen Zusammenverschwörung, unter der er erliegen zu müssen glaubte. Wir kamen auf Musik zu reden. „Wissen Sie denn, sagte er, daß ich nicht den Dorfwahrsager gemacht habe, sondern mein petit-faiseur? (dieß ist sein eigener Ausdruck.) Geben Sie Acht, bald muß ich auch den Emil und die Heloise nicht gemacht haben. Man will mich nun schlechterdings zu einem Menschen ohne Geist, ohne Witz, ohne Anlage machen, und, was noch ärger, zu einem schlechten lasterhaften Menschen." Dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Einige Tage nachher fand ich ihn heiterer; denn die düstere Stimmung wandelte ihn nur von Zeit zu Zeit an. Er ward immer nach und nach reizbarer, und das Spiel seiner Launen. Indem er bald etwas wollte und dann wieder nicht wollte, bald etwas that und wieder bereute, artete jeder seiner Schritte in einen Fehler, in ein Versehen aus, das ihn verdroß. So ging dieser Mann, der auf seine Unabhängigkeit so stolz war, nach Ermenonville (man weiß nicht, ob verleitet oder genöthigt), um die eine wie die andere zu verlieren, und sich nachher seine Schwäche mit Bitterkeit vorzuwerfen.

— Rousseau. Länger als vier Monate konnte er in Ermenonville die Lebensbürde nicht tragen. Ihn quälte die Gewohnheit seines Trübsinns, der Schmerz um verlorne Freiheit, die traurige Vorstellung, sich gehaßt und verachtet zu wähnen.

Es gibt verschiedene Erzählungen von den letzten Augenblicken unseres Philosophen. Ist man neugierig zu wissen, was ich davon an Ort und Stelle erfuhr und erforschte: hier ist es. Er war im Juli 1776 eines Morgens um 6 Uhr nach seiner Gewohnheit lustwandeln gegangen. Um halb 10 Uhr kam er zurück, ging in sein Zimmer und sagte zur Le-Vasseur: der Augenblick ist da; ich fühle mein Ende. Anfangs ist seine Frau erschrocken, nachher scherzt sie über ihn. Rousseau versichert, er

fühle Schmerzen in seinen Eingeweiden. Die Le Vasseur bereitet ihm ein Lavement; er nimmt es aus Gefälligkeit. Er gibt darauf einige mündliche Anordnungen, spricht von ihrem künftigen Unterhalt, vom Verkaufen einiger Bücher und Handschriften, die ihr etwas eintragen würden; läßt sich dann seinen Lehnstuhl in ein kleines Zimmer tragen, das die Aussicht auf ein Gehölz hat; setzt sich; befiehlt, man solle das Fenster vor ihm aufthun, um noch einmal des Anblicks der Natur zu genießen; dann — einige Minuten nachher, es war noch nicht 10 Uhr, fiel er todt vom Lehnstuhl.

— Unter einem Kupferstich vom jüngern Moreau, der Rousseau's Grab zu Ermenonville darstellt:

Seelen zärtlicher Gefühle,
Weint an diesem Grabe, weint!
Denn in dieser Pappeln Kühle,
Schlummert Euer bester Freund!

Reichard.

Rabener. Sein Amt als Steuerrevisor verwaltete Rabener mit großer Gewissenhaftigkeit. „Wenn ich etwas versehe," sagte er, „wird es heißen: Das kommt daher, weil er Witz hat. Bei der Steuer ist der Casus noch nicht vorgekommen."

— Rabener hatte Jemandem den Titel „Hochwohlgeboren" gegeben, und bekam „Wohledler" zurück. Er titulirte ihn hierauf „Wohlgeboren" und bekam „Edler" dafür. Auf sein nunmehriges „Geborner" sollte er verklagt werden, wußte aber seinen Correspondenten zu belehren, daß ein „Geborner" einen Mann von Geburt anzeige, und ihn eben dadurch von allen unedlen Geschöpfen unterscheide, die nicht geboren, sondern geheckt, geworfen, gesetzt, gebracht oder geschüttet würden.

— Rabener. Der Dichter Gellert war der jüngste von drei Söhnen eines Predigers in Haynichen unweit Freiberg. Der älteste, geboren 1713 den 11. August und gestorben als fürstlicher Bergrath zu Freiberg den 18. Mai 1795, war in der metallurgischen Chemie groß, lebte von 1736 bis 1746 in Rußland als Mitglied der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg. Als seine Uebersetzung von Cramer's Probirkunst erschien, ward sie in dem „Hamburgischen Correspondenten" mit der Nachricht angekündigt: der Uebersetzer ist ein Bruder des berühmten Herrn M. Gellert in Leipzig. Der Chemiker, welcher gar keinen Geschmack an der Dichtkunst fand, ärgerte sich sehr darüber, daß er so und als Bruder angekündigt ward. Freilich mochte der damalige Redacteur des gelehrten Artikels mit Fabeln bekannter sein, als mit chemischen Processen, und hatte es so wirklich gut gemeint. — Der zweite Gellert war in Leipzig

Fechtmeister und wurde nach der Zeit bei der Post angestellt. Er stand einmal im Concert neben Rabener. Eine Dame fragte ihn, wer das sei. Rabener antwortete: „Er hat keinen eigenen Namen; er behilft sich mit dem seines Bruders." So bestrahlte der Glanz von des Dichters Namen seinen Bruder. Rabener's Einfall würde freilich billiger auf manche Herren von angewandt werden können, die sich nur mit den Namen ihrer Ahnen behelfen.

— Rabener. Kästner erhielt sich, als Magister legens und außerordentlicher Professor der Mathematik in Leipzig, fast ganz von schriftstellerischen Arbeiten. Mit ihm lebte der M. Gottlieb Schuman in Leipzig, der bei einer vielumfassenden historischen und publicistischen Gelehrsamkeit, ein großer Cyniker war. — Einst fragte Jemand Kästner, in Gegenwart Rabener's, wie er bei den vielen Uebersetzungen und was er sonst des Brodes wegen arbeiten müßte, noch Zeit übrig behalte, Verse zu machen?

Wenn ich mich wasche und rasire, sagte Kästner: so kann ich nicht schreiben, da reime ich dann, was mir einfällt. „Nun weiß ich auch, warum M. Schumann keine Sinngedichte macht!" rief Rabener aus.

— Rabener. In einer Gesellschaft von Gelehrten sprach man von dem Professor Gottsched, der zu seiner Zeit durch seine pedantische Seichtigkeit und seine Anmaßung viel Aufsehen machte, und er fand nicht nur Tadler, sondern auch Lobredner und Vertheidiger. Rabener unterbrach endlich das Gespräch und sagte: „Ei, man muß den Namen Gottes nicht so mißbrauchen, sondern den Mann kurzweg Sched *) nennen."

— Rabener war ein Hagestolz und als solcher muß man ihm nachstehenden, für das schöne Geschlecht nicht sehr günstigen Grundsatz so übel anrechnen; um so mehr, da es gewiß nur ein schnell geäußerter Witz, ohne allen Beisatz von Ernst, gewesen sein mag. Nach dem Bombardement Dresdens schrieb er an den im Cölibat gleichgesinnten Gellert folgende Zeilen: „Ich habe Alles verloren und würde nun mit meiner Frau hungern müssen, wäre ich so dumm gewesen, mich zu verheiraten; so hungre ich doch nur allein. Meine Zukünftige muß wenigstens 3000 Thaler mehr haben, so hoch steigt mein Verlust, nur kein eignes Haus. — Ich stelle mir das schrecklich vor, eine Frau wegen des Hauses zu nehmen und das Haus durchs Feuer zu verlieren, — ohne daß die werthe Hälfte mit verbrennt."

---

*) Sched bedeutet im Chaldäischen, Teufel — böser Geist.

— Als Rabener gegen das Ende seines Lebens einige von den Anfällen erfuhr, die in der Folge wirklich seinen Tod verursachten, traf er mit seinem Arzt die Abrede, ihm, wenn er Gefahr spüre, statt mündlicher Todesankündigung, sogleich seinen Beichtvater mitzubringen; denn dies stumme Zeichen werde dann minder Schreckliches und zugleich mehr Nutzen für ihn haben. Der Arzt versprach es, setzte seine Besuche fort, und brachte den Kranken zu einer merklichen Besserung. Eines Tags begegnete ihm bei seinem gewöhnlichen Morgenumgange, an der Hausthür des Kranken der Pastor D., und fragt ihn, zu wem er gehe? „Zum Steuerrath Rabener.“ „Wie Rabener krank? Rabener, mein guter Freund! mein Beichtsohn! Und das weiß ich nicht einmal; hab' ihn noch nicht besucht! Ist er denn lange schon unpäßlich?“ — „O ja, schon eine geraume Zeit.“ — „So warten Sie doch; nehmen Sie mich mit!“ — Der Doctor, der Abrede ganz uneingedenk, ließ es sich gefallen; aber der Kranke, der sich eben recht leidlich befand, dachte anders. „Ha! Sie mit?“ rief er, als er den Geistlichen hereintreten sah; ich verstehe wohl! Nun kommen Sie, kommen Sie lieber Herr Pastor! Ich hatte mich ihrer jetzt noch nicht versehen; indeß sollen Sie mich willig, wenn auch nicht ganz vorbereitet zu meiner Heimfahrt finden.“ — „Was meinen Sie damit, Herr Steuerrath?“ fragte der Arzt, indem er nach dem Puls fühlte und ihn recht gesund befand; ich freue mich, Sie so munter zu treffen!“ — „Recht so, recht so, Herr Doctor! das ist die Sprache, über welche wir einig wurden. Ich merke, daß Sie ein baldiges und tödtliches Recidiv befürchten!“ — Jetzt erst besann sich der Arzt, und versicherte hoch und theuer, daß dies Mitkommen des Geistlichen nicht absichtlich, sondern ganz zufällig geschehen sei. Aber es kostete ihm viele Mühe, bis der Kranke es glaubte, und der Eindruck verschlimmerte auf viele Tage seinen Krankheitszustand.

Rabener's Schriften.

Climene forderte unlängst ein Buch von mir —
Ich habe Rab'ners Schriften hier:
„Der Thorheit zieht er kühn die Larve vom Gesicht....
„Der Thorheit?“ sprach sie, „nein; Satyren les' ich nicht.“

C. F. Weiße. *)

---

*) Siehe dessen: Kleine lyrische Gedichte. Leipzig bei Weidmann's Erben & Reich. 1772. Band 3. Seite 236.

Rammler wurde in einer Gesellschaft um ein Impromptu gebeten. In dem nämlichen Augenblick bot ihm ein Lakai einen Teller dar, worauf ein Glas mit Wasser und eins mit Wein stand, und fragte, was ihm gefällig sei. Rammler antwortete hierauf sogleich:

Immer Wasser, muß man sterben,
Immer Wein, muß man verderben,
Ei besser Wein und verdorben,
Als Wasser und gestorben.

Retief, de la Bretonne, *) dessen Gesammtwerke sich auf zweihundert Bände belaufen, hat durch seine Romane Processe und Ehescheidungen in Menge hervorgerufen. Er forschte die Portiers und die Diener über das aus, was in jedem Hause vorging, schlich sich unter dieser oder jener Verkleidung in das Innerste der Familien und überraschte die Untreue der Gattin, das junge Geheimniß der Tochter, und streute es unter einer durchsichtigen Hülle der Fiction in seinen Schriften durch die Welt. Beinahe hätte ihn ein Mann umgebracht, dessen Frau er in seinen „Contemporaines" figuriren ließ. Gewöhnlich redigirte er Morgens seine Wahrnehmungen vom vorigen Abend. Er schrieb nicht weniger als eine Novelle vor dem Frühstück. In seiner letzten Lebenszeit arbeitete er im Winter aus Mangel an Holz im Bette, sein Pantalon über der Nachtmütze, aus Furcht vor der Zugluft. Er hatte Eigenheiten, welche bei jedem seiner Werke wechselten. Bald verurtheilte er sich zu unverbrüchlicher Wortkargheit, bald ließ er seinen Bart wachsen, und sagte zu Jemand, der ihn darüber neckte: „Er wird erst abgeschnitten, wenn ich meinen Roman beendet habe." — „Und wenn dieser mehrere Bände hat?" — „Er bekommt deren fünfzehn." — „Sie werden sich also erst in fünfzehn Jahren rasiren lassen?" — „Beruhigen Sie sich, junger Mann, ich schreibe Tag für Tag einen halben Band." Bekanntlich beschränkte er sich darauf, ohne Manuscript, beim Schriftkasten seine Dichtungen zu entwerfen. Er hatte sich zuletzt eine Druckerei angeschafft, wo er blos mit Hilfe eines Lehrlings seine Werke selbst setzte. Die meisten seiner Bücher hat er nicht nur verfaßt und gedruckt, sondern auch selbst verlegt, und in seinem eigenen Hause verkauft. —

---

*) Schiller hat, wie man weiß, nicht viel von der ältern poetischen Literatur gelesen. Die ursprüngliche Quelle zu seinem „Gang nach dem Eisenhammer" soll uralt sein. Der geistreiche Retief de la Bretonne erzählt die Geschichte aber auch prosaisch im dritten Bande seiner „Contemporaines" in der Novelle: „La fille-garçon", einem alten Originale nach, und es stimmt Schiller's Ballade oft wörtlich damit überein. Vielleicht entlehnte der Dichter sie dem Franzosen, wo dann ein Vergleich zwischen Beiden lehrreich sein dürfte!

Richter, Jean Paul Friedrich. Welch' ein zärtlicher Sohn er war, mit welch' unnennbar kindlicher Liebe er an seiner Mutter hing, ist kaum durch Worte wiederzugeben. Nachstehendes möge ein kleines Beispiel liefern, und wir sind fest überzeugt, daß kein Leser dasselbe lesen wird, ohne daß sich dabei seine Augen feuchten werden.

Mit sichtbarer Rührung erzählte nämlich Jean Paul das Unglück, das ihn betroffen, daß er seiner Mutter nicht die Augen habe zudrücken können, da er, als der Tod sie ereilte, entfernt von ihr gewesen sei; den herzzerreißenden Schmerz, den er empfunden, als er das theure Erbstück, das sie ihm hinterlassen, und das er noch immer als ein Heiligthum bewahre: ihr Spinnbuch, erblickte, worin sie aufgeschrieben, wie viel sie von Monat zu Monat ersponnen — größtentheils für ihn ersponnen.

„Wenn ich" — sagt er darüber — „alle Bücher der Erde wegwerfe, so les' ich doch, gute Mutter, Deines fort, worin alle Qualen Deiner Nächte stehen, und worin ich Dich in der Mitternacht mit der keuchenden, stechenden Brust den Faden Deines kurzen Lebens ziehen sehe! — Das Geschick hat eine Richtung meines Lebens mit einem Grabe verschüttet!"

— Jean Paul war aber auch ein eben so zärtlicher Vater. Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten sie: „Vater, tanz' einmal!" Dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte französisch reden, wobei er besondern Werth auf die Nasenlaute legte, die Niemand so gut ausspräche, als er; es klang curios. In der Dämmerstunde erzählte er den Kindern Märchen, oder sprach mit ihnen von Gott und der Welt, dem Großvater und vielen herrlichen Dingen. Die Kinder liefen um die Wette auf sein Zimmer, ein Jedes wollte das Erste neben Papa auf dem langen Canapee sein; ein alter Geldkoffer mit einem Eisenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß ein Paar Mäuse bequem neben einander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in der ängstlichen Eile die Treppenstufe, von der man über die Canapeelehne stieg; denn vorn zwischen Tisch und Repositorium sich durchzuwinden, war mühselig. Die Kinder drängten sich alle drei zwischen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten sie endlich ihre Glieder zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an.

— Jean Paul gab seinen Kindern nie einen bestimmten Unterricht, und doch belehrte er sie immer. Die Abendtafel machte er zu einer französischen Wirthstafel, die er mit zwölferlei Schüsseln aus seinen Excerpten besetzte. Dadurch naschten die Kinder, man möchte fast sagen von allen Wissenschaften, ohne sich freilich an einer zu sättigen. Die Kinder

durften Alles sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber. Die Strafen gegen die Mädchen waren mehr passiv als activ; sie bestanden in Verweigern oder in einem Strafwort; der Junge aber, der oft die Schwesterchen schlug, wurde zuweilen körperlich gezüchtigt. Jean Paul sagte dann: „Max, heute Nachmittag um 3 Uhr kommst Du zu mir, da kriegst Du Deine Prügel." Max kam pünktlich, und litt sie ohne einen Laut.

— Jean Paul. Ein Hauptfest in der Jean Paul'schen Familie war Weihnacht. Schon vierzehn Tage vorher traf er alle möglichen Anstalten dazu. Waren die Kinder den Tag über recht gut gewesen und er kam Abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte zu den Kindern: „Heut, Ihr Kinder, ging ich in den Garten (die Harmonie hatte einen) hinaus, und wie ich da den Himmel ansehe, kommt eine rosenrothe Wolke gezogen und da sitzt das Christkindchen darauf und sagt mir, weil Ihr heut so gut gewesen seid, wolle es Euch auch was schicken." Oder er rief auf ein Mal mitten im Erzählen, wenn die Kinder auf seinem Canapee hockten, in der finstern Stube; „Habt Ihr Nichts gehört?" „Nein," sagten die Kinder. „Ich aber, — das Christkindchen war's;" und da langte er zum Fenster hinaus und nahm ein wenig Marzipan herein.

— Jean Paul erhielt zu Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn von dem Buchhändler Beckmann in Gera, für seine „Auswahl aus des Teufels Papieren" (die Beckmann noch dazu mit Teufelsgewalt: „Auswahl aus Sir Lucifers Papieren" nennen wollte) nur zwei und einen halben Thaler für den Bogen, was er sich in seiner höchst bedrängten Lage und damaligen Unberühmtheit noch gefallen lassen mußte. Dieses Honorar, das in unsern Tagen der fadeste Romanschreiber als Beleidigung seiner schriftstellerischen Größe betrachten würde, zahlte ihm der wucherische Beckmann noch obendrein in so arg beschnittenen Goldstücken, daß Jean Paul ihm darüber Folgendes schrieb: „Carl V. und Carl XII. stifteten im Voigtlande nicht so viel Unruhe, als Ihre Carld'ors. Es wollte sie Keiner, als wären sie glühend, in der Hand behalten und sie flogen aus einer in die andere, wie das angezündete Spänchen beim Spiel: „Stirbt der Fuchs." Ich gäbe etwas darum, die Geschichte der Pfiffe, Plagen &c. zu lesen, diese Carolins in ihrem Leben ausgebrütet, deren Außenwerke sonderlich demolirt sind und deren Köpfe so verschnitten, wie meiner."

— Jean Paul. Baireuth ist ein Wallfahrtsort für Gelehrte und Belletristen, besonders aus Norddeutschland und Preußen, geworden, und

nächst seiner Bildsäule interessirt die Besuchenden am meisten das kleine Wirthshaus, das auf der mit schönen Linden besetzten Straße von Baireuth nach der berühmten Eremitage liegt, und im Hause vornehmlich das obere Zimmerchen, wo Jean Paul in den spätern Jahren seines Lebens sich oft einsam in seine poetische Welt eingesponnen, oder vielmehr, wo er das von der Erde und ihren Possen- und Trauerspielen zum Himmel und „dem überirdischen bedeckten Reich," und von diesem wieder zur Erde schweifende Flügelroß des Humors — ein Geschöpf halb englischer, halb deutscher Race — so oft getummelt hat. In dem Zimmerchen, von dessen Fenster aus sich eine hübsche Aussicht auf einen Zug der vaterländischen Gebirge eröffnet, hat man aus Pietät fast noch Alles so gelassen, wie es damals war, als Jean Paul es verließ, um nicht wieder zu kehren. Es ist ziemlich verfallen, so wie die einfachen Stühle, das ärmliche Canapee zerrissen und obsolet. An der verblichenen Wand hängen englische Kupferstiche: eine Auerhahn- und eine Fasanenjagd vorstellend, wobei wir bemerken, daß der Dichter, so viel allgemein bekannt, gerade kein Freund des edlen Waidwerks gewesen ist, wiewohl er häufig auf der Jagd war nach Bildern und witzigen Einfällen, wenn diese nicht ungesucht in den Wurf kommen wollten. Ferner hängt an der Wand eine ziemlich fleischige, fast in etwas unedler Attitude hingelehnte Madonna aus Nürnberg-Campe'scher Fabrik; item ein Johannes von derselben Sorte, über welcher der Adler schwebt und ein Christus mit der Dornenkrone. — So ist hier Profanes zu Heiligem gestellt und das Heilige selbst nur in unwürdiger Darstellung zu sehen; eine Wahrnehmung, die einen beschränkten, einseitigen Beurtheiler, dergleichen es für Jean Paul nie gefehlt hat, verführen könnte, darin selbst nur ein Gleichniß von dessen Humoristik zu finden. Er übersieht, daß dieser Humoristik eine reine, edle Gesinnung und das Ideal des Höchsten zu Grunde liegt, und daß der oft erhabene sentimentale Schöpfer eines Emanuel, Victor, einer Liane, Rosa u. s. w. sich selbst in jenen niedrig-komischen Genrebildern nicht ganz verläugnet, in denen er zuweilen den derb natürlichen Smollet, dessen Vorbild in Manchem, z. B. bei der Darstellung des Dr. Katzenberger, unverkennbar ist, noch zu überbieten scheint.

— Jean Paul. Zur Geburtstagsfeier der Königin Louise von Preußen (geboren den 10. März 1776) schrieb im Jahr 1804 Jean Paul das Nachfolgende: *)

*) Jetzt, wo so viel Unbedeutendes von berühmten Männern gedruckt wird, ist es Pflicht, eine solche Reliquie vor der Vergessenheit zu

Verzeichniß derer, welche heute der schönen und edeln Königin Glück zu Ihrem Geburtstage wünschen werden.

Erstlich: Alle —

Zweitens: Die Guten —

Drittens: Die Künstler, welche, durch Raphael an die Unsterblichkeit der Schönheit gewöhnt, sie auch dieser wünschen müssen —

Viertens: Die Unglücklichen. So viele Getröstete, so viele Beglückte, denen sie die Thränen nahm, werden sie heute wieder vergießen, aber nur für Sie, nicht vor Ihr und nur aus Liebe und Freude, weil sie für ein Leben danken und beten, das so warm und freundlich in manches Trübe leuchtet —

Fünftens: Die Glücklichsten, nämlich Ihre Geliebtesten: Ihr Gemahl, Ihre Kinder, Ihre Schwestern und Ihr Bruder — aber, was die nächsten Herzen den nächsten gerührt und selig sagen, bleibt heilig verhüllt. — Auch der Verfasser des Verzeichnisses gehört in dies Verzeichniß, und steht schon in der zuerst genannten Classe; aber die Wünsche seiner Seele waren so warm und aufrichtig, als gehörte er in die dritte und vierte. Jean Paul Friedrich Richter.

— Jean Paul. F. Kunz, der Intimus Hoffmann's, erzählt über sein erstes Begegnen mit Richter, dem nachher eine intimere Bekanntschaft folgte, Nachstehendes:

„Es war im Jahre 1809, als ich Jean Paul zum ersten Male sah. Er begegnete mir gegen Abend auf meinem Spaziergange nach der Eremitage bei Baireuth. Die oft gelesene Beschreibung seiner Persönlichkeit, noch mehr die Bildnisse, die ich von ihm besaß, ließen — ohne selbst an die Stadt zu denken, in der ich mich befand, — keinen Zweifel übrig über den, der mit seinem Hunde mir entgegen kam. Auch ich hatte einen Hund als Begleiter, der dem Jean Paul'schen, als ich ungefähr noch hundert Schritte von ihm entfernt war, freudig entgegen sprang, ihn beschnüffelte und auf Hundeart sogleich seine Bekanntschaft gemacht hatte. Jean Paul blieb stehen, streichelte meinen Hund und richtete einige Worte an den seinigen, von denen ich folgende vernehmen konnte: „Nur hübsch artig, — du siehst, es ist ein fremder Jüngling, — nicht so gezaust — er ist schön frisirt u. s. w."

---

schützen, in welcher Einer der edelsten und gemüthvollsten Geister Deutschlands, der sich nie zu einer Kriecherei entwürdigt hat, einer deutschen Fürstentochter, gleich schön an Leib und Seele, deren Tugend sie mehr geschmückt, als das Diadem an ihrem Geburtstage eine so zartsinnige Huldigung dargebracht hat.

Als ich Jean Paul nahe genug war, stehen blieb, und meinen Hut ehrfurchtsvoll abzog, sprach er mich freundlich an, fragte, ob ich fremd hier, woher und wer ich sei, u. dgl. m. Ich gab die gehörige Auskunft, bei der ich die Worte: „Herr Legationsrath“ fallen ließ.

„Woher kennen Sie mich denn?“ fragte er lächelnd. „Aus derselben Quelle,“ versetzte ich, „woher so viele Tausende Ihrer begeisterten Leser Sie kennen, ohne Sie je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, namentlich aber aus Ihrem „Hesperus“ und dem ihm vorgesetzten Portrait.“

„Finden Sie das ähnlich? Man bestreitet es allgemein.“ „Auch mir wurde, von Personen, die Sie kennen, die Aehnlichkeit nicht gelobt; allein ich finde das Gegentheil.“

„Ja? das freut mich ungemein! Ich muß Ihnen nur gestehen, Sie sind wahrlich der Erste, der meiner Meinung ist; denn ich finde die Züge meines Gesichts in diesem Kupferstiche ziemlich gut wiedergegeben, obwohl er als solcher gar nichts bedeutet.“

„Ich finde ihn sogar sehr schlecht,“ bemerkte ich darauf, „nichts desto weniger aber darf deshalb die Aehnlichkeit geleugnet werden, besonders wenn man das Auge blos auf das Wesentliche, nämlich auf den Ausdruck des Gesichts, heftet, und Aeußerlichkeiten, die jetzt nicht mehr vorhanden, wie das gepuderte Haar, die Halsbinde u. s. w. übersieht.“

Er lächelte, sah mich scharf und durchdringend an, und sagte; „Hören Sie! wenn Sie mit so gut organisirtem inneren Auge in meine Bücher hineinschauen, wie in mein Gesicht, dessen sonstige Abbildungen desselben physiognomische Pasquille sind, so möchte ich mir lauter Leser wie Sie wünschen, die ich aber nicht habe (obwohl ich sie haben könnte), weil die Meisten mich mit Brillen und noch dazu von gefärbtem Glase, — gewöhnlich kein englisches, sondern eigener Fabrik — lesen!“ — Ich verbeugte mich bescheidentlich. Das Gespräch sprang sogleich wieder auf das fragliche Portrait über, und ich sagte unter Anderem:

„Gestehen muß ich jedoch, daß ich die — wenn ich nicht irre, — von Nettling in punktirter Manier gestochene Abbildung, vor dem ersten Hefte von August Scholl's „Bildnisse merkwürdiger deutscher Schriftsteller und Künstler“, jener in dem „Hesperus“, besonders in Bezug auf die Wärme des Ausdrucks, noch vorziehe, obwohl auch hier wie dort die erwähnten Aeußerlichkeiten auf den Beschauer störend einwirken.“

„Ja, mein Gott!“ fiel Jean Paul mir in die Rede, „kennen Sie die Schrift auch? Sie machen sich ja gewaltig viel mit meinem Bilde zu schaffen, fast so viel, als die Baireuther mit meinem Anzuge!“

Ich bemerkte ihm, daß es eine besondere Liebhaberei von mir sei, alle Portraits berühmter Männer, für deren Schriften ich mich besonders interessire, zu sammeln; und wenn auch noch so schlecht gearbeitet, sie auf Foliobogen sorgfältig neben einander aufzuziehen, und von Zeit zu Zeit kritisch zu betrachten, um wenn ich das Original kenne, mich daran zu ergötzen, oder im entgegengesetzten Falle mir mit Hilfe meiner Phantasie, durch Vergleichung sämmtlicher Portraits, ein soviel als möglich richtiges Original heraus zu construiren. — „Sie werden noch mehr lächeln, Herr Legationsrath," fügte ich hinzu, „wenn ich Sie versichere, daß ein drittes Bild von Ihnen, das ich einem Tabackspacket entnommen, von mir nicht verschmäht und meiner Sammlung einverleibt wurde." — Hier brach Jean Paul in ein lautes Gelächter aus, ergriff mich bei der Hand und sagte: „Nein, das ist köstlich! Das ist merkwürdig! — Ich habe die Illustrationen meines Gesichtes auf Tabackspacketen bisher nicht gekannt, und bin sehr neugierig, mein Exemplar zu sehen — und dieses ist noch ein Grund mehr, mein längst vorgehabtes Project, zu einer Reise nach Bamberg, nächstens auszuführen." — Ich versicherte ihm, daß die Betrachtung dieses „feinen Knaster-Taback-Packets", so war die Aufschrift, ihm ein größeres Vergnügen machen würde, als mir sein Inhalt, der (nicht wie beim „Hesperus", mit dem Schilde identisch), stinkender Fusel gewesen sei. — Als Jean Paul später auch wirklich nach Bamberg kam, besichtigte er meine Privatsammlung und fand viel Vergnügen daran. Namentlich waren es seine Portraits, die ihn besonders anzogen und unter diesen das dem Tabackspackete entnommene, mit der Unterschrift:

„Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laster,
Empfiehlt gewiß auch gerne diesen Knaster!"

— Jean Paul. Im Jahre 1820 sang die Catalani in Bamberg. Jean Paul reiste von Baireuth eigens dahin, um die gefeierte Künstlerin zum ersten Male zu hören. Der erste Eindruck, den die Catalani auf Jean Paul machte, war nicht günstig. Die Prätension, mit der sie auftrat, gefiel ihm nicht, so daß sie ihn zu der Aeußerung veranlaßte: „Auch eine Theaterprinzessin!"

Nach der ersten Arie, die stürmisch beklatscht wurde, wozu sein neben ihm sitzender Freund, F. Kunz, sein Scherflein beitrug, sprach er zu demselben: „Sehen Sie, das kann ich nun nicht; denn kein bloßes Staunen über eine Größe, oder über ein Madonnenbild ohne Gnade, kann meine Hände in Bewegung setzen; ich muß durch und durch ergriffen sein, soll es geschehen und das bin ich nicht, gestehe ich Ihnen offen, — vielleicht zu meiner Schande!" — Während der Pause nach der ersten Abtheilung

sagte Jean Paul zu Kunz: „Ich habe Durst, verschaffen Sie mir ein Glas Bier.“ — Sie gingen Beide in das untere Gastzimmer, und während des Trinkens bemerkte Jean Paul: „Das ist ein übles Zeichen wenn inmitten eines Kunstgenusses irgend ein körperliches Bedürfniß sich in mir regt; — bei der Mara und bei Abt Vogler war das nicht der Fall!“ — Bei der ersten Arie in der zweiten Abtheilung schien Jean Paul aufzuthauen, denn er beklatschte sie; als aber die Catalani zum Schlusse ihr herzerschütterndes: „God save the King“ schmetterte, gerieth er fast außer sich, drückte Kunz heftig die Hand, und Thränen rollten über seine Wangen und sein: „Bravo! Bravo!“ wollte nicht aufhören. — Beim Nachhausegehen mit Kunz konnte er des Lobes über den Vortrag des letzten Liedes nicht satt werden. „Das hat mich vollkommen ausgesöhnt,“ sprach er zu Kunz: „da war Seele im Lied!“ Ja, ich gestehe Ihnen, ohne dieses Lied würde mich meine Fahrt nach Bamberg gereut haben. Ach! was liegt doch in der menschlichen Stimme für eine Wunderkraft! Aber eben dies Bewußtsein, das mich so lebhaft durchdringt, verkümmert mir so manchen Genuß; denn wie gesagt, bloße Virtuosität, Kehlenfertigkeit, kann ich zwar bewundern, aber ich werde nicht ergriffen, und der Gedanke an Automate stellt sich bei mir — oft zu meinem Verdruß! — immer gleich ein, wo keine Seele singt.“

— Jean Paul. „Namen nennen Dich nicht,“ so ist der Titel eines Liedes, das, wie man bisher geglaubt hatte, nicht nur ein Lieblingslied Jean Paul's gewesen sein soll, sondern ihm wird auch die Autorschaft desselben zugeschrieben. Jean Paul äußerte selbst darüber lächelnd „Allerdings ist es jetzt mein Lieblingslied, da die Welt es dazu gemacht hat, sie will, daß es meines sei, und warum sollte ich nicht, (der ich überall damit angesungen werde) ihr, der ich schon so viel zu Gefallen gethan, nicht auch diesen Gefallen thun? Wohl könnte es mir aber zuweilen zum Verdruß werden, sorgte wiederum die Welt nicht dafür, daß ich die Textworte auf die verschiedenste Weise vernähme, bald verkürzt, bald verlängert, bald in Variationen. Alle Aenderungen, die ich bisher noch gehört, sind freilich sehr schwach gegen den reinen Urtext, doch wird oft die Monotonie, die ein und derselbe Text erzeugen würde, durch die Neugierde, wie heute gegen gestern, die Worte lauten werden, verdrängt.“

Da das Lied ein sogenanntes Volkslied wurde, der Urtext aber fast verloren gegangen ist, so dürfte die Mittheilung desselben hier auch den Lesern des „Hausschatzes“ nicht unwillkommen sein Das Gedicht ist aber auch nicht von Klopstock, wie in vielen Büchern angegeben, sondern von C. G. Neumann, und heißt ursprünglich:

An Charlotte.

Bin ich auf Erden noch! Sind's die Menschen noch, die mich umgeben?
Höheres hab' ich gehört,
Habe gesonnt mich in ihrer Nähe, begeisterte Rede
Hab' ich vernommen von ihr.
Ihr Blick ruhte auf mir, ich hielt in der zitternden Rechten
Ihre erbebende Hand.
Ahnest Du, was Du mir bist? Von Dir geachtet, erhebt sich
Höher die schlagende Brust.
Was Du mir bist, wie gäb' ich es kund? Armselig gemein sind
Worte, sind schallender Hauch;
Namen nennen Dich nicht; Dich bilden Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler nicht nach.
Lieder singen Dich nicht; sie klingen alle wie Nachhall
Früherer Zeiten von Dir.
Wie Du lebest und bist, so trag ich einzig im Herzen
Himmlisches Mädchen, Dein Bild.
Würde des Herzens Gefühl zur Sprache, jeder Gedanke
Wäre ein Hymnus auf Dich.
Lieben kann ich Dich nur; die Lieder: wie ich Dich liebe,
Spar' ich der Ewigkeit auf!

— Jean Paul. Den Freunden Jean Paul's möchte nachfolgendes Bittschreiben desselben an den Kaiser Alexander nicht uninteressant sein, welches in den russischen Memoiren des Generals v. Danilewsky abgedruckt ist. Während des Wiener Congresses, erzählt der General, wurde Kaiser Alexander von Bittschriften aller Art förmlich überschüttet; eine der interessantesten darunter rührte von Jean Paul her, der um die Rückgabe einer ihm entzogenen Pension nachsuchte. — Die „Klaue des Löwen" ist darin nicht zu verkennen. Das Schreiben lautet wörtlich:

„Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. Kaiserliche Majestät der Schiedsrichter Europa's sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeist des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt ein kleines Anliegen vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, ist der Güte nichts zu klein."

„Ueber 25 Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahre 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgeborenen zu unterstützen, dessen Körper blos von seinem Geiste lebt. — Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom General Gouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung." —

„Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexanders, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhundert des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europa's gesetzt. Ich wende mich hier an seinen Geist, der Geister beschützt und der, da er kein anderes, großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte, grenzenlose, das der Wissenschaft, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will."

„Möge der Herrscher, dessen Scepter dem Magnete ähnlich ist, der zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Majestät lange die einzige, dauerhafte Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie."

Der Erfolg des Gesuchs ist in den Memoiren nicht bemerkt worden, jedenfalls aber hat es einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht und ist nicht gleich den meisten übrigen unberücksichtigt geblieben.

— Jean Paul war ein Freund von Hausthieren verschiedener Art, nicht nur der gewöhnlichen: er besaß nicht allein einen Hund, einen Vogel ein Eichhörnchen, die er auch sogar zähmte, sondern auch Mäuse, dann sogar eine große Kreuzspinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel sperrte, über den ein Fensterglas geklebt. Im Herbste sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinne die Winternahrung. Jean Paul war sehr gut gegen Jedermann, und konnte am Wenigsten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch nur der eines Thieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Canarienvogel — später hatte er mehrere — den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für seine Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Thier müsse sich ohne ihn langweilen. So ist es auch bekannt daß er ein Mal Abends den Hund, den er nur wenige Tage statt des verstorbenen „Alert" besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besonderer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen andern vertauschte, und es dann nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Und so sehr humoristisch die Zusammenstellung unsere Leser finden dürften, müssen wir es doch bemerken, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen alle Mal gerade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde.

— Jean Paul's unzertrennlicher Begleiter war bekanntlich sein Pudel, Ponto genannt. Als dieser einst auf dem Findlaterschen Berge bei Dresden mehr Gesellschaft fand, als seinem Herrn lieb war und dieser ihn von den Hunden oft abrufen mußte, bemerkte er dabei: „Die Bestien haben es schon weg, daß Ponto durch den Umgang mit mir ein gelehrter Pudel geworden ist, denn wie mir's scheint, soll er sich in ihre Stammbücher schreiben.

— Jean Paul hatte nicht nur immer seinen Hund zum Begleiter, sondern trug auch stets in seiner Rocktasche ein Eichhörnchen bei sich. Ueber Letzteres schrieb er in einem Briefe vom 20. Mai 1808 an Otto wie folgt:

„Im Winter hätt' ich oft gewünscht, Du wärest mir auf der Gasse oder in der „Harmonie" aufgestoßen. Du hättest dann auf meiner linken Achsel mein fest bleibendes Eichhörnchen gesehen, das nicht beißt und nicht .... (denn Letzteres thut's jeden Morgen um 6 Uhr). Gleichviel halt' ich's jetzt für gewagt, daß ich das Thier, da ich bei Dobeneck einen Sohn aus der Taufe hob, in der Tasche hatte, in die ich während der Taufrede mehrmals greifen mußte, um es mit dem Schnupftuch einzubauen; denn während ich meinen armen — leider seligen — Pathen in den Armen hielt, hätt' ich durchaus Nichts machen können, wenn das Thier herauf auf meine Achsel gekrochen wäre, vielleicht zur allgemeinen Störung des Taufactes und Ernstes. In einem Sack an meinem Canapee schläft das Hörnchen."

— Jean Paul hat gar Nichts gering geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutsam scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfaden-Endchen, Glasstückchen, keinen abgebrochenen Korkstöpsel u. s. w. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine „Lumpenschachtel".. — „Ich bin doch neugierig, wozu ich das brauchen werde," sagte er, wenn er wieder etwas Weggeworfenes fand. So machte er's auch mit Bemerkungen, die er niederschrieb, und er hatte sogar dicke Bücher mit Einfällen und Redensarten vollgeschrieben, ohne zu wissen, wozu sie zu gebrauchen. Schmerzlich war ihm der Gedanke des bloßen Unterganges, am Meisten, wenn es Menschenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief und äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Alles untergehende Leben kommt wieder; diese Geschöpfe des Kopfes und Herzens nie. Man soll nie den Namen durchstreichen, aber die Seele leben lassen, die gerade in Briefen sich am Innigsten ausspricht"

— Jean Paul. Die Nachricht, der Dichter des „Titan" werde Dresden besuchen, setzte im Mai des Jahres 1822 die höheren Kreise der Bevölkerung der Hauptstadt in freudige Bewegung. Jean Paul's Name

flog von Lippe zu Lippe, man redete von seiner Ankunft, wie von einem Staatsereignisse; man sah der Erscheinung des schlichten Schulmeistersohnes aus Wunsiedel mit einer Spannung entgegen, die ihren Ausdruck in tausend belustigenden Wunderlichkeiten fand. Besonders waren es die Frauen, welche sich sehnten, dem neuen „Frauenlob“ Gruß und begeisterten Dank entgegen zu tragen; eine Unruhe und eine Bewegung hatte die Schönen ergriffen, ähnlich den fieberhaften Ballgefühlen junger Mädchen. Einige der begeistertsten Verehrerinnen des Dichters verließen viele Tage lang am frühen Morgen schon das Haus, um sich auf der Leipzigerstraße aufzustellen und jeden Wagen zu untersuchen, der des Weges kam. Doch der Ersehnte kam in stockfinsterer Nacht an und schaute eines Morgens sehr behaglich im großblumigen Schlafrock und mit langer Pfeife zum Eckfenster des zweiten Stockes eines bekannten Gasthofes heraus. Von Stund' an verwandelte sich die Wohnung Jean Paul's in eine Festung, die eine Schaar alter und junger Belagerinnen zu stürmen versuchte. Man begnügte sich nicht mehr mit dem Anblick des gefeierten Mannes, man wünschte ihn reden zu hören, von ihm bemerkt zu werden, ihm zu gefallen. Der erste Sturmlauf galt dem alten Stiefelputzer des Gasthofes, der allerlei wunderliche Dinge, als Läppchen vom Schlafrocke, geweihte Asche aus einer gewissen Pfeife 2c. ausliefern sollte. Zugleich regnete es von großen und kleinen Briefen, mit allen möglichen zartklingenden Frauennamen unterzeichnet. Blumen und Kränze folgten, und bald sah sich der intelligente Stiefelputzer in der Lage, sein mühseliges Geschäft niederzulegen und einen Kleinhandel mit welken Blumen und vertrockneten Blättern anzufangen, der sehr einträglich war. Der Aufenthalt Jean Paul's in Dresden glich einem ununterbrochenen Feste. Ihm zu Ehren wurden die glänzendsten Gesellschaften gegeben; man schleppte ihn von einem Gastmahl zum andern, besang und bekränzte ihn, wo er sich nur blicken ließ und die Wahl seiner Tischnachbarn, besonders seiner Tischnachbarinnen, gab oft Veranlassung zu Familienzwisten. — Dieses Treiben ermüdete und langweilte Jean Paul bald; er sehnte sich nach kurzer Zeit aus den glänzenden Sälen und prachtvollen Boudoirs hinweg, wo er nur Citate aus seinen Werken hörte, wo alle Bewegungen ihm geschraubt, gemacht vorkamen. Er nahm daher gern die Einladung eines Freundes an, die Lößnitz mit ihm zu besuchen. Es war ein schöner Maitag, der Frühling hatte die Natur mit seinen schönsten Gaben geschmückt und des Dichters großes Herz ging in Freude auf bei'm Anblick der reizenden Landschaft. Aber als er an dem Orte seiner Bestimmung angekommen, fand er wieder eine große Gesellschaft zu seinem Empfang versammelt — auch hier sollte er

sich anstaunen lassen. Jean Paul trat grüßend in den mit Gästen gefüllten Gartensalon, hörte zerstreut allerlei Namen an sein Ohr schlagen, erwiderte zerstreut die wortreichen, feierlichen Anreden. Da sank sein Blick plötzlich in das blaue Augenpaar einer blonden, zarten Frau, die ganz allein seitwärts von den andern stand. In demselben Augenblicke stieß sie einen jubelnden Freudenschrei aus, flog auf den Dichter zu, schlang die Arme um seinen Nacken und drückte, halb lachend, halb weinend, einen feurigen Kuß auf seine Lippen. Jean Paul umschlang unwillkürlich das liebe Wesen und drückte es sanft an seine Brust. Dann bog er das jugendliche Antlitz der Schwärmerin zurück, sah sie mit seelenvoller Innigkeit lange an und sagte leise: „Kind — soll ich sagen liebes oder böses Kind — was thust Du mir an?“ Da riß sich die Hocherröthende von ihm los, sah ihn noch einmal an und lief dann aus dem Zimmer. Auf des Dichters Frage nach dem Namen des holden Geschöpfes, flüsterte man ihm zu, es sei die etwas excentrische, jüngere Schwester der liebenswürdigen Wirthin, dann aber vermied man sichtbar, jenen Vorfall wieder zu berühren; Jean Paul aber wurde zerstreut und unruhig. Beim Souper, an dem die junge Enthusiastin nicht Theil nahm, bemühte sich eine Dame, seine Tischnachbarin, vergeblich, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Und sie glaubte, ein Recht dazu zu haben, denn sie war auch Dichterin, hatte manches Lied von Frühling und Liebe in verschiedenen Musen-Almanachs gesungen und wußte fast den ganzen „Titan“ und „Hesperus“ auswendig. Als aber kein Seufzer, kein Blick, kein Lächeln keine leise Frage bemerkt wurde, ließ sie endlich die letzte Mine springen und redete den Dichter in Versen an, die mit der rührenden Bitte schlossen:

„O, sprich! — O, nur ein einzig Wort lass' fallen hier —
Und auf den Knieen werd' ich's ewig danken Dir!“

Das schien zu wirken. Jean Paul fuhr auf, wendete sich zu ihr, griff einige Mal mit der rechten Hand in's Haar, blickte seine Nachbarin starr an, seufzte schwer, schlug endlich mit der Hand auf seine breite Brust und fragte: „Rathen Sie einmal, meine Gnädigste, wie viel mich diese gelbe Weste gekostet?“

— Jean Paul. In einer Gesellschaft, wo sich Jean Paul befand, stritt man sich lange über den Werth oder Rang der menschlichen Sinne, vorzüglich des Geruchs und Geschmacks. Endlich fragte man Jean Paul um die Entscheidung und er sagte: „Lieber abgeschmackt, als ruchlos.

— Jean Paul war einst bei dem sehr unbekannten Bruder des sehr bekannten Herrn von K. zu Leipzig in Gesellschaft und saß bei Tische neben ihm. Es entspann sich folgendes Gespräch: K. „Um Vergebung,

Sie haben studirt?" — K. „Aufzuwarten." — R. „Was haben Sie denn studirt?" — K. „Theologie habe ich studirt, bin aber wieder davon abgegangen." — R. „Warum sind Sie denn wieder davon abgegangen?" — K. „Krankheitshalber." — „Ei, ei," sagte Richter lachend, das ist sonderbar! Ich habe auch Theologie studirt und bin nachher davon abgegangen, aber Gesundheitshalber."

— Jean Paul. In der sogenannten Bankschenke des Neustadt-Orlaischen Waldes war es in einer Augustnacht des Jahres 1822 sehr unruhig hergegangen. Die Schenke liegt sehr romantisch-einsam am Fuße eines Bergrückens, wo man die Waldung ausgerodet hat, und der Weg im Anschauen der weiten herrlichen Umgegend nach Pösneck und Saalfeld hinüberführt. Der Wald ist berüchtigt durch viele Sagen aus alter und neuerer Zeit; ein Theil davon heißt sogar jetzt noch das Mordthal. Kein Wunder, wenn ungewöhnliche Erscheinungen Furcht erregen, vollends in der Nacht. Nun traf es sich, daß gerade um Mitternacht, als der Wirth jener Bankschenke, gewöhnlich der Bankfleischer genannt, weil er seines Handwerks ein Fleischer, mit den Seinigen zu Bette gegangen war, ein fürchterlicher Lärm vor der Thür sich erhob. Zitternd öffnete nach langem Zögern die Wirthin, und siehe, ein großer, baumstarker Kerl stand zürnend vor ihr, einen dicken Knotenstock in der Hand und einen großen Hund neben sich. Wem hätte nicht bangen sollen? Laut murrend über das lange Warten, trat er ein und warf sich ohne Weiters auf den Höllenstein *) nieder. Die Nacht ging in ungewissen Erwartungen hin, denn man hielt den unheimlichen Gast für den Vorboten einer Räuberbande und auch der Morgen verscheuchte nicht alle Sorgen. Ein sonnenverbranntes Gesicht, Hals und Brust ganz blos und gebräunt, erhebt sich vom harten Lager. Ein leichter, schlichter Ueberrock, weite leichte Beinkleider und plumpe Reiseschuhe vollenden das Bild eines unmodischen Bewohners der Wälder; der wieder ergriffene Knittel und der zottige Geselle daneben bestätigten, daß es der Schreckensmann von gestern war. Mit dem Frühesten brach er auf, nachdem er ein grobes Frühstück eingenommen. Als er den Bankfleischer in dem abgelassenen Teiche dicht neben der Schenke fischen sah, nahm er Theil daran. Man lieh ihm ein Paar alte Stiefel, mit diesen knetete er rüstig im Schlamm umher; dann gab er in der Stube die kothigen Stiefel dem Wirthe zurück, warf einen Speciesthaler als Zahlung für Alles auf den Tisch und ging davon. Niemand wußte aus der Erscheinung klug zu werden. Alles stand in grellem Widerspruch an ihm. Aermliche Kleidung, ein voller Geldbeutel, Gemeinheit der Be-

*) Ofenbank.

sich anstaunen lassen. Jean Paul trat grüßend in den mit Gästen gefüllten Gartensalon, hörte zerstreut allerlei Namen an sein Ohr schlagen, erwiderte zerstreut die wortreichen, feierlichen Anreden. Da sank sein Blick plötzlich in das blaue Augenpaar einer blonden, zarten Frau, die ganz allein seitwärts von den andern stand. In demselben Augenblicke stieß sie einen jubelnden Freudenschrei aus, flog auf den Dichter zu, schlang die Arme um seinen Nacken und drückte, halb lachend, halb weinend, einen feurigen Kuß auf seine Lippen. Jean Paul umschlang unwillkürlich das liebe Wesen und drückte es sanft an seine Brust. Dann bog er das jugendliche Antlitz der Schwärmerin zurück, sah sie mit seelenvoller Innigkeit lange an und sagte leise: „Kind — soll ich sagen liebes oder böses Kind — was thust Du mir an?" Da riß sich die Hocherröthende von ihm los, sah ihn noch einmal an und lief dann aus dem Zimmer. Auf des Dichters Frage nach dem Namen des holden Geschöpfes, flüsterte man ihm zu, es sei die etwas excentrische, jüngere Schwester der liebenswürdigen Wirthin, dann aber vermied man sichtbar, jenen Vorfall wieder zu berühren; Jean Paul aber wurde zerstreut und unruhig. Beim Souper, an dem die junge Enthusiastin nicht Theil nahm, bemühte sich eine Dame, seine Tischnachbarin, vergeblich, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Und sie glaubte, ein Recht dazu zu haben, denn sie war auch Dichterin, hatte manches Lied von Frühling und Liebe in verschiedenen Musen-Almanachs gesungen und wußte fast den ganzen „Titan" und „Hesperus" auswendig. Als aber kein Seufzer, kein Blick, kein Lächeln keine leise Frage bemerkt wurde, ließ sie endlich die letzte Mine springen und redete den Dichter in Versen an, die mit der rührenden Bitte schlossen:

„O, sprich! — O, nur ein einzig Wort lass' fallen hier —
Und auf den Knieen werd' ich's ewig danken Dir!"

Das schien zu wirken. Jean Paul fuhr auf, wendete sich zu ihr, griff einige Mal mit der rechten Hand in's Haar, blickte seine Nachbarin starr an, seufzte schwer, schlug endlich mit der Hand auf seine breite Brust und fragte: „Rathen Sie einmal, meine Gnädigste, wie viel mich diese gelbe Weste gekostet?"

— Jean Paul. In einer Gesellschaft, wo sich Jean Paul befand, stritt man sich lange über den Werth oder Rang der menschlichen Sinne, vorzüglich des Geruchs und Geschmacks. Endlich fragte man Jean Paul um die Entscheidung und er sagte: „Lieber abgeschmackt, als ruchlos.

— Jean Paul war einst bei dem sehr unbekannten Bruder des sehr bekannten Herrn von K. zu Leipzig in Gesellschaft und saß bei Tische neben ihm. Es entspann sich folgendes Gespräch: K. „Um Vergebung,

Sie haben studirt?" — K. „Aufzuwarten." — R. „Was haben Sie denn studirt?" — K. „Theologie habe ich studirt, bin aber wieder davon abgegangen." — R. „Warum sind Sie denn wieder davon abgegangen?" — K. „Krankheitshalber." — „Ei, ei," sagte Richter lachend, das ist sonderbar! Ich habe auch Theologie studirt und bin nachher davon abgegangen, aber Gesundheitshalber."

— Jean Paul. In der sogenannten Bankschenke des Neustadt-Orlaischen Waldes war es in einer Augustnacht des Jahres 1822 sehr unruhig hergegangen. Die Schenke liegt sehr romantisch-einsam am Fuße eines Bergrückens, wo man die Waldung ausgerodet hat, und der Weg im Anschauen der weiten herrlichen Umgegend nach Pösneck und Saalfeld hinüberführt. Der Wald ist berüchtigt durch viele Sagen aus alter und neuerer Zeit; ein Theil davon heißt sogar jetzt noch das Mordthal. Kein Wunder, wenn ungewöhnliche Erscheinungen Furcht erregen, vollends in der Nacht. Nun traf es sich, daß gerade um Mitternacht, als der Wirth jener Bankschenke, gewöhnlich der Bankfleischer genannt, weil er seines Handwerks ein Fleischer, mit den Seinigen zu Bette gegangen war, ein fürchterlicher Lärm vor der Thür sich erhob. Zitternd öffnete nach langem Zögern die Wirthin, und siehe, ein großer, baumstarker Kerl stand zürnend vor ihr, einen dicken Knotenstock in der Hand und einen großen Hund neben sich. Wem hätte nicht bangen sollen? Laut murrend über das lange Warten, trat er ein und warf sich ohne Weiters auf den Höllenstein *) nieder. Die Nacht ging in ungewissen Erwartungen hin, denn man hielt den unheimlichen Gast für den Vorboten einer Räuberbande und auch der Morgen verscheuchte nicht alle Sorgen. Ein sonnenverbranntes Gesicht, Hals und Brust ganz blos und gebräunt, erhebt sich vom harten Lager. Ein leichter, schlichter Ueberrock, weite leichte Beinkleider und plumpe Reiseschuhe vollenden das Bild eines unmodischen Bewohners der Wälder; der wieder ergriffene Knittel und der zottige Geselle daneben bestätigten, daß es der Schreckensmann von gestern war. Mit dem Frühesten brach er auf, nachdem er ein grobes Frühstück eingenommen. Als er den Bankfleischer in dem abgelassenen Teiche dicht neben der Schenke fischen sah, nahm er Theil daran. Man lieh ihm ein Paar alte Stiefel, mit diesen knetete er rüstig im Schlamm umher; dann gab er in der Stube die kothigen Stiefel dem Wirthe zurück, warf einen Speciesthaler als Zahlung für Alles auf den Tisch und ging davon. Niemand wußte aus der Erscheinung klug zu werden. Alles stand in grellem Widerspruch an ihm. Aermliche Kleidung, ein voller Geldbeutel, Gemeinheit der Be-

*) Ofenbank.

dürfnisse und die Ungemeinheit der Sprache und des Wohlgefallens an den Naturschönheiten der Gegend. Ein Bettler konnte er unmöglich sein, noch weniger ein Räuber. Ein Gelehrter jedenfalls, meinte das Fräulein vom Herrenhofe, als sie von der Wirthin das nächtliche Abenteuer und das Gebahren des Fremden vernahm. „Ein etwas wildes Genie, ein die Einsamkeit liebender Dichter vielleicht, ein Sonderling" u. s. w. Sie hatte es kaum gesagt, als die Bankwirthin aufschrie: „Ach, da kommt er, da kommt er wieder! Gerade auf uns los." Wirklich sah das Fräulein den Abenteurer den Feldrain heraufkommen, gerade wie er beschrieben worden, und sie konnte sich einer Anwandlung von Furcht nicht erwehren. Nach einfacher Begrüßung und Belobung der Gegend setzte sich der Fremde auf einen Feldstein, zog ein Pergamenttäfelchen aus der Tasche und schrieb lange, erhob sich dann, fragte nach dem nächsten Meierhofe und entfernte sich lesend und schreibend, bis er dem Auge der Nachschauenden entschwand. Niemand hatte gewagt, nach seinem Namen und Stande zu fragen. Nach drei Tagen sah man ihn in dem Gasthofe des nächsten Städtchens, mitten unter Fuhrleuten, bei einer Flasche Wein sitzen. Sogleich erkundigte man sich beim Wirthe nach ihm. „Das ist ein großer, weltbekannter Dichter," berichtete dieser. „Er heißt: Jean Paul."

— Jean Paul sagt von einem stets unglücklichen Menschen: „Er gehöre einmal zu denjenigen, denen die Zukunft stets zu einem Vexir-Becher wird, der sich entleert, sobald man ihn an den Mund setzt." —

— Jean Paul schrieb an einen jungen Mann: „Unter dem Schirme des alltäglichen Geschäftslebens reift das Poetische desto grüner und es wäre gut, wenn jeder Dichter ein bürgerliches Amt verwaltete."

— Jean Paul sagte von Mozart: „Jede Note Mozart's ist eine Sprosse in der sphärischen Leiter, auf der er zum Himmel der Vollendung emporstieg."

Erinnerung an Jean Paul.

Er ist nicht mehr — zu seinen Idealen
Zu seinen Sirius-, seinen Mondeshöh'n,
Zu seinen heitern Paradiesesthalen,
Sah'n wir den Dichter still hinübergeh'n.
Schwer ist's, die tiefsten seiner Worte wählen —
Sie flüstern all': „er wird Euch ewig fehlen."

Wer kann, wie Er, die Liebe rosa malen,
Wie er, ein Seraphslaut, durch Gräber weh'n?
Kann vor der Sonne kühn und ihren Strahlen
Im stolzen Lied, ein Geisterkönig steh'n?
Wer hebt, wie Er, uns selig zu den Sternen? —
Sie können's nicht — die ewig subalternen.

Hamburg, den 3. Decbr. 1825. Verf. nicht genannt.

Jean Paul.

„Was sagst du denn von J. P. Richter,
Der ist doch wohl ein großer Dichter?"
„„Ein Dichter? Ich glaub' es sind ihrer zehn,
Die all' auf einmal aus ihm singen;
D'rum hört man viel himmlische Töne erklingen;
Die Harmonie ist schwer zu versteh'n.""
„Soll dies dein Lob ein Tadel sein?"
„„Du siehst das Nahe, wie das Ferne:
Der ganze Horizont ist dein;
Ich seh' nur einz'le helle Sterne.
Wenn ich nur schlecht mit blöden Augen sehe:
Wenn ich den großen Geist nicht ganz verstehe:
So trifft der Tadel mich, gewiß die Schuld ist mein.""

G. W. O. von Ries. *)

— Jean Paul in Wien. Wenn wir uns darüber wundern, daß nur ein einziges Tagesblatt in Wien an Jean Paul's hundertjährigem Geburtstage — 20. März 1863 — ein Gedächtnißwort für diesen merkwürdigen Dichter gehabt, so befinden wir uns hoffentlich in zahlreicher und guter Gesellschaft. Der Mann ist es wohl werth, daß man seiner gedenkt, und doppelt werth in einer Zeit, wo keine Lieblingskatze einer Schauspielerin crepiren kann, ohne daß man ihr Nekrologe widmet. Warum hat nicht wenigstens ein malcontentes Blatt (und es soll deren geben) die kühnsten Stellen, die Jean Paul's verwegenes „Freiheitsbüchlein" über Preßfreiheit enthält, einfach ausgezogen? Das undankbare Wien! Es erinnert sich mit keinem Sterbenswörtlein Jean Paul's, der sich in Gedanken doch so häufig mit der Kaiserstadt beschäftigt hat. Jeder-

*) Siehe dessen Knittelgedichte, Erzählungen u. s. w. Seite 140.

mann sollte seinen aus Wien gebürtigen Tanzmeister Falterle, den Rabensteiner des „Titan", kennen; keinem Schriftsteller in Wien dürfte der vom Luftschiffer Gianozzo belanschte, Mädchen verführende, höchst schnöde Censor Fahland unbekannt sein, noch Jean Paul's sinnreiche Bemerkungen über den seligen Edlen von Trattner, der Originalmanuscripte standhaft zurückwies, weil er blos Bücher druckte, die schon gedruckt waren; ja geistliche Kostgänger der Augustinerkirche in Wien hätten Ursache, Jean Paul dankbar zu sein, da er in seiner Vorschule zur Aesthetik den heiteren Augustinermönch Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara, gegen die Verunglimpfungen deutscher Pedanten in Schutz genommen. Daß er den Jesuiten und Freigeist Blumauer wegen seiner travestirten Aeneis eine „gemeine Lachseele" genannt, dürften ihm heutzutage nur wenige von denen, die zwischen Fünfhaus und der Taborlinie, oder zwischen Neu-Lerchenfeld und der Vorstadt Erdberg ihr Schwechater Lagerbier schlürfen, übel nehmen. Rührend aber muß es für jedes Wiener Gemüth sein, daß Jean Paul schon vor einem halben Jahrhundert die ortsüblichen „Schwanzschleuderer" kannte, wie er die Schlanchdirectoren der Wiener Straßenbespritzungswagen nennt, und daß er den löwenhaften Hasenfuß Attila Schmelzle in der bedeutenden Situation durch die Straßen Wiens jagt, da ihm sein tückisches Roß unaufhaltsam im Schritte durchgeht. Erst im Prater (denn Jean Paul nennt diesen wegen seines genialen Wurstels, seiner Schattenkühle und seines edlen Gerstensaftes nie genug zu preisenden Lustgarten mit Namen, aber nicht mit so hämischem Seitenblick wie Goethe in seinen „Lustigen von Weimar"), erst im Prater also wird Schmelzle von seinem Schwager, dem Dragoner, von dem dämonischen Pferde heruntergeholt. Freilich ist Jean Paul in der Topographie Wiens nicht so gründlich bewandert wie Heinrich Laube, der sich in seinem Roman „der deutsche Krieg" im Straßennetz der Kaiserstadt besser auskennt als ein Dienstmann, denn Jean Paul läßt den Feldprediger Schmelzle, statt aus der Jägerzeile von Matzleinsdorf aus in den Prater einlaufen; allein schon der Umstand, daß er Matzleinsdorf kannte und es in seinen Mund nahm, sollte den Wienern Jean Paul theuer machen. Ich denke, sie werden im künftigen Jahrhundert Jean Paul aufmerksamer lesen und ihn an seinem hundertjährigen Sterbetag — 1925 — als „Jubelsenior" empfangen.

———

Epilog
gesprochen beim
hundertjährigen Geburtsfest Jean Paul's
in Baireuth, 20. März 1863
von
Ernst Förster.

Verklungen sind die hehren Melodien,
Mit denen wir den jungen Lenz begrüßt,
Und durch die Seelen zittert still die Freude,
Daß die Natur erwacht, und nun verjüngt
Ein tausendfaltig Leben sich gestaltet,
Entfaltend neue Pracht und neue Lust.
Und doch — ist's wohl der Lenz, der Blüthenspender,
Dem unser Lobgesang erklungen, der
Als Festgemeinde hier uns heut' vereint? —
Ein Frühling wohl! Doch wie ihn ein Jahrhundert
Nicht herrlicher, beglückter nicht bewundert!
Der Blüthenreichthum vieler hundert Lenze,
Und ihre quellenreiche Schöpferkraft,
Ihr tausendstimm'ger Jubel, Licht und Glanz,
Ihr lindes Weh'n und ihrer Stürme Macht —
Sie waren einem Genius vertraut,
Den jener Frühling einst der Welt gebracht.
Wie Großes auch das Vaterland geboren,
Wie viel des Herrlichen die Zeit gezeugt: —
Ein eig'nes Reich, ein unbesetzter Thron
War vorbehalten für Jean Paul. Und wie
Durch allgemeine Wahl emporgehoben
Ward ihm gehuldigt, einem Mächt'gen gleich.
Wie Zauberworte wirkten seine Werke
Und zündeten ein heilig' Feuer an;
Ein Räthsel Vielen und ein Wunder Allen
Ward angestaunt er, einer überirdischen
Erscheinung gleich mit Schwärmerei verehrt,
Und ist es Wahrheit, die wir von ihm lesen,
So ist geliebter nie ein Mensch gewesen.
Und wird nun hier in Liebe sein gedacht,
An seinem hundertjähr'gen Jubeltag,
So gibt sich wohl Bewunderung und Dank —
Doch auch die stolze Freude gibt sich kund:
Daß ihm zum Wohnsitz von den Städten allen
Doch keine so gefiel wie diese Stadt! —
Von seiner Jugend Bergen fortgezogen
Sucht' er vergeblich eine feste Stätte.

Umsonst bot Leipzig ihm die Welt; umsonst
Begeisterung die stolze Königsstadt;
Selbst an der Ilm, im traulichsten Verkehr,
Gewann er nicht ein heimisches Gefühl;
Nicht an der Werra lieblichen Gestaden
Hielt ihn der süße Nachtigallenschlag;
Er schied von Coburg's Blüthengärten und verließ
Den weithin schauenden Adamiberg,
Um in den grünen Auen von Baireuth
Der Sehnsucht-Wallfahrt letztes Ziel zu seh'n.
Hier sind die Fluren, hier das gold'ne Eden,
Wohin ihn früh schon das Verlangen trug;
In diesen Thälern, diesen Waldesgründen
Fand er sein Maienthal, sein Blumenbühl,
Und in den Bergen, die den Osten säumen,
Sein Jugendland mit seinen Jugendträumen.
Wohl waren seiner Dichtkunst schönste Gaben
Aus voller Hand schon ausgestreut; es schmückten
Schon ew'ge Ruhmeskränze seine Locken,
Noch eh' er Wohnung nahm in dieser Stadt.
Und doch ist seine Heimat hier! Unwandelbar
Verbunden ist sein Name mit dem ihren:
Wer nennt Baireuth und denkt nicht an Jean Paul?
Hier schrieb er seine Bücher von dem Schönen,
Aus seinem reichen Geist sein reichstes Werk;
Hier der Levana heilige Gesetze,
Zu bilden und erzieh'n ein neu' Geschlecht,
Gesund an Seel' und Leib, voll Kindheitlust,
Voll Jugendmuth und Kraft, und glaubensvoll. —
Und in des Vaterlandes trübster Zeit —
Schwer lag auf ihm der Fremden Joch
Die Edelsten verzagten, und es brach
Vor Kummer manches Herz; — in jenen Tagen
Sandt' er von hier, ein gotterfüllter Seher,
Durch Deutschlands Dämmerung der Hoffnung Strahl,
Das Wort des Trostes und des Gottvertrau'ns.
Hier war es, wo er, mehr als je zuvor,
Ergriffen von dem Geist in der Geschichte,
Der Freiheit Sprecher ward; ein ernster Mahner
Den Fürsten wie den Völkern, treu zu wahren
Das mit so theuer'm Blut erkaufte Gut.
Und rastlos, feuereifrig, mit gewalt'gem Wort,
Kämpft' er den Kampf für Wahrheit, Licht und Recht.
Doch blieb ihm stets die heit're Muse nah,
Und wie er Trost gespendet, Muth geweckt,
So säumt er nicht, die Sorgen zu zerstreu'n,
Durch Laune, Scherz und Witz und des Humors
Unwiderstehlich köstliche Gestalten,
Seemaus, den Jammerrector, Attila,
Den Held im Hasenbalg, den Egoisten

Voll Salz und Pfeffer, Dr. Katzenberger,-
Markgraf und Fibel, und wen alles mehr!
Und seines Herzens dringendstes Verlangen,
Stärkung des Glaubens an Unsterblichkeit,
Des vielfach angezweifelten, ward hier gestillt,
Bevor die Feder seiner Hand entsank,
Und der Selina glaubensstarke Worte
Begleiteten ihn zu des Todes Pforte.
So hat der Dichter hier gelebt, gewirkt,
Von hier entsendet seines Geistes Licht,
Hier sah man ihn von Allen hochgeehrt;
Hier war er glücklich — hier hat er gelitten —
Hier deckt sein ruhmumkränztes Haupt das Grab.
Und könnt' ihn je die Welt vergessen: — hier
Ist sein Gedächtniß sicher unverloren.
Ja, unverloren in dem Strom der Zeiten
Und dauerhafter als in Stein und Erz,
So leb' es von Geschlecht fort zu Geschlecht
Im Herzen der Bewohner dieser Stadt,
Daß es der Enkel Enkel treu bewahren
Zum Jubelfest nach aber hundert Jahren!

Rückert, Friedrich, der große breitschulterige Rückert fiel während seines Aufenthaltes in Italien den Italienern besonders auch durch sein langes verwildertes Haar auf. Er war außerhalb Roms ein Schrecken der Kinder, ja oft sogar der Erwachsenen. Eines Tages ging die in Genzano wohnhafte Principessa Simonetti, gefolgt von der Amme, die ihr Kindchen trug, spazieren, als ihnen plötzlich Rückert, der sich damals in Arricia aufhielt, in den Wege trat. „Simone mago, oimé, Simone mago!" (Simon, der Zauberer! Wehe mir! Simon der Zauberer!) rief entsetzt die Amme aus und war durch kein Zureden zum Stehen zu bringen. Spornstreichs und ohne sich auch nur umzusehen, lief sie wieder nach Hause, hinter ihr die Prinzessin, welche alle Ursache hatte, für ihr Kind zu fürchten. Es war eine überaus komische Hetzjagd. — Und dabei war der Gefürchtete selbst nicht ohne Furcht. Seine lebhafte Phantasie, der wir so viele Schöpfungen verdanken, wurde ihm selbst in Italien mitunter zur Plage. Briganti (Räuber) und Schlangen waren die Gespenster, welche ihn schreckten. So z. B. getraute er sich nicht in der Dämmerung von Arricia aus, einen etwa eine Viertelstunde langen Weg durch einen Wald zu machen, und in der Nähe wohnende Freunde zu besuchen. Seine Einbildungskraft malte ihm stets Räuber vor, welche die mactria (den Buschwald) erfüllen würden, sobald es dunkelte, und doch verlautete nicht das Mindeste von Unsicherheit der Gegend. Eben so wenig mochte er sich im grünen Rasen niederlassen, aus Furcht vor Schlangen.

— Rückert ist nicht nur ein großer Dichter, er ist auch eine der edelsten Menschen-Naturen, milde und doch voll ächter Manneskraft; nachsichtig gegen Andere, aber unbestechlich gerecht in seinem Urtheile, von wahrhaft kindlicher Bescheidenheit, aber der Anmaßung gegenüber sich seines Werthes wohl bewußt, und jede unberechtigte Familiarität entschieden zurückweisend. Dieses Letztere mußte der Dichter B. in Leipzig erfahren der an Rückert wegen Beiträge zu einer poetischen Blumenlese noch ungedruckter Gedichte der besten jetzt lebenden Lyriker Deutschlands schrieb. Er hatte seinem Schreiben zugleich das Namen-Verzeichniß, von denen er Beiträge aufzunehmen gedächte, so wie ein Verzeichniß der bereits für den Druck bestimmten Gedichte beigelegt. Rückert bemerkte sogleich, daß B. von sich selbst eine ziemliche Anzahl Gedichte aufgeführt und in einer Note worin er weise bemerkt hatte: „man werde dies entschuldigen, er habe nur den dringenden Bitten der Freunde der Poesie nachgegeben, übrigens habe ihn ja die Kritik als den ersten jetzt lebenden jüngern deutschen Lyriker bezeichnet.“ Rückert bemerkte aber auch, daß die Namen mehrerer tüchtiger jungen Lyriker fehlten und fragte deshalb bei B. an. — B. erwiderte; „die sind dem großen Publicum zu wenig bekannt. Da schrieb Rückert zurück: „Es ist mein Grundsatz, bei Zeiten aufzuhören d. h. nicht mit Dichten, dichten werde ich, so lange ich lebe — wohl aber mit dem Veröffentlichen dessen, was ich dichte — dieser Grundsatz scheint mir eben im vorliegenden Fall für uns Beide beherzigenswerth, gönnen wir den unverdienter Weise weniger Bekannten Raum! — ich wenigsten kann Ihnen keinen Beitrag für Ihre Blumenlese zusichern, bevor ich nicht die Gewißheit habe, daß . . . und . . . den verdienten Platz darin erhalten.“ —

B. mochte seine Gründe haben, diesem Rathe nicht zu folgen und so findet sich denn in der poetischen Blumenlese noch ungedruckter Gedichte der besten jetzt lebenden Lyriker Deutschlands auch der Name Friedrich Rückert — nicht.

An Friedrich Rückert.

(Unter sein Bild.)

Ihr schaut den goldnen Sängermund
Der goldne Worte singet,
Und aus der Seele goldnem Grund
An's goldne Licht sie ringet.
  Schaut dies Gesicht,
  Und liebt es nicht,
Das bleiche, doch goldige Wunder.

Ihr kennt den goldnen Liedermann,
Mit goldnen Liedern sein Handeln,
Der, was er sieht, sogleich auch kann
In pures Gold verwandeln,
Dem, was er rückt
Und was er drückt,
Zum goldnen Lied muß werden.

Er hat, der Erste im ganzen Reich
Ein goldnes Waarenlager,
Er schafft, sich ewig selber gleich,
Wird nimmer dünn und mager.
Er haucht — es glüht,
Er haucht — es blüht
In Düften aller Zonen.

Und weil er das so wohl gemacht,
Der goldene Geselle
So schimmre goldnen Kranzes Pracht
Ihm an des Lorbeers Stelle:
Der schaue herein
In lichten Schein
Auf's blasse, trübe Antlitz!

1834. Ludwig Seeger.

Friedrich Rückert zum 16. Mai (1863).

Mich zieht ein Blick, ein trauter
Den ich im Geiste schau',
Zum Garten an der Lauter
In meiner Heimatau.
Da ward zu allen Stunden
Mein Geist und Herz beglückt:
Da sei ein Kranz gewunden,
Da sei ein Haupt geschmückt!

Nur nieder will ich legen
Den Kranz am Blumenzaun,
Auf den verschlung'nen Wegen
Mich um im Garten schau'n,
Zum Fenster will ich schleichen,
Nur einen Blick hinein,
Das soll mein einzig Eigen
Vom Dichterfeste sein.

Doch zu der stillen Feier
Drängt sich ein Jubelklang
Für deiner ehrnen Leier
Geharnischter Gesang:
Die Zeiten kommen wieder,
Wo einst auf wilder Spur
Das Klirren deiner Lieder
In alle Herzen fuhr.

So sei es dir zum Lohne
Verlieh'n für jene Zeit,
Der du die Blüthenkrone
Der Jugendkraft geweiht,
Daß es dein letztes Dichten,
Dein letztes Singen sei:
„Es kam der Herr zu richten,
Und siehe, wir sind frei!"

Friedrich Hoffmann.

Sokrates Schüler waren so begierig seinen Unterricht zu benutzen, daß weder eine große Entfernung noch das schlechteste Wetter sie verhindern konnte, zu ihm zu kommen. Antisthenes, einer von ihnen, machte täglich eine Meile zu Fuße, um jenen Unterhaltungen beizuwohnen. Er stiftete später die Secte der Cyniker und machte sich eine Ehre daraus, sein Aeußeres gänzlich zu vernachlässigen. Er wusch und kämmte sich selten und trug einen zerrissenen Mantel. Aber Sokrates tadelte ihn deshalb ernst und sagte: „Mein lieber Antisthenes, ich sehe Deine Eitelkeit durch die Löcher Deines Mantels!"

— Sokrates. Der junge Alcibiades, stolz und hochmüthig, achtete Niemanden als den weisen Sokrates. Einst gingen die beiden Freunde in den Säulengängen der Akropolis spazieren, da zeigte Sokrates, wie zufällig, auf die Karte von Griechenland und fragte: „Kannst Du da wohl Attika finden?" Alcibiades erwiderte: „Da ist es!" — „Nun zeige mir die Stadt Athen." — „Hier ist sie!" — „Nun Deine Landgüter," fuhr Sokrates mit ernster Miene fort. Alcibiades war bestürzt und

sagte nach einem Augenblicke des Zögerns: „Ich finde sie nicht hier, sie sind zu klein.“ Der Philosoph hatte diese Antwort erwartet und fügte nun hinzu: „Und Du bist stolz auf einen Theil des Landes, welches so klein ist, daß er auf der Landkarte nicht einmal durch einen Punkt bezeichnet ist!“

— Sokrates. Xantippe, seine mit Recht übel berüchtigte Gemahlin, gehörte bekanntlich nicht zu den weichgeschaffenen Seelen, welche die Schöpferinnen des häuslichen Glückes im stillen Kreise ihrer Familie werden. Sie war zanksüchtig und mürrisch und quälte den alten, gutmüthigen Philosophen bei Tag und Nacht. Der feurige Alcibiades staunte über die Langmüthigkeit seines Lehrers und über die Ungezogenheit dieses unverschämten Weibes.

„Warum,“ fragte Alcibiades, „jagst Du diesen Unhold nicht zum Hause hinaus?“

Mit der ihm eigenen Laune antwortete der Philosoph:

„Meine Frau gewöhnt mich durch ihr Poltern im Hause, die Ungerechtigkeiten anderer Menschen außer dem Hause, mit Sanftmuth zu ertragen.“

— Sokrates. Als Alcibiades zum ersten Male auf öffentlichem Markte vor dem Volke reden sollte, gestand er dem Sokrates, daß er doch sehr ängstlich sei. „Würdest Du Dich wohl fürchten,“ entgegnete ihm dieser, „mit einem Schuhmacher zu reden?“ — „Ganz und gar nicht!“ — „Aber mit einem Kupferschmied?“ — „Eben so wenig!“ — „Oder mit einem Kaufmanne?“ — „Keinesweges!“ — „Denke also nach,“ fuhr Sokrates fort, „Das ganze Volk ist nur eine Vereinigung von solchen Leuten. Du fürchtest nicht den Einzelnen und doch flößt Dir das Ganze Unruhe ein?

— Sokrates, den seine Xantippe vor der Hausthür schon aushunzte und zuletzt gar mit dem . . . . topf kam, rief: „Dachte ich nicht, daß auf das Donnerwetter Regen folgen würde?“

— Sokrates. Als man Sokrates die Nachricht brachte: „Die Athener haben Dich zum Tode verurtheilt!“ erwiderte er kalt: „Und die Natur sie!“

— Als Sokrates von den undankbaren Athenern verurtheilt den Giftbecher zu trinken, weil man ihn beschuldigte, die Götter geleugnet und die Jugend verführt zu haben, konnte das Urtheil nicht vollzogen werden, weil das Schiff des Theseus gerade nach der Insel Delos abgegangen war. Seit der Zeit des Theseus feierte man dort jedes Jahr ein Fest zu Ehren Apolls, und während der Abwesenheit des Schiffes

wurde kein Todesurtheil in Athen vollzogen. Sokrates benutzte diese Zeit, um sich mit seinen Schülern über ernste Gegenstände zu unterhalten. Einst rief einer von ihnen tief bewegt aus: „Ach, wenn Du nur nicht so unschuldig stürbest!“ Aber Sokrates entgegnete ihm: „Du möchtest also lieber, daß ich schuldig stürbe?“

— Sokrates fing noch, als er schon ziemlich alt war, die Tonkunst zu lernen an. Er hielt es besser, dieselbe spät, als nie zu lernen.

Sokrates.

Der Jüngling machte Götter aus Stein,
Der edle Greis, ein Phöbus unter Wilden,
Erkühnte sich, Thiere zu Menschen zu bilden.
Das konnten die Thiere nicht verzeihn,
Und schenkten ihm Cicuta ein. *)

Franz Maßlieben **)

Sophokles, einer der ersten griechischen Trauerspiel-Dichter, wurde zu Athen 498 v. C. geboren, starb 406. (Er soll an dem Kern einer Weintraube erstickt sein.) Seine Kinder, denen er zu lange lebte, gaben ihn als einen kindischen Mann an, der unfähig wäre, sein Vermögen länger selbst zu verwalten. Statt aller Antwort zeigte er den Richtern sein eben vollendetes Trauerspiel: Oedip auf Kolonos, und wurde sogleich von jener Anklage freigesprochen. Diese Episode macht den Inhalt des hier mitgetheilten trefflichen Gedichtes aus.

Sophokles.

Zum Markt, wie Ueberschwemmungswellen,
Wogt hin die Menge von Athen.
Die Väter nehmen ihre Stellen,
Auf Stufen hoch und allgesehn.
Dumpf murmelnd tönt von Mund zu Munde
Prophetisch Urtheil den Partein;
Und forderst Du des Streites Kunde,
So mußt Du wohl ein Fremdling sein.

*) Die gesitteten Athenienser werden hier insofern Wilde genannt, als für den großen Haufen derselben die Weisheit des Sokrates verloren war, und sogar die Richter Athens einen solchen Mann zum Tode verdammten. — Cicuta ist Schierling.

**) Siehe: Iris. Ein Taschenbuch für 1803. Herausgeb. v. J. G. Jacobi. Zürich bei Orell, Füßli & Comp. (Seite 245.)

Hör' staunend: Sophokles, den Dichter
Ruft heut sein abgestammtes Blut,
Ruft Jophas schamlos vor die Richter,
Um eitlen Goldes wilde Wuth.
Er klagt: „ein hundertjährig Leben,
Hat bis zum Kind den Greis geschwächt,
Dem Enkel sinnet er zu geben
Das Erbtheil, seines Sohnes Recht.

Und das Gesetz, es möge walten,
Das dem Gekränkten Hilfe beut,
Und unter sicherm Schirme halten,
Was sonst der Irrende verstreut."
So Jophas, — Der Beklagte weilet, —
Verwehrt ihm Schuldgefühl, zu nah'n?
Da zeigt die Menge, weit getheilet,
Des Allverehrten Kommen an.

Sein Haupt umlocken Silberhaare,
Nach innen flieht sein ernster Blick.
Den Körper beugen nicht die Jahre,
Nur beugt ihn heute das Geschick.
Der Enkel wandelt ihm zur Linken,
An Jophas streifen sie vorbei,
Und wie die Väter Stille winken,
Tritt vor der Greis, und redet frei:

„Oft stand ich schon in Deiner Nähe,
Hellprüfender Areopag!
Vergönne, daß zurück ich sehe,
Mich stärkend für den heut'gen Tag.
Hier lächelte mir Deine Gnade,
Als ich, der Jüngling, Reigen sang,
Da, unsern Salamis Gestade,
Themistokles den Perser zwang.

Als Feldherr sah des Mannes Stärke
Hier tapfrer Thaten Ernte steh'n:
Hier las der Dichter seine Werke,
Die preisgekrönt zur Nachwelt geh'n.
Und ob ein hundertjährig Leben
Mich wirklich hat zum Kind geschwächt —
Deß will ich jetzt die Antwort geben.
Hör' Volk! Dann, Väter, wählt das Recht."

Und spricht's, und eine Rolle rauschet,
Die Sophokles Gewand umschloß.
Und jeder Bürger steht und lauschet
Dem Oedipus auf Kolonos.

Das Schicksal treibt den blinden Armen
Hinan zum Eumenidenhain.
Die Töchter haben mild Erbarmen,
Der Söhne Herz ist kalter Stein.

Und Theseus, vom Gefolg verkündet,
Des Aegeus edler Sproß, tritt auf,
Und sorgt, daß Schutz die Schwäche findet,
Und sicher ruht des Wandrers Lauf.
Er ladet Oedipus, zu wohnen
Im Lande, das er selbst erkor,
Im Land, da alle Reize wohnen,
Das wechselredend malt der Chor:

„Lob sei Athen's beglückten Auen,
Um die ein ew'ger Frühling weht,
Wo Garben sich auf Garben bauen,
Und Wein in reichen Ranken steht,
Wo Nachtigallen flötend singen,
Am kühlen Bach im dunkeln Thal,
Dahin nicht Mittagsgluthen dringen,
Wo Fische spielen sonder Zahl.

Wo die Narcisse Balsam streuet,
Des Krokos goldne Flamme glüht,
Aus Quellen sich der Strom erneuet,
Der Lorbeer und die Myrthe blüht;
Dort, wo des Oelblatts Silber rauschen,
Minervens dankbar eingedenk.
Wo flüchtig scheu die Rosse lauschen,
Poseidons gastliches Geschenk."

Noch ist der Päan nicht geendet,
Der Heimat Schmuck nicht ganz enthüllt,
Als sich das Volk zum Greise wendet,
Und Jubel rings den Markt erfüllt.
Der liebend sang von Lust und Leben,
Der heiß empfindet Schöpfungspracht,
Ob Schnee den Scheitel längst umgeben,
Dem blieb die männlich starke Macht.

Mit nie erschollner lauter Stimme
Fährt Sophokles im Lesen fort.
Von Oedipus gerechtem Grimme
Spricht donnernd das gemess'ne Wort.
Das Volk, das näher vorgedrungen,
Zieht sich zurück, von Schrecken bleich.
Hier Jophas, — flüstern alle Zungen, —
Ist jenem Polynikes gleich.

„Weh Dir! Die bittre Wahrheit höre,
Die tief Dein Herz verwunden soll.
Zum Spott ward Dir des Vaters Ehre,
Du bist am Ziel, das Maß ist voll!
Wenn Dyke Zeus zur Seite thronet,
So treffe Dich ihr Blutgericht.
Wenn Milde selbst im Orkus wohnet,
So finde Du nur Milde nicht.

Nie sei das Glück mit Deinen Wegen,
Die frech durchkreuzen meine Saat,
Dein Zweig entbehre jeden Segen,
Den ich für meinen Stamm erbat.
Blindwüthend löste Dein Beginnen
Des Blutes Band für immer auf.
Verfluchter Sohn! Entfleuch von hinnen,
Und ende schmachvoll fern den Lauf!“

Nicht weiter liest der Greis; — er winket
Drei Sklaven treten schnell herein
Mit Körben, deren jeder blinket,
In Gold, und Silber, und Gestein.
Vor Jophas bleibt das Erbtheil stehen —
Der keinen Blick vergönnt der Last.
Er heult und wüthet, — Alle sehen,
Wie der Erynnen Hand ihn faßt.

Kein Spruch ist Noth! Des Volks Gedränge
Jauchzt dem gewalt'gen Sänger Heil.
Die Kunst der gottgesandten Klänge
Wird bald des Enkels schönres Theil.
Doch Jophas stürmet hin und wieder,
Nach Kolonos, dem Abgrund zu,
Und selbst zerschmetternd seine Glieder,
Gewährt ihm Tod allein die Ruh.

F. Treitschke.

Solon, der Weise Griechenlands und berühmte Gesetzgeber der Athener, starb um's Jahr 639 vor Ch. im 80. Jahre seines Lebens und war an seinem Todestage noch so neugierig, daß er, als seine Freunde leise unter sich redeten, sein Haupt lächelnd aufrichtete und sagte: „Ich möchte gern wissen, ehe ich sterbe, wovon Ihr geredet habt. Was war es also?“

Shakespeare. Es ist neuerdings in England ein Streit über die richtige Schreibart des Namens des großen Dichters entstanden und dabei angeführt worden, daß in den Acten von Stratford in der Zeit, als des Dichters Vater Mitglied des Stadtrathes war, der Name Shake-

speare 166 Mal vorkommt, aber auf vierzehn verschiedene Arten geschrieben ist, nämlich:

Shackesper;	Shackespere;	Shackspér;
Shackspere;	Shakspér;	Shakspere;
Shakspare;	Shakspeyr;	Shakyspere;
Shakspire;	Sharpeare;	Sharper;
Shakxpere;	Sharpear.	

In der ersten Folioausgabe der Werke des Dichters liest man Shakespeare, was am besten zu dem Familienwappen zu passen scheint, einer Hand, die einen Speer schüttelt; der Dichter selbst aber unterschrieb sich bei einer Verkaufs-Urkunde 1613 Shakespear und unter seinem Testamente Shakspeare.

— Shakespeare. Payne Collier, der neuerdings Vieles über Shakespeare's Leben aufgefunden und publicirt hat, referirt, wie Shakespeare als Schauspieler seiner Gemahlin untreu geworden. Sein College nämlich, der Schauspieler Burbadge, erregte als Richard der Dritte die Neigung einer schönen Bürgerin die ihn bestellte, sie unter dem Namen Richard's des Dritten zu besuchen. Shakespeare hörte die Verabredung und kam dem armen Burbadge zuvor. Als Letzterer sich einfand und seinen Namen hineinmelden ließ, ließ Shakespeare zurücksagen: „Wilhelm der Eroberer komme vor Richard dem Dritten."

— Shakespeare spielte einst den König in einem seiner Stücke und stand nahe an der Loge der Königin. Er hatte seinen Dienern so eben Befehle gegeben, als Elisabeth, um zu sehen, ob er aus seiner Rolle fallen werde, ihr Taschentuch auf die Bühne fallen ließ. Shakespeare ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern sagte augenblicklich: „Ehe dies geschieht, hebt erst das Taschentuch unserer Schwester auf!" Die Königin lachte und beklatschte den glücklichen Einfall und die Geistesgegenwart Shakespeare's.

— Shakspeare. Man hat sich in allen Zeiten ordentlich abgemüht herauszubringen, ob Shakespeare Wild stahl oder nicht, ob er Pferde hielt am Theater, ob er seiner Frau in seinem Testamente ein Bett vermachte. Man hat alle Buchläden, alle alten Kisten in Dachkammern, alle vergilbten Handschriften durchstöbert und gefunden, daß er ein gutherziger Mann und ein wackerer Familienvater war. Aber wenn man auch sein ganzes Leben enthüllt hat. Niemand kann erklären, wie sein unendlicher Genius entstanden ist. Er ist die Essenz der Poesie aus der Quelle. Es sind goldene Worte, die ihm entströmten, Aerolithen, vom Himmel gefallen. Shakespeare ist sein eigener Biograph, man lernt

ihn aus den Fragen, die er an jedes Herz richtet über Leben und Tod und alle Preise des Lebens genauer kennen, als aus den zahllosen über ihn verfaßten Biographieen. Das Buch der Sonette gibt die Geschichte seiner Leidenschaft und ihrer Verirrungen. In seinen Dramen zeigt er, welche Gestalten in der Menschheit ihm die liebsten waren. Jeden Weisen hat er übersehen, jeden Liebenden übertroffen in der Gluth des Ausdrucks, jede Jungfrau an Zartsinn. Shakespeare ist noch bedeutender als Dichter und Philosoph wie als Dramatiker, Er ist wie ein Heiliger, dessen Geschichte in alle Sprachen übersetzt wird, in Versen und Prosa, in Gemälde und Gesänge. Shakespeare schlug den Ton an zu aller modernen Musik, den Text zum ganz-modernen Leben. In ihm ist die Universität aller Kunst und aller Natur enthalten. Die Welt bedarf eines Dichter-Priesters zur Versöhnung. Priester und Propheten erkannten sie wie Shakespeare es gethan, aber sie hatten kein Auge für die Schönheiten der Welt, sie legten den Menschenseelen Berge von Pflichten und Entsagungen auf, das Leben wurde durch Adams Fall und Gottes Fluch eine schmerzvolle Wanderung durch ewige Verdammniß, Fegefeuer und Qual; das Priesteramt des Dichters wie Shakespeare hat die Macht zu lösen und zu binden, er befreit von der eigenen Lebensnoth, indem er die Andern schildert und führen läßt.

Shakespeare und der Jüngling.

Der Jüngling.

Der du herrschest über alle Geister,
Hoher Töne seelenvoller Meister,
Sprich, o Freund, wer lehrte dich?
Welche Göttin ist's, die dich geboren,
Welche Schule hast du dir erkoren,
Wessen Liebling nennst du dich?

Shakespeare.

Hast du je mit Hamlet dich versenket,
Dich mit Thränen Julia's getränket,
Jüngling, o so frage nicht!
Keiner hat den Genius erkläret,
Als der Blöde, welcher ihn entehret,
Guter Jüngling, frage nicht!

Romeo und Julie.

Romeo und Julie! hohe Dichtung von dem Britten,
Der da in der Poesie sich Unsterblichkeit erstritten,
Ist das ganze nur Gedicht, Bild von zwei geliebten Herzen?
Nein! es ist das Reich der Liebe selbst, mit Freuden, Lust und Schmerzen.

Ja, das unbegrenzte Reich mit den Himmelsphantasien
Von der Liebe erstem Lenze, von dem ersten Knospenblühen,
Von dem ahnungsreichen Schimmer ihrer Morgenröthe Pracht
Bis zum höchsten der Gefühle, die der Himmel ausgedacht.

Von der Poesie, der süßen, bis zum Flug der Schwärmerei;
Bis zum Einsturz ihrer Säulen, bis der Geist der Fesseln frei
Sich erhebt und aus dem Grabe auf in seine Heimat schwebt,
Wo er in die sieben Himmel seines Gottes sich verwebt.

Ja, der Väter Zorn und Rache trennte ihre Liebe nicht,
Eine Seele, ein Gedanke, hier und vor dem Weltgericht.
Staub und Asche sind die Herzen, die man einst zur Gruft gesenkt;
Ihre Liebe lebt, so lange hier ein Menschenhirn noch denkt.

Z. f. d. Elg. Welt. 1853.

Scarron, Paul. Die Abbildung die Scarron von sich selbst macht, lautet folgendermaßen: Leser der du mich nie gesehen hast, und dich vielleicht darüber wenig bekümmerst, weil es dir nicht viel nützen würde, eine Person gesehen zu haben, die mir gleich ist, wisse, daß es mir auch gleich viel sein würde, ob du mich sehest oder nicht, wenn ich nicht erfahren hätte, daß einige unruhige Witzlinge sich auf Unkosten eines Elenden lustig machen, und mich anders abmalen, als ich wirklich aussehe: einige sagen, daß ich ohne Beine auf dem Hintern fortrutsche, die andern, daß ich Beine, aber keine Schenkel hätte, und daß man mich in einem Futterale auf den Tisch stellte, wo ich wie eine geblendete Krähe plapperte; noch andere sagen, daß mein Hut an einem Stricke hinge, welcher an eine Winde angebunden sei, mit welcher ich ihn in die Höhe zöge, und wieder herab ließe, wenn ich denen, die mich besuchen, mein Compliment machen wollte. Ich glaube daher in meinem Gewissen verbunden zu sein, diese Lüge nicht länger zu gestatten. Ich habe das dreißigste Jahr überlebt, und wenn ich noch das vierzigste erreichen solle, so werde ich, außer den Plagen, die ich seit acht oder neun Jahren gelitten habe, noch manches ertragen müssen. Ich bin zwar von kleiner Statur, aber sonst wohl gewachsen gewesen; meine Krankheit hat mich um einen guten Fuß kürzer gemacht. Mein Kopf ist zu meiner Gestalt ein wenig

zu groß. Ich habe ein ziemlich volles Gesicht zu meinem sonst mageren Körper, und Haare genug, daß ich keine Perrücke zu tragen nöthig habe; es sind, dem Sprichwort zum Trotz, schon viel weiße darunter. Ich habe ein ziemlich gut Gesicht obgleich große Augen, welche zugleich blau sind. Das eine liegt tiefer als das andere, auf der Seite, wo ich den Kopf hinhänge. Meine Nase ist nicht ungestaltet. Meine Zähne, die sonst einer Reihe Perlen ähnlich waren, haben jetzt Holzfarbe und werden bald schieferartig werden. Anderthalb auf der linken Seite und drittehalb auf der rechten Seite habe ich verloren, und zwei sind ein wenig schadhaft. Meine Beine und Schenkel haben anfänglich einen stumpfen Winkel gemacht, hernach einen geraden und endlich einen spitzigen. Meine Schenkel machen mit meinem Leibe einen andern Winkel, und der Kopf, der gegen den Magen vorwärts hängt, macht, daß ich einem Z nicht so gar ungleich sehe. Meine Arme sind eben so kurz, als meine Beine, und die Finger eben so wie die Arme. Ich bin, mit einem Worte, ein Inbegriff des menschlichen Elends; denn so sehe ich ungefähr aus. Weil ich auf einem so guten Wege bin, so will ich noch etwas von meinem Charakter sagen: Ich bin zu allen Zeiten ein wenig cholerisch, ein wenig gefräßig und ein wenig faul gewesen. Ich nenne oft meinen Diener einen Dummkopf, und bald hernach wieder Monsieur. Ich hasse Niemand, und wollte Gott, daß man gegen mich eben so verführe! Ich bin aufgeräumt, wenn ich Geld habe, und würde es noch mehr sein, wenn ich gesund wäre. In Gesellschaft bin ich lustig, ich bin auch noch zufrieden, wenn ich allein bin, und trage mein Uebel mit Geduld."

— Scarron. In der Zueignungsschrift zum „Don Japhet aus Armenien" redet Scarron also zum König:

„Ich will Ew. Majestät zu bereden suchen, daß Sie sich nicht beschimpfen würden, wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten; wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten, so würde ich aufgeräumter sein, als ich bin; wenn ich aufgeräumter wäre, als ich bin, so würde ich lustige Comödien schreiben; wenn ich lustige Comödien schriebe, so würden Ew. Majestät was zu lachen haben; wenn Ew. Majestät was zu lachen hätten, so wäre Ihr Geld gar nicht übel angewandt. Dieses folgt Alles so ungezwungen aufeinander, daß ich glaube, ich würde davon überzeugt werden, wenn ich eben so wohl ein großer König wäre, als ich nur ein armer, kranker Mensch bin."

— Scarron. Als die Rede davon war, daß der Ehe-Contract zwischen Scarron und dem Fräulein von Aubigné (nachmals die berühmte Frau von Maintenon) aufgesetzt werden sollte, sagte er:

„Ich bin es zufrieden, daß mir meine Braut ein Paar schelmischer Augen, den schlanksten Wuchs, ein Paar wunderschöne Hände und vielen Geist zubringt."

Was setzen Sie ihr aber dagegen als Heiratsgut aus? fragte der Notar.

„Die Unsterblichkeit! der Name der Gemahlin eines Königs stirbt mit ihr; der Name von Scarron's Gattin wird unsterblich sein."

— Als sich Scarron im Jahre 1652 verheirathete, sagte er: „Ich will an meiner Frau keine Thorheit begehen, aber ich werde sie viele begehen lehren. Ob wir gleich nicht reich sind, so wollen wir doch auf meinem Marquisat Quinet ganz bequem mit einander leben." So nannte er die Einkünfte von seinen Werken, die Toussaint Quinet druckte.

— Scarron. Die Mutter Ludwigs XVI. gab ihm eine Pension von 1500 Livres, weswegen er sich selbst beständig nannte: „Der Kranke der Königin," und in seinen Briefen sich unterschrieb: „Scarron, von Gottes Gnaden, unwürdiger Kranker Ihrer Majestät der Königin."

— Scarron las gern seinen Freunden jedesmal so viel von seinen Arbeiten vor, als er fertig hatte; er nannte dieses: mit seinen Büchern eine Probe machen.

— Scarron. Die Klage der Dichter über die schlechten Zeiten und die Undankbarkeit ihres Zeitalters nannte Scarron die „älteste" unter allen Klagen.

— Als Scarron's Anverwandte und Bediente bei seinem Ende über seinen kränklichen Zustand sehr kläglich thaten und weinten, ward er durch diesen Anblick gar nicht gerührt. „Meine Kinder," sagte er zu ihnen, „ihr werdet nie so viel über mich weinen, als ihr über mich gelacht habt."

— Scarron machte sich, in einem Anfalle trüber Laune folgende Grabschrift:

Der hier begraben liegt, hat keinen Neid erweckt,
Nur Mitleid flößt er ein, sein Aeuß'res hat erschreckt;
O viele tausendmal ward ihm der Tod gegeben,
Eh' er, vom Schmerz befreit, verlor sein elend Leben;
Mach', Wand'rer, keinen Lärm, stör' nicht den armen Mann,
Es ist die erste Nacht, wo Scarron schlafen kann.

Swift, Jonathan, ward bald nach seiner Geburt durch seine Amme nach England gebracht, indem sie ohne Vorwissen seiner Mutter und Anverwandten sich mit ihm zu Schiffe begab, und aus Irland übersetzen ließ. Sie behielt ihn drei Jahre bei sich in England, und Swift, wenn

er auf die Undankbarkeit Irlands zornig ward, pflegte zu sagen: „Ich bin nicht aus diesem schlechten Lande; ich bin ein Engländer!“

— Da Swift der Pfarrdienst zu Laracor aufgetragen ward, zog er dahin, und that seinen Pfarrkindern kund, daß er alle Mittwoch und Freitag Betstunden halten wolle. Die Glocke ward am nächsten Mittwoch geläutet; der Pfarrer wartete an seinem Pulte; es kam aber Niemand in die Kirche, so daß Swift seinen Küster Roger sich niedersetzen hieß, worauf er den Gottesdienst in der Ordnung verrichtete.

— Swift war äußerst reinlich, und liebte diese Tugend eben so sehr an Andern. Einst war er bei einem Herrn Pilkington zu Tische eingeladen; als er ankam, steckte er blos den Kopf in das Besuchzimmer der Miß Pilkington, um ihr einen guten Morgen zu sagen, lief dann sogleich auf den Boden, von da ging er aber in die Bibliothek, in das Schlafzimmer und in die Küche. Ueberall fand er es reinlich und ordentlich. Als er darauf zu der Frau vom Hause zurückkam, lobte er sie deshalb und sagte: „Es ist stets meine Gewohnheit, in fremden Häusern zuerst Küche und Boden zu untersuchen, und nach der Beschaffenheit beider die Hausfrau zu beurtheilen; denn jede pflegt noch wohl in ihrem Besuchzimmer Ordnung zu halten, man kann sie daher nicht ganz beurtheilen, wenn man nur dies gesehen hat.“

— Swift. Im Jahre 1713 ward er zum Dechant von St. Patrick in Irland ernannt; das Volk aber begegnete ihm daselbst, als er ankam, mit aller möglichen Verachtung und Schimpf. Man warf mit Steinen und Koth nach ihm, als er durch die Straßen ging, und das Capitel nahm ihn mit dem äußersten Widerwillen an. Gleichwohl herrschte nach der Zeit Swift über die Gemüther der Irländer so unumschränkt, als je ein Monarch.

— Swift. Im Jahre 1716 heirathete er die Tochter des Haushofmeisters bei dem Ritter William Temple, mit welcher er vorher schon vertrauten Umgang hatte. Er änderte, nach dieser Verbindung mit ihr, nichts in der vorigen Lebensart; sie durfte nicht bei ihm im Hause wohnen, und er war nie dahin zu bringen, daß er sie für seine Frau erkannte, oder mit ihr lebte. *)

*) Dieses dürfte darin seinen Grund gehabt haben, daß Ritter Temple Swift's Vater war. Er wurde im väterlichen Hause erzogen, wo er zum erstenmal die schöne Stella erblickte, die daselbst mit ihrer Mutter, Miß John-

— Swift. Lady Calweight, Gemahlin des Vicekönigs von Irland, sagte einst zu Swift: „Das muß ich gestehen, die Luft hier zu Lande ist recht gesund!“ Swift warf sich sogleich vor ihr auf die Knie und rief in affectirter Angst: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, Mylady, lassen Sie sich dies in England nicht merken, sonst müssen wir auch davon eine Abgabe zahlen.“

— Swift. Der bekannte Schriftsteller Arbuthnot hatte in einem Caffeehause zu London in großer Eile einen Brief geschrieben, der voller Dintenkleckse war. Er wandte sich an Swift, den er in dem Zimmer auf und ab gehen sah, und fragte: „Haben Sie nicht etwa Sand bei sich, mein Herr?“ — „Nein,“ erwiderte Swift, „Sand habe ich nicht, aber wohl Gries, und zwar in der Blase. Wollen Sie mir Ihren Brief geben, so will ich darauf p .....!“

— Einst sprach Swift mit dem Lord Bolingbroke über Oekonomie und äußerte bei dieser Gelegenheit: „Es ist gut, Geld im Kopfe zu haben und nicht im Herzen.“ — „Lieber Herr Dr.,“ erwiderte Bolingbroke, „wer erst Geld im Kopfe hat, kann es nicht verhindern, das es auch in's Herz hinabsinkt.“

— Wenn Swift ausritt, mußten ihn gewöhnlich zwei Diener begleiten. Doch stieg er erst vor dem Thore auf das Pferd, und ging zu

---

son, lebte. Swift wußte nicht, daß diese Dame seit mehreren Jahren die Maitresse seines Vaters war: denn sie gab sich für die Wittwe eines Kaufmanns aus, der nach manchem in England erlittnen Unglück, sich nach Holland begeben und dort gestorben sei. Miß Esther, oder die schöne Stella, war vierzehn Jahr, und hatte bei ihrer einnehmenden Gestalt viel feine Geistesbildung. Sie wurde dem Dr. Swift mit seines Vaters Bewilligung übergeben und nach Dublin geschickt, um da ihre weitere Ausbildung zu erhalten. Die ganze Philosophie unsers Swift scheiterte an den Reizen seiner schönen Schülerin. Er liebte sie, und fand Gegenliebe und im Jahre 1716 (da wahrscheinlich sein Vater, und vielleicht auch der Stella Mutter auch schon gestorben waren) heirathete er sie. — Beide genossen nun als Gatten die süßesten Freuden einer glücklichen Ehe, als ein Brief, den sie erhielten, ihnen auf einmal ihre Ruhe raubte und das Grab ihrer Glückseligkeit wurde. — Swift's Stirne war von dem Augenblick an stets umwölkt; die gewohnte Heiterkeit floh aus seiner Seele, und sein Betragen fiel in's Sonderbare; seine Stella aber versank in die finsterste Schwermuth. — Dieses die Lösung des Räthsels: Swift war der Bruder der Stella, beide waren Kinder des Ritter Temple. — Die unglückliche Gattin überlebte nicht lange die traurige Aufklärung über ihre Geburt, die sie nie hätte erhalten sollen.

Fuß durch die Stadt, indem er sich seine Halbstiefel und Sporen nachtragen ließ. Eines Tages, als er sich eben auf den Weg machen wollte, ließen ihn seine Bedienten lange vor der Hausthür warten. Bei der Untersuchung ergab sich, daß die Verzögerung durch eine Uneinigkeit veranlaßt worden, indem jeder von ihnen meinte, es käme nicht ihm, sondern seinem Kameraden zu, die Halbstiefel und Sporen zu tragen. Swift schlichtete sogleich den Streit durch den Befehl, daß jeder Bediente einen Halbstiefel und einen Sporen tragen und ihm so durch die Stadt folgen sollte.

— Swift, Pope, Arbuthnot, Gay, Parnoll und andere englische Gelehrte waren fast täglich zusammen, und man nannte diese Versammlung den Schriftsteller-Club; auch machten sie zuweilen gemeinschaftlich eine Ausflucht auf's Land, gewöhnlich zu Fuß. Sie trieben oft ihren Scherz mit einander, und Swift war gewöhnlich die Zielscheibe ihrer Neckereien. Einst beschloß die ganze Gesellschaft eine Wanderung nach dem Gute des Lord Bathurst, zwölf englische Meilen von London. Alle waren gute Fußgänger, aber Swift eilte allen Uebrigen vor, in der Absicht, sich bei seiner Ankunft das beste Bett auszuwählen. Parnoll, der dies erfahren hatte, nahm ein Pferd, und kam auf einem andern Wege lange vor Swift im Landhause des Grafen an. Er sagte diesem Swift's Vorhaben, und man beschloß, auf jeden Fall ihn aus dem Hause auszuschließen. Swift hatte nie die Blattern gehabt, und scheute sich sehr vor Ansteckung. Kaum nahte er sich dem Hause, so schickte man ihm einen Bedienten entgegen, zu melden, daß die Kinder des Grafen die Pocken hätten. Swift wagte sich nun nicht in's Haus. und die Bedienten machten ihm den Vorschlag, sich am Ende des Gartens in einem Lusthause einzuquartieren, und dort in einem schlechten Feldbette zu schlafen. Dahin zog sich der besorgte Swift zurück, und erhielt dort ein frugales Abendessen bestehend aus kalter Küche, während die übrige Gesellschaft im Schlosse schmauste. Tags darauf erbarmte man sich seiner, erzählte den Streich, den man ihm gespielt hatte und erlaubte ihm, in die Gesellschaft zu kommen, doch mußte er versprechen, bei solchen Reisen nie wieder das beste Bett in Beschlag nehmen zu wollen.

— Swift. Auf einer Reise durch England traf Swift einst einen Pächter, bei dem er sich nach dem rechten Wege erkundigte. Als jener ihm sagte, daß derselbe gerade vor ihm läge, und er ihn gar nicht verfehlen könne, ritt Swift weiter und schlug einen Nebenweg links ein. Der Pächter, der ihn beobachtete, rief ihm zu, das sei der unrechte Weg. „Wie?“ entgegnete Swift, „hat er mir nicht gesagt, daß ich den rechten

Weg gar nicht verfehlen könne?" „Das hätt' Er auch nicht gethan, wenn Er nicht ein Narr wäre," antwortete der Pächter.

— Swift. Einst ging Swift mit Sheridan verkleidet auf eine Bettlerhochzeit. Letzterer stellte einen blinden Musikanten vor, und Swift war sein Führer. Da fanden sie das größte Wohlleben, und bekamen Geld, Speise und Trank in Ueberfluß. Tags darauf ging Swift auf der Landstraße spazieren, und fand da Blinde, die auf der Hochzeit recht gut gesehen, und Lahme, die recht gut getanzt hatten. Er schenkte ihnen das auf der Hochzeit erworbene Geld, sagte aber zugleich: „Treff' ich Euch noch einmal hier oder irgendwo anders bei diesem Gewerbe, so laß ich Euch insgesammt einstecken." Da liefen sie eilig davon. So wurden die Blinden sehend und die Lahmen gehend.

— Swift sagte gewöhnlich zu seinen Dienstboten, ehe er sie miethete, er habe ihnen nur zwei Dinge anzubefehlen, das eine, daß sie die Thüre hinter sich zumachten, so oft sie in ein Zimmer träten; das andere, daß sie es ebenso machten, wenn sie hinausgingen. Einst bat ihn eines seiner Dienstmädchen um die Erlaubniß, der Hochzeit ihrer Schwester beiwohnen zu dürfen. Swift erlaubte das nicht nur, sondern sagte, er wolle ihr, weil der Ort zehn englische Meilen von Dublin entfernt sei, einen Bedienten mitgeben, der sie hinter sich auf's Pferd nehmen könnte. Erfreut über diese Güte, vergaß das Mädchen, als es das Zimmer verließ, die Thüre hinter sich zuzumachen. Da befahl Swift sogleich einem Bedienten, ein anderes Pferd zu satteln, ihnen eilig nachzueilen und sie unverzüglich wieder zurück zu holen. Das arme Mädchen mußte gehorchen. Unruhig und bekümmert erschien sie vor Swift und fragte, was er zu befehlen habe. „Nichts, liebes Kind," entgegnete er, „als daß Du die Thür hinter Dir zumachen sollst, was Du vorhin vergessen."

— Swift. Seine Reisen machte er am liebsten zu Fuß. In den Wirthshäusern setzte er sich gern unter die Fuhrleute und Hausknechte, und aß und trank mit ihnen, weil er die Sprache des Pöbels nicht allein gern hörte, sondern sie auch für einen fruchtbaren Boden seiner witzigen Einfälle ansah. Man findet die Spuren seiner Gesellschaft überall in seinen Werken.

— Swift. Es ist bekannt, daß Swift vor seinem Ende den Verstand verlor. Dieser Verlust geschah stufenweise, und fing schon mit dem Jahre 1736 an. Er schien in diesem elenden Zustande zum ersten Einwohner seines für Blödsinnige und Wahnwitzige gestifteten Hospitals bestimmt zu sein.

— Swift. Seine Lust zu scherzen, leuchtet auch aus seinem letzten Willen hervor. Er verordnete von seinen drei besten Hüten (nämlich von

seinem besten, dem zweiten besten und dem dritten besten von Biberhaaren) mit einer Feierlichkeit und Umständlichkeit, die sein ganzes Vermächtniß lächerlich machte.

Swift vermachte Johann Grattan seine silberne Büchse, um darin Taback, Pigrail genannt, zu halten, welchen Grattan zu kauen pflegte.

— Swift bemerkte einst, daß sich eine große Menge Volks auf einem der offenen Plätze vor der Dechantei versammelt habe. Als er sich nach der Ursache erkundigte, sagte man ihm, daß es in der Absicht geschehen sei, um eine Sonnenfinsterniß mit anzusehen. Sogleich ließ er den Kirchenknecht rufen und instruirte ihn über seine Rolle. Dieser holte nun eine Glocke, und nachdem er damit einige Mal um den Haufen geklingelt hatte, rief er mit lauter Stimme: „Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen! Kund und zu wissen sei hiermit jedermänniglich, dem daran gelegen ist, daß es des Herrn Dechant zu St. Patrick Wille und Wohlgefallen ist, die Sonnenfinsterniß bis morgen Nachmittag um diese Zeit aufzuschieben. Und so segne Gott den König und Seine Hochwürden, den Herrn Dechanten!"

Sogleich gingen die Leute auseinander, und einige Klüglinge schwuren, daß sie nicht wiederkommen und noch einen Nachmittag verlieren wollten, denn der Dechant, der ein spaßhafter Mann sei, könne sich wohl gar einfallen lassen, die Sonnenfinsterniß nochmals aufzuschieben und sie zum zweiten Mal zum Besten zu haben.

— Swift. Ein Advocat befand sich einst mit Swift in Gesellschaft und kam auf den unglücklichen Einfall, diesen schrauben zu wollen Unter anderm fragte er ihn: „Vorausgesetzt, Doctor, die Geistlichkeit und der Teufel hätten einen Proceß mit einander, welche Partei glauben Sie wohl, würde gewinnen?" — „Der Teufel, das versteht sich," antwortete Swift; denn der hat alle Advocaten auf seiner Seite."

— Swift sagte von Frauenzimmern, die zwar die Kunst verstehen, das Herz eines Mannes gefangen zu nehmen, aber nicht die, es zu erhalten: „Sie können Netze stricken, aber keine Vogelbauer machen."

— Swift überfiel auf einer Fußreise von London nach Chester, nicht weit von Lichtfield, ein Gewitter und er mußte Schutz unter einer großen Eiche suchen. Gleich darauf flüchtete ein Mann mit einer schwangeren Frau unter den nämlichen Baum. Es entspann sich bald ein Gespräch, und Swift erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß das Pärchen nach Lichtfield wollte, um sich dort trauen zu lassen. Da der Zustand der Frau keinen langen Aufschub zu erleiden schien, so machte Swift den Leuten den Vorschlag, ihnen den Rest der Reise zu ersparen und sie auf der Stelle zu copuliren. Man nahm dies Anerbieten mit Freuden an, das

Brautpaar ward getraut, dankte herzlich und war eben im Begriff, nach seiner Heimath zurückzukehren, als es dem Bräutigam einfiel, daß ihm noch ein schriftliches Certificat zur Beglaubigung der wirklich vollzogenen priesterlichen Einsegnung fehle. Er bat also darum, und Swift zog ein Blättchen Papier aus der Tasche, worauf er mit Bleistift folgende Zeilen schrieb:

Under an oak, in stormy weather,
I join'd this rogue and whore together,
And none, but he who rules the thunder,
Can put this whore and rogue asunder.

(Unter'm Schutz einer Eiche und bei Ungestüm und Regen
Gab' ich zu der Ehe Bündniß diesem saubern Paar den Segen,
Und nur der vermag zu trennen dieses saubern Paares Band,
Der des Himmels helle Blitze lenkt mit seiner starken Hand.)

— Swift kehrte auf einer Fußreise von Dublin nach London in einem Wirthshause auf der Landstraße ein, das zum Zeichen drei Kreuze im Schilde führte. Er forderte ein Frühstück, da aber die Wirthin ihn für keinen Gast von Bedeutung hielt, so überhörte sie seine Bestellung und war nur darauf bedacht, bekanntere Gäste zu bedienen. Er sah sich also genöthigt, unbefriedigt seine Reise fortzusetzen. Aergerlich zog er seinen Ring vom Finger und kritzelte mit einem Diamanten folgenden Reim in die Fensterscheibe:

An den Wirth.
Drei Kreuze sind das Schild an Deiner Thür,
Häng' Deine Frau dazu, so macht es vier.

— Swift machte einmal, von seinem Bedienten begleitet, eine Reise; sie stiegen in einem Wirthshause ab, wo sie übernachteten; am Morgen forderte Swift seine Stiefeln, die der Bediente sogleich brachte. „Was ist das, Thomas, die Stiefeln sind ja nicht rein." — „Ich dachte, weil Sie reiten, so werden sie gleich wieder schmutzig werden." — „Nun gut, geh' und sattle die Pferde." — Inzwischen befahl Swift dem Wirthe seinem Bedienten kein Frühstück zu geben. Als dieser nun zurück kam, fragte er, ob die Pferde gesattelt wären. — „Ja, Herr." — „Nun, so führe sie vor!" — „Ich habe aber mein Frühstück noch nicht bekommen." — „O das macht nicht; Du wärst doch nur gleich wieder hungrig geworden." — Sie saßen auf und ritten fort; unterwegs nahm Swift sein Buch aus der Tasche und fing an zu lesen. Da begegnete ihnen ein Reisender zu Pferde; er wollte den Lesenden nicht stören, ritt also still vorbei, bis er zu dem Bedienten kam, den er fragte, wer der Herr da sei? — „Es ist mein Herr," sagte Thomas. — „Das weiß ich, Dummkopf, aber wo wollt Ihr hin?" „Wir reisen in den Himmel!" — „Wie so?" — „Ich faste und mein Herr betet."

— Swift's Bedienter stockte einst, als er seinem Herrn eine unwahre Entschuldigung vorbringen wollte. Swift merkte seine Verlegenheit und sagte: „Wozu alle diese Winkelzüge, nur gerade heraus mit Deiner Lüge!" — Der Bediente wurde dreister und brachte seine falsche Entschuldigung mit so guter Manier vor, daß Swift in die Tasche griff und ihm für seine Gewandtheit im Lügen ein Geschenk mit einer halben Krone machte.

— Swift machte gewöhnlich seine Reisen zu Fuß, und eben nicht in einem glänzenden Anzuge.

Einst kam er in eine kleine Stadt des Abends so spät an, daß er dort übernachten mußte. Es war gerade Jahrmarkt daselbst, und alle Wirthshäuser schon mit Fremden angefüllt. Er fand nur noch ein Unterkommen in einer schlechten Kneipe, und aus Mangel an Betten machte man ihm den Vorschlag, das Nachtlager eines Pächters zu theilen, der sich dazu bereitwillig erklärt hatte.

Kaum hatte sich Swift neben dem Pächter in das Bett gelegt, so fing der Pächter, der nicht einschlafen konnte, ein Gespräch mit seinem Schlafgenossen an, und erzählte ihm, wie er auf dem Jahrmarkt einen sehr vortheilhaften Handel gemacht habe.

„So glücklich geht es mir nicht," erwiederte Swift: „denn seit der Eröffnung der Gerichtssitzung hab' ich erst sechs Menschen aufgeknüpft."

Was? Aufgeknüpft! wer sind Sie denn?

„Ich bin der Scharfrichter der Grafschaft."

Nicht möglich! Sie, der Scharfrichter?

„Ja, ja, und künftigen Sonnabend werd' ich in Tiburn neun auf einmal hängen. Einer davon soll hernach sogar noch geviertheilt werden."

Der Pächter, höchst erschrocken über einen solchen Schlafkameraden, sprang aus dem Bette, verließ das Zimmer und machte Lärm im Hause:

Der Wirth kam herbei und fragte: was es gäbe?

„Ihr habt mich ja mit einem Scharfrichter zusammengebettet; jetzt erfahr' ich's aus seinem eigenen Munde. Schickt sich das, honette Leute so zu behandeln? — Schließt nur die Hausthüre auf, damit ich aus dem verdammten Loche komme."

Der Wirth hielt den Pächter für verrückt; er erfüllte also sein Verlangen, um ihn nur los zu werden, und Swift hatte sich auf diese Weise in den ungetheilten Besitz des Bettes gesetzt.

— Swift. Wilhelm, Fürst von Oranien, wählte, als er den englischen Thron bestieg, für sein Wappen die Unterschrift: Non raptus, sed recipi, — Nicht geraubt, sondern erhalten — Als Swift davon hörte, sagte er: „Der Hehler ist so gut wie der Stehler!"

— Swift begann einst eine Rede: „Meine Brüder! es gibt drei Arten Stolz, nämlich auf Geburt, Reichthum und Talent. Ich werde von dem letztern nicht sprechen, den Niemand von Euch ist dieses abscheulichen Lasters fähig.

— Swift hatte die Gewohnheit, in der Conversation nie das große Wort zu führen, sondern er machte, wenn er sprach, vielfältig auffallende Pausen. Als ihm Jemand darüber sein Befremden äußerte, sagte er: „Die gesellschaftliche Unterhaltung ist ein Capital, wozu Jeder seinen Theil zuschießt, wie in allen anderen gemeinschaftlichen Unternehmungen. Sie gleicht einem reundschaftlichen Mahle wozu Jeder seine Schüßel mitbringt. Ich preche nie länger als einige Minuten nach einander, und wenn ich inne halte, warte ich wenigstens einige Minuten um einem Andern Spielraum zu lassen, das Wort zu nehmen. Geschieht dies jedoch von Keinen, so hab' ich dann wohl die Befugniß, wieder fortzufahren."

— Swif . Pope und Gay besuchten einst Swift. Bei dem Eintreten in das Zimmer fanden sie ihn, den Kopf auf die Hand gestützt, vor einem Tisch sitzend. Er blieb ruhig auf seinem Sessel und sah die beiden Eintretenden nur starr an. „Was!" rief er dann aus: „Was! eid Ihr's! Was wollt Ihr mit Eurem Besuch sagen? Wie habt Ihr es über Euer Herz bringen können, die Gesellschaft vornehmer Herren z verlassen, um bei einem armen Dechanten einzusprechen?" —

„Weil wir Ihrer Gesellschaft den Vorzug vor der aller großen Hern in England geben," erhielt Swift zur Antwort.

„Ja, kennt' ich Euch nicht," meinte er: „so wär' es wohl möglich daß mich Eure Galanterie hinter's Licht führte." Dann fuhr er fort: „Weil Ihr aber einmal hier seid, so muß ich Euch doch wohl bewirthen."

Wir haben schon gegessen.

„Was! Schon! — Sonderbar: das ist ja sehr früh! Wär't Ihr nicht so vorsichtig gewesen, so hätt' ich Euch etwas vorsetzen müssen. Das versteht sich von selbst. Was hättet Ihr denn bekommen? — Das muß ich doch berechnen. — Zwei Seekrebse — kosten zwei Schillinge; eine Torte — einen Schilling. — Habt Ihr gleich schon gespeis't, um mir die Kosten einer Mahlzeit zu ersparen, so werdet Ihr doch ein Glas Porter mit mir trinken?"

Wir wollen weder Speise noch Trank, sondern nur Ihre Unterhaltung.

„Aber über Tisch hättet Ihr doch getrunken?"

Das wohl.

„Folglich braucht Ihr eine Flasche Porter, das macht wieder zwei Schilling. Zwei und zwei machen vier, und einen dazu fünf. — Hier, Pope, ist eine halbe Krone für Euch, und hier eine andere für Euch,

Gay. Ich kann es nicht verlangen, daß man sich bei mir umsonst langweilt."

— Swift war in einer Gesellschaft, wo eine Dame mit ihrem weiten Staatskleide von Mantuaner Taffet eine Cremoneser-Geige auf die Erde warf und zerbrach. Swift rief sogleich die Worte Virgils aus: Mantua vae miserae nimium vicina Cremonae! („Ach Mantua — daß Du dem unglücklichen Cremona allzunahe kommen mußtest!)

— Swift hatte an einem Gerichtstage in Irland gepredigt und ward hernach zu der Richtertafel geladen. In seiner Predigt hatte er von dem Gebrauch und Mißbrauch der Gesetze gehandelt und wider solche Gerichtspersonen geeifert, die einer Sache das Wort reden, von deren Ungerechtigkeit sie in ihrem Gewissen überzeugt sind. Als bei der Mahlzeit wacker getrunken worden war, wollte ein junger Rechtsgelehrter sich an Swift reiben, und warf die Frage auf, ob sich nicht, wenn der Teufel sterben sollte, für Geld ein Geistlicher finden würde, der ihm die Leichenpredigt hielte?

„Allerdings," sagte Swift: „und das möchte ich gern selbst übernehmen, denn ich würde dem Teufel sein Recht eben so wiederfahren lassen, wie ich es heute seinen Kindern gethan habe."

— Swift pflegte zu sagen: „die ganze Welt ist nichts anders, als eine große vollständige Kleidung. Das Land ist ein feines Oberkleid, grün aufgeschlagen, und das Meer, was ist es anders, als eine Weste von Wassertafft. Auch die Eigenschaften der Seele tragen das ihrige dazu bei, eine ordentliche Kleidung auszumachen; z. B. ist die Religion nicht ein Mantel? Die Redlichkeit ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten werden? Die Eigenliebe ein Surtout und das Gewissen ein Paar Beinkleider?" — Welche unumstößliche Wahrheit!

Steele gab einst mehreren vornehmen Personen ein Gastmahl. Man wunderte sich über die große Menge von Dienern, die dabei zugegen waren. Steele äußerte: „Es sind sämmtlich Faullenzer, die ich gar zu gern aus dem Hause hätte." — „Warum jagen Sie sie nicht fort? fragte einer der Gäste. — „Ei," entgegnete Steele lächelnd, „ich darf nicht. Es sind lauter — Gerichtsdiener, mir von meinen Gläubigern in's Haus geschickt. Damit sie nun mein Brot nicht ganz umsonst essen, hab' ich sie als meine Bedienten angekleidet." — Der Einfall behagte den Gästen so wohl, daß sie ihres Wirthes Schulden bezahlten.

— Steele. Addisson heirathete die Gräfin von Warwick. Seine Wahl war aber sehr unglücklich, sie war eine wahre Xantippe und ver-

bitterte sein Dasein so sehr, daß er den feigen Entschluß faßte, ihm ein Ende zu machen. Dies sollte aber nicht auf eine auffallende Weise durch einen raschen, gewaltsamen Tod geschehen; er wählte dazu ein Mittel, das, wie ihn die Erfahrung gelehrt, schon Vielen wider ihren Willen das Leben gekürzt hatte, starke Getränke. Er genoß sie in solchem Uebermaße, daß er bald seinen Zweck erreichte. Bei seiner Beerdigung stand Steele, sein Freund und Mitarbeiter an der berühmten Zeitschrift: „Der Zuschauer" hinter einem Pfeiler in den Kreuzgängen der Westminsterabtei zu London, und unter lautem Schluchzen wiederholte er einigemal die Worte: „Ach, Addisson! hättest Du nicht geheirathet, Du lebtest noch!"

— Steele gab vortreffliche ökonomische Lebensregeln, Niemand aber war ein schlechterer Oekonom als er. Seine Verschwendung versetzte ihn oft in sehr verdrießliche Verhältnisse. Da er aber bei Allen, die ihn kannten, sich eine allgemeine Beliebtheit erworben, so war er auch der Liebling und eine geistige Zierde der besten Gesellschaften London's. Ein sehr reicher Baronet aus Lincolnshire und Steele's großer Bewunderer, überhäufte ihn unaufhörlich mit Lobeserhebungen und Beweisen seiner Hochachtung; er bot ihm auf dringende Weise seinen Credit und seine Mittel an; und vornämlich, daß er zu keinem Andern seine Zuflucht nehmen möchte, wenn er in Verlegenheiten gerathen solle. Es dauerte nicht lange, als Steele sich in Geldverlegenheit befand, er ging zu seinem Freunde. Dieser dachte an nichts weniger, als an die Ursache seines Besuches, er erschöpfte sich daher, wie bisher, in Anerbietungen seiner Dienste, und sprach von nichts, als von dem Verlangen, welches er trüge, eine erwünschte Gelegenheit dazu zu finden. „Nun," sagte Steele, „und eben diese Gelegenheit ist es, welche mich zu Ihnen führt. Ich habe hundert Pfund nöthig, einen Gläubiger, der mich plagt, und nicht warten will, zu befriedigen." Dieses unerwartete Ersuchen setzte den Baronet in die äußerste Verlegenheit; er machte in abgebrochenen Sätzen einige schlechte Entschuldigungen. „Was, mein Herr?" sagte Steele, „Sie haben mich durch Ihre falschen Versprechungen dahin vermocht, daß ich Ihnen meine Umstände entdeckt habe, und nun weigern Sie sich? Hören Sie, ich kann alle Unglücksfälle standhaft ertragen, aber den Schimpf, den Sie mir anthun, nicht. Entweder leihen Sie mir sogleich das Geld, das Sie mir angeboten haben, oder bereiten Sie sich vor, meine Rache zu empfinden." Steele sprach diese Worte mit einem solchen Ernste, daß der Baronet zitterte, sein Buch nahm und ihm ein Coupon auf 100 Pfund überreichte. Steele nahm ihn, sah den furchtsamen Leiher mit Verachtung an und sagte zu ihm: „Mein Herr Baronet, so wenig Lust ich habe, diese Summe einem nichtswürdigen Menschen, wie Sie sind, schuldig zu sein, so nehme

ich gleichwohl dieses Coupon an, und verspreche Ihnen, das Geld nächster Tage wiederzugeben. Damit Sie aber künftig nicht so freigebig in Anerbietung Ihrer Dienste, noch so niederträchtig in Ihrem Betragen sein mögen, so erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Warnung gebe." Sogleich faßte Steele den Baronet bei der Nase, zog ihn stark daran und zwang ihn dadurch, zu bekennen, daß er der nichtswürdigste Mensch sei. *)

— Steele zur Zeit als er Redakteur des englischen Zuschauers war und großes Aufsehen erregte, hatte den sonderbaren Einfall, die Bewohner von Stokbridge — ein schlechter Bürgflecken, welcher gleich wohl zwei Deputirte zum Parlamente wählte, und wegen Bestechungen bei Parlaments Wahlen berüchtigt war — auf seine Seite zu bringen. Es gelang ihm nämlich, daß er ungeachtet er einen mächtigen Gegner hatte, unter der Regierung der Königin Anna zum Repräsentanten gewählt wurde; indem er alle Männer nebst ihren Frauen bewirthete und ließ zum Nachtisch einen Apfel auftragen, worin 300 Guinen staken mit dem Versprechen, daß derjenige den Apfel bekommen sollte, dessen Frau nach neun Monaten, von diesem Tage an gerechnet, am ersten niederkommen würde.

Man kann denken, wie sehr sich nun die Frauen für ihn interessirten, und wirklich war der Einfluß derselben auf die Männer so groß, daß Steele einstimmig zum Deputirten gewählt wurde.

Sterne, Lorenz, erhielt durch eine lustige Satyre eine der besten Pfründen an der Cathedralkirche zu York. — Einer seiner Freunde hatte nämlich um eine beträchtliche Präbende angehalten, deren Einkünfte der gegenwärtige Besitzer nach seinem Tode auf seinen Sohn und seine Frau gebracht wissen wollte. Sterne fand, daß sich der Mann schon am lebenslänglichen Genusse begnügen könnte, und machte mit seinem Freunde gemeinschaftliche Sache, um diese seltsame Unterschiebung zu verhindern. Keiner von beiden besaß indeß Verschlagenheit genug, ihre Bemühungen waren fruchtlos und ihr Gegner drang durch. Sterne beschloß im Verdruß, sich zu rächen; das beste Mittel schien ihm eine Satyre wider den Simonsbruder. Sie führte den Titel: „Geschichte eines tüchtig warmen Nachtrocks, womit der Besitzer nicht zufrieden sein wollte, wenn er nicht noch daraus einen Unterrock für seine Frau und ein Paar Hosen für seinen Sohn schneiden könnte." Diese Spottschrift wirkte so stark auf den Mann, daß er Sterne um ihre Unterdrückung bitten ließ. Aber wie wäre das möglich gewesen, da sich das Pamphlet schon in tau-

*) Journal encyclop. Tom. VII. P. I, p. 181.

send Händen befand? Inzwischen brachte doch die Furcht, daß noch mehr dergleichen Satyren zum Vorschein kommen möchten, den gewünschten Zweck zu Stande. Der Präbendar legte seine Stelle zu Gunsten des Freundes nieder. — Diese Begebenheit trug Sterne, wie oben erwähnt, eine der besten Pfründen der Cathedralkirche in York ein, ohne daß er darum angehalten hatte.

— Sterne. Der englische Premierminister, Herzog von Newcastle, sagte einst zu ihm: „Die sogenannten Genies taugen leider nicht zu Geschäften.“ — „Mylord,“ erwiderte Sterne, „Genies sind nicht unter, sondern über den Geschäften. Ein edles Roß kann eben so gut einen Sack tragen, als ein Esel, aber es verachtet einen so gemeinen Dienst.“

— Sterne. Man fragte ihn, ob er in Frankreich keinen Original-Charakter angetroffen habe, den er in seinem Tristam Shandy irgendwo hätte anbringen können. „Nein,“ entgegnete er, „die Menschen gleichen dort dem Gelde, dessen Gepräge durch vieles Reiben verwischt ist.“

— Sterne miethete sich nach seiner Reise durch Frankreich in London bei einer bejahrten Frau in Oldbondstreet ein. Er trug schon den Keim des Todes in sich, sah sehr abgezehrt uud siech aus. Als ihm seine Wirthin einst, wie er langsam auf der Hausflur dahinschlich, begegnete, schüttelte sie bei dem Anblick eines so wandelnden Gerippes bedenklich den Kopf und sah ihn wehmüthig an. „Fürchten sie nichts, Miß!“ rief ihr Sterne mit seiner gewöhnlichen Laune zu, „Ihre Treppe ist ja viel zu schmal und eng für meinen langen Sarg.“

Sheridan, Tom, als er noch ein Knabe war, bat einst seinen Vater, den berühmten Richard Brinsley, um Geld. „Junge,“ sagte ihm der Vater, „als ich in Deinen Jahren war, mußte ich mir das Geld schon durch Arbeiten verdienen, sonst gab mir mein Vater keins.“ — O, ich bitte,“ fiel ihm der Knabe lebhaft in's Wort. „Dein Vater ist auch mit dem meinigen gar nicht zu vergleichen.“

— Sheridan wünschte sehr, sein Sohn Tom möge sich mit einem reichen Mädchen verheirathen, wußte aber, daß eine andere bereits das Herz desselben gewonnen hatte. Auf einem Spaziergange brachte er das Thema vor und schilderte in glühenden Farben die Vortheile einer reichen Heirath; der Sohn dagegen malte ihm die Tugenden des Mädchens, das sein Herz gewonnen. Sheridan wurde warm, sprach lange von der Thorheit seines Sohnes und erklärte endlich, wenn er die Geliebte heirathe, bekomme er nicht mehr als einen Schilling. — Tom konnte der Versuchung zu einer Antwort nicht widerstehen, sah seinen

Vater listig an und sagte: „Mehr kann ich nicht verlangen, Vater, müßtest Du doch diesen borgen.“

— Sheridan war in seiner Jugend ein lockerer Vogel und hatte Schulden über Schulden, wurde auch oft sehr grob gemahnt. Als er eines Mittags in St. James Park spazieren ging, sah er einen seiner Gläubiger auf einem sehr schönen Rosse auf sich zugesprengt kommen. Sheridan, die Absicht des bösen Mahners merkend, ruft ihm schon von ferne zu: „Welch' ein prächtiges Thier reiten Sie da! Ist es Ihnen feil?“ — „Nun, wenn es gut bezahlt wird.“ — „Prächtiger Gang! Wie trabt es? Bitte, bitte, lassen Sie es einmal recht austraben.“ Der Reiter, entzückt über das seinem Pferde ertheilte Lob, gibt ihm die Sporen und während er den großen Weg hintrabt, macht sich Sheridan schnell aus dem Staube.

— Sheridan arbeitete nur des Nachts und mußte dabei eine Menge Lichter um sich herum haben. Wein war eins seiner Lieblingsmittel zur Inspiration; „denn,“ sagte er, „wenn die Gedanken gekommen sind, so ist ein gutes Glas Wein ihr Lohn.“ — Nachdem er die Universität verlassen hatte, begab er sich einige Tage nach Bristol, von wo er nach London reisen wollte. Aber er brauchte dazu ein Paar neue Stiefel und hatte kein Geld. Wie erhielt er sie? Er ließ zwei Schuhmacher kommen, bestellte bei jedem ein Paar neue Stiefel, setzte ihnen eine gewisse Stunde fest, wann sie abgeliefert werden müßten und versprach pünktliche Bezahlung. Zur bestimmten Stunde kam der erste; Sheridan probirte die Stiefel, behauptete, einer drücke ihn, gab diesen zurück, damit er noch einmal über den Leisten geschlagen würde, und bestellte den Schuhmacher auf den nächsten Morgen. Der Mann, welcher nichts Arges dachte und nicht begreifen konnte, wie man nur einen Stiefel brauchen könne, gehorchte. Bald darauf kam der zweite Schuhmacher und dieselbe Scene wiederholte sich. Sheridan hatte nun von Jedem einen Stiefel, setzte sich auf sein Pferd und lachte die Betrogenen aus.

— Sheridan's Sohn klagte in einer großen Gesellschaft, daß die meisten Eltern ihren Söhnen so wenig Geld in die Hände gäben, worauf sein Vater sagte: „Ueber mich wirst Du dich nicht zu beklagen haben, denn ich habe Dir ja jährlich 800 Pfund bewilligt.“ — „Bewilligt? ja,“ erwiderte der Sohn, — „aber gegeben nie.“

— Sheridan. Ein Schauspieldichter schickte ihm ein Lustspiel zur Durchsicht, hörte aber nichts wieder von seinem Stücke. Er wartete geduldig ein halbes Jahr, — die Saison war nun vorüber und er wollte bis zum Beginne der nächsten warten. Er that es und ging dann zu

Sheridan, den er nicht zu Hause fand; er schrieb einen Brief — keine Antwort, einen andern — dito, einen dritten — dasselbe Resultat. Endlich kam der Dichter auf den Gedanken, am Unterhause zu warten, als eines Abends daselbst eine wichtige Debatte stattfinden sollte. Er traf Sheridan und fragte sehr höflich aber dringend nach dem Stücke. — „Mein Lustspiel, Herr Sheridan — ich . . .“ — „Verwicklungen in der großen Welt, in 5 Acten,“ sagte der Dichter, um seinen großen Freund an den Titel des Werkes zu erinnern, indem er hoffte, der Titel werde ihm das selbst in's Gedächtniß zurückrufen — vergebens. — „Auf mein Wort,“ sagte Sheridan — „ich — ich bin in großer Verlegenheit — ich erinnere mich wirklich nicht. Wahrscheinlich ist Ihr Stück verlegt worden.“ — „Verlegt! Mein bester Herr, dann bin ich ruinirt — ich habe keine Abschrift davon.“ — „Das ist sehr schlimm, sehr; ich bedaure außerordentlich — ich —“ — „Aber was soll ich thun, Herr?“ — „Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Freund,“ entgegnete Sheridan, „ich kann Ihnen nicht versprechen, Ihr eigenes Stück zurückzugeben, weil ich nicht weiß, wo die Stücke aus den letzten Jahren hingekommen sind; wenn Sie aber zu mir kommen und den Kasten meines Secretairs öffnen wollen, so werden sie eine große Anzahl Stücke finden, die mir in dem gegenwärtigen Jahre zugeschickt worden sind; nehmen Sie drei davon zum Tausche und machen Sie damit was Sie wollen.“

— Sheridan fragte einige Tage nach der Aufführung seines Lustspiels: „Die Lästerschule“ einen Freund, mit dem er über die Aufnahme dieses Stückes sprach, ob Cumberland, den er in einer Loge gesehen, dabei gelacht habe. „Er hat keine Miene verzogen,“ erhielt er zur Antwort. „Das ist sehr undankbar von ihm,“ versetzte Sheridan, „in voriger Woche gab man ein Trauerspiel von ihm und ich bin von Anfang bis zu Ende nicht aus dem Lachen gekommen.“

— Sheridan. Der verstorbene Graf Lonsdale besaß so viele kleine Ortschaften, welche das Recht hatten, Mitglieder zum Parlamente zu wählen, daß er allein neun Parlaments-Mitglieder ernannte. Diese nannte man spottweise des Lords Kegel.

Eines dieser Mitglieder hielt eines Tages eine sehr sonderbare Rede im Parlament, die Burke mit dem allerbeißendsten Spott beantwortete, so daß alle Anwesenden häufig in lautes Gelächter ausbrachen. Fox trat gerade in dem Augenblicke ein, als Burke sich wieder hinsetzte, und fragte Sheridan: „Worüber lacht mann denn so sehr?“ „O, es ist nichts, erwiderte der Befragte, „Burke hat nur einen von Lord Lonsdale's Kegeln umgeworfen.

— Sheridan. Ein englischer Tonkünstler, Namens Kelly, fand, daß man sein Talent nicht genug belohne; er beschloß also, einen Weinhandel damit zu verbinden und fragte deshalb Sheridan um Rath. „Ich habe nichts dagegen," sagte Sheridan, „ich schlage Ihnen aber vor, auf Ihr Schild zu setzen:

„Kelly, Musikhändler und Wein-Componist."

— Sheridan sollte sich, als er auf dem Krankenbette lag, einer Operation unterwerfen. „Nein," sagte er, „ich habe schon zwei Operationen ausgehalten und das ist genug für ein Menschenleben" — „Was für Operationen sind denn das gewesen?" fragte sein Arzt. — „Das Haarabschneiden und das Sitzen zu einem Portrait."

Schiller, Friedrich. Die Verhältnisse, in denen Schiller seine Jugend verlebte, waren drückend. Besonders empörte ihn der militairische Zwang, der in der Karls-Academie zu Stuttgart den kühnen Flug seines Geistes und seine Bildung überhaupt hemmte. Einst ward er von einem Aufseher überrascht, als er einem Jugendfreunde eine Scene aus seinen noch ungedruckten „Räubern" vorlas. Bei den Worten, die Franz Moor zu dem Pastor Moser sagt: „Ha, was! Du kennst keine Sünde darüber? Besinne Dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute Deines Mundes! Keine einzige darüber?" — öffnete sich die Thür, und der hereintretende Aufseher sah Schiller halb in Verzweiflung in der Stube auf- und abgehen. „Ei, so schäme man sich doch," sagte er zu ihm, „wer wird denn so entrüstet sein und fluchen?" — Die Zöglinge lachten hinter dem Inspector in's Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!"

— Schiller. Das regelmäßige Besuchen von Unterrichtsstunden, die, wie er glaubte, seinem Geiste wenig Nahrung bieten könnten, ward ihm oft lästig. Er ließ sich krank melden. In solchen Fällen wurden ihm Pensa und Ausarbeitungen auf sein Zimmer geschickt, meistens in solchen wissenschaftlichen Fächern, mit denen er sich nicht befreunden mochte. Darüber entrüstet, warf Schiller einst das ihm aufgedrungene Pensum dem Ueberbringer mit den Worten vor die Füße: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien meinen freien Willen haben!" Wegen dieser Aeußerung ward er eine Zeit lang degradirt, und lernte einsehen, daß die Inspectoren in solchen Fällen doch weiter mit ihrem Willen reichten, als er mit dem seinigen.

— Schiller. Der militairischen Disciplin jenes Instituts verdankte er seinen, im spätern Leben etwas auffallenden, steifen Gang. „Ich bin noch immer an die Karls-Academie gewöhnt," sagte er, als

das Gespräch sich zufällig auf den leichten und behenden Gang eines Freundes lenkte.

— Daß Schiller Arzt war, ist bekannt genug, doch wird seiner Doctor-Dissertation nur in medizinischen Schriften, z. B. in Nasse's Zeitschrift für physische Aerzte III. Jahrg. 1820 Heft 2 u. a., erwähnt, nirgends sonst, obgleich dieselbe in vielfacher Hinsicht seinen hohen Geist bekundet und verdient hätte, seinen Werken einverleibt zu werden. Dieser Dissertation zufolge würde Schiller, wenn er Arzt geblieben wäre, gewiß ein trefflicher Irrenarzt geworden sein.

— Schiller vertheidigte seine Dissertation „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen" in der Militair-Akademie zu Stuttgart, am 30. November 1780, im Beisein des Herzogs. In dieser Schrift äußert er gegen das Ende derselben unter Anderem: „Unter dem Schlaf ordnen sich die Lebensgeister wiederum in jenes heilsame Gleichgewicht, das die Fortdauer unseres Daseins so sehr verlangt; alle jene überspannten Thätigkeiten, die uns den Tag über gepeinigt haben, werden jetzo in der allgemeinen Erschlaffung des Sensoriums aufgelöst, die Harmonie der Seelenwirkungen wird wiederum hergestellt und ruhiger grüßt der Mensch den kommenden Morgen . . . Der Schlaf versiegelt gleichsam das Auge des Kummers, nimmt dem Fürsten und Staatsmann die schwere Bürde der Regierung ab, zieht Lebenskraft in die Adern des Kranken und Ruhe in seine zerrissene Seele . . . . Alle Sorgen und Lasten begräbt der Schlaf, setzt Alles in's Gleichgewicht, rüstet jeden mit neugebornen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen . . . Mit dem Tode zerfällt die Materie in ihre letzten Elemente wieder, die nun in anderen Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, anderen Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in anderen Kreisen ihre Denkkraft zu üben, und das Universum von anderen Seiten zu beschauen."

— Als Schiller schon einige Jahre die Karls-Academie verlassen, erinnerte er sich noch oft an einen vereitelten Plan, mit einigen Freunden den engen Mauern jener Erziehungs-Anstalt zu entfliehen. „Die Inspectoren," sagte er lächelnd, „würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben."

— Schiller. Wenige gute Dichter sind zugleich gute Vorleser, manche von ihnen sind aber auch kaum fähig ihre mitunter geistvollen Arbeiten verständlich vorzutragen. Schiller z. B. gehörte den traurigsten Vorlesern an, wie es aus folgendem Ereigniß hervorgeht:

Er hatte mit seinem Jugendfreunde, dem Musiklehrer Streicher glücklich Mannheim erreicht. Hier, wo des Dichters dramatisches Erstlingsproduct „die Räuber" Glück gefunden, sollte nun „Fiesko" die leere Dichterbörse füllen. Der Tag zur Vorlesung des neuen Stückes erschien, und gegen vier Uhr stellten sich, außer Iffland, Beil, Beck und dem Regisseur Meier, noch mehrere Schauspieler ein, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, so wie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Producte eines so erhabenen Geistes hegten. Nachdem sich Alle um einen großen, runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing. Zu Streicher's Erstaunen wurde zwar der erste Act bei größter Stille, aber ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen. Nach dem zweiten Act erhoben sich sämmtliche Zuhörer, langten nach Erfrischungen, plauderten von Tagesneuigkeiten, und schlichen dann Einer nach dem Andern ab und davon; Iffland aber blieb zurück, schüttelte, mit verhaltenem Lächeln bedenklich den genialen Kopf.

Nach völlig abgethaner Vorlesung wurde Streicher, der eigentlich für Schiller und seinen „Fiesko" den Unterhändler spielte, von Meier in ein Nebenzimmer gerufen. Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, begann der letztere, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die „Räuber" geschrieben? — Zuverlässig! antwortete jener, wie können Sie daran zweifeln! — Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieses Stück geschrieben, und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm Jemand daran geholfen? — Ich kenne Schiller schon im zweiten Jahre, und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die „Räuber" ganz allein geschrieben und ebenso auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dies Alles? — Weil der „Fiesko" das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die „Räuber" geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes, sollte gemacht haben.

Streicher suchte vergeblich zu widerlegen. Meier beharrte um so mehr auf seiner Meinung, weil es ihm als einem erfahrnen Schauspieler zukommen müsse, aus einigen Scenen den Gehalt des Ganzen sogleich beurtheilen zu können, und sein Schluß war: Wenn Schiller wirklich die „Räuber" und „Fiesko" geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen. Die Anhörung dieses Urtheils aus dem Munde eines Sachkenners machte

auf Streicher einen betäubenden Eindruck. Als Schiller sich empfahl, ersuchte ihn Meier, augenscheinbar nur aus Artigkeit, ihm für die Nacht das Manuscript da zu lassen, indem er nur die ersten zwei Acte gehört, und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme.

Schiller und Streicher verbrachten eine unruhige Nacht; nur jener suchte sich dadurch Luft zu machen, daß er über Neid, Kabale und Unverstand der Schauspieler Klage führte. Wird mein Trauerspiel hier nicht angenommen, sprach er, so will ich auf einer andern Bühne selbst darin auftreten, indem eigentlich doch Niemand so gut declamiren kann, wie ich. —

Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über „Fiesko" und seinen Verfasser gefällt werden sollte, begab sich Streicher den andern Morgen ziemlich früh zu Meier, der ihn kaum ansichtig wurde, als er ausrief: Sie haben Recht! Sie haben Recht! „Fiesko" ist ein Meisterstück, und weit besser als die „Räuber." Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er Alles declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen, hochtrabenden Ton her, ob es heißt: er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und Alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.

— Schiller beendigte seine Studien in Jena, er war Mitglied der Burschenschaft und lebte, wie alle Studenten ohne Mittel, auf Kosten jener Verbindung. Einmal fuhr ihm ein teuflischer Gedanke durch den Kopf, er nahm die Kasse und verschwand mit ihr; seine Flucht brachte eine große Aufregung in der kleinen Republik hervor; man forschte nach, wohin er geflohen, wohin er gekommen. Endlich entdeckte man, daß Schiller in Weimar sei und sich bei seinem Freunde Goethe aufhalte; die Burschenschaft wird zusammengerufen, der Casus wird vorgetragen, erörtert und der Beschluß gefaßt, den Flüchtigen in Weimar aufzusuchen. Er wird auch glücklich entdeckt, aber nun entsteht eine neue Verlegenheit, was soll man mit ihm machen? Das Geld ist fort, und Schiller außer Stand, Ersatz zu leisten, — da machte Einer den Vorschlag, „Schiller sollte ein Schauspiel schreiben und das Honorar dafür an die Kasse zahlen." Schiller nahm den Vorschlag an und schrieb „die Räuber." — So erzählte ein französisches Journal und man weiß wirklich nicht, ob man über die Unwissenheit des französischen Schriftstellers lachen oder sich über die Frechheit ärgern soll, mit welcher man solchen Unsinn in die Welt hinein schrieb.

— Schiller. Die Gustel von Blasewitz wurde von Schiller unsterblich gemacht. Als Schiller sich nämlich in Loschwitz befand, besuchte ihn der Capellmeister Naumann häufig und beide machten gewöhnlich Abends Spazierfahrten auf der Elbe. Dabei wurden sie oft durch den Gesang der schönen Auguste, der Tochter des Gastwirthes zu Blasewitz, am andern Ufer überrascht und angelockt. Auguste aber floh gewöhnlich vor dem Dichter und dem Musikanten; vielleicht hielt sie es für Spott, wenn Naumann sie aufforderte, zum Theater zu gehen, oder es erschienen ihr, nach den damaligen Ansichten, die Jünger der freien Künste nicht ehrlich. Thatsächlich ist es, daß sie mit Schiller, der sie herzlich lieb hatte, kaum zehn Worte gewechselt hat. Da schwur der Dichter der Spröden, sie aus Rache auf das Theater zu bringen, und er hat sein Wort bekanntlich in „Wallensteins Lager" gelöst.

— Schiller. Das Dörfchen Bauerbach, in der Nähe von Meiningen, diente Schiller bekanntlich als Asyl nach seiner Flucht von Stuttgart. Dort verlebte er den Winter von 1782—1783 und vollendete daselbst die Louise Millerin, deren Plan er im Arrest zu Stuttgart entworfen und die Iffland in Mannheim „Kabale und Liebe" taufte. In Bauerbach war es auch, wo Schiller die poetische Empfängniß seines „Don Carlos" hatte, von dem der Dichter selbst damals an seinen Freund Reinwald schrieb: „Carlos hat von Shakespeare's „Hamlet" die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz's „Julius", und den Puls von mir." Während Schiller nun dort, nur im Umgang mit seinen Dichtungen und mit der Natur, das Leben eines poetischen Einsiedlers führte, hatte er auf einer seiner Wanderungen durch die Wälder eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald nämlich, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Einige Monate nachher fing der Verwalter des Ortes, Schiller's Begleiter auf diesem Ausfluge, die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt wurde, dessen Leichnam hier eingescharrt sei.

— Schiller. Der verstorbene letzte Markgraf von Schwedt hatte eine Gesellschaft von Schauspielern, die einst Schiller's „Räuber" aufführten. Der biedre Fürst ließ am andern Morgen den Regisseur Schüler rufen und sagte zu ihm: „Hör' Er, det Stück gefällt mir, aber wenn Er's wieder gibt, denn muß Karl Malken kriegen und leben bleiben, der Alte och, den Franz kann er man in den Thurm lassen."

— Schiller. Auf was Schiller verfiel, das trieb er mit Uebermaß und Heftigkeit. Er hatte sich in Jena ein Pferd gekauft, und nun

ritt er alle Tage, und zwar von Hause an in Galopp, und kam oft im Carriere zurück, daß er das Pferd nicht halten konnte und sich nur dadurch rettete, daß das Thier seine Heimat wußte und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei seinem Hause war, wo das Pferd doch stehen mußte. Seine Pferde waren deswegen alle gefährlich für einen Fremden zu reiten, sie gingen durch, ehe man es sich versah.

— Schiller war ein eifriger Verfechter der französischen Revolution, d. h. im Beginn derselben; denn er hoffte Anfangs Vieles von ihr, und freuete sich insbesondere, daß bald der Stand der Gelehrten eine wohlthätige Reform erhalten würde. Doch mit Cüstine's Gräueln und so manchen anderen Begebenheiten fing auch Schiller's Muth an zu sinken und er rief oft: „O! nur verwüsten kann der Mensch, und nur aus Trümmern schafft er wieder!" — Deshalb war auch seine große Freude, welche er Anfangs über das erhaltene französische Bürgerrecht an den Tag legte, bald vorüber. Ein Bekannter wollte einmal das Diplom sehen, und bat Schiller, ihm solches zu zeigen. „Ich weiß wirklich nicht, wo es liegt," sagte er und brach schnell das Gespräch ab, welches auf das Diplom geführt hatte. Wenn Schiller zuweilen den Gang betrachtete, den die französische Revolution nahm, so äußerte er zu wiederholten Malen: „daß die deutsche Nation in ähnlichen Verhältnissen nicht allein menschlich, sondern wahrhaft erhaben und groß gehandelt haben würde und die cultivirteste, furchtbarste und größte Nation geworden sein würde." „Der Deutsche hat einen biederen, edlen und festen Charakter," agte Schiller oft, „ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!"

— Schiller. Die Republik Frankreich sandte, so wie den deutschen Männern Klopstock, Pestalozzi und Joachim Heinrich Campe, als Freunden der Freiheit, auch Schiller ein Bürgerdiplom. Der an Schiller gerichtete Bürgerbrief befindet sich auf der Bibliothek zu Weimar und führt die Adresse: M. Gille, publiciste allemand.*) Der Brief ist von Roland, als Minister des Innern, unterzeichnet und vom 10. October 1792, dem ersten Jahre der Republik, datirt, kam aber erst im März 1798 in Jena an, nachdem durch Campe in Braunschweig Mr. Gille als unser Schiller erläutert war.**)

— Schiller. An den feurigen, aufbrausenden Jüngling, wie er in seinen ersten dramatischen Werken, besonders in den „Räubern", sich

*) Siehe: Geschichte der französischen Revolution von Wachsmuth.

**) Im 4. Bande des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller tauschen beide Dichter ihre Ansichten darüber aus.

gezeigt, erinnerte einige Jahre später nur selten noch eine Aeußerung, wie unter Andern, als er einst als Professor in Jena, bei der Schilderung einer niederträchtigen Handlung in die Worte ausbrach: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit verwesen!“

— Schiller. Ein in Deutschland erzogener Franzose, Lezey, hatte unter andern auch unsers Schiller's „Don Carlos“ französisch bearbeitet, der indeß die Franzosen vollkommen kalt ließ. Durch den Staatsrath Réal bekam Lezey später Gelegenheit, seine Uebersetzung dem ersten Consul vorlegen zu lassen, was er zugleich mit einer Arbeit über seine Ansichten vom Staate ꝛc. that. Napoleon las dieses Schreiben mit der größten Aufmerksamkeit und erklarte sogar, dasselbe übertreffe die Briefe Cicero's, welche er immer für unerreichte Muster gehalten hatte. Darauf erlangte denn auch „Don Carlos“ die Ehre, von dem Gewaltigen gelesen zu werden, aber die Dichtung mißfiel ihm auf's Gründlichste, was bei ihm, dem Manne der rein praktischen Richtung, nicht auffällig sein dürfte. Er erklärte sich heftig gegen die unwahre Auffassung des Königs, gegen die gemeine Haltung der Eboli, gegen das Fratzenhafte in der Person des Infanten und vorzüglich gegen die „Tiraden“ Posa's. So sehr ihm früher das Schreiben des Uebersetzers gefallen hatte, mit dem ihm das Werk überreicht worden war, um so widerwärtiger erschien es ihm jetzt, da er eine Uebereinstimmung in den darin entwickelten Ansichten mit den Reden Posa's erkannte und er nun vermuthete, Lezey wolle bei ihm den Posa spielen. Buch und Mann wurden unbedingt verworfen.

— Schiller. Eine alte Frau oll am Tage des Schillerfestes zu Stuttgart, zum ersten Male nach langer Zeit, ihr Haus verlassen haben und von einigen jüngeren Freundinnen begleitet, auf dem Schillerplatze erschienen sein, um den „Herrn“ zu sehen, von dem man so viel „Aufsehens“ mache. Mit Mühe durch das Gedränge sich durcharbeitend, habe sie die Augen zu dem Standbild erhoben und plötzlich ausgerufen: „Jesus! Der Herr ist's! Den kenn' ich ja! Der war Feldscheerer; auf dem kleinen Graben hat er gewohnt, und ich hab' ihn bedient!“

— Schiller. Frau Räthin Reinwald, Schiller's älteste Schwester, erzählt selbst Folgendes: „Vor einigen Jahren winkte ich aus dem Fenster meines im untern Stock gelegenen Wohnzimmers einem Italiener, der seine Gypsfiguren auf der Straße ausbot, herein, ihm eine Büste Schiller's abzukaufen. Während des Handels gewahrte der Mann im Zimmer eine lebensgroße Marmorbüste des Dichters und drückte mir seine Verwunderung aus, daß ich, im Besitz eines so schönen Werkes, nach

seiner hiergegen völlig werthlosen Waare Verlangen trage. Ich erwiderte, die kleine Büste sei zu einem Geschenke bestimmt, das schöne Marmorbild stelle meinen seligen Bruder dar, von welchem ich selbst es einst erhalten habe. Der Italiener reißt die großen Augen auf, in welche sich Thränen drängen; auf die Knie sinkend, ruft er in gebrochenem Deutsch: Sie, Schiller's Schwester, möge alle seine Bilder umsonst hinnehmen, der göttliche Bruder habe sie längst bezahlt, er preise sich glücklich, sie zu sehen.

— Schiller. Der Ernst, wenn auch ein milder Ernst, schien immer vorherrschend in Schiller. Die Sehnsucht nach dem Höheren, Idealen, begleitete ihn selbst zu harmlosen Spielen und Ergötzlichkeiten. So geschah es, daß er einst in Jena von dem Kegelspiel in einem öffentlichen Garten sich plötzlich wegwendend, bei dem Ausruf eines der Mitspielenden: „Ein herrlicher Abend!“ fast wehmüthig erwiderte: „Ach, muß man doch das Schöne in die Natur erst hineinlegen!“

— Schiller. Die großartige Weise, womit ausgezeichnete Geister Alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, wußte Schiller gehörig zu würdigen. „Wer über Alles lachen könnte,“ sagte er einst, „würde die Welt beherrschen.“

— Schiller. Ein Gespräch über den Tod schloß Schiller mit den schönen Worten: „Der Tod kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist.“

— Schiller und Fichte. Wenn zwei starke Köpfe aneinanderprallen, dann sprühen Funken. Ein Schauspiel solcher Art gewährt uns im Briefwechsel zwischen Schiller und Fichte das Zusammentreffen Beider bei Veranlassung eines Aufsatzes von Fichte für die „Horen“, den Schiller zurückzuweisen sich gedrungen fühlte. Schiller war leicht gereizt, eben so leicht verletzend, weil ihm die Person wenig galt, wo es sich um die Sache handelte. Fichte war nicht der Mann, danach etwas schuldig zu bleiben. Schiller hatte Fichte's harten, unzugänglichen Periodenbau getadelt. Fichte antwortet, es möge Schillern überlassen bleiben, seine Popularität in einen unermeßlichen Vorrath von Bildern zu setzen, die er fast allenthalben statt der abstracten Begriffe gebrauche. Schiller wolle die Einbildungskraft fesseln und sie zum Denken zwingen; deshalb die ermüdende Anstrengung in der Lectüre seiner Schriften. Er seinerseits suche anders zu wirken; der Anschein von Härte in seinem Periodenbau rühre blos daher, weil die Leser nicht declamiren könnten. Schiller's Entgegnung auf diesen Angriff ist großartig, „Es gibt nichts Roheres,“ schreibt er, „als den Geschmack des jetzigen deutschen

Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, nicht weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lectüre zu machen gewohnt und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken ist, um leicht wieder aufgerichtet werden zu können. Unabhängig von dem, was um mich herum gemeint und geliebkost wird, folge ich blos dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft, und da ich nie versucht habe, eine Schule zu gründen oder Jünger um mich herum zu versammeln, so hat mich diese Verfahrungsart keine Ueberwindung gekostet." — Die Dauer seines Wirkens sieht Schiller darin, daß er nicht blos mit philosophischen Beweisgründen, sondern ästhetisch den Leser zu fassen suche. „In meinem Vortrage," sagt er, „ist meine beständige Tendenz, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen und soviel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht blos meine Gedanken dem Andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben."

— (Zu Schiller's „Lied von der Glocke.") Auf einem ältern Kupferstich, der übrigens keinen Kunstwerth hat, ist ein Paar in mittelalterlicher Tracht und mit gegenseitig verschlungenen Händen abgebildet. Der Raum, in welchem sie stehen, gestattet die Aussicht in's Freie, wo ein Landmann mit dem Feldbau beschäftigt ist. Darunter finden sich folgende Verse, die wohl Jeden sogleich an eine Stelle in Schiller's „Lied von der Glocke" erinnern:

Manus manum lavat.

Schaut! Ehen, die werden im Himmel beschlossen,
Von dannen in Herzen der Menschen gegossen,
Dann waschen sie beide einander die Hand,
Er schauet, er hauet, er bauet das Land;
Sie denken in Zeiten was schade, was fromme
und wie sie zu etwan was eigenes komme,
Sie sorget des Morgens und Abends, wie recht,
Vor Herren, Gesinde, vor Kinder, vor Knecht,
Er hacket, er zwacket in Büschen und Wäldern,
Er ackert, er säet, er mähet in Feldern,
Er sinnet, gewinnet mit Schweiß und mit Fleiß
mit wissen Gewissen die Tägliche Speiß.
Sie fasset die Nadel, die Spindel, den Rocken,
Zu keinerlei hauß Arbeit erschrocken,
So waschen sie beyde einander die Hand
Er fähet, sie mähet und bleiben im Land.

Paulus Fürst excudit
P. Troschel sculpsit.

Obschon die Sprache natürlich weniger edel und geschmackvoll ist, als bei Schiller — die Verse dürften aus dem 17. Jahrhundert stammen, die Namen Fürst und Troschel würden vielleicht eine genauere Bestimmung ermöglichen — so bietet doch nicht nur der Inhalt, sondern auch die metrische Behandlung (durch das Vorherrschen des Amphibrachys) Aehnlichkeit genug, daß eine Vergleichung gerechtfertigt erscheint.

— Schiller. Woher hat Schiller den Stoff zu dem Gedichte: „Fridolin, oder: Der Gang nach dem Eisenhammer" genommen?

„Am Hofe des Lusitanischen Königs Dionysii (Alfonsi des dritten Sohn, an der Zahl aber der sechste König in Portugal) war ein Lakai, der seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, fälschlich angegeben, als ob sie einen seiner Nebenlakaien liebe. Der König glaubte dem Verläumder, und beschloß bei sich, dem Beschuldigten in der Stille vom Brode zu helfen. Damit es aber unbemerkt möge zugehen, wird er Raths, ihn in einen brennenden Kalkofen werfen zu lassen. Gibt darauf dem, welcher des Kalkofens abwartete, den Befehl, welchen Lakaien er morgen würde zu ihm schicken, zu fragen, ob er hätte des Königs Befehl gethan, den sollte er ohne Verzug in den Feuerofen stoßen. Des Morgens schickte der König den fälschlich angegebenen Diener hinaus zum Kalkbrenner, zu fragen, ob des Königs Befehl verrichtet sei? Unterwegs hört dieser, da er vor ein Gotteshaus vorübergeht, eben zum Gebet läuten, da hinein geht er, und verrichtet sein Gebet, wartet auch, bis der Gottesdienst ein Ende hat. Mittelst dessen schickt der König den andern Lakaien (der Verläumder), dem vorigen nach, hin zum Kalkofen, um zu fragen, ob des Königs Befehl sei gethan worden? Die guten Leute, so des Kalkofens abwarteten, meinen, es sei der Diener, den der Herr wollte verbrennet und todt haben, ergreifen ihn Angesichts und werfen ihn in die Gluth. Hierzwischen war das Gebet in der Kirche aus. Darauf geht der erste Lakai, der da sollte verbrennet worden sein, aus der Kirche auf den Kalkofen und fragt, ob man des Königs Befehl verrichtet? Sie antworteten: Ja. Diese Antwort bringt diese dem Könige wieder und zeigt es an. Der König erschrickt ob des Dieners Wiederkunft, den er nach seiner Meinung längst zu Pulver und Asche verbrannt glaubte, erkundigt den Handel recht und befindet, daß der Andere und nicht der Erste verbrannt worden; fraget derowegen, wo er unterdessen sich verweilet, daß er nicht eher zum Kalkofen kommen. Der Diener antwortet: Nachdem er bei der Kirche vorübergegangen und zum Gebete habe läuten hören, sei er hineingegangen und dem Gottesdienste bis zu Ende beigewohnt. — Hieraus hat der König unschwer des andern Lakaien Lügen und Ver-

läumdungen verstehen können und des Ersteren Unschuld, sammt der Königin Unschuld und Frömmigkeit, sattsam anzumerken."

— Schiller sagte kurz vor seinem Tode: „Es wird bald eine Epoche eintreten, welche Satyriker bilden, ihren Geist und ihre Federn beschäftigen wird. Einen Juvenal haben wir nicht, unsere Satyriker sind bis jetzt elende Scribler, aber das gegenwärtige Zeitalter, der Genius desselben wird ganz gewiß Satyriker bilden!" — Man braucht nur an Börne zu denken, um in den obigen Worten Schiller's eine richtig eingetroffene Prophezeiung zu finden.

— Schiller. Bei Schiller's Anwesenheit in Berlin im Jahre 1804 befand er sich eines Mittags in der Gesellschaft bei der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß. Abends zuvor war die „Jungfrau von Orleans" aufgeführt worden und nach geschickten und ungeschickten Lobeserhebungen, die von allen Seiten dem schweigenden und in sich gekehrten Dichter zuflossen, wurde auch über das Schauspielhaus gesprochen. Als nun eine Dame sagte: „wenn der Vorhang aufgeht, ist leider sehr viel Zug zu bemerken!" war es, als ob dies Schiller aus seiner Selbstbetrachtung geweckt hätte, indem er lächelnd ausrief: „Ganz recht, viel Zug, zu viel Zug, er treibt sogar die Handlung auseinander!" — Ja es ist bekannt, daß Schiller den übrigens prachtvollen Krönungszug auf dem Berliner Theater nicht vortheilhaft, sondern störend erachtete, weil er zu lange von der Dichtung abwendet. Auch bei einer andern Gelegenheit äußerte Schiller im Allgemeinen: „Man muß dem äußern Auge nicht zu viel bieten, wenn man der innern Anschauung bedarf!" — Man sieht hieraus, daß Schiller kein Freund von Theaterprunk war. Ich glaube, er hat vollkommen Recht, schon weil es durchweg wahr ist, daß jeglicher Luxus der Kunst schadet, und in unerläßlicher Steigerung dieselbe endlich ganz verscheucht. Höchst schwierig ist es, einer Volksmasse das Innere, das Seelenauge zu öffnen, und es haben bei sämmtlichen Nationen Jahrhunderte dazu gehört, ehe sie sich dem reinen Geiste ersichtlich näherten. Was aber auf so langwierigem Wege gewonnen war, ging immer wieder in kurzem Zeitraume verloren, wenn man durch prunkvolle Herrschaft, durch blendenden Ueberfluß des Sinnlichen nur dem äußeren Auge diente; Poesie und Kunst konnten dann in einem glänzend schwelgerischen Aufwande vergänglicher Mittel sich nicht vor dem Untergange schützen, die edle Würdigkeit des Geistes ward von aufgeputzter und geschminkter Barbarei verdrängt, ohne daß die in gleißnerischer Rohheit getriebenen Volksmassen auch nur Ahnung hatten von dem großen Verluste, den sie erlitten. Auch Tieck in seinen „Dramaturgische Blätter" spricht sich sehr nachdrücklich gegen den übermäßigen

Theaterprunk aus, ebenfalls von der Ansicht ausgehend, daß durch dergleichen die Sinne kitzelnde Aeußerlichkeiten der ächten Kunst Abbruch geschehe.

— Schiller. Es war 7 Uhr Abends, am 9. Mai 1806 und im 46. Jahre seines Lebens, als der Autor der „Räuber" und des „Wilhelm Tell," der „Freigeisterei und Leidenschaft" und des „Liedes von der Glocke" — der Schüler der französischen Philosophen und der Proselyt Kant's — der Dramatiker von rohester Realität und höchster Idealität — der Bürger der französischen Republick und der Geadelte des deutschen Kaiserreichs — der Mann, welcher in Ungnade aus einem unbedeutenden Staate floh und allein das dauernde Idol des gesammten großen deutschen Volkes wurde — in einem Worte: Friedrich Schiller nicht mehr war. Das Leben des Mannes war ein kurzes gewesen. Seine Irrthümer waren groß und seine Wahrheiten erhaben, und die Geschichte der Literatur kann kaum ein majestätischeres Denkmal aufweisen, als den Namen: „Friedrich Schiller!"

Seume, Johann Gottlieb. Was Seume so liebenswürdig machte, war seine kindliche Liebe zu seiner alten Mutter, die in Knauthayn lebte. Sonntags nahm er daher nicht leicht eine Einladung zu einer Lustpartie an; denn dieser Tag war ihm ein Fest kindlicher Liebe. Gewöhnlich schon Sonnabends gegen Abend ging er hinaus, bereitete der alten redlichen Mutter einen guten frohen Tag und kam Montags in aller Frühe vom schönen Opfer eines kindlich frommen Gemüths, und zwar gewöhnlich viel heiterer, zurück.

— An Seume's freundlichen Zug der Kindesliebe in seinem Character, schließt sich ein anderer, nicht minder freundlicher, an, nämlich seine Liebe zu den Kindern, unter denen er so gern war, mit denen er spielen konnte, fast selbst wie ein Kind. In dieser Unschuldswelt war sein Himmel. Wie viel Freuden dieser Art wurden ihn im Schoße der würdigen Familie Schnorr von Karolsfeld.

— Seume. Der Rector Korbinsky zu Borna hatte eine Sammlung lateinischer Sprichwörter zum Uebersetzen für die Anfänger in der lateinischen Sprache, drucken lassen. Seume kam als ein Knabe von zwölf Jahren zu dem Rector Korbinsky in Pension. Er mußte aus dieser Sammlung von Sprichwörtern mehrere in's Deutsche übersetzen, und zwar verlangte sein Lehrer dies auch sprichwörtlich zu versuchen. Erst sollte er das Horazische:

Quidquid delirant reges plectuntur Achivi

deutsch geben. Seume besann sich nicht lange und sagte: Wenn sich die Könige raufen, müssen die Bauern die Haare lassen. „Recht gut! recht gut!" versetzte der Rector; „nur etwas zu sehr vom Dorfe."

— Seume pflegte einen seiner Schüler, Namens Moritz Engel, zeitweilig zu besuchen; dies geschah auf folgende Art. Nach einem derben Klopfen an die Thür trat Seume mit einem dumpfen: Guten Abend! oder: Guten Morgen! ein. Man erwiderte seinen Gruß heiter und mit einem freundlichen: „Wie geht's, lieber Seume?" Seine gewöhnliche Antwort war darauf: Schurkisch! — Oft zog ihn Engel dann mit seinem Spleen auf, oft aber sah er ihn auch nur mit theilnehmenden Blicken an. Selten kam es zu einem förmlichen Gespräche, aber gewöhnlich bat er seinen Schüler, ihm sein Leiblied auf dem Fortepiano zu spielen; dies war ein Abendlied: Komm, Zauberer, und schwinge deine Flügel über mich rc. Drei bis vier Mal hörte er's aufmerksam spielen, dann griff er wieder nach seinem Knotenstock und ging nach einem kurzen: „Ich danke und Gute Nacht!" — scheinbar ruhig fort.

— Seume's Seelenstimmung war jedoch nicht immer trübe, er konnte lachen, scherzen, wenn gleich seine Heiterkeit stets den Character des Ruhigen behielt. Nur das Militärische konnte ihn zeitweilig bis zur Lustigkeit stimmen. Freudiger glänzte sein Auge, wenn er Gelegenheit fand, von seinen Kriegsdiensten in Amerika zu erzählen oder wenn er über die Kriegskunst der Alten sich aussprechen konnte, worüber er ein eignes Werk zu schreiben ernstlich beabsichtigte. Ja, dann konnte er es wohl selbst bis zum Läppischen treiben; denn öfters mußten seine Freunde auf den Sommerspaziergängen nach dem Kuchengarten und der Milchinsel (Belustigungsorte in der nächsten Umgebung Leipzigs) mit ihm militärisch aufmarschiren, und man konnte es ihm leicht absehen, wie er sich als Lehrer und Führer eine wahre Güte dabei that.

— Seume war schnell im Entschließen und eben so schnell im Ausführen; Zögern und Hinausschieben war nicht seine Sache. Ein Beispiel davon gab er einst, das hier nicht übergangen werden darf, da auch solche kleine Züge den Mann charakterisiren helfen. Einst ging er mit mehreren Bekannten am Pfingsttage Mittags nach Tische in einer Allee spazieren. Zufällig kam das Gespräch auf Dessau und Wörlitz, und Einige äußerten, daß sie diese Orte und das damals noch bestehende Philantropin wohl zu sehen wünschten. Dem Wunsche folgten Berathungen, wann die Sache wohl in's Werk zu setzen wäre. Seume unterbrach sie auf einmal mit den Worten; „Wollen wir wirklich nach Dessau?" die Frage wurde bejaht. „Nun denn," fuhr er fort, „nicht lange erst Pläne gemacht über Wann und Wie! Wir reisen heute noch!" Wäre es nach ihm gegangen, so müßte gleich rechtum gemacht und der Marsch angetreten werden. Doch erhielten wir eine Frist, um nach Hause zu gehen und uns umzukleiden; aber in einer Stunde mußten wir wieder

zur Stelle sein und die Reise ging wirklich vor sich. Im freundlichen Delitzsch ward Nachtquartier gemacht und auch da gab sich Seume's Festigkeit kund. Ermüdet hatten sich die Fußreisenden bald in die Betten getheilt, und ihm und noch einem Reisegefährten war ein großes zweischläfriges in der Seitenkammer zugefallen. Schon waren die Müden eingeschlummert, als die Wirthstochter kam, uns unsere Ruhestätte anzuweisen. Daß wir die im Zimmer bereits in Beschlag genommen, sah sie; „aber," sprach sie, „wo sind denn die beiden andern Herrn?" „In der Nebenkammer," war die Antwort. Das arme Mädchen erschrak nicht wenig; denn dort war der Eltern Ehebett. Sie öffnete die Thür und bat, diese Ruhestätte der Eltern zu räumen und sich eine andere anweisen zu lassen. Seume's Schlafgenosse war sofort dazu bereit, aber er selbst brummte: „Ich weiche nicht; ich liege hier sehr gut!" Und wirklich ließ er sich durch kein Bitten aus seinem Besitz verdrängen, und das alte Ehepaar mußte sich's für diese Nacht anderwärts gefallen lassen. Seume selbst, und wenn er noch so verstimmt war, konnte an diesen Auftritt nicht erinnert werden, ohne daß ihm ein Lächeln abgezwungen wurde.

— Seume. Die Rückreise der obenerwähnten Partie wurde zu Wagen gemacht und die lustige Gesellschaft stimmte auch manches Liedchen an. Da kam denn auch die Reihe an ein damals in Mode gewesenes, das anfing: „Närrchen, sei nicht spröde; komm und küsse mich!" — Zwar enthielt das Lied gerade keine Unehrbarkeiten, aber Seume konnte es nicht leiden. „Hört auf," rief er, mit Eurem Bordellliede, oder ich gehe!" — Man nahm es für Scherz und setzte das Lied fort. Seume aber sprang unmuthig aus dem Wagen und machte die übrigen vier Stunden Wegs vollends zu Fuße. Kann man auch einen großen Theil dieser Veranlassung auf Rechnung des „Spaziergängers nach Syrakus," der wohl das Fahren nicht sonderlich liebte, schreiben, so zeugt sie doch immerhin auch von dem edlen Zartgefühle Seume's.

— Als Seume, nachdem er den amerikanischen Krieg mitgemacht, nach Leipzig zurückkehrte, um daselbst den Faden seiner Studien wieder aufzunehmen, lebte derselbe in sehr dürftigen Verhältnissen und fristete seine ganz bescheidenen Bedürfnisse durch Unterrichten in der englischen Sprache. Er trank blos Wasser und muthete seinem Körper, besonders in Hinsicht auf Kälte und Strapazen, oft zu viel zu. Man weiß es von Augenzeugen, daß er im strengsten Winter, im ungeheizten Zimmer, nur mit Hemd und Nachtbeinkleidern bedeckt, zum Frühstück ein Glas Wasser, mit darin schwimmendem Eise, zu sich nahm. Dabei versicherte Seume selbst, daß er sich oft bei solcher Kälte noch im freien Flusse bade. Man warnte ihn oft vor solchen Uebertreibungen, aber leider

fruchtlos und sie wurden die Quellen seiner spätern Leiden und seines zu frühen Todes, trotzdem man nach seiner Rüstigkeit, die ihn trotz dieser ärmlichen Lebensweise selten verließ, ihm ein hohes Alter prognosticiren konnte.

— Seume, Der gute, ehrliche Seume, ward einst von einem Bettler um eine Gabe angesprochen. Unglücklicher Weise konnte er aber zur selbigen Stunde nicht über einen baaren Pfennig verfügen. Halb scherzend, halb bitter über sein Geschick, sprach er zum Bettler: „Kann er mir ein Viergroschenstück wechseln?" — „Ja mein schöner Herr! — „Nun, da hat er mehr, als ich im Vermögen, und sollte mir etwas geben, denn ich habe gar nichts!" —

— Seume und die Teplizer. „Wir leben in der Zeit der Schriftstellerfeiern. In jedem Jahre erinnert sich der deutsche Mann, daß vor fünfzig oder hundert Jahren dieser oder jener bedeutende Schriftsteller geboren wurde, und benützt diese Gelegenheit zu gemüthlichen Kneipereien und langen Reden, zwei Dingen, zu denen er einen so unüberwindlichen Hang hat. Ja, in der That, ist es nicht bedenklich, daß der Deutsche seine Schriftsteller erst dann leben läßt, wenn sie todt sind? Wie viel echte, aufrichtige Begeisterung und Liebe zur Poesie und ihren Vertretern steckt denn auch in diesen Festen? Gewöhnlich mehr, sehr viel mehr Eitelkeit, Sucht, sich hervorzuthun, und als Ordner mit Schärpe und Band zu prunken. Wahrhaft bedenklich aber werden diese Feste, wo die Ovationen, die man dem Todten darbringt, in gar zu grellem Gegensatz zu dem Lose stehen, das der Lebende gefunden; wo das Schicksal des Dahingeschiedenen ein gar zu böses Licht wirft auf die Gesellschaft, in deren Mitte es möglich war; kurz da, wo die Todtenfeier nur erinnern kann an Misére, Verkennung, Verfolgung und Erbärmlichkeit jeder Art, die sich an den Lebenden hing. Da, in diesen Fällen, wäre es fast besser, den Tag zu ignoriren, da man ihn doch nicht als Bußfest begehen kann. Diese Gedanken kommen mir," — schreibt Alfred Meißner im Frühjahr 1863 an die Süddeutsche Zeitung — „bei der Nachricht, daß man in Teplitz eine Seume-Feier arrangirt und zu Deputationen von Turner- und Sängervereinen einladet. Wie ist es Seume ergangen, und woran kann uns sein Gedächtnißfest erinnern? Daran, daß er als achtzehnjähriger junger Mensch in die Hände hessischer Seelenverkäufer fiel, nach Canada geschafft und gegen die Freiheit der Amerikaner zu kämpfen gezwungen wurde? Daß er, in seine Heimat zurückgekehrt, keine Anerkennung fand, und seine Existenz ärmlich durch Lectionen und als Corrector fristen mußte? Zuletzt ging der schwerkranke, einsame, unglückliche und verbitterte Mensch, um Heilung zu suchen, nach Teplitz. Wie ging es ihm da? Der Dichter wurde, als sich sein Zustand verschlechterte und sein Tod zu

erwarten stand, von den Hausleuten zum Ausziehen gedrängt — man weiß ja, wie fatal es für Wirthe in Badeorten ist, wenn Leute bei ihnen sterben! In diesem speciellen Fall ging jedoch die Rohheit aufs Aeußerste. Elisa v. d. Recke mußte die Intervention des Bürgermeisters und die Hilfe der Polizei anrufen, damit man den Todtkranken nicht thatsächlich an die Luft setze. Die Polizei kam noch eben zurecht, um diese Gräuelthat zu verhindern, und so, aufrecht, am Fenster, neben seinem gepackten Koffer, verschied in den Armen seiner wenigen herbeigeeilten Freunde der Spaziergänger von Syracus, Joh. Gottl. Seume.

Heute feiert man ihn in der Stadt, wo ihm solche Behandlung zu Theil wurde, und käme heute ein anderer Seume, könnte es ihm vielleicht ebenso ergehen.

Als Seume starb.

(1810.)

Ein deutscher Mann! ein deutscher Sänger!
Ein kräft'ger Kopf, ein edles Herz!
Im deutschen Herzen lebt er länger
Als trüg' den Namen Stein und Erz!

Wo sind die Weisen aus der Tonne,
Aus denen ernste Würde spricht,
Zum Alexander: „Aus der Sonne!
„Mehr will von dir der Deutsche nicht!"

Mehr wollt' auch er nicht, als die Gaben,
Die Gott und die Natur uns weih'n!
An Menschenfinden sich zu laben
Sucht er sie bei Laternenschein!

Besuch ich einst den Schlummerhügel,
Dann kränz' ich ihn, Freund Diogen!
In deinem kräft'gen Lebensspiegel
Hab' ich ein Männerbild geseh'n!

Wilhelmine v. G*** *)

Du schlummerst längst im kühlen Erdenschooße,
Dein Angedenken schwand nicht hin,
Und es erwärmt für's Gute, Große,
Dein Bild noch manchen edlen Sinn.

---

*) Siehe: Mnemosyne die Zweite oder dichterische Erinnerungen. Leipzig bei Georg Voß 1811. (Seite 77.)

Ein schöner Kern barg sich in rauhen Schaalen,
In düstern Formen lebte hoher Sinn;
Und drückten hart dich auch des Lebens Qualen,
In finstre Schwermuth sankest du nicht hin.

Und viele Herzen waren dir gewogen,
„Ein edler Mensch zieht edle Herzen an,“
Wohin die finstern Mächte dich auch zogen,
Auf deiner ganzen Erdenpilgerbahn.

Und dennoch hast du nie dir Gunst erschmeichelt
Und nie das Schlechte gut und recht genannt;
Nie Fürstenlob und Fürstengold erheuchelt,
Nie nach dem Winde deinen Sinn gewandt.

O kehre wieder, es will Abend werden,
Es bricht die Dämmerung herein;
Ein Freund des Lichts schied wieder von der Erden
Und mehr erlischt der Sonne Schein.

Der Unsinn droht dem freien Geisterreiche,
Schwer ist der Kampf der wackern Schaar,
Dein Wort, gleich scharfer Schwerter Streiche
Verscheuch' die schreckende Gefahr!

1827. C. Straus.

Schiebeler war als Jüngling ein verliebter Schwärmer. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges besuchte er das Gymnasium in Hamburg. Eben damals gab die Koch'sche Schauspielergesellschaft hier Vorstellungen. Bei der Truppe war die späterhin sehr gern gesehene Madame Stark engagirt; eine Frau, eben so ausgezeichnet durch Tugend und Bescheidenheit, als durch Talent und regen Eifer für die Kunst; sie war damals noch jung, liebenswürdig. Schiebeler, welcher leicht Feuer fing, verliebte sich in sie. Einst stand er mit ihr zwischen den Coulissen und plauderte. Gegenüber standen Madame Koch und der Secretair Dreier. Schiebeler war mit Madame Stark so sehr in's Gespräch vertieft, daß die letztere vergaß, zu rechter Zeit auf die Bühne zu treten. Schnell rief Eckhof: Madame Stark, sie müssen hinaus. Es war im Winter, und Madame Stark in einen alten Pelz gehüllt, welcher der Hilfe des Kürschners sehr bedurfte; denn man durfte ihn nur schwach berühren, um sogleich wohlbehaart zu sein. Beim schnellen Abwerfen desselben blieben einige Haare auf der Brust der Geliebten liegen. Sie rafft sie

schnell zusammen und warf sie in die Coulissen. Schiebeler, welcher in seinem verliebten Paroxismus diese Haare, welche die Brust seiner Angebeteten berührt hatten, als ein Heiligthum betrachtete, sammelte sie sorgfältig zusammen. Madame Koch und Dreier bemerkten es. „Was macht er da schon wieder?“ fragte Madame Koch, „„wir wollen es schon erfahren,““ versetzte Dreier, schlich hinter der Scene herum überraschte den Liebetrunkenen und fragte „Was sammeln sie da auf, Herr Schiebeler?“ Dieser, der dem Spötter keine Gelegenheit geben wollte, sich an ihm zu reiben, und doch auch nicht wußte, wie er sich helfen sollte, verschluckte die Haare. Dreier hatte es aber doch bemerkt und schickte noch an demselben Abend Schiebelern folgende Zeilen:

> Glaub' und empfind' und küß' und übe,
> Freund, die Religion, die Freundschaft und die Liebe,
> Nur werde kein Enthusiast;
> Es wird in Dir, sobald Du dieses bist,
> Der Zärtliche, der Freund und Christ
> Ein wirklicher Phantast;
> Er wird — war eine Phantasie je größer? —
> Ein Martyrer, Pedant, Haarfresser.

Schiebeler antwortete auf der Stelle eben so schön als treffend:

> Ich bin zuviel, was Du zu wenig bist,
> Ein Zärtlicher, ein Freund, ein Christ.

Schiebelers Haarfresserei hatte indeß eine schwere Krankheit zur Folge, die seinem Leben Gefahr drohte. Nach seiner Genesung begegnete er einst Dreiern, der sehr eilig schien. Auf die Frage: „wohin so eilig?“ antwortete Dreier kurz: „„nach Hause,““ und lief davon. Schiebelern wurmten Dreiers Zeilen noch. Er benutzte daher diese Antwort und schrieb ihm:

> Mein Herr Poet, ich bin ihr ganz ergebner Knecht,
> Wo laufen Sie denn hin? Sie seh'n ja kaum die Leute. —
> — Nach Hause. — Ei, mein Herr, so gehen Sie nicht recht;
> Der Pesthof *) liegt auf jener Seite.

— Schiebeler wohnte einst mit einem Freunde im französischen Schauspielhause der Vorstellung des Arlequin sauvage bei. Der alte Renaud, ein trefflicher Komiker, wurde in der Rolle des Arlequin sehr applaudirt. Schiebeler improvisirte:

> Mann mit dem bunten Kleid und schwarzen Angesicht,
> Wir alle klatschen Dir aus brüderlicher Pflicht.

---

*) Bekanntlich nannte man häufig so das ehemalige allgemeine Krankenhaus, außerhalb des Millernthors, wo außer Kranken und Armen auch Narren Aufnahme fanden.

Schleiermacher, war einst in Berlin zu einem Souper gebeten, dem ein Abendessen voranging. Eine der anwesenden Damen tanzte sehr unmäßig, und als sie endlich ganz erschöpft war, warf sie sich sehr nachlässig auf ein Sopha, auf dem der Geistliche Herr Platz genommen hatte, indem sie ausrief: „Ach ich bin wie gekocht!“ — Und doch noch so roh,“ bemerkte Schleiermacher, indem er sich mit einer Verbeugung entfernte.

Walter Scott begegnete einmal in einer engen Gasse in Edinburg einen schwer beladenen Wagen, der mit drei Pferden bespannt war und fast die ganze Straße versperrte. Der Wagenführer ließ anhalten, trat mit dem Hute in der Hand zu dem Baronet und sagte: „Gehen Sie vorüber, während ich das eine Pferd hier halten lasse; es könnte sonst ein Unglück geschehen.“ Walter Scott betrachtete den Mann, der so ziemlich in seinem Alter war, graues Haar, einen großen fast viereckigen Kopf, breite Schultern schwielige Hände, und lebensvolle Augen hatte. „Hast Du nicht Jemanden, dem Du dein Geschirr anvertrauen könntest,“ sagte er zu dem Fremden. Dieser pfiff einem jungen Burschen und befahl ihm, mit dem Wagen an den bewußten Ort zu fahren, in einer Stunde würde er zurück sein. „Vor Abends wirst Du nicht wieder loskommen,“ fiel Walter Scott ein. — „Nun so komme ich Abends,“ sagte der alte Schotte zu dem Burschen, und er folgte dem Dichter in das Haus, das dieser in der Stadt besaß und wo er den Fremden mit einem tüchtigen Frühstück traktirte. Nach dem Frühstücke führte er seinen Gast in sein Arbeitszimmer, in dem sich alte merkwürdige Gegenstände in Menge befanden, ein Halsband der Anna Boleyn, ein Meßbuch der Maria Stuart, ein Stuhl dessen sich Cromwell bedient hatte. Er zeigte alles dies und vieles andere noch dem Fremden, zuletzt öffnete er einen Schrank, und brachte aus demselben ein kleines künstlich geschnitztes Kästchen von Cedernholz heraus, das wahrscheinlich irgend einem Kreuzritter gehört hatte und in dem sich nichts als ein gewöhnlicher kupferner kleiner Knopf befand. „Das ist das Werthvollste, was ich besitze,“ sagte der Dichter, indem er dem Alten den Knopf in die Hand gab. John betrachtete ihn von allen Seiten, drehte ihn in der Hand herum und fand ihn wie jeden andern kupfernen Knopf, nur älter. „Was ist es mit diesem Knopf?“ fragte er endlich. „Das ist der Knopf von der Weste John Trimmers,“ antwortete Walter Scott. — „Der meinige? — mein Knopf, mein Westenknopf?“ fragte der Schotte. „Ja lieber Freund.“ Walter Scott nahm seine Reliquie zurück, schloß sie sorgfältig wieder in sein Kästchen ein und sagte zu dem alten John Trimmer: „Du erkennst mich nicht wieder, aber ich habe Dich nicht vergessen, denn ich verdanke mein Vermögen und meinen Ruhm wohl ausschließlich dem Dieb-

stahle, den ich an Dir begangen habe.“ — „Sie haben mich bestohlen?“ „Ja, diesen Knopf da habe ich Dir entwendet. Vor fünfzig Jahren etwa lernten wir beide in einer Schule lesen, schreiben und rechnen. Du warst weiter als ich, ich mochte mir noch so viele Mühe geben, es ging alles schwer in meinen Kopf ein, während Du den ersten Platz inne hattest und ich Dich nicht verdrängen konnte. Das machte mir mehrere schlaflose Nächte; ich wußte nicht, wie Du es anfingst, daß Du mich immer übertrafst, bis ich endlich eine Gewohnheit an Dir bemerkte. Wann Du Deine Aufgabe hersagtest, spielten Deine Finger stets mit dem untersten Knopfe an Deiner Weste; ich bildete mir ein, eine schottische Zauberin oder Zigeunerin habe irgend einen Zauber in diesen Knopf gelegt; und eines Morgens schnitt ich Dir den Knopf ab, ohne daß Du es bemerktest. Als Du aufgerufen wurdest, suchten Deine Finger den Knopf und fanden ihn nicht. Du kamst in Verlegenheit, stottertest und vergaßest, was Du gelernt hattest, die Reihe kam an mich, ich übertraf Dich leicht und erlangte Deinen Platz. Ich wurde dadurch in meinem Glauben an die Zauberkraft des Knopfes bestärkt: er hat mich nie verlassen, und vielleicht verdanke ich ihm die ersten Erfolge bei meinen Arbeiten. Später konnte ich wohl einsehen, daß der Zauber die Gewohnheit war, aber der Knopf hat mir doch viel genützt. Du hast mich vergessen, ich aber habe Dich nie aus den Augen verloren; ich sah, daß Du arm, aber nicht gerade in Noth warest; heute drückt mich meine Schuld mehr als gewöhnlich, ich muß Dir Deinen Knopf bezahlen, denn vielleicht kann ich es in einigen Monaten nicht mehr. Hier sind hundert Guineen. Der berühmte Dichter starb fünf oder sechs Jahre nach diesem Ereignisse, und man erzählt John Trimmer sei, sobald er den Tod seines Schulkameraden erfahren nach Abbotsford gegangen, um seinen Westenknopf wieder zu holen, aber die Familie Walter Scotts wollte sich von dieser Reliquie nie trennen und der alte Trimmer sah seinen Knopf nicht wieder.

— Walter Scott. Der Buchhändler Cadell in Edinburg hat von verschiedenen Seiten her alle Originalmanuscripte Scotts zusammengekauft und in einem schönen Bücherschranke von gothischer Form aufgestellt. Sie bilden eine lange Reihe von Quartbänden und sind schön in Leder gebunden. Walter Scott schrieb eine leichte, aber freie und regelmäßige Hand; seine Romane sind auf großes Quartpostpapier, bloß auf einer Seite geschrieben, diese aber von oben bis unten dicht vollgedrängt. Blatt folgt auf Blatt, durch Bücher und Rieß von Papier hindurch und nur hie und da sieht man eine leichte Wortverbesserung, oder etwas Dazwischengeschriebenes. Seine Gedanken scheinen sich so leicht

durch die Feder auf das Papier ergossen zu haben, wie bei andern Leuten wenn sie einen gewöhnlichen Brief schreiben.

— Walter Scott, der immer von sich selbst sagte: „Ein Aristokrat wie ich!“ stattete seine Töchter nicht mit Landgütern, sondern mit Manuscripten aus, was zwar sehr rühmlich, aber durchaus nicht aristokratisch ist. Einst ließ er Einer von ihnen die Wahl unter viertausend Pfund Sterling, oder seinen neuen Roman. Das junge Mädchen verlangte sehr vernünftig eine Frist von einigen Tagen um darüber nachzudenken, und ging mit dem Manuscripte zu dem Buchhändler Archibald. Dieser König aller Buchhändler gegenwärtiger und vergangener Zeiten erklärte augenblicklich, er wolle das Manuscript mit 4500 Pfund honoriren. Fräulein Scott, damit sehr zufrieden, kehrte zu ihrem Vater zurück und sagte ihm, daß die Lectüre dieses neuen und bewundernswürdigen Productes sie zu sehr bezaubert habe, als daß sie dessen Besitz nicht dem von 4000 Pfund, ja selbst wenn es 10000 wären, vorziehen sollte. Und der gerührte Dichter, trunken von Stolz und Vaterschaft, wünschte sich mit seinen Freunden Glück, Kinder zu besitzen, die mit einer so richtigen Distinctions- Gabe versehen wären.

— Scott. Als Knabe gab Scott wenig Anlaß, ihn für ein künftiges Genie zu halten. Er machte nicht einmal die gewöhnlichen Fortschritte auf Schulen; im Latein blieb er im zehnten Jahre noch immer sehr zurück, als Dr. Patterson an die Spitze der Schule zu Musselburgh in Schottland gestellt wurde, bei welchem der kleine Walter in Kost und Unterricht gegeben war. Bald nachher besuchte der berühmte Dr. Blair die Anstalt mit einigen Freunden, prüfte mehrere der Zöglinge und richtete besonders seine Aufmerksamkeit auf den jungen Walter. Dr. Patterson glaubte, das nichtssagende Gesicht des Knaben falle, als Beweis seiner Beschränktheit, dem Fremden auf und bemerkte: „Mein Vorgänger hat mir gesagt, dieser Knabe habe den dicksten Hirnkasten in der ganzen Schule.“ — „Mag sein,“ erwiderte Dr. Blair, „ich aber unterscheide Strahlen künftigen Genies in demselben.“ — Wie hat sich dieser Ausspruch bewährt! Uebrigens mögen die wenigen Zeilen, die er in seinem neunten Jahre auf den Tod eines Schulgenossen geschrieben hatte, worin Klarheit der Auffassung und Tiefe des Gemüthes sich aussprechen, als einer seiner ersten Versuche in dem Gebiete des Verses genugsam bewiesen, daß Verstandesbeschränktheit ihm mit Unrecht vorgeworfen wurde, und daß es nur Zerstreutheit war (indem er, nach seiner eigenen Erklärung, schon als Knabe immer den Kopf voll Geschichten

hatte) und Mangel an Lust und Liebe für die Schulgegenstände, welche ihm jenen Tadel und Vorwurf zuzogen. Die Verse lauten:

„So good, so kind, so very mild
In mind a man, in heart a child.
Oh, since so soon thy sun is set,
Would God, that we had never met;
Or, if the stroke of death must be
Oh, would that I had died for thee!

Walter Scott, June 3rd, 1780.

So gut, so sanft und wahrhaft mild
Mit Mannesgeist des Kindes Bild.
Weil Deine Sonne sank so früh,
O wollte Gott, ich sah Dich nie!
Und mußt' ein Opfer sein erworben,
Wie gern wär' ich für Dich gestorben.

— Scott. Wenn Scott schon in seiner frühesten Kindheit die Neigung und das Talent zum Romanschreiben dadurch bethätigte, daß er mit einem seiner Freunde, der auch mit ihm in gleichem Alter stand, oft ins Freie ging um sich gegenseitig die sonderbarsten Abentheuer, die sie sich nur erdenken konnten, zu erzählen; so dürfte doch der Hauptgrund, welcher Scott zum Romandichter machte darin liegen, daß als er sich den ernsten Studien widmen wollte. er durch eine langwierige Krankheit in das Reich der Dichtung zurückgeworfen wurde. Er hatte sich ein Gefäß in seiner Brust gesprengt, und die größte Ruhe, Einsamkeit und Stille wurde ihm strenge verordnet. Er war damals fünfzehn Jahr alt. Er erzählt selbst: „Da mir von allen Beschäftigungen nur das Lesen erlaubt war, so mißbrauchte, ich diese Erlaubniß. Zu Edinburg gab es ein durch den Dichter Allan Ramsey gegründetes Lesekabinet, welches besonders sehr reich an Romanen war, und fast Alles enthielt, — von den schwersten Foliobänden des Cyrus und des Casandra bis zu den neuern Dichtungen. Ich ward so zu sagen, ein Bücherfresser, und verschlang gierig Alles, was diese furchtbare Sammlung von Romanen, Theaterstücken und Gedichten enthielt. Auf diese Weise sammelte ich mir, ohne es mir selbst bewußt zu sein, Stoff für die Arbeiten, die mich späterhin so sehr beschäftigten. Allein eben dieser Mißbrauch erzeugte bald eine Uebersättigung; ich suchte nach und nach in den Geschichten, Denkwürdigkeiten und Reisebeschreibungen fast eben so merkwürdige, obgleich wahrere Ereignisse, als jene welche Produkte der Phantasie waren. Nach zwei Jahren, die ich auf dieser Weise, meiner Lesesucht überlassen zugebracht, zog ich einige Zeit auf's Land, wo ich ebenfalls noch sehr einsam geblieben wäre, ohne die Bücher einer alten Familienbibliothek. Ich kann meine geringen Stu-

dien jenes Zeitpunktes mit nichts besser vergleichen, als mit denen „Waverley's“ in ähnlicher Lage. Mit meinen eigenen Erinnerungen habe ich manche Stelle des Roman's ausgefüllt, doch eile ich hinzuzufügen, daß die Analogie zwischen dem Helden und mir nicht weiter gehet.

— Scott wandte folgende Maßregel an, um durch so lange Zeit incognito als Romandichter zu bleiben. Sein Manuscript wurde, bevor er es dem Drucker zustellte, von fremder Hand abgeschrieben, und die doppelte Correctur, auf welcher die Verbesserungen des Autors abgeschrieben waren, ging nur durch die Hand des Verlegers Baltantyne.

— Scott, durch die bedeutenden Summen verführt, die er bei seinem Buchhändler Constable und Comp. in Edinburgh ausstehend hatte, und die er somit dem Zufalle des Handels anvertraute, lebte recht behaglich, und kaufte, baute und pflanzte, sich in dem sichern Besitze eines schönen Vermögens wähnend — da stürzte das genannte Haus und Scott sah sich an eine Schuld von nicht weniger als 120,000 Pfund gebunden. Am 12. Jänner 1826 wurde ihm von einem vertrauten Freunde die betrübende Nachricht mitgetheilt. Einige Minuten blieb Scott in einem Armstuhl an dem Tische in der Bibliothek sitzend, mit der Stirne auf dem Rücken der Hände, welche beide auf einem alten eichnen Stocke zwischen seinen Knien ruhten, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich, nach und nach den Kopf emporhebend, fragte er mit leiser, aber fester Stimme: „Nun wohl, Sir, was ist zu thun?“ Sein Freund schlug verschiedene Mittel vor, und gab schließlich behutsam den Wink, daß ein Bankerott ihn von den Schulden befreien würde. „Nein, Sir,“ erwiderte heftig der Dichter, „Gott verlieh mir physische und geistige Stärke, und man soll niemals sagen, daß ich eine Schuld hintanwies, so lange ich — er deutete auf die Stirne — die Kraft besaß, sie völlig abzutragen: „Homo doctrinae in se semper divitias habet.“

— Walter Scott und Grenville speiseten einmal bei der Prinzessin von Wales, als sich dieselbe in Blackhead aufhielt. Nach der Tafel gruppirte sich die Gesellschaft um den Stuhl der Prinzessin, die mit einem Male anfing: „Man sagt, Herr Scott, Sie erzählen ganz allerliebste schottische Geschichtn; haben Sie die Gefälligkeit, mir eine zu erzählen.“ Scott frappirte diese Aufforderung, verbeugte sich aber dennoch und antwortete: „Ja Hoheit,“ dann begann er: „Unter der Regierung rc.“ und fuhr so fort, als läse er aus einem Buche vor. Die Geschichte war kurz, nett erzählt und machte Effect. „Welche hübsche Geschichte!“ rief die Prinzessin, „haben Sie die Gefälligkeit, noch eine zu erzählen.“ — „Ja Hoheit,“ erwiderte Scott und begann ohne Zögern eine andere

wie ein Schulknabe, der seine Aufgabe hersagt. — Würde dieses ein Prinz und nicht eine Prinzessin gewesen sein, so hätte man wahrlich den großen Dichter — bewundern müssen, wegen seiner Demuth vor königlichem Blute!

— Scott. Ein Herr, der mit Scott sich unterhielt, äußerte unter andern: daß es doch wohl möglich sei, Jemand zu finden, der sich vollkommen glücklich fühle; Scott widersprach dem. „Gut," sagt der Herr, „es gibt hier in der Nähe einen Einfaltspinsel, der meinen Satz bestätigen wird, er scheint mir das Non plus ultra von Zufriedenheit." Der Besprochene begegnet ihnen trällernd und Scott frägt: „Guten Abend, lieber Freund, wie geht's?" — „Köstlich, köstlich," schmunzelt er. — „Hast auch reichlich gutes Essen und Trinken?" — „Ja gewiß!" — „Und kannst dich auch warm halten?" — „Ja gewiß!" — „Und sind alle Leute auch freundlich gegen dich?" — „Ja sehr!" — Nun begann der Gegner zu triumphiren: „Nicht wahr, der ist doch vollkommen glücklich?" — „Wir sind noch nicht zu Ende," sagte Scott. — „Gibt's also gar nichts, was dich plagt, lieber Freund?" — „Ach ja!" und sein dumm-fröhliches Gesicht ward ganz betrübt, „ein großer Puterhahn sitzt mir immer auf den Hocken, wo ich geh' und steh', verfolgt er mich." — „Sehen Sie, der einfältigste, wenn auch sonst glücklichste Dümmste der Sterblichen unserer Gattung hat etwas, was ihm zuwider ist und ihn verfolgt, wir es einfach bezeichnen: Jeder Mensch hat seinen Puter!"

— Scott. Jeder Roman von dem Verfasser des „Waverley" wurde in Großbritannien von der auf Bildung Anspruch machenden Lesewelt mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen, und er bot fast so lange Stoff zur gesellschaftlichen Unterhaltung dar, bis ein neuer von dem nämlichen Lieblingsschriftsteller die Presse verlassen hatte. So übereinstimmend man auch in der Regel über die Schönheiten dieser Romane, die lebendigen Schilderungen der Natur, die Treue in den Charakteren und die treffliche Diction war, so wenig konnte man sich über die Frage einigen: wer der eigentliche Verfasser dieser beliebten Romane sei? Außer Walter Scott wurde bald dessen Bruder, der als Officier in Canada stand, bald ein Andrer als Verfasser genannt. Als der Roman „Rob Roy" herausgekommen war, erneuerte sich dieser Streit über den wahren Verfasser wieder sehr lebhaft, und er veranlaßte den damaligen Prinzen-Regenten, nachmaligen König von England, Georg IV. zu einem Kunstgriff, dem Dichter Walter Scott das Geständniß zu entlocken, daß er der Verfasser sei. Der Prinz ließ sich den Dichter vorstellen, und nach einer unbefangenen Unterhaltung über manche interessante

Gegenstände überreichte er dem Letztern eine Dose mit den Worten: nehmen Sie es als ein Geschenk für den Verfasser des „Waverley“. Walter Scott trug kein Bedenken, die Dose anzunehmen, aber um dadurch dem stillschweigenden Eingeständnisse der Autorschaft auszuweichen, erwiderte er gleich mit vieler Gegenwart des Geistes: „Wenn ich es auch nicht nicht bin, so nehm' ich doch dies Geschenk von Ew. Königlichen Hoheit im Namen des Verfassers dankbar an, und werde dafür sorgen, daß es ihm eingehändigt werde.“

— Scott. Es war um das Jahr 1793, als Bürgers berühmte Ballade „Lenore“ sich den Weg nach Schottland bahnte; eine Mistreß Barbauld las zu jener Zeit eine englische Uebersetzung dieses Gedichts in dem Hause Dugald Stewart's vor. Miß Cranstoun *) versuchte es, durch eine nähere Beleuchtung des Kunstwerks ihren Freund Walter Scott für dasselbe zu interessiren, und der junge Dichter, dessen Fantasie durch die überraschenden Situationen und die Menge der kühnen Bilder in der deutschen Ballade mächtig aufgeregt wurde, ruhte nicht eher, als bis er es mit Hilfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs so weit gebracht, daß er das Original selbst zu lesen im Stande war. In wenigen Wochen gelang es ihm, selbst eine poetische Nachbildung der „Lenore“ zu Stande zu bringen. — Eines Morgens ward Miß Cranstoun um halb sieben Uhr von ihrer Dienerin geweckt; sie erhielt die Anzeige, daß Herr Scott sie im Speisesaal erwarte und augenblicklich zu sprechen wünsche. Die Dame zog sich eilig an und lief hastig die Treppen hinunter, begierig zu erfahren, was der junge Dichter ihr zu einer so frühen Tageszeit wohl mitzutheilen habe. Scott kam ihr schon an der Thür entgegen und bat sie dringend, sich sein poetisches Werk von ihm vorlesen zu lassen. Sie hörte ihm sogleich mit aller Aufmerksamkeit zu, und nachdem sie ihn gebührend belobt, entließ sie den Glücklichen, von dem sie sich noch die Erlaubniß erwirkte, das Manuscript ein oder zwei Tage bei sich behalten zu dürfen, um dasselbe mit mehr Muße durchlesen zu können. Er gestattete ihr, es so lange zu behalten, bis er von einer Landpartie zurückkommen würde, die er eben unternehmen wollte. — Die freundliche Kunstrichterin hatte sich wohl gemerkt, wohin der Dichter sich zu begeben beabsichtigte, und beschloß, denselben auf eine angenehme Art zu überraschen. Kaum hatte er sich entfernt, als sie ihren Freund William Erskine, den nachmaligen Lord Kinneder, der zugleich ein Freund Scott's war, zu sich kommen ließ, um ihm ihren Plan mitzutheilen. Jener billigte ihn, und alsbald wandte man sich an den Buchhändler Robert Miller, der

*) Die nachmalige Gräfin Purgstall, Besitzerin des Schlosses Hainfeld

eine Auflage von mehreren Exemplaren der neuen englischen Übertragung der „Lenore“ veranstaltete, von denen eins auf das feinste Papier abgezogen und in der elegantesten Manier eingebunden werden sollte. — In wenigen Tagen war das Büchlein fertig; man sorgte dafür, es dem Verfasser zur gelegensten Zeit zu übersenden, und derselbe erhielt es, als eben die Gesellschaft in dem Hause seiner Geliebten auf dem Lande sich nach der Mittagsmalzeit an den Theetisch zu setzen im Begriffe war. — Man zeigte von allen Seiten viele Neugierde, als das kleine Prachtwerk aus dem Umschlage enthüllt wurde, und der Autor selbst fühlte sich auf die angenehmste Weise überrascht, als er sich zum ersten Male gedruckt sah — er, der damals noch nicht die geringste Ahnung von dem Ruhme hatte, welcher ihm dereinst zu Theil werden sollte, und der sich's auch nicht im Traume hätte einfallen lassen, je auf eine solche Auszeichnung Ansprüche zu machen. Es konnte nicht die Rede davon sein, die Sache geheim halten zu wollen, und die ganze Gesellschaft forderte den Dichter sogleich einmüthig auf, ihr die Nachbildung der deutschen Ballade vorzulesen, die sie bis dahin noch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte.

— Scott als Prediger. Daß dieser in vielen und mancherlei Bezirken des Wissens sehr bewanderte Mann auch im theologischen Bezirke sich umgesehen habe, beweisen wohl schon mehrere seiner Romane, z. B. „Die Presbyterianer“ u. a. m. Daß er aber nicht etwa blos für den Roman, sondern im ganzen Ernst auch für die Kanzel Predigten geschrieben habe, erfuhren wir durch die „Religious discourses. By a layman“ (London, 1828). Walter Scott hat sie für einen guten Freund, einen Kleriker, der wohl (wie es in der englischen Episkopalkirche auch ganz in der Ordnung ist) sich besser darauf verstehen mag, fremde Predigten vorzulesen, als eigne abzufassen, niedergeschrieben. Sie fließen, wie es in der bischöflichen Kirche üblich ist, sänftiglich und kühl dahin. Und wenn denn auch, den Inhalt und die Anordnung betreffend, unsere Homileten manche Ausstellung darin zu machen haben möchten, so fehlt es doch keineswegs, wie man leicht vermuthen wird, an gelungenen Stellen. Wir heben, um unsere Leser wenigstens im Vorbeigehen mit W. Scott, dem Prediger, bekanntzumachen, nur eine dieser geistvollen, aber freilich nur für ein hochgebildetes Publicum berechneten Stellen aus. Indem W. S. vom Geist der Andacht redet, läßt er sich so vernehmen: „Es gibt ernstklingende und dennoch trügliche Vernünfteleien, die in Irrthum verführen; es gibt böse Beispiele, die noch verführerischer sind als jene Sophistereien; aber es gibt noch eine dritte, besonders für manche Gemüther noch gefahrvollere Art der Verführung, aus schlechtem Umgang entspringend,

nämlich: die Furcht vor dem Lächerlichen, eine Furcht, die so tief in unserer Natur wurzelt, daß Manche, welche wohl die Gründe der Gegner widerlegen, ihrem Beispiele widerstehen und ihrem gewaltigen Andringen sich entgegenstemmen könnten, dennoch blos aus Furcht vor dem Gelächter der Schlechten zurückweichen. Nie hat es eine Stunde, nie hat es ein Zeitalter gegeben, wo jene furchtbare Waffe so thätig wäre in Schwung gesetzt worden gegen den Christenglauben als eben in unsern Tagen. Aus Witz und aus dem Lächerlichen ist die pikante Brühe bereitet worden, womit die Ungläubigen ihre Sophistereien, und womit die Lüstlinge jene unsaubern Schüsseln, welche sie, ohne zu erröthen, öffentlich auftischen, gewürzt haben. Es ist dies eine Waffe, die sich für die Sinnesart des abgefallenen Geistes selbst, wie wir uns ihn etwa denken, der nichts liebt, nichts ehrt, der weder Begeisterung für das Göttliche, noch für wahren Ruhm überhaupt fühlt, sondern Alles, was vortrefflich ist, zu erniedrigen, und Alles, was edel und preiswürdig ist, durch kalten Spott und verächtliches Hohnlächeln zu entwürdigen strebt, vollkommen eignet. Wir sind weit davon entfernt, harmloses Ergötzen eines heitern und muntern Geistes für sündlich ausschreien oder auch nur unnütz nennen zu wollen. Man hat — und vielleicht mit Wahrheit — gesagt, daß es Gemüther gebe, welche, indem man ihrem natürlichen Hange zur Heiterkeit nachgibt, dadurch für die Religion gewonnen werden können. Aber gesetzt, daß auf Den, welcher nicht gern eine Predigt anhört, zuweilen ein heiterer Einfall einen wohlthätigen Eindruck machen kann, so gibt es doch gewiß hundert Fälle für einen, wo eine Predigt das Schlimme, was ein arger Scherz hervorgebracht hat, nicht wieder gutmachen kann. In Folge unserer äußerst verschiedenen Seelenvermögen, liegt unser Sinn für das Lächerliche, wenn auch schweigend, stets im Hinterhalte und auf der Lauer, selbst während der feierlichsten Ceremonien und der erhabensten Religionshandlungen; und sobald etwas geschieht, was ihn in Thätigkeit setzt, wird dieser Sinn für das Lächerliche nun eben durch den vorangehenden Contrast noch widerstandloser wirken. Die Beachtungen des Anstandes, welche die Lustigkeit zügeln sollen, werden eben nur Oel sein, das man in die Flamme schüttet. Außerdem gibt es in unserer verderbten Natur einen unglücklichen Hang, an Kühnheit (oder soll ich sagen — Frechheit?) selbst bei schlechten Dingen Wohlgefallen zu finden, wie der große Haufe gemeiniglich am meisten durch solche gymnastische Künste, welche mit Lebensgefahr vollbracht werden, ergötzt wird. Und so groß ist die Gewalt und Herrschaft dieser unheiligen Versuchung, daß es vielleicht nur Wenige geben möchte, welche nicht zu einer oder der andern Zeit in diese Schlingen gefallen wären und da gelacht hätten, wo sie hätten zittern sollen.

— Scott's Stegreif-Gedicht auf den Bauchredner Alexander. Vor Jahren ist von dem Europa durchwandernden Tausendkünstler Alexander die Rede gewesen und die Muthmaßung laut ausgesprochen worden, daß er kein wahrer Engastrimythos, wie die Griechen die Eingeweihten in diese Orakel-Jonglerie nannten, kein wirklicher Bauchredner gewesen sei. Sein hervorstechenderes Talent war das Gesichterschneiden und eine wahrhaft bewundernswürdige Muskelbiegsamkeit, wodurch dieser Proteus alle Menschen- und Thierformen, ja selbst leblose Instrumente bis auf einen gewissen Grad darzustellen unternahm. — Der Mann mit dem gewaltigen Stammbuch, worin sich aus allen Ländern die staunende Anerkennung ausgesprochen hat, war einst auch in der Hauptstadt Schottlands und folgte da der Einladung Walter Scott's, zu ihm auf seinen 4 deutsche Meilen von Edinburg gelegenen Landsitz Abbotsford zu kommen und einem erlesenen Kreise von Freunden, die dort mit schottischer Gastfreundschaft aufgenommen werden, etwas von seinen Künsten und von seiner gesichterschneidenden Pantomime zum Besten zu geben. Ein in Edinburg lebender Reisender aus Dresden, dem Rang und Geburt ebenso sehr, als mannigfache Kenntnisse und eigne Liebenswürdigkeit dort alle, sonst gegen Fremde sehr streng verwahrten Kreise öffneten und ihn auch bei Walter Scott einführten, hat ein Impromptu mitgetheilt, welches dieser bei den Leistungen des Alles gestaltenden Alexander dichtete und das wohl selbst auf der britischen Insel ein Anecdoton blieb. Wir glauben unsern Lesern einiges Vergnügen zu bereiten, wenn wir diesen augenblicklichen Erguß der Scottischen Muse nicht nur im Original mittheilen, sondern auch in möglichst treuer Uebersetzung anfügen.

Of yore in old England it was not thought good
To carry two visages under one hood:
What should folks say to you, who bear faces such plenty
That from under one hood you last night showed us twenty.
Stand forth, archdeceiver, and tell us in truth,
Are you handsome or ugly, in age or in youth?
Man, woman or child? or a dog or a mouse?
Or are you, at once, each live thing in the house?
Each live thing, did I ask? each dead implement too,
A workshop in your person, saw, chisel and screw?
Above all are you an individual? I vow
You must be at the least Alexander et Co.
But I think, you are a troop, a assemblage, a mob,
And that I, as the Sheriff, must take up the job;
And instead of rehearsing your wonder's in verse,
Must read you the riot-act, and bid you disperse.

Vormals in Alt-England erregte Verdacht,
Wer unter einer Kappe zwei Gesichter gebracht;
Was möchte das Volk vom Gesichtskrämer sagen,
Der gestern zwanzig Köpf' setzte auf Einen Kragen?
Tritt vor, Du Erzzauberer, gib wahren Bericht:
Bist häßlich? hübsch? — Jung oder alt von Gesicht?
Mann? Weib? oder Kind? Bist Du Hund oder Maus?
Jedes lebende Ding, so hier geht ein und aus?
Lebend Ding? — Doch auch Leblosem kommst Du in's Gehege!
In Person eine Werkstatt, Schraube, Meißel und Säge!
Vor Allem: Bist Einzelwesen? hier? aller Orten?
Wenigstens bist Du Alexander und Consorten!
Bist Landstreichervolk, Rotte, hier hausend frei,
So daß mich der Vorsitz bei der Polizei
Verpflichtet, statt Deine Wunder im Reim zu beschreiben,
Dich mit der Aufruhr-Acte auseinander zu treiben.

— Scott. Im Sommer des Jahres 1831 wurde es schon nur allzu sichtbar, daß die körperlichen und geistigen Beschwerden, welche Scott wegen seiner Gläubiger erlitt, einen widerwärtigen Einfluß auf seine Leibesbeschaffenheit ausgeübt hatten, und einstimmig kamen seine Aerzte überein, daß nur der Aufenthalt in Italien sein Dasein durch den folgenden Winter fristen könne. Kaum hatte der König diesen traurigen Ausspruch vernommen, als er augenblicks aus eignem Antriebe und mittelst eines eigenhändig geschriebenen Befehls anordnete, daß das Kriegsschiff Barham zu Sir Walter's Verfügung bereit stehen solle. Vor seiner Abreise schrieb er ein herzliches „Lebewohl", welches in der vierten Serie der „Tales of my Landlord" (1831) in der neuen Auflage der Waverley-Novellen zuerst erschien.

Der noch übrige Theil von Scott's Leben bietet in literarischer Beziehung wenig Interesse. Er langte am 22. October in Malta an, und empfand für einige Zeit eine Veränderung, welche Besserung versprach. Doch die Hoffnung, die diese Veränderung einflößte, war nur vorübergehend, erzeugt durch ein momentanes Aufflackern der Lebenslampe, ehe deren Flamme für immer erlosch. Am 27. December ging er nach Neapel, und kam am 24. April des folgenden Jahres in Rom an. Hier beschloß er, die rasche Abnahme seiner Kraft fühlend, auf jede Gefahr nach Schottland zurückzukehren, und in seinem Vaterlande zu sterben. Die Angst, diesen Wunsch zu erfüllen, beschleunigte jedoch ohne Zweifel seines Lebens Ende. Man erzählt, daß er durch sechs Tage, an jedem 17 Stunden reiste. Es ist daher kein Wunder, daß er, den Rhein hinabfahrend, einen paralytischen Anfall erlitt, der schon damals sein Dasein beendigt hätte, wäre nicht ein treuer Diener besonnen genug ge-

wesen, ihm augenblicks zur Ader zu lassen. Am 30. Juni kam er nach London, ein Schatten von dem, was er war, und nach einer kurzen Ruhe, während welcher der König und die ganze königliche Familie sich täglich um seine Gesundheit erkundigten, ohne der unzähligen Billets des hohen und niederen Adels zu gedenken, die stündlich nach seinem Hotel gesandt wurden, erreichte er Abbotsford am 17. Juli. Eine düstere Zufriedenheit durchschimmerte seine Miene, als er an diesem begünstigten Lieblingsplatze anlangte. Hier ließ er sich gern auf einem Räderstuhle bald in das Sprachzimmer, bald in die Bibliothek rollen, wo er die bändereichen Mementos seines Talents überblickte, auf die er in glücklichen Tagen mit Wonne schaute. „Wer weiß," rief der sterbende Dichter, und sein Auge blitzte bei den Worten wieder feurig auf, „wer weiß, ob nicht dem Verfasser des „Waverley" noch zwanzig Jahre in dem Buche der Zeit aufgezeichnet sind, doch seine Aerzte wollen ihm nicht gestatten, hineinzusehen. Sollten jene zwanzig Jahre nicht nutzbringend verwendet werden!" — Allein, leider war die Silbersaite schon schlaff, das Rad des Daseins hatte seinen Kreislauf bald vollendet. Zwei Monate nach dieser Aeußerung lebte er noch fort in einem Zustande gänzlicher Fühllosigkeit, und am Freitage, den 21. September 1832, hauchte Sir Walter Scott, in Mitte jener geliebten Scenen, deren Namen er unsterblich machte, den letzten Athemzug! Tags darauf fand eine post mortem Untersuchung des Leichnams statt, wobei große Kügelchen wässeriger Art entdeckt wurden, die auf das Gehirn drückten, und seine betrübende Krankheit hinlänglich erklärten. Seines Vaters krankhaften Zufälle waren ebenfalls genau den seinigen ähnlich. Der Dichter würde in der Familiengruft der Abtei Dryburgh am folgenden Dienstage beigesetzt, und Tausende und Tausende begleiteten den feierlichen Leichenzug.

Saphir, Moritz Gottlieb. In den dreißiger Jahren, während Saphir in München sich aufhielt, wurde er lebensgefährlich krank. König Ludwig die Gefahr vernehmend, sendete dem Leidenden seinen Leibarzt zur Hilfeleistung. Saphir ließ jedoch den Hofarzt gar nicht vor und wies auf das Bestimmteste ein- für allemal seine Verordnungen zurück. Leopold Feldmann — der noch jetzt in Wien lebende beliebte Lustspiel-Dichter — hatte damals, Saphir als Freund zur Seite stehend, den unangenehmen Auftrag, des Königs Arzt abzuweisen. Als Saphir wieder gesundete, traf König Ludwig den Genesenden einmal auf der Straße, eilte auf Saphir zu und fragte in seiner hastigen, aber dabei sehr gemüthlichen Redeweise: „Saphir! Saphir! warum haben Sie meinen Leibarzt während Ihrer Krankheit nicht angenommen?" Saphir erwiderte: „Der Arzt Eurer Majestät ist nur für Unsterbliche."

— Saphir verließ München, wurde aber vor seiner Abreise zu einer Audienz bei dem König Ludwig befohlen. Der König war sehr huldvoll und sprach sein Bedauern aus, einen Mann aus seiner Nähe scheiden sehen zu müssen, der mit so vielen geistigen Vorzügen ausgestattet sei, der aber „einen so losen Mund habe." Saphir erwiderte hierauf: „Majestät, diesem Uebel ist bald abgeholfen, hängen Sie mir eines Ihrer Schlösser an."

— Saphir. Im Ausgang der zwanziger Jahre war Saphir Redacteur der Berliner Schnellpost. Außerdem gab er den Berliner Courier heraus. In die Zeit dieser seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Berlin fällt auch die Glanzperiode der verstorbenen Henriette Sontag. Saphir war kein Freund dieser Sängerin, im Gegentheil, er trat ihr stets feindlich entgegen. Was der eigentliche Grund zu dieser unversöhnlichen Antagonie war, ist nie recht klar geworden. So viel ist sicher: die Sängerin wollte Saphir nicht huldigen; daraus entstand Feindschaft. Diese übertrug sich auch auf die Schwester der Sängerin, Nina Sontag. Als diese an der Hofbühne in den „Schleichhändlern" zum ersten Male aufgetreten war, erschien im Berliner Courier folgendes Gedicht:

An Mlle. Nina Sontag
als „Minna" in dem Lustspiele „Die Schleichhändler".

Um daß die Anmuth sich der Muse paare,
Nahst Du Dich mit dem Reize der Chariten,
Gewinnst die Seelen mit der Schönheit Blüthen,
Erringend zu der Anmuth auch das Wahre.

Holdselig zeigst Du uns das ewig Klare;
Ein schönes Bild verbunden uns zu bieten,
Und vor Gemeinem stets uns zu behüten,
Reichst Du die Kunst uns dar, die Wunderbare.

Im schönen Hause ist es schön erklungen,
Ringsum verbreitest Du Dein Zauberwalten,
O mög' es, tief aus Deiner Brust gedrungen,
Nur zu dem Hohen, Höchsten sich gestalten;
In einem Kranze schwesterlich verschlungen,
Ein Künstlerleben stets sich Dir entfalten.

M. G. Saphir.

Der Dichter Langbein, in dessen Händen damals die Local-Censur lag, ertheilte das Imprimatur. Erst nachher erkannte man in diesen Versen das, was sie wirklich waren: ein Spottgedicht. Aus der Zusammenstellung der Anfangsbuchstaben der Verszeilen lasen sich die Worte „Ungeheuer Ironie" heraus.

wesen, ihm augenblicks zur Ader zu lassen. Am 30. Juni kam er nach London, ein Schatten von dem, was er war, und nach einer kurzen Ruhe, während welcher der König und die ganze königliche Familie sich täglich um seine Gesundheit erkundigten, ohne der unzähligen Billets des hohen und niederen Adels zu gedenken, die stündlich nach seinem Hotel gesandt wurden, erreichte er Abbotsford am 17. Juli. Eine düstere Zufriedenheit durchschimmerte seine Miene, als er an diesem begünstigten Lieblingsplatze anlangte. Hier ließ er sich gern auf einem Räderstuhle bald in das Sprachzimmer, bald in die Bibliothek rollen, wo er die bändereichen Mementos seines Talents überblickte, auf die er in glücklichen Tagen mit Wonne schaute. „Wer weiß," rief der sterbende Dichter, und sein Auge blitzte bei den Worten wieder feurig auf, „wer weiß, ob nicht dem Verfasser des „Waverley" noch zwanzig Jahre in dem Buche der Zeit aufgezeichnet sind, doch seine Aerzte wollen ihm nicht gestatten, hineinzusehen. Sollten jene zwanzig Jahre nicht nutzbringend verwendet werden!" — Allein, leider war die Silbersaite schon schlaff, das Rad des Daseins hatte seinen Kreislauf bald vollendet. Zwei Monate nach dieser Aeußerung lebte er noch fort in einem Zustande gänzlicher Fühllosigkeit, und am Freitage, den 21. September 1832, hauchte Sir Walter Scott, in Mitte jener geliebten Scenen, deren Namen er unsterblich machte, den letzten Athemzug! Tags darauf fand eine post mortem Untersuchung des Leichnams statt, wobei große Kügelchen wässeriger Art entdeckt wurden, die auf das Gehirn drückten, und seine betrübende Krankheit hinlänglich erklärten. Seines Vaters krankhaften Zufälle waren ebenfalls genau den seinigen ähnlich. Der Dichter wurde in der Familiengruft der Abtei Dryburgh am folgenden Dienstage beigesetzt, und Tausende und Tausende begleiteten den feierlichen Leichenzug.

Saphir, Moritz Gottlieb. In den dreißiger Jahren, während Saphir in München sich aufhielt, wurde er lebensgefährlich krank. König Ludwig die Gefahr vernehmend, sendete dem Leidenden seinen Leibarzt zur Hilfeleistung. Saphir ließ jedoch den Hofarzt gar nicht vor und wies auf das Bestimmteste ein- für allemal seine Verordnungen zurück. Leopold Feldmann — der noch jetzt in Wien lebende beliebte Lustspiel-Dichter — hatte damals, Saphir als Freund zur Seite stehend, den unangenehmen Auftrag, des Königs Arzt abzuweisen. Als Saphir wieder gesundete, traf König Ludwig den Genesenden einmal auf der Straße, eilte auf Saphir zu und fragte in seiner hastigen, aber dabei sehr gemüthlichen Redeweise: „Saphir! Saphir! warum haben Sie meinen Leibarzt, während Ihrer Krankheit nicht angenommen?" Saphir erwiderte: „Der Arzt Eurer Majestät ist nur für Unsterbliche."

— Saphir verließ München, wurde aber vor seiner Abreise zu einer Audienz bei dem König Ludwig befohlen. Der König war sehr huldvoll und sprach sein Bedauern aus, einen Mann aus seiner Nähe scheiden sehen zu müssen, der mit so vielen geistigen Vorzügen ausgestattet sei, der aber „einen so losen Mund habe.“ Saphir erwiderte hierauf: „Majestät, diesem Uebel ist bald abgeholfen, hängen Sie mir eines Ihrer Schlösser an.“

— Saphir. Im Ausgang der zwanziger Jahre war Saphir Redacteur der Berliner Schnellpost. Außerdem gab er den Berliner Courier heraus. In die Zeit dieser seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Berlin fällt auch die Glanzperiode der verstorbenen Henriette Sontag, Saphir war kein Freund dieser Sängerin, im Gegentheil, er trat ihr stets feindlich entgegen. Was der eigentliche Grund zu dieser unversöhnlichen Antagonie war, ist nie recht klar geworden. So viel ist sicher: die Sängerin wollte Saphir nicht huldigen; daraus entstand Feindschaft. Diese übertrug sich auch auf die Schwester der Sängerin, Nina Sontag. Als diese an der Hofbühne in den „Schleichhändlern“ zum ersten Male aufgetreten war, erschien im Berliner Courier folgendes Gedicht:

An Mlle. Nina Sontag
als „Minna“ in dem Lustspiele „Die Schleichhändler“.

Um daß die Anmuth sich der Muse paare,
Nahst Du Dich mit dem Reize der Chariten,
Gewinnst die Seelen mit der Schönheit Blüthen,
Erringend zu der Anmuth auch das Wahre.

Holdselig zeigst Du uns das ewig Klare;
Ein schönes Bild verbunden uns zu bieten,
Und vor Gemeinem stets uns zu behüten,
Reichst Du die Kunst uns dar, die Wunderbare.

Im schönen Hause ist es schön erklungen,
Ringsum verbreitest Du Dein Zauberwalten,
O mög' es, tief aus Deiner Brust gedrungen,
Nur zu dem Hohen, Höchsten sich gestalten;
In einem Kranze schwesterlich verschlungen,
Ein Künstlerleben stets sich Dir entfalten.

M. G. Saphir.

Der Dichter Langbein, in dessen Händen damals die Local-Censur lag, ertheilte das Imprimatur. Erst nachher erkannte man in diesen Versen das, was sie wirklich waren: ein Spottgedicht. Aus der Zusammenstellung der Anfangsbuchstaben der Verszeilen lasen sich die Worte „Ungeheuer Ironie“ heraus.

Nina Sontag war die Schwester des Hätschelkindes aller Kreise. Dies Attentat erweckte daher einflußreiche Indignation. An Langbein erging eine lange Nase, daß er seine Augen und seinen Kopf nicht beisammen gehabt und sich von Saphir habe dupiren lassen. Saphir selbst aber wurde auf die Polizei citirt und hier folgendes Protocoll mit ihm aufgenommen:

Actum Berlin, den 18. März 1828.

In Gemäßheit mit einer mündlichen Verfügung des Herrn Chefs des Königlichen Polizei-Präsidiums ward heute dem Herausgeber des Morgenblattes „Der Berliner Courier“, dem Privatgelehrten M. G. Saphir, die von ihm durch das auf die Mademoiselle Nina Sontag lautende, in Nr. 330 des Couriers vom 4. d. M. abgedruckte, in Form eines Akrostichons abgefaßte Gedicht, dessen Anfangsbuchstaben die Worte „Ungeheuer Ironie“ bilden, begangene Censurtäuschung alles Ernstes verwiesen und ihm zugleich eröffnet, daß, wenn er sich wieder eine solche oder ähnliche Censurtäuschung beigehen lassen und erlauben sollte, er das erste Mal sofort zur polizeilichen Haft gebracht, das zweite Mal aber aus Berlin werde verwiesen werden. Demnächst ist dem Comparenten auch bekannt gemacht, daß der Censor der von ihm redigirten Blätter angewiesen sei, mit unnachsichtlicher Strenge gegen ihn und die von ihm zum Druck beabsichtigten Aufsätze, Gedichte ꝛc. zu verfahren. Hierauf hat der Comparent diese ihm vorgelesene Verhandlung nachstehend

M. G. Saphir

unterschrieben.

a. u. s.

P . . . . . .

Drei Tage später richtete Saphir nachfolgende Eingabe an das Polizeipräsidium:

Ein ꝛc. Polizeipräsidium hat Gefallen getragen, mich wegen eines einzigen Gedichtes an Mlle. Nina Sonntag peinlich vorladen und mir in ungemäßigt harten Worten deshalb eine protocollarische Eröffnung machen zu lassen. Ich hätte zwar, da sich Herr Assessor P. weigerte, meine Entgegnung in Verhandlung zu nehmen, dasselbe nicht zu unterschreiben gebraucht, allein ich that es aus Hochachtung für ein ꝛc. Polizeipräsidium. Daher muß ich mich beeilen, ergebenst vorzustellen, daß ich diese Eröffnung keineswegs als genossen betrachte, da ich ihre gesetzliche Gerechtigkeit nicht fassen kann.

Ein Akrostichon ist eine Dichtungsform, die den Censur- und Polizeigesetzen nach erlaubt ist. Das Gesetz sagt aber nichts davon, daß bei einem Akrostichon die Anfangsbuchstaben ausgezeichnet werden müssen.

Dies hängt bloß vom Dichter ab, je nachdem er die Deutung all oder minder bekannt wissen will. Es ist also unbegreiflich, wie das eine Censurtäuschung genannt werden kann. Ueberdies ist doch die Censur da, sich nicht täuschen zu lassen; könnte also auch von einer Censurtäuschung die Rede sein, so ist es auffallend, wie, in Beziehung der Strafbarkeit, die Censur mit dem Autor verwechselt werden kann. Selbst wenn ich gestehen wollte, wie dies der Fall nicht ist, daß das Gedicht absichtlich so gemacht worden ist, kann mir gerechter Weise deshalb kein Verweis gegeben werden; denn selbst wenn ich es mit ausgezeichneten Buchstaben hätte drucken lassen wollen, hätte mir eine willkürlose Censur es nicht streichen können, da eine Schauspielerin nicht außerhalb der Grenzen einer „ungeheuren Ironie“ liegt und ich weder ein Staats-, noch Religions-, noch Sitten-, noch Polizeivergehen damit begangen haben würde.

Der Herr Assessor P. hat mich ferner verwarnt, daß ich bei der ersten Wiederholung mit persönlicher Haft, bei der zweiten mit Verweisung aus Berlin bestraft werden sollte. Darüber darf ich jetzt nichts schreiben, da es ein neues Stück ist, das erst bei der dritten Vorstellung besprochen werden darf. Indessen hätte ich eben so geduldig anhören müssen, daß ich bei der ersten Wiederholung geköpft würde.

Den Grundzucker der protokollarischen Eröffnungen bildete die Anzeige, daß meine Censur noch verstrengert werden soll. Ich bedauere sehr, daß mir dieser Beweis von Güte nicht mehr zu Statten kommen kann, denn ich kann von meiner Censur, wie jener Reisende von seinen Reisen sagen: ich bin so weit gekommen, daß ich bald auf Nichts getreten wäre.

Die offne Sprache möge einem ꝛc. Polizeipräsidium beweisen, welche unendliche Hochachtung ich für deren Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe hege. Ich unterzeichne mit dem Ausdruck der unbegrenzten Hochachtung ꝛc.

Berlin 21. März 1828.

M. G. Saphir,
Redacteur der Berliner Schnellpost
und des Berliner Courier.

Hierauf erging folgendes Schreiben an das Berliner Stadtgericht:

Der Journalist Saphir hat sich erlaubt, bei dem Auftreten der Mlle. Nina Sonntag auf dem königlichen Theater dieselbe mit einem Spottgedicht im Courier zu bewillkommnen, wovon Sr. Excellenz der Herr Staats- und der Minister des Innern und der Polizei Veranlassung genommen hat, dem besagten Saphir eine nachdrückliche Zurechtweisung zugehen zu lassen.

Nachdem er solche empfangen, hat er die in beglaubigter Abschrift einliegende Eingabe vom 21. März v. M. an das unterzeichnete Präsidium gerichtet, welche durchaus unehrerbietigen Tones und zur Persiflirung der ergangenen höheren Verfügung und deren Ausführung verfaßt ist. Dies ist allen Verhältnissen des Denuncianten zu einer königlichen Behörde entgegen und ruft zur gesetzlichen Bestrafung dieses muthwilligen Journalisten auf, weshalb hiermit auf Einleitung einer fiskalischen Untersuchung gegen den ꝛc. Saphir angetragen wird.

Berlin, 16. April 1828.

Königliches Polizeipräsidium.
v. Esebeck.

Die Begriffe von Beleidigungen von Privatpersonen gegenüber öffentlichen Behörden waren damals noch subtiler als heute. In der Form der Saphir'schen Eingabe würde heute schwerlich eine strafbare Ehrenkränkung gefunden werden. Damals aber kannte man noch ein niederen Grad der Beleidigung in der Communication mit den Behörden, nämlich die „Unehrerbietigkeit," wie es in dem Schreiben des Polizeipräsidiums heißt, „allen Verhältnissen zu einer königlichen Behörde entgegen."

Das Stadtgericht leitete denn auch gegen Saphir die fiskalische Untersuchung ein, die mit seiner Verurtheilung zu vierwöchentlicher Gefängnißstrafe endete.

Saphir hatte so wenig Sehnsucht nach einer Bekanntschaft mit der Berliner Stadtvoigtei, daß er, zumal die bis zur äußersten Rigorosität gegen ihn geschärfte Censur (Langbein hatte seine „Nase" nicht vergessen) seine Stellung hier doch unhaltbar machte, es vorzog, Berlin zu verlassen. Er ging zuerst nach München und dann nach Wien.

Die vier Wochen Arrest, die seiner hier warteten, hielten ihn sehr lange in respectvoller Entfernung von Berlin. Als er später wieder hierher kam, um einige seiner humoristischen Akademieen zu halten, geschah es auf die vorherige Zusicherung, daß die Justiz seine Anwesenheit ignoriren werde.

Und das that sie denn auch. Saphir ist gestorben, ohne die vier Wochen genossen zu haben.

— Saphir: Die deutschen Kalendermacher nennen noch immer jedes Jahr ein gemeines Jahr, allein der Deutsche hat kein „gemeines" Jahr. Er hat zwar auch keine ungemeinen Jahre, allein er hat lauter Schaltjahre, denn er hat einen Tag mehr als alle andern Völker: den Bundestag!

— Saphir: Die „Diplomatie" und die „Astronomie" sind sich ganz ähnlich. Beide Wissenschaften werden am Besten betrieben, wenn

es Nacht und finster ist. Die Diplomaten haben von den Sternen viel gelernt, nämlich die Kunst, immer wieder auf den Punkt zurückzukommen, von dem sie ausgegangen sind.

— Saphir: Warum ist es so leicht, Doctor der Tonkunst zu werden? wurde einst Saphir gefragt. „Weil bei den „Noten“ die leeren Köpfe mehr gelten als die vollen!“ war seine Antwort.

— Saphir legt das schönste Zeugniß für sein Glaubensbekenntniß in seinem Gedichte: „Erdenfluch und Himmelssegen“ durch nachfolgende Stelle ab:

„Der Himmel hört und sieht Alles auf der Welt,
Er hört das Haar, wenn es vom greisen Haupte fällt,
Er hört den Sprung der Rose, die beengt
Das grüne Netz der kleinen Knospe sprengt;
Er hört des kleinen Waizenhalmes Lied,
Wenn es zum ersten Mal' aus dunkler Erde sieht;
Er hört der Lilie inniges Gebet,
Wenn sie im Frühling um ihr Silberkleidchen fleht;
Er hört das Fleh'n der kahlen Wintererd',
Wenn sie den Schnee, ihr wollig Tuch begehrt;
Er hört die Schwalbe, die den Flügel senkt
Und Regen will, daß sie die Jungen tränkt;
Er hört den Taucher, der auf Meeresgrund
Ihn anruft aus verschloss'nem Glockenmund.
Er hört das Herz, das leis' im Schlummer klopft,
Er hört die Thräne, die still niedertropft,
Er hört in tiefster Brust das bös' Gelüst,
Er hört im Busen der Begierden Zwist,
Er hört die Reu', das bekennende Gebet,
Das sterbend wie ein Hauch vom Munde weht,
Er hört den Engel, der den Fittig regt,
Wenn er die Seel' empor zum Himmel trägt;
Das Alles hört der Himmel.

— Bei dem Umbau der kaiserlichen Burg in Wien fiel ein Dachdecker herab und verwundete sich tödtlich. Saphir, der eben vorüberging, bemerkte, der Mensch sei bestraft worden wegen Zügellosigkeit und Nichtfesthaltens am kaiserlichen Hause.

— Saphir machte auf einem Personenwagen eine Partie nach dem in der Nähe von Wien gelegenen Hitzing. Ihm gegenüber saßen zwei Handlungsdiener, welche durch ihr geistloses Geschwätz die ganze Gesellschaft langweilten. An dem Orte der Bestimmung angekommen, sagte der eine dieser Commis:

„Herr von Saphir, ich habe eine Bitte, schreiben Sie nichts auf uns.“

„Sie können ganz ruhig sein," erwiderte Saphir, „ich schreibe nur auf fertiges Papier."

— Saphir befand sich in einer Gesellschaft, wo er den ruhigen Beobachter spielte, ohne an dem Gespräch Theil zu nehmen. „Man weiß wirklich nicht," bemerkte eine Dame, „was man von Ihnen halten soll. — „Nichts als den Humoristen" *), gab Saphir zur Antwort.

— Saphir. Der Capellmeister X. in Wien hatte bekanntlich aus einem Caffeehause einige silberne Löffel verschwinden lassen. Als man Saphir dieses erzählte, bemerkte er, es sei eine Verläumdung, der Capellmeister habe wahrscheinlich nicht gewußt, daß es Silber sei und es für Composition gehalten.

— Saphir gerieth einst mit einem Literaten in Wortwechsel. Dieser, welcher den Humoristen um seinen Ruf beneidete, sagte: „Sie schreiben nur für Geld, ich jedoch für die Ehre." — „Jeder schreibt für das, was ihm fehlt!" gab Saphir zur Antwort.

— In Saphir's Arbeitszimmer standen auf einem Piedestal die Büsten von Schiller und Goethe. An der letzteren hing ein weißer Atlasschuh. Als man ihn fragte, warum er diesem Schuh solche Wichtigkeit gebe, antwortete er, „mit diesem Schuh hat die Elsler festen Fuß in Oesterreich gefaßt." „Warum haben Sie aber gerade Goethe und nicht Schiller diesen Schuh angehängt?" „Weil ich lieber Goethe als Schiller etwas anhänge."

— In dem Salon des Fürsten Metternich in Wien stritt man sich darüber, wer der größte Clavier-Fabrikant der Kaiserstadt sei, Graf oder Streicher? Saphir meinte, er gebe dem Grafen Sedlinitzky, welcher die Censur verwaltet, den Vorzug, denn dieser sei Graf und Streicher in einer Person.

— Saphir kam an einem Platze vorüber, wo die Arbeiter eben mit Graben beschäftigt waren; man wollte hier dem Landesfürsten ein Monument errichten. Als ihn Jemand fragte, in welcher Absicht hier so lange gegraben werde, antwortete er, „sie können keinen Grund zum Monument finden."

— Saphir. Als der Professor Müller mit seiner Gesellschaft plastische Vorstellungen gab, wurde Saphir gefragt, warum denn die Kritik sich nicht über diese Leistungen ausspreche, die doch gewiß originell seien, da man bisher die Statuen in Tricot nur dargestellt habe, und man sie

*) Ein in Wien von Saphir herausgegebenes Blatt.

hier nackt sehen könne. „Eben deshalb," erwiderte Saphir, „die Kritik findet daran nichts herunterzureißen." — Die eben bezeichneten Vorstellungen fanden im Gewandhaus zu Leipzig statt. Saphir meinte, es wäre sonderbar, daß man gerade im Gewandhause nackte Figuren zeige.

— Saphir hatte sich der Gunst einer Frau vom Stande in Wien zu erfreuen. Als er einst zu ihr ging und das hübsche Kammermädchen ihn melden wollte, konnte er nicht umhin, der kleinen Schelmin einen Kuß zu geben. Man denke sich jedoch seine Verlegenheit, als ihre Gebieterin hinzukam. Saphir faßte sich augenblicklich und sagte: „Madame, ich bewundere nicht allein die Macht Ihrer Reize, sondern auch die Reize Ihrer Macht (Magd).

— Saphir. Die Sängerin B. in Wien war eine so brave Darstellerin der Marie in Donizetti's Oper, daß man sie allgemein die Tochter des Regiments nannte. Als sie sich, bekannter Verhältnisse wegen, einige Zeit von der Bühne zurückzog und die Welt mit einem kleinen Mädchen beschenkte, schlug Saphir vor, das Kind die Enkelin des Regiments zu nennen.

— Saphir wußte überall den Stachel der Satyre, obgleich feingespitzt, mit einem milden Ueberzuge zu versehen. So ist folgende Inschrift, die sein Schlafzimmer in Wien ziert, wenn auch scharf treffend, doch von einem Anfluge gutmüthiger Milde:

Glücklich allein ist der Schlafende nur,
Er schnarcht ohne Polizei und träumt ohne Censur.

— Saphir. Fortwährend ziehen Sie gegen die Frauen los und sind dabei so verliebter Natur, daß Sie das ganze schöne Geschlecht an sich ziehen möchten! — sagte eine Dame zu Saphir. — In dieser Beziehung — erwiderte der Humorist — gleiche ich den Braminen, die ihre Geißel küssen und mit zu Bette nehmen.

— Saphir. Von einem an Gehirn und Moneten armen Recensenten erzählt Saphir, er habe seine Freibillets stets verkauft, für das Geld Punsch oder Grog getrunken, und dann habe in seinen Berichten gestanden: „ich habe durch die Vorstellung einen hohen geistigen Genuß gehabt.

— Saphir sagte: das Sujet in den „Hugenotten" ist ganz einfach, es schlagen sich die Christen gegenseitig todt, und ein Jude macht Musik dazu.

— Saphir. Kein Wunder, daß Meyerbeer berühmt; das l'or (Geld) hat er im Beutel, den Beer im Namen, so ist der Lorbeer ihm angeboren.

— Saphir. Ein Laffe verhöhnte einen Buckeligen. Saphir tröstete diesen mit den Worten: „Alle Welt kann nicht platt sein."

— Saphir war nicht leicht zu bewegen, Arznei einzunehmen. Als ihn einst der Arzt besuchte, und ihn fragte, ob er dem Recept gefolgt sei, antwortete er: „Wenn ich Ihrem Recepte gefolgt wäre, hätte ich mir den Hals gebrochen, denn ich habe es aus dem Fenster geworfen."

— Saphir: Es gibt eine Art Stücke, die nicht ausgepfiffen werden können, und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil es unmöglich ist, beim Gähnen zu pfeifen.

— Saphir. Eine Frau starb im ersten Wochenbette; der unglückliche Mann, von welchem die ganze Stadt wußte, daß ihm die Frau Hörner aufgesetzt hatte, klagte und weinte heftig. „Eines muß Sie trösten," sagte Saphir, „Sie sind an ihrem Tode nicht schuld."

— Jemand erklärte einem Mädchen die Blumen-Sprache und begann mit den Farben: „Roth ist die Liebe; Blau ist die Treue; Grün ist die Hoffnung; Weiß die Unschuld; Gelb die Eifersucht; Schwarz die Trauer u. s. w." — Am andern Tage kam er wieder und examinirte sie; sie zählte alle Farben vor, nur vergaß sie Weiß. „Ei," sagte er, „Sie vergessen ja die Unschuld!" Saphir, welcher zugegen war, antwortete: „Wer kann Alles behalten!"

— Saphir. Es brachte, als von der herrschenden Denkmal-Manie die Rede war, Jemand den Dr. Luther zur Sprache und sagte: man setze jetzt allen berühmten Männern Denkmäler, warum diesem nicht? „Ist nicht nöthig," sagte Saphir, „jede protestantische Pfarrerstochter ist eines seiner schönsten Denkmäler."

— Saphir. Ein Buchhändler klagte Saphir, er bekäme von einem gewissen Schriftsteller, trotz aller Bemühung nicht ein längst bedungenes Manuscript. Eben sei er wieder da gewesen, aber der Autor habe die Ausrede genommen: jetzt ginge es nicht, da seine Frau ihn mit einem Knaben beschenkt und die Vaterfreude ihm keinen Sinn zur Autorschaft übrig lasse. „Wissen Sie was," sagte Saphir, „nehmen Sie den Knaben, da kriegen Sie gewiß ein Werk, das Hand und Fuß hat."

— Nach einer Vorlesung, in welcher Saphir sich die Sprichwörter zum Thema gewählt, fragte ihn Jemand: Wie ist das Sprichwort zu verstehen: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand," da es doch so viele Beamte mit beschränktem Verstande gibt. Saphir sagte: „Die Aemter werden verschieden vertheilt, zum Theil von Gott,

zum Theil von den Ministern. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, da aber die meisten Aemter von den Ministern ertheilt werden, wo soll hier aller Verstand herkommen?"

— Saphir. Man stand von einem Tische auf, wo die Kost sehr mager war, der Wirth rief den Gästen zu: „Ich wünsche wohl gespeis't zu haben!" Saphir, welcher sich ebenfalls unter den Gästen befand, erwiderte dem Wirthe: „Ich wünschte wohl gespeis't zu haben!"

— Saphir wendete sich einst in Geldverlegenheit an einen reichen Freund, mit der Bitte, ihm hundert Thaler zu leihen. Der Freund gab ihm die Summe gern, wollte Anfangs nicht einmal einen Schein darüber von dem Schriftsteller annehmen und verlangte endlich, daß derselbe die Schuld von dem Honorar für sein bestes Werk abtragen solle. Der Schriftsteller gab seitdem ein, zwei Werke heraus; sein Gläubiger erwähnte nichts von dem Gelde; endlich, als ein drittes Werk erschien, und der reiche Freund des Schriftstellers eben mit dem Ordnen seiner Geldangelegenheiten beschäftigt war, schrieb er an denselben: „Lieber, ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, Dir hiemit zu sagen, daß Dein letztes Werk Dein bestes ist." Der Schriftsteller antwortete sofort: „Lieber Freund! Deine günstige Meinung von meiner Schrift freut und ehrt mich, aber ich hoffe noch Besseres zu leisten." (Darin hielt Saphir gewiß Wort!)

— Saphir. Ein gekränkter Schauspieler schrieb auf einen Zettel: „Schaafskopf!" und klebte diesen Zettel an die Zimmerthür Saphir's, auf den er einer beißenden Kritik halber erbittert war. Am folgenden Tage kommt Saphir zu dem über diesen Besuch nicht wenig erstaunten Schauspieler mit den Worten in's Zimmer: „Sie haben mir gestern während meiner Abwesenheit die Ehre erwiesen, mich zu besuchen und Ihre Visitenkarte an meiner Thür zurückgelassen; ich halte es daher für meine Schuldigkeit, Ihren Besuch zu erwidern."

— Saphir erfreute sich bekanntlich in der österreichischen Residenz einer ungemeinen Popularität; dabei waren es aber auch die sogenannten „Großen," die ihn stets gern um sich sahen, und selten fand eine Gesellschaft statt, wobei der geistreiche und witzige Moritz fehlen durfte. Wie natürlich waren diese Herren auch stets gegen Saphir nicht nur artig, sondern auch thatsächlich gefällig, wo sich nur immer eine Gelegenheit dazu bot, ohne daß aber deshalb diese „Großen" nur im Entferntesten die Achtung, die in der That Saphir verdient, außer Acht lassen. — Einst begegnete Saphir den in Wien wegen seiner Humanität und seinem Wohlthätigkeitssinn bekannten, leider jetzt verstorbenen Hof-Juwelier

M. L. Biedermann. — „Sehr gut," redete Saphir Herrn Biedermann an, „daß ich Sie treffe; ich möchte Sie ersuchen, mir 200 Gulden gefälligst zu borgen." — „Recht gern!" antwortete B., „aber bei mir habe ich sie nicht; kommen Sie zu mir auf's Comptoir, so will ich selbige Ihnen geben." — Saphir kam, und als er in's Comptoir trat, begrüßte ihn B. und sagte: „Ja richtig, Sie kommen um die 200 Gulden?" — „Ich bitte um Entschuldigung," entgegnete Saphir mit einem sarkastischen Lächeln, „umgekehrt: Sie kommen d'rum!"

— Bei Saphir's Anwesenheit in Berlin besuchte diesen ein junger, mittelmäßiger Schauspieler des Königsstädter Theaters. Nachdem dieser fortgegangen war, fragte der eben anwesende Schriftsteller L.: „Ist der junge Mann Komiker oder Liebhaber?" — Ruhig antwortete Saphir: „Er ist ein Komiker für einen Liebhaber."

— Saphir. Zur Zeit, als die berühmte Sängerin Sonntag das größte Furore machte, erfand man eine Art neuer, geschmackvoller Fächer, worauf Demoiselle Sonntag als Italienerin in Algier gezeichnet war, und in Paris — dann in Berlin en vogue wurden. Als Jemand daher bemerkte: Es ist billig, daß die junge Schöne, die so viel Gluthen anzündet, sie auch in effigie mindestens kühle: äußerte Saphir: „Wenn ich nicht wäre, *) würde ich sagen: diese Fächer sind ein sinniges Symbol, daß Dem. Sonntag in allen Fächern ausgezeichnet ist."

— Saphir bemerkt: Das Erröthen ist eine doppelte Karte. Die Unschuld kann sie als Visitenkarte abgeben, aber oft auch als Abschiedskarte: p. p. e.

— Saphir wurde von einer Frau befragt: „Für wie alt halten Sie mich?" Er antwortete: „Nach Ihrer Physiognomie für dreißig, nach Ihrer Phantasie für zwanzig, und nach Ihrer Orthographie für vierzig!"

— Saphir. Zur Zeit, wo die ungarischen Zeitungen mit Stolz verkündeten, daß Fanni Elsler eine Ungarin sei, bemerkte Saphir: Da Terpsichore eine geborene Oedenburgerin — und Liszt ebenfalls ein Ungar ist, so sind „die besten Hände" und „die besten Füße" ungarisch, dem armen Deutschen wird am Ende nichts bleiben, als die „besten Köpfe!"

---

*) Das: „Wenn ich nicht wäre," hat dahin Bezug, da bekanntlich Saphir ein eben solcher Gegner, als Börne Verehrer der Sonntag war.

— **Saphir:**

Es sind alle Menschen in ihrem Thun und Wirken
Nichts anderes als reformirte Türken.
Man sehe in der Weltgeschichte sich nur um:
Der Orient war das Vaterland von Allen,
Im lieben Morgenlande lag das Elisium,
In welchem Adam leider ist gefallen;
Der Himmel fragte darauf: Adam, wo bist du? sage!
Das war die erste orientalische Frage.
D'rum in allen Menschen, groß und klein,
Steckt stets ein kleiner Türk' inwendig;
Das Frauenherz muß auch eine Türkin sein,
Denn sie tragen es verschleiert nur beständig,
Und in jedem Ehemann, wenn er noch so zärtlich wäre,
Steckt stets ein kleiner Pascha auf Ehre.

— **Saphir** erzählte, daß er einst einem Berliner Banquier einen guten Witz für 2 Frdr. verkauft habe, daß aber Beide dabei ein schlechtes Geschäft gemacht hätten, denn wo der Banquier den Witz anbrachte, fragte man erstaunt: Wie kommt der Mann zu solch einem guten Witze? — und wo er — **Saphir** — wiederum die 2 Friedrichsdors sehen ließ, fragte man ebenfalls erstaunt: Wie kommt der Mann zu 2 Frdrs?"

— **Saphir** sagt: Das beste Mittel, die Straßen einer Stadt kennen zu lernen ist: Einer schönen Frau auf dem Fuße zu folgen, aber so, daß sie es merkt; man gehe ihr nach. Man kann versichert sein, auch die solideste und ehrbarste macht sich das Privat-Vergnügen, ihren Nachfolger durch einige Straffen hin und her zu foppen; in einigen Putzhandlungen zu gehen, hier um etwas zu handeln, dabei manchmal ein Stück Zeug an das Tageslicht der Thür zu nehmen, und dabei zu sehen, ob der Narr noch draußen warte oder auf und ab spaziere." — Ist das wahr meine schöne Leserin? —

— **Saphir** characterisirt die Münchner auf folgende witzige Weise: Wenn der Münchner des Morgens aufsteht, ist er ein Bierfaß, und wenn er des Abends zu Bette geht, ein Faß Bier.

— **Saphir:** Ein arroganter Sänger der sich von einer Kritik verletzt fühlte, sagte zu **Saphir:** „Ich habe alle Stimmen für mich und so kann mir die Ihrige gleichgültig sein!" — „Das ist wahr," versetzte **Saphir:** „Sie haben alle Stimmen für sich, nur eine gegen sich die — Ihrige!

— **Saphir** fuhr gelegentlich einmal im Omnibus. Der Blick einer kurz nach ihm einsteigenden Dame erkannte sofort in ihm den Israeliten und zugleich daß nur noch neben Demselben Platz sei. Mit einer belei-

digenden Wendung kehrte sie sich sofort ab und zu dem Conducteur, welchem Sie halblaut zurief: Aber soll ich denn neben dem Juden sitzen? Der Conducteur begnügte sich mit den Achseln zu zucken, indeß der Wagen sich bereits wieder in Bewegung setzte. Die Dame bedachte zugleich Weg und Wetter und sah sich demnach wohl oder übel gezwungen den Sitz zur Seite des Juden einzunehmen, was sie unter widerwilliger Geberde zögernd that. Im Verlauf der etwas langen Fahrt entspannen sich unter den verschiedenen Insassen die mannigfachsten Gespräche und in diese Bewegung sah sich denn nach und nach auch die so brüske Dame hinein gezogen. Schließlich aber war sie es, welche auf das eifrigste, sich mit dem namhaften Satyriker unterhielt, auf das Angenehmste durch dessen Geist und blitzende Conversation angezogen. So gelangte die Fahrt an das Ende. Die Dame hatte über den Reiz dieses köstlichen Austausches ihren Raçenekel so wie die Erinnerung an ihr daran geknüpftes Benehmen vergessen. Nicht so Saphir. „Mein Herr," sagte sie beim Aussteigen zu Diesem, ich bin entzückt Ihre Gesellschaft gefunden zu haben. Gewähren Sie mir gütigst zu dieser Erinnerung Ihren Namen um einen so interessanten Genuß damit für immer im Andenken festzuhalten." — „O, erwiderte," der kaustische Kobold, „nennen Sie mich einfach Mensch — ich nenne Sie auch so!" Und mit einem boshaften Lächeln ging er davon, während der Reflex dieses Lächelns von den Gesichtern der übrigen Passagiere höhnisch wiederspiegelnd, die Dame in die beschämenste Verwirrung setzte. „Schauens, das war holt der Saphir!" sagte ein behäbiger Zeuge des ganzen Vorfalls und selbst sehr gut amüsirt von der kleinen Zurechtweisung, ließ er die Bestrafte in peinlicher Reue zurück.

— Saphir schrieb über das Ritterschauspiel: „Der Ritter von Rhodus", welches den 18. October 1834 zum ersten Male im k. k. priv. Theater an der Wien zur Darstellung gelangte, folgende satyrische Kritik:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man der Langweil' näher ist als sonst;
Und hinausgeht in's Theater an der Wien.
Solch' ein Moment war es, als ich am Abend,
Der meiner Vorlesung vorherging,
Gedankenvoll an einen Tisch gelehnt,
Hinein sah in das Trinkglas. Die Lichter
Der Gäste brannten düster durch den Tabakrauch,
Der Freunde dumpf' Gespräch nur unterbrach
Der Kellner Ruf, die einsam dunkle Stille.
Da sagt' ich also zu mir selbst: „So Viele
Sind, die dir schmeicheln, und sie nennen eine große Nummer

Dein einzig' Haupt, und haben sich mit glattem Wort
An deinen Arm täglich eingehängt.
Doch kommen wird der Tag, wo eine Kritik
Sie alle, wie sie sind, wieder auseinander streut,
Nur Wenige werden Wahrheit klug ertragen,
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von Allen ist, den dieses Gasthaus einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll es sein,
Der bei dem nächsten neuen Stück mir erst
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen;
Und dieses bei mir denkend ging ich fort.
Und mitten an die Wien ward ich geführt,
In's Stück. Klein war der Drang. Mich reuete
Im ersten Act mein Geld, ich schlief, und über mir
Und neben mir klatschten Mann und Weiber,
Und ängstlich stand ich wie ein Sterbender,
Zertreten von ihrer Hände Schlag.
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm,
Es war ein Freund — und schnell erwacht' ich,
Es war Zwischenact — mein Freund stand vor mir:
„Mein Bruder," sprach er, „bleibe heute nicht
Bis an das End', wie du pflegst, besteige lieber
Den sichern Wagen, den ich Dir ausgesucht.
Thu's Dir zu lieb, Dich reut nachher die Zeit!"
Und dieses Wagens Schnelligkeit entriß
Mich dieses Stückes declamirenden Dragonern,
Mein Freund der sah den „Ritter" bis an's End',
Und Haus und „Ritter" sieht er niemals wieder! *)

— Saphir: Schiller sagt: „Neu ist nur die Fantasie." Man kann sich also nicht wundern, daß es so wenig Neues gibt. Man sollte sich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? sondern was haben Sie für Fantasie? Und die Antwort wird sein; „ach sehr wenig!"

— Saphir: Die besten Advokaten sind die Hausherren, die lassen ihre Partheien nicht gerne ausziehen, obschon sie zu jeder Zinszeit zu allen Partein herumgehen, und wahre Parteigänger sind. Die Hausherren haben einen eignen Kalender. Sie zählen nicht von der Erbauung der Stadt Rom, sondern von der Erbauung ihres Hauses, die längsten Tage haben sie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt, ihre vier Jahreszeiten sind: Johanni, Jacobi, Georgi, Michaeli. Sie haben auch alle Jahr eine andre Zinszahl. In ihrem Antlitze ist nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finsternissen haben sie nur eine die sichtbare Finsterniß auf ihren Stiegen. Die Ein-

*) Vergleiche: Wallenstein, II. Theil, 2. Act, 3. Scene, Monolog des Wallenstein.

wohner sagen von dem Miethzins: „das ist fabelhaft!“ allein der Hausherr sagt: „Es ist keine Fabel, es ist eine Miethe!“ (Mythe,) und in dieser Hinsicht könnte man sagen: „Die Hausherrenkunst ist nichts als die angewandte Miethologie!“ Blos auf dem Weg unserer Miethzinsen, kann man keine Eisenbahn anlegen, denn der geht immer in die Höhe.

— Saphir: Im Jahre 1836 erschien in Breslau ein Roman unter den Titel: „Sommersprossen auf dem Tein der Novellen- Literatur!“ Saphir sagte darüber: Das Buch selbst wäre zugleich das Waschwasser für diese Sommersprossen.

— Saphir sagte: Weiber und Heuschrecken sind unschädlich, wenn sie allein umherziehen, kommen sie aber in Schaaren daher, dann verheeren sie alles, was ihnen unter den Mund kommt.

— Saphir: Hymen, sagte Saphir; ist der Augen-Operateur des blinden Amors!

— Saphir. Es kann nichts Läppischeres und zugleich das sittlich-religiöse Gefühl Verletzenderes geben, als das Alleebilden an Kirchthüren, um die herausgehenden Frauenzimmer die Revue passiren zu lassen. Saphir sagte darüber: Das mag wohl die Schrift gemeint haben: „Die Sünde lauert an der Thür!“

— Saphir. In den dreißiger Jahren erschien in München ein Buch: „Ueber die Emancipation der Frauen, ein wohlgemeintes Wort.“ Der Verfasser meint darin, dies Geschlecht wäre bis jetzt „den Wahnsinnigen und Unmündigen gleichgestellt worden!“ — „Welche Uebertreibungen!“ sagte Saphir: „Als unmündig werden die Frauenzimmer, die ihren Mund selbst so emancipiren, gewiß nicht betrachtet, und als wahnsinnig nur in so weit, als sie oft Sinn für einen Wahn haben, den wir Männer nur zu grausam zerstören!“

— Saphir. Manche deutsche Zeitschriften, in Nord- und Süd-Deutschland hatten auf den ersten Seiten ihres Blattes Ausfälle und Angriffe auf Saphir, und auf den folgenden Seiten druckten sie alle seine Aufsätze nach. Als man dieses Saphir erzählte, erwiederte er: „Nun sie schimpfen mit Nachdruck!“

— Saphir schildert die beiden Wiener Walzervirtuosen, Strauß und Lanner, auf folgende Weise: „Strauß selbst ist durch und durch Walzer; er spielt keine Walzer, er strömt Walzer aus; er selbst ist ein Walzerballon und schlägt, wie Bosko aus den großen Bällen, sich immer frische neue Walzerbälle heraus. Strauß hat, wie Paganini, etwas eigenthümlich Barrockes an sich, bei Paganini ist es dämonisch, bei Strauß

heiter und gutmüthig, koboldisch. Bei Strauß walzt alles, der Bogen walzt allein auf den vier Saiten, die vier Saiten walzen mit- und untereinander, die Finger walzen mit dem Stege, seine rechte Schulter walzt mit seinem linken Fuße, seine Blicke walzen mit dem Orchester und reißen es mit sich hin. Nicht einem Nebenbuhler, aber einen Mitbewerber hat Strauß an Lanner. Lanner überredet angenehm zum Walzer, er schmeichelt sich lieblich bei den Füßen ein, er verführt zum Tanzen; Strauß aber ist der kathegorische Imperativ, er befiehlt, er sagt: walzt und sie walzen!" Die Walzer von beiden sind wie schöne Frauenzimmer; die Lanner'schen sind Frauenzimmer, die gern Toillete machen, d. h. mit Orchester gespielt werden wollen; die Straußischen Walzer hingegen sind auch im Negligé reizend, auf dem Clavier. Ich liebe Lanner, als ob er meine Frau, und Strauß, als ob er meine Geliebte wäre."—

— Saphir: Christoph Colombo war der größte Held, den die Welt aufzuweisen hat, seine Gedanken waren Heldenthaten, er führte einen dreißigjährigen Krieg mit Aberglauben und Dummheit, und sein Schlachtfeld war das weltumgürtende Meer, die Person Colombo ist mehr Held, als Alexander und Cäsar, seine Heldenthat gehört keinem Volke, keiner Nation an, sie ist ein Eigenthum der Welt.

— Saphir: Wie muß sich der Mensch stellen, daß ihm die ge bratenen Tauben ins Maul fliegen? Wohin muß er sich stellen? Worauf muß er sich stellen? Wie muß er es anstellen, wie viel Wechsel ausstellen, wie viel Zahlungen einstellen, wie viel Zustellungen abstellen, wie viel Vorstellungen hinstellen, kurz; auf welchen Standpunkt muß der Mensch sich und seine unverstellte Stellung stellen, damit ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen? Wer mir diese Frage in allen ihren Beziehungen am richtigsten und amüsantesten beantwortet, der, der, — der habe nur die Güte sich sodann in die, von ihm als allerbeste Stellung erkannte Stellung zu stellen, und abzuwarten, wie ihm dann zum Dank die gebratenen Tauben ins Maul fliegen werden.

— Saphir: Das Frühstück ist das Präludiren auf den Magen-Saiten, und die erste Liebe des Hungers. Im ganzen menschlichen Leben sind es nur die Frühstücke, die genießbar sind. Der Morgen ist das Frühstück des Tages; — die Jugend ist das Frühstück des Daseins; — der Abend ist das Frühstück der Nacht; — der Frühling ist das Frühstück der erwachenden Natur; — die Liebe ist das Frühstück der Empfindung und das ganze irdische Sein ist nur das Frühstück des ewigen Seins!

— Saphir: Der Himmel duldet keine bösen Sterne in der nur der unendliche Güte gewölbten Veste des Himmels, und gibt es hie und

da Sterne, die bestimmt sind, Unheil anzurichten, die werden herabgeschickt, und in den Himmel solcher Augen versetzt, wie die eines holdseligen Mädchens, da richten sie Unheil genug an als Unsterne für alle, die zu tief in diesen Himmel schauen.

— Saphir: Der Mensch soll nur kriechen, da kommt man zu etwas. Beweis: Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen, eigene Häuser — die Schildkröte und die Schnecke!

— Saphir. Wer Gelegenheit hatte, ihn als Mensch kennen zu lernen, wird mit dem Schreiber dieses gewiß übereinstimmen, daß derselbe einer der besten Menschen genannt zu werden verdient; aber als Humorist und Satyriker kannte er keine Schonung, einen satyrischen Einfall, der oft als Ausfall gedeutet wird, selbst wenn er seinen besten Freund berührte, konnte er nicht unterdrücken. So geschah es einst, daß er auf die Frau eines seiner Gönner, die wie eine Xantippe schalt und keifte, ein burleskes Gedicht abfaßte, worin die Frau auf's Treffendste, freilich nicht mit den glänzendsten Farben, abconterfeit wurde; das Gedicht schien dem Humoristen so gelungen, daß er nicht unterlassen konnte, es selbst seinem Freunde, dem Gatten der Frau, zu zeigen; dieser fand es sehr belustigend und wünschte eine Copie davon zu haben; Saphir verweigerte dies mit den Worten: „Was wollen Sie mit einer Copie, Sie besitzen ja längst das Original!"

— Ueber Saphir fanden wir im „Fremdenblatte" vom 21. Juli 1858 nachstehende Mittheilung: „Saphir's Krankheit, eine in den Extremitäten des Körpers stark entwickelte Wassersucht, hatte trotz der rastlos thätigen Hülfe, welche ihm die renommirtesten Aerzte Wiens angedeihen ließen, einen gefährlichen Höhepunkt erreicht. Mit vollem Bewußtsein, ja selbst im ungeschwächten Besitze seiner geistigen Fähigkeit, war der arme, schwergeprüfte Mann verurtheilt, Tag und Nacht auf seinem Lager zu sitzen, da jede andere Stellung ihm die Respiration hemmte. Sein reger Geist kämpfte muthig mit dem grausamen Feinde seines organischen Lebens und eben diese Vollkraft der Seele dürfte, vereint mit außergewöhnlicher Pflege und Sorgfalt, wenn anders der Segen des Allmächtigen die irdische Hülfe fördert, ein erfreulicher Sieg gelingen. Eine Grabschrift, welche Saphir vor wenigen Tagen sich selbst mit jener Gemüthstiefe, die seine lyrische Muse characterisirt, entworfen, gibt ein ergreifendes Zeugniß von seiner ungeschmälerten Geisteskraft und zugleich von der edelsten Resignation, mit welcher er seine herbe Prüfung männlich erduldet. Wer sich der zahllosen Opfer erinnert, die Saphir unermüdlich auf dem Altar der Wohlthätigkeit niederlegte, wer dem vielen Guten, das sein menschen-

freundlicher Sinn geschaffen, dem Gediegenen, das sein reiches Talent der Mit- und Nachwelt gespendet, dankbare Anerkennung zollt, wird gewiß sehnlichst wünschen, daß der allgeachtete Schriftsteller Nichts entbehren möge, was da dienen könnte, das gefährdete unschätzbare Gut seiner Gesundheit aus den Fesseln der Krankheit loszubringen. Möge der weltberühmte Edelsinn der Wiener Saphir's Leidensstunden lindern, und für jede Thräne, die seine Poesie schönen Augen entlockte, für jede frohe Stunde, die sein unschätzbarer Humor den Wienern gespendet, möge nun eine tröstende Blume der Dankbarkeit am Schmerzenslager des kranken greisen Dichters erblühen."

Diese Zeilen hatten in allen Kreisen der Residenz die lebhafteste Theilnahme hervorgerufen, und die Sympathien, die überall rege wurden, verliehen dem kranken Humoristen einen erhebenden, und seinen Zustand lindernden Trost. Er richtete von seinem Krankenlager an den Redacteur des „Fremdenblattes", Herrn G. Heine, (Bruder Heinrich Heine's), folgenden Brief:

Verehrter Freund und College!

Hier sitze ich und liege krank; — stehe mit einem Fuße im Grabe, gehe mit dem andern dem Tode entgegen und so habe ich alle meine Hände voll zu thun, um mein Leben an den schwarzen Mann zu bringen.

Sie waren so gütig, über meinen beispiellos schmerzvollen Leidenszustand in Ihrem Blatte einige theilnehmende Worte zu sagen. — Ich danke Ihnen! Sie wundern sich, daß mein Bischen Geist bei mir bis zum letzten Augenblick treu aushält; das beweist, daß er eben ein Geist und kein Mensch ist!

Ich habe am Krankenbette Ihres Bruders Heinrich die Kunst gelernt, den Geist als schmerzstillende Tropfen zu gebrauchen.

Sie sprechen von einer Grabschrift, die ich mir selbst geschrieben habe — da die Zeitungen schon anfangen mich zu loben, muß ich wohl schon todt sein; sehen Sie nur gefälligst unter den „Verstorbenen" nach.

Ich übersende also diese Grabschrift hiermit. Honorar verlange ich keines. Senden Sie mir im traurigen Falle ein Frei-Exemplar Ihres Blattes poste restante „Himmel".

Uebrigens hoffe ich von der Gnade meines Schöpfers und Allvaters noch eine kleine Erstreckung meines Lebenstermins, nach Seinem Willen und seiner Barmherzigkeit!

Leben Sie wohl und bewahren Sie ein freundliches Angedenken auf für Ihren alten Freund und Collegen

Baden, den 21. Juli 1858. M. G. Saphir.

— Saphir. In dem köstlichen Baden bei Wien, wo den Sommer über die feine Welt ihr Asyl aufschlägt und M. G. Saphir seit Jahren im Anschauen der herrlichen Natur so manche Sorge verträumte, hat man ihm auf einem der hochgelegenen Berge einen kleinen zu einem Rastaufenthalt bestimmten Tempel gewidmet, der zu Ehren Saphir's den Namen „Moritz-Ruhe" trägt. In halber Rundung mit Tischen und Ruhebänken versehen, liegt am Eintritt ein Marmorstein, den Saphir auf Wunsch mit einer Inschrift wie folgt versehen hat:

Ort, an dem ich von Leiden genas —
Lüfte, die mich mit Stärkung getränkt —
Berg, auf dem ich die Erde vergaß —
Hain, in dem mich die Muse beschenkt,
Euch sei, vom Opfer der Thräne benetzt,
Dankbar und fromm ein Votivstein gesetzt.

Baden, im Frühjahr 1852. M. G. Saphir.

Oben, in der Wand des Tempels, hat man Sinnsprüche aus Saphir's Schriften gewählt. So linker Hand zuerst:

Ein alter Baum hat einen grünen Ast,
Drauf singt die Nachtigall noch stets als Gast;
Sie singt ihr Lied wie stets, so süß und weich,
Ob alt, ob jung der Baum — was kümmert's Euch?

Daneben folgende Devise:

Ein Stückchen Himmel für das Auge,
Ein Bischen Liebe für das Herz,
Ein kleiner Lichtstrahl für die Seele,
Wer Das nur sucht, find's allerwärts.

Sodann:

Die Wurzel nach unten, die Wipfel nach oben
Die Erde zu lieben, den Himmel zu loben.

Zur Seite gewahrt man dann weiter:

Herr!
Sende deinen Friedensgruß dem, der hier setzt seinen Fuß!
Fülle diesen kleinen Raum mit Erinnerung und Traum!
Laß vergessen Weh und Ach unter diesem schlichten Dach!
Weihe dieses Schattenzelt ein zum Sitz der Geisterwelt!
Segne seine Einsamkeit mit des Herzens Heiterkeit,
Und bewahre seine Wand vor der Narren roher Hand!

Den Schluß bildet ein Gedanke, der unstreitig zu den schönsten gehört, ein Gedanke voll unendlicher Wahrheit, nämlich:

Zum Dichter muß man geboren,
Zur Anerkennung muß man gestorben sein.

— Saphir. Ich sah zwei Humoristen auf schmerzenreichem Krankenlager — erzählte uns Dr. W. Schlesinger *) — Heine und Saphir. Wenn Heine ein pathologisches Product war in — Spiritus aufbewahrt, so war dieser Spiritus zwar viel höhergradig, als der Saphir's, aber auch herbe, ätzend, verletzend; Saphir brachte in den Pausen seiner Schmerzen dem Gott der Laune seine Dankesopfer dar, er war ängstlich, aber gutmüthig, wehleidig, aber leicht getröstet, gesellig, mittheilsam, wenige Stunden noch vor seiner Erlösung. Heine kokettirte mit seinen Schmerzen, Saphir exagerirte sie; Heine moquirte sich über Gott, die Welt und seine Aerzte, Saphir sah in jedem Arzt einen Gott, Heine war ein humoristischer Kranker, Saphir ein kranker Humorist.

— Saphir's „Humorist" hatte kurze Zeit vor dem Tode seines Redacteurs eine „erste Verwarnung" erhalten, er selber litt in Folge Bright'scher Krankheit an einer sehr lästigen Unterleibs-Wassersucht. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er an Dr. Schlesinger einen Brief, woraus wir folgende charakteristische Stelle mittheilen: „Liebster Freund! Der „Humorist" geht seinem letzten Jahrgang entgegen. Er fühlt den Stempel der obersten Polizeistunde! Im „Feuilleton" des „Humoristen" (in seiner untern Hälfte) wässrige und geschwollene Artikel, in der obern Hälfte — engbrüstige Tendenzen, und nur sein Leitartikel: der Kopf, hält noch eine kleine Rundschau! Meine jetzige Krankheit ist die „zweite Verwarnung," und die Suspension des „Humoristen" scheint vom Himmel beschlossen. Ich bin resignirt!" — —

— Saphir erließ im „Humoristen" vom 29. Juli eine „Circular-Depesche" an seine Leser, welche den besten Beweis lieferte, welcher ungeschwächten Geisteskraft und Frische sich der kranke Dichter erfreute. Es heißt darin unter Anderm:

---

*) W. Schlesinger, eine in seinem Berufe als Doctor der Medicin rühmlich bekannte und beliebte Persönlichkeit in Wien, welcher aber auch als geistreicher belletristischer Schriftsteller sich eines rühmlichen Namens erfreut. Er war ein wirklicher Freund Saphir's und ein langjähriger und fleißiger Mitarbeiter des „Humoristen" in seiner Glanzperiode. Gegenwärtig hat er sich fast gänzlich seinem edlen ärztlichen Berufe gewidmet und nur in seinen Mußestunden ergreift er noch die „belletristische Feder".

„Ein neuer „kranker Mann“ sitzt auf seinem Divan ad hoc und ist genöthigt, von der Pforte des Todes eine Circular-Depesche an die Lesewelt ergehen zu lassen. Der unerbittliche Fürst im schwarzen Paletot sucht seinem Reich ein Ende zu machen. Die untern Fürstenthümer, Füße, verweigern den Gehorsam, und der räuberische Sensenmann Danilo aus den montenegrinischen Todesbergen sucht ihm seine Lebensgrenze streitig zu machen!

Es ist eine neue „Frage“ geboren worden, eine Frage fast eben so wichtig als die Perim-Frage: „Die Saphir-Frage.“

Ich wünschte, daß diese Frage vor den deutschen Bundestag käme und mein Leben bis zur Entscheidung auf „Wartegeld“ gesetzt würde.“

Seinen Zustand beschrieb er mit folgenden Worten: „Vergebens würde ich versuchen zu schildern, wie schwer die Prüfung des unerforschlichen Rathschlusses auf mir liegt. Lothrecht, in sitzender Stellung an den Rollsessel gefesselt, des freien Gebrauches der Glieder beraubt, von Schmerzen wie von Hornissen angefallen, monatelang ohne den Tröster: Schlaf, arbeitet nur mein Bischen Geist in mir ununterbrochen an dem sausenden Webestuhl fieberhaften Denkens, Gedanken wie brennende Webeschiffchen ziehen ihre flammenden Fäden hin und her, wie aus siedenden Punkten schießen aus mir Phantasien, wilde Gedankenheere, tropische Wachträume umschwirren mich, malen auf die finstere Wand meines Zimmers alle Schätze der beiden Indien: Vergangenheit und Zukunft, und ich vermag nicht wie Tag- und Nachtfalter sie festzuhalten und aufs Papier zu heften!

Wie Gott will! Ich bin gerüstet, seinen Rathschluß in Demuth und Läuterung abzuwarten. Ich sehe hinaus auf seine beiden Kirchhöfe Himmel und Erde, denn hinter jedem Gottesacker der Erde unten liegt ein Stück Himmel, und hinter jedem Stückchen Himmel oben liegt ein Gottesacker, und jedes Sternchen in diesem Gottesacker ist das Grablicht einer hingegangenen Seele in der leuchtenden Goldschrift; „Hier ist Ruhe!“

Auch seinem Humor ließ Saphir noch freien Lauf, so z. B. erzählte er: „In dem Blüthenregen von Theilnahme, welcher auf mein heißes Haupt träufelt, fehlt es auch nicht an absonderlichen Gewächsen und humoristisch gezackten Zwischenfällen! Z. B. schreibt mir eine Frau indem sie mir ein leeres Albumblatt schickt, sie wünschte, wenn es noch nicht zu spät ist, noch zu guter Letzt dieses Albumblatt für sie und ihre kleine Eugenie mit ein paar Worten des „gefeierten Dichters“ geschmückt zu sehen! Ich hatte geistige Klarheit genug, diese humoristische Zumuthung auf folgende Weise zu erfüllen. Ich schickte ihr nämlich das Blatt mit

folgenden Worten zurück: „Hier ein frugales Blatt für euer liebes Album, es bringt weder die Kuh noch das Kalb um!"

Ebenso naiv kam ein bekannter Zeichner und bat: ich möchte ihm noch in der Geschwindigkeit zu einem Portrait von mir sitzen! Ich erwiderte ihm, die Alternation dieses Antrags überwindend: „Ich sitze schon zwei Monate dem schwarzen Kreidezeichner: „Tod!" Ich bin überzeugt, daß, wenn er mich trifft, es ein Bild „nach dem Leben" sein wird."

— Saphir's letzte Worte waren: „Jetzt ist es aus, ich muß fort!"

— Saphir. Die „Grabschrift", die Saphir sich selbst gedichtet, lautet:

Eine Auster, einsam in des Ufers Sand,
Warf das Zeitmeer mich am Lebensstrand;
Ein Tropfen Licht fiel vom Himmel hinein,
Wurde Perlchen darin, gering und klein;
Wurde Krankheit da, und doch auch Lust,
Ich gab sie der Welt aus off'ner Brust. —
Zeitmeer, hier nimm deine Schale zurück!
Perlchen, überleb' mich ein Weilchen mit Glück!
Tropfen Licht, der vom Himmel in die Schale sank,
Schweb' empor zum Himmel jetzt und sag' ihm Dank! *)

Scribe, Eugène. Zwischen dem Platze, wo Molière zur Welt kam und der Straße, wo Bèranger geboren ward, gerade in der Mitte der St. Dyonisiusstraße in Paris, steht jetzt ein Conditorladen dessen Schild „zur schwarzen Katze" heißt. In diesem Laden, der aber damals ein Seidenmagazin war, erblickte am 25. Dezember 1791 ein Kind das Licht der Welt, das seine Mutter mit unendlicher Zärtlichkeit aufzog, und dem sein Vater, ein ehrlicher Kaufmann, im Schweiße seines Angesichts ein bescheidenes Vermögen gewann. Dieses Kind war Augustin Eugen Scribe. Späterhin wohnte das Kind in der Straße St. Honore, neben der St. Roche Kirche. Hier erhielt er schon in seinem vierten Jahre die erste Grundlage zu seiner Lieblingstheorie von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen. Denn von den Fenstern seiner Wohnung aus konnte er, im Schoße seiner Mutter vor aller Gefahr sicher, es mit ansehen, wie Buonaparte, als Befehlshaber der Truppen des National-Convents, die Sectionen von Paris mit Kartätschenkugeln zusammenschoß. Dieses Kartät-

---

*) So viel Treffliches Saphir, namentlich in seiner früheren Periode, im Fache der Lyrik, besonders aber in seinen meisterhaften „Wilden Rosen", geleistet, so glauben wir dennoch, daß diese Grabschrift das Beste, das Schönste, ja das Erhabenste ist, was er je geschrieben.

schenfeuer des 12. Vendemiaire war bekanntlich der Keim, aus dem sich in immer aufsteigender Linie das Kaiserreich entwickelte, während Buonopartes Thätigkeit an diesem Tage selbst, wenigstens nach dem Scribe'schen System, eine Folge davon war, daß der Sieger von Toulon, der sich in jenem Augenblick ohne Anstellung und ohne Hilfsmittel befand, nicht hatte zu einer Summe von tausend Franks kommen können, die ihn in den Stand gesetzt hätte, wie er es wollte, nach Konstantinopel zu gehen, und dem Sultan seine Dienste anzubieten, so daß er genöthigt war, in Paris zu bleiben und sich so daselbst gerade im rechten Moment befand, einen gefahrvollen Auftrag zu übernehmen, den kein Anderer mochte. Aufrichtig gestanden, wundern wir uns, weßhalb Herr Scribe hieraus noch nicht ein Lustspiel unter dem Titel: „Eintausend-Franks-Billet" gemacht hat; es wäre jedenfalls eben so eigenthümlich, eben so logisch und eben so philosophisch, als: „ein Glas Wasser." In den Jahren, da Scribe das Gymnasium und zwar mit ziemlich glänzendem Erfolge besuchte, ließ er keinen Rekreationstag vorübergehen, ohne daß er sich im Parterre irgend eines der kleinen Boulevardtheater für die steife Monotonie der klassischen und mathematischen Gymnasialstudien entschädigt hätte. So vollendete er seinen Gymnasial-Kursus im Jahre 1811, und seine Hefte aus der letzten Zeit enthielten schon mehr als einen Entwurf von Vaudeville-Szenen und Liedchen, die er anstatt und während der gelehrten Vorträge der Professoren hinschrieb. In den vier nächsten Jahren war er freilich als Studiosus Juris bei der Pariser Universität eingetragen ließ sich auch hin und wieder Studierens halber in den Hörsälen der juridischen Facultät sehen; in der That aber schrieb er während dieser Zeit, zusammen mit seinem Gymnasial-Kameraden, Germain Delavigne (dem Bruder des Dichters Casimir Delavigne,) fünf Vaudevilles. Diese fünf ersten Plänkler und Vorläufer jener zahllosen, leichten Infanterie, die Scribe späterhin auf alle Pariser Theater zu schleudern bestimmt war, wurden von dem Publikum eines Vaudeville-Theaters in der Rue de Chartres unbarmherzig niedergemetzelt. Ihr General aber war deßhalb nicht sehr bekümmert; er fühlte sich, ganz wie Napoleon, aufgelegt, den Krieg mit großen Massen zu führen. Zudem waren das verlorne Posten, ausgesetzte Kinder, deren Vater man nicht kannte; denn ihr Verfasser hieß damals nur Eugen kurzweg. Herr Eugen, der damals in seine zwanziger Jahre eintrat, und etwa dreitausend Franks jährlicher Rente besaß, war ein lustiger Lebemensch und flotter Kamerad, der sich um die Niederlage seiner Vaudevilles und um die Unglücksfälle des russischen Feldzuges ganz wenig kümmerte, und sich über Beides tröstete, indem er das Jus so wenig als möglich betrieb, dafür aber dem Vergnügen aller Art

um so fleißiger nachging. So pflegte er das ganze Sommer-Semester hindurch, wenn das Wetter schön war, nach der Rechtsschule den Weg durch das Thal von Montmorency zu nehmen. Dupin, der berühmte Advokat, dessen Ruhm schon damals zu glänzen anfing, hielt zu jener Zeit Privatvorlesungen und practische Exercitien für angehende Juristen, die sehr fleißig besucht waren. Sein College Bonnet, der Vormund des jungen Scribe, dessen Eltern mittlerweile gestorben waren, sandte ihm eines Tages seinen lockern Mündel mit der Bitte zu, er möge ihm doch einigen Geschmack an Codex und Pandecten einimpfen. Aber alle Mühe des Herrn Dupin war vergebens; der Impfstoff wollte nicht fangen, vielmehr lachte mehr als einmal der selbstwitzige Professor über die lustigen Couplets, die der Zögling dichtete, und dieser ging aus seinen Händen gerade so gelehrt hervor, als er hineingekommen war. Zwanzig Jahre später trafen die beiden Männer einander in der Akademie wieder; ein unwiderleglicher Beweis mehr für den alten Satz, daß alle Wege nach Rom führen. Indeß war das Kaiserreich gefallen, Napoleon nach Elba gegangen, zurückgekehrt und endlich nach St. Helena geschickt worden. Scribe kümmerte sich um das Alles nicht. Die Kosaken lagerten auf den Boulevards von Paris, Ney und Labedoyere wurden erschossen, der zweite Pariser Friede war unterzeichnet, da endlich gab Scribe, von all' diesen Katastrophen doch einigermaßen angeregt, in Gesellschaft mit Herrn Poirson, seinem ersten anerkannten Kinde, dem Vaudeville „Eine Nacht der Nationalgarde" das Leben. Es war dies offenbar ein durch die Zeitumstände hervorgerufenes Stück, aber welch' kleine Wirkung so großer Ursachen! Das Stückchen ward übrigens sehr gut aufgenommen und verdiente es auch, da es einen lebendigen, raschen Dialog hatte, von Heiterkeit und Witz sprudelte, und an den verschiedenartigsten komischen Momenten reich war. Zudem kam es in eine Epoche, wo den Franzosen eine gewisse Uebertäubung eine Art Bedürfniß war; man nahm also derlei Sachen freudig auf und der unerschöpfliche Vaudevillist Scribe schrieb damals, da ihm das Glück nun erst einmal gelächelt, hinter einander weg eine Reihe Stücke, wie „Graf Ory," „der Bittsteller," „ein Besuch in Bedlam," „die Nachtwandlerin," „die beiden Hofmeister" u. s. w. Später hat er deren an dreihundert verfaßt, die meisten davon zwar von lockerem Zusammenhang, aber frisch, rothwangig, redselig und lustig. Dazu kommen noch etwa zweihundert, die ihr Vater nicht als seine Kinder anerkannt hat; eine Fruchtbarkeit von der bei uns Deutschen kein Beispiel aufzuweisen ist, und zwar schon deßhalb weil wir die Moral eines Stückes nicht so auf die leichte Achsel nehmen und manche

Conception, der eine unkeusche ja oft sogar eine lasterhafte Idee zu Grunde liegt, uns gar nicht in den Sinn kommt. Er dichtete die Texte zu 40 großen und 100 komischen Opern. Außer seinen Novellen schrieb er im Ganzen gegen 340 Werke. Uebrigens wußte er sein ganzes Leben hindurch seine Unabhängigkeit zu bewahren, und bekleidete nie ein öffentliches Amt. Von Anerkennungen und Ordensbändern heimgesucht, blieb ihm ein reellerer Gewinn für seine Arbeit nicht aus, denn er war Besitzer eines Vermögens, welches man auf 3 Millionen Francs schätzte.

— Scribe war regelmäßig bei der ersten Aufführung seiner Werke gegenwärtig, brachte aber ebenso regelmäßig dabei ein Taschentuch zum Opfer, es in der Erwartung und peinlicher Ungewißheit des Erfolges kurz und klein reißend.

— Scribe. Bayard kam vor ungefähr 6 bis 28 Jahren nach Paris und dichtete ein dreiaktiges Vaudeville, das er vergebens einer Direktion nach der andern anbot. Zuletzt suchte er sein Heil bei dem Direktor des Gymnase, das Scribe schon damals fast unumschränkt beherrschte. Bayard hörte im Vorzimmer den Direktor sagen. „Herr Scribe kann vollkommen ruhig sein, sein Manuscript wird nicht eine halbe Stunde auf meinem Schreibtische bleiben; sagen Sie unserm Freund, er möge ruhig so lang in Boulogne bleiben, als die Seebäder ihm wohlthun. u. s. w. Die beiden Sprecher entfernten sich. „Glücklicher Scribe!" dachte Bayard, einen traurigen Blick auf die Papierolle in seiner Hand werfend, „man nimmt sich nicht einmal die Mühe, seine Werke zu lesen; es steht im Voraus fest, daß es Meisterstücke sind." Indem Bayard aus dem Vorzimmer in das Kabinet sieht, bemerkt er auf dem Bureau des Direktors ein noch zusammengerolltes Papier. Es kommt dem verzweifelten Dichter der Gedanke, sein überall verstoßenes Lustspiel, dem hier gleiche Zurückweisung droht, an die Stelle des Scribeschen Manuscriptes zu legen. Gedacht, gethan. Er legt sein Manuscript auf das Schreibpult und steckt das von Scribe ein, welches er nachher dem Direktor als sein eignes Werk überreichte, und das er nach einigen Tagen richtig wieder zurück bekommt. Dagegen bringt man sein Stück in der festen Ueberzeugung, es sei von Scribe, auf die Bühne. Am Tage der ersten Aufführung will es der Zufall, daß Scribe von seiner Reise zurückkommt und incognito der Darstellung beiwohnt. Er nimmt Bayard, den er weiter nicht kennt, und der in Verzweiflung um einen guten Platz die Korridore durchstürmt, zu sich in seine Loge. Dort verräth sich Bayard durch den lebendigen Antheil, den er an dem Stücke nimmt, als Verfasser, und Scribe wird sein Vertrauter. Dieser benachrichtigt nach dem

glücklichen Erfolg den Direktor und die Künstler von Allem, und am Schlusse wird Bayards Name unter dreifacher Beifallssalve verkündigt, „Großmüthiger Mann," ruft der glückliche Dichter, indem er Scribe, der sich ihm jetzt erst zu erkennen gibt, um den Hals fällt. Dieser aber entgegnete lächelnd: „Die schönste Scene dieses Abend habe ich gemacht, die Tantiéme davon erlaß' ich Ihnen gern."

— Scribe war ein Liebling der Pariser und zugleich ihr Stolz, weil Jeder wußte, daß sein Talent ebenso im Auslande wie in Frankreich anerkannt wurde. Scribe, der von seinen Eltern schon Vermögen besaß und nie Verschwender gewesen ist, hinterließ mehrere Millionen. Er besaß drei Schlösser, mehrere Häuser, und namentlich sein wunderschönes Hotel in der Straße Pigalle und sein Schloß in Sèricourt. Ueber der Eingangsthür dieses Letzteren stehen folgende Verse:

Le thèâtre a payè cet asyle champètre;
Vous, qui passez, merci! je vous le dois peut-ètre,

(Das Theater hat diesen Landsitz bezahlt; Dank Euch, die Ihr vorübergeht! vielleicht verdanke ich es Euch).

— Scribe war außerordentlich wohlthätig und that namentlich viel Gutes. Seine Wohlthätigkeit hat ihm eines Tages das Leben gerettet. Der berüchtigte Raubmörder Lacenaire, der seine Opfer mit einem Pfriem zu erstechen pflegte, hatte sich vorgenommen, ihn zu ermorden und zu berauben. Er führte sich bei ihm als ein unglücklicher, in der tiefsten Noth sich befindender Schriftsteller ein. Scribe ließ ihn kaum ausreden, öffnete eine Schublade seines Schreibtisches, nahm ein Billet von 100 Franken heraus und gab es dem vermeintlichen Armen. Lacenaire war hiervon so ergriffen, daß er sich entfernte, ohne sein Vorhaben auszuführen und meldete am folgenden Tage Scribe selbst durch einen Brief, welcher Gefahr er entgangen war.

Eines Tages ging Scribe zu seinem Advokaten. Er war damals 57 Jahr alt. In dem Augenblick, wo er in das Zimmer trat, kam eine Dame bitterlich weinend aus dem Zimmer des Advokaten. „Weshalb weint die arme Frau?" fragte Scribe, so wie er eingetreten war. — „Die Frau ist sehr unglücklich," erwiederte der Advokat; „ihr Mann ist ein bedeutender Kaufmann in La Vilette, der im Begriff ist, zu falliren, weil er eine Summe von 50,000 Franken, die er zur Bezahlung eines Wechsels morgen gebraucht, nicht beschaffen kann. — „So muß man ihm die 50,000 Franken borgen," sagte Scribe. — Die Frau wurde zurückgerufen, Scribe lieh ihr die 50,000 Franken, und ihr Mann gab ihm einen Wechsel. in welchem die Rückzahlung in einem Jahre versprochen wurde. Der Verfalltag kam, der Wechsel wurde nicht bezahlt, wohl

aber erschien die Frau bei Scribe, in Trauer gekleidet, und bat um Nachfrist, weil ihr Mann gestorben und der Nachlaß noch nicht regulirt sei. Scribe bewilligte mit größter Bereitwilligkeit diese Frist und ein Jahr später war diese Frau — Madame Scribe.

George Sand. Wie wurde George Sand Schriftstellerin? Lassen wir Madame Düdevant selbst erzählen:

„Kurz nach der Revolution von 1830 kam ich nach Paris, um da irgend eine Beschäftigung zu finden, die mir den Lebensunterhalt verschaffe. Bis dahin hatte ich nur zu meinem Vergnügen gearbeitet. Ich wußte, wie Jedermann, von Allem etwas, im Ganzen nichts. Vorzugsweise suchte ich eine Beschäftigung, die mir erlaube, zu Hause zu bleiben. An schriftstellerische Thätigkeit dachte ich gar nicht; ich schwankte zwischen dem Malen von Blumen auf Fächer und Dosen und zwischen wohlfeilen Portraitiren. Endlich ging ich zu einem Landsmann, dessen Familie mit der meinigen seit langer Zeit in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte, zu Delatouche, der damals den „Figaro" herausgab. Er behandelte mich in aller Freundschaft, schonungslos, zernichtete alle meine Illusionen, gab mir aber dabei ein halbes Jahr lang die werthvollsten Anweisungen, wie und was ich lesen, wie und was ich schreiben solle. Er hatte vier junge Schriftsteller bei sich, die für sein Witzjournal schrieben, darunter Felix Pyat und Jules Sandeau. Sie saßen um einen runden Tisch herum und arbeiteten da aus, was Delatouche ihnen aufgab. Ihnen gesellte er mich endlich bei, aber ich stellte mich zur Verzweiflung linkisch und ungeschickt an. Ich mußte drei Tage lang nachdenken, ehe ich eine Pointe, ein Wortspiel ꝛc. fand und Alles, was ich schreiben sollte, lief endlos breit aus. Delatouche wählte mir zwar immer Gegenstände aus, die einen etwas sentimentalen Anstrich hatten, und sich zu einer kleinen Erzählung gestalten ließen, aber ich wußte weder einen Anfang, noch weit weniger ein Ende zu finden. Heute noch ist es für mich weit schwieriger, einen kleinen „Artikel" in einigen Stunden, als einen zehnbändigen Roman zu schreiben. Delatouche verlor den Muth nicht, aber — es ging nicht. Von zehn Aufsätzen, die ich ihm brachte, nahm er oft kaum einen einzigen. „Die Leichtigkeit im Arbeiten ist die erste und beste Gabe des Schriftstellers," sagte er immer, „die Meisterstücke sind alle kurz;" ich sah dies ein, aber — ich besaß die Gabe nicht. Endlich rieth er mir, einen Roman zu schreiben und während eines Aufenthalts auf dem Lande entstand in kurzer Zeit „Indiano". Delatouche hatte mir schon vorher einen Verleger dafür verschafft, der mir 1200 Francs zahlte. Als es gedruckt war, nahm Delatouche das Buch in die Hand, riß die ersten Blätter mit dem Finger auf, las, legte es aber sogleich

wieder hin und sagte: „Wieder nichts! gar nichts! Nachahmung von Balzac!“ Doch nahm er das Buch mit nach Hause und am andern Morgen schrieb er mir: „Vergessen Sie meine Grobheiten von gestern und alle Grobheiten, die ich Ihnen seit einem halben Jahre gesagt. Ich habe Ihr Buch nicht weglegen können, bis ich es zu Ende gelesen hatte; mein Kind, ich bin mit Ihnen zufrieden.“ — Also erzählt die Sand selbst in einem biographischen Artikel ihres Meisters „Delatouche“.

— Sand. Der Gemahl der Mad. Dudevant, Casimir François Dudevant, war ein prosaischer Oekonom, den, da er sich von seiner Frau scheiden sollte, nur die verloren gehende Mitgift von 500,000 Francs schmerzte. Man hatte sich also dahin verglichen, daß er eine Rente von 5000 Francs ziehe, das Vermögen aber und die Kinder unter den Händen der Mutter überlasse. Bei der Gelegenheit hat man erfahren, daß der poetische Geist dieser genialen Frau erst nach einer dreijährigen Ehe erwachte und dadurch zur Feder gezwungen wurde, daß der Eheherr unternahm, die poetischen Gefühle seiner Gemahlin durch Ohrfeigen zu dämpfen. Diese Ohrfeigen spuken in Indiana, Valentine, Jacques und Lélia.

— Sand. Madame Dudevant erfuhr vor der Amnestie, wie die Frau des politischen Gefangenen Braune gestorben und die Kinder ohne Pflege geblieben seien. Lamartine erzählte von dieser traurigen Lage. Die Sand erbietet sich, sogleich in die Provinz zu reisen und die Pflege der Kinder zu übernehmen. Man bedeutete die großmüthige Frau, wie dies unnöthig sei, da man schon Sorge getragen habe, eine Pflegemutter zu finden. „In dem Falle will ich wenigstens etwas für die Familie thun,“ sagte Mad. Dudevant. Sie setzt sich hin, schreibt einen Artikel für die „Revue des deux Mondes“, und als dieser honorirt ist, gibt sie Herrn von Lamannais 1000 Francs, um sie zu dem milden Zwecke zu benutzen.

— Georges Sand. Im Jahre 1830, an einem jener Tage, wo Paris in Nebel und Regen gehüllt ist, sah ein Fremder eine junge Dame in einen Laden treten, worin Papparbeiten verkauft werden. Sie war schwarz gekleidet, ihr großes dunkles Auge drückte Schwermuth und Sorge aus. Nachdem sie dem Ladenherrn eine ganze Masse kleiner zierlich gefertigter Kästchen übergeben und von ihm eine neue Bestellung empfangen hatte, entfernte sie sich. Die Erscheinung der jungen Dame war dem Fremden so auffallend, daß er mit einiger Hast fragte, wer sie sei. „Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ war die Antwort, „aus eben dem Grunde, weil ich es selbst nicht weiß. Sie kam vor einiger Zeit und bat um Arbeit. Ich machte eine kleine Bestellung, die, als sie sie zurückbrachte,

so vollendet und geschmackvoll ausgeführt war, daß ich leicht in dieser neuen Arbeiterin eine sehr geschickte Hand entdeckte. Seitdem kommt sie oft, und ich kann nur wünschen, viele so gewissenhafte und thätige Arbeiterinnen zu bekommen." — Der Fremde ging. Tags darauf ging er in einen Buchladen. Bücher durchblätternd, sah er die Dame, die seine Neugierde rege gemacht hatte, wieder eintreten, diesmal mit noch mehr Schüchternheit als gestern, da sie sich an den ersten Commis wendend, nach einem ihm überlieferten Manuscript fragte und mit einiger Furcht die Antwort zu erwarten schien. Sie lautete befriedigend. „Wir wollen Ihr Manuscript vorlegen," hieß es, „wir wollen den Versuch wagen. Natürlich können wir Ihnen kein hohes Honorar bieten. Sie sind kein Balzac." — Die Dame schlug wie beschämt die Augen nieder. Der Commis hatte das Manuscript in die Hand genommen. Er durchflog es noch einmal. „Im Druck gibt das etwa zwei Bände; wollen Sie für jeden zehn Napoleon, zwanzig im Ganzen?" Die Dame besann sich einen Augenblick, dann sagte sie hocherröthend: „Ich nehme den Vorschlag an," strich die Goldstücke mit einer zarten weißen Hand ein, verbeugte sich und ging. Kaum daß die Thüre zugefallen war, so stürmte der Fremde auf den Commis ein. „Wer ist diese wunderbare Dame, die gestern selbstgefertigte Pappkasten in einen Laden bringt und heute hier ein Manuscript verkauft?" — „Sie will sich nicht nennen," antwortete der Commis, „ich glaube, sie ist aus der Provinz und unglücklich genug, um Interesse zu verdienen. Ihr Manuscript taugt nicht viel, indeß kann es immerhin mit auf den Büchermarkt geschickt werden. Es wird eben doch nicht schlechter als so viele andere Romane sein." — Die Dame war: Georges Sand, der Roman „Indiana".

— (George Sand über weibliche Arbeiten.) „Ich habe oft von talentvollen Frauen sagen hören, daß häusliche Beschäftigungen und besonders Nadelarbeit verdummend wirkten, abgeschmackt wären und einen Theil des Sklavenjochs ausmachten, unter welchem unser Geschlecht seufzt. Ich finde keinen Geschmack an der Theorie der Sklaverei, aber ich bestreite, daß diese Arbeiten ihre nothwendige Folge seien. Es hat mir immer geschienen, als hätten wir eine unüberwindliche Neigung für diese Beschäftigung, ich wenigstens habe sie in allen Epochen meines Lebens gefühlt und Handarbeiten haben meine aufgeregte Seele oft beruhigt. Sie haben nur auf diejenigen einen verdummenden Einfluß, die sie verachten und die das Vergnügen nicht zu finden verstehen, das in jeder Arbeit liegt, die man gut macht. Verrichtet der Mann, welcher gräbt, nicht eine ebenso harte und monotone Arbeit, wie die Frau, welche näht? Und doch langweilt sich der gute, schnell grabende Arbeiter nicht und

wird Euch lächelnd sagen, daß er seine Arbeit liebt. „Die Arbeit lieben, ist das einfache und tiefsinnige Wort des Landbauers, das jeder Mann und jede Frau commentiren kann, ohne fürchten zu müssen, auf dem Grunde den Zwang der Dienstbarkeit zu finden. Die Arbeit ist ein naturgemäßes Gesetz, dem sich Niemand ohne Nachtheil entziehen kann." — Es wird viele Leser überraschen, die geniale Schriftstellerin so vernünftige und ruhige Ansichten vertreten zu sehen. Herders Ausspruch: „Arbeit ist des Blutes Balsam" hat durch sie eine neue Bestätigung erhalten und unsere jungen Damen, welche es lieben die Hände in den Schooß zu legen, mögen sich die Lehre George Sands zu Herzen und eine hübsche Näharbeit zur Hand nehmen, sie werden sicherlich davon heitrer und gesünder werden, als vom Lesen und Träumen.

— Madame Dudevant (Georges Sand) war als eine der ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen zugleich seine schöne Frau. Unglückliche eheliche Verhältnisse veranlaßten sie, ihren Mann in der Provinz zu verlassen, männliche Kleidung anzulegen und so nach Paris zu gehen, und hier zu erwarten, was das Schicksal ihr bieten werde. Es war nicht lange nach den Julitagen, in jener Zeit der Aufregung und Zerstörung. Der feuerige Geist der jungen ihren Banden entflohenen Frau wurde von der allgemeinen Begeisterung ebenfalls ergriffen, ja ihre Hoffnungen gingen schon damals weiter. Von allen Einrichtungen im Staate war ihr wohl keine mehr verhaßt, als die Ehe, in der sie so viel gelitten; diese zu stürzen in der allgemeinen Umwandlung, mußte ihr am meisten am Herzen liegen. Sie schrieb deshalb als Georg Sand einen Roman, der mit Mühe einen Verleger fand, aber mit einem Male zeigte, welcher gewaltige Geist in dem neuen Schriftsteller lebe. Das Buch erregte großes Aufsehen, theils durch seine Tendenz, theils aber auch durch seine Schönheit. Der neue Dichter hatte sich sogleich in die Reihe der Ersten gestellt. Man weiß wirklich nicht, was man an den Schriften dieser seltsamen Frau mehr bewundern soll, ob ihren Geist, der ein ganz männlicher ist, aber doch die weibliche Natur keinen Augenblick verleugnet, oder die scheinbar so kunstlose, einfache Anlage und natürliche ungezwungene Entwickelung, oder den Glanz, die Pracht, die Glätte der Sprache, die sie als Meisterin mehr als irgend einer ihrer Zeitgenossen beherrschte. Dudevant war, als sie zuerst bekannt wurde, etwa 28 Jahre alt. Besonders rühmte man ihr feuriges, schwärmerisches Auge und ihren schönen Mund. Es gelang einigen jungen Männern, ihre Gunst oder doch ihre besondere Freundschaft zu erwerben. Zu diesen gehörte besonders Lißt, mit dem sie die Schweiz und einen Theil Italiens besuchte. In Paris war ihr Haus der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Literaten, die theils

dem Schriftsteller Georg Sand, theils der schönen Frau, Mad. Dudevant, den Hof machten.

Eugen Sue führte vor ungefähr 20 bis 30 Jahren ein eben so leichtfertiges, als auch in dieser Hinsicht von seiner überspannten Phantasie Zeugniß gebendes Leben. Er suchte in der That die eleganten Tollheiten der überspannten Lions von Paris zu überflügeln; als Beispiel sei hier Einiges in dieser Beziehung mitgetheilt, für deren Thatsächlichkeit verbürgt ist.

Sue hatte einmal mitten im Winter alle seltenen Blumen aufkaufen lassen, die in Paris um diese Jahreszeit zu bekommen waren. Mit Anbruch der Nacht (am Tage ging er niemals aus) machte er Toilette in einer selbst für einen Lion excentrischen Weise, und ohne den Stock à la Balzac (d. h. ein Stock mit goldenem, diamantengeschmückten Knopf) zu vergessen, wirft er sich in seinen vierspännigen, blumenbeladenen Wagen und läßt sich mit Extrapost durch die Barrière d'Enfer nach Orleans fahren, welches etwa 15 Postmeilen von Paris entfernt liegt. Ein Banquier seiner Familie gab dort einen großen Ball. Man denke sich das Staunen der Gäste, als Sue plötzlich in die hell erleuchteten Salons tritt, seinen diamantenglitzernden Stock mit Blumen umwunden, selbst von Kopf bis zu Fuß mit Kränzen behangen, eine Blumenkrone auf dem Kopfe, und in seinem Gefolge ein Dutzend Leute, welche die ganze Blumenladung seines Wagens in den Salons umherstreuen. Die Musik schweigt, die Tänzer stehen still und sperren verblüfft die Mäuler auf, während die Damen ganz bezaubert sind von der magischen Wirkung der nächtlichen Erscheinung und des Blumenregens mitten im Winter. Befriedigt mit dem Ausgange seines kostspieligen Abenteuers, läßt er die Gäste in ihrer Verwirrung stehen, wirft sich wieder in den Wagen und fährt in gestrecktem Galopp, wie er gekommen, nach Paris zurück, wo er schon vor anbrechendem Morgen wieder in seiner Wohnung anlangte. Ein Pferd hatte er auf der Hinreise und zwei Pferde auf der Rückreise zu Tode gejagt. Das war eines der nächtlichen Abenteuer Sue's, — Abenteuer, die sich so oft wiederholen, daß man in Paris seine Pferde immer nur chevaux de nuit (Nachtmähren) zu nennen pflegte.

— Sue lebte in seinem Schlosse aux Bordes auf eine Weise, die an die „riots most uncouth“ eines Childe Harold, oder die üppigen Schilderungen eines Petronius erinnert. Seine Tafel seufzte unter der Last der seltensten Gerichte und Weine; die herrlichsten Renner zierten seine Ställe seine Höfe wimmelten von Jagdhunden.

Eugen Sue.

Was mäkelt Ihr und tadelt an dem Manne,
Von Gottes Gnaden, dem wahrhaft'gen Dichter,
Was speit Ihr seine Lorbeerkrone an?

Ihm Preis! der kühn enthüllt die Bösewichter,
Der Jesuiten Haß und Zwietrachtsheerd,
Dies alle Welt umkreisende Gelichter.

Für den Bedrückten hörten wir sein Schwert
Des Wortes hell und weithin hallend klingen,
Ein Mann, den Rom gefehmt, die Menschheit ehrt.

Mit Blicken, die tief in das Wesen dringen,
Hat er im Menschenherzen schön erbaut
Die neuen Zeiten auf der Liebe Schwingen:

So heb' ich meine Stimme für ihn laut,
Der rein geschöpft hat aus dem Silberbronnen
Der Poesie, der hohen Himmelsbraut.

An's Licht hat seine Fäden er gesponnen,
Zum Himmel schwebt empor des Lichtes Drang,
Drum wird unsterblich Er im Licht sich sonnen.

Du tadelst ihn, weil er der Formen Zwang
Verschmäht, doch wisse, daß nur die Planeten
Verfolgen ihren eng begrenzten Gang,
Und neue Bahnen brechen die Kometen.

1845. Carl Gaillard.

Schiff. Man hat schon zu verschiedenenmalen der wenig beneidenswerthen Lage gedacht in welche unter Umständen deutsche Männer von Geist und Talent gerathen können. Wir gehören nicht zu denen welche das Verkommen deutscher Genies am liebsten der ganzen deutschen Nation aufbürden möchten. Wir, die wir uns insgesammt Deutsche nennen, haben kein Recht der deutschen Nation einen solchen Vorwurf zu machen weil wir wenigstens im politischen Sinne des Worts keine Nation sind. Wie in politischen Dingen fast immer der Preuße nur für den Preußen, der Bayer für den Bayern, der Schwabe für den Schwaben u. s. f. sorgt, so ist es auch in der Litteratur meistentheils der Fall. Die Landsmannschaft gibt im glücklichsten Fall den Ausschlag, im unglücklichen kümmert sich niemand um den Armen der im Dienst der Musen seinen letzten Obolus ausgab, wenn er ihn nicht etwa dem finstern Fährmann darreichte, dessen dunkles Boot geräuschlos den unsterblichen Geist aus

dem irdischen Land der Prüfung in das Reich der Schatten hinüberträgt. Freunde der Litteratur haben sich in anerkennenswerther Weise Mühe gegeben das Loos solcher Autoren, die Fortuna niemals ein freundliches Lächeln abzugewinnen vermochten, zu verbessern, indem sie versuchten die Intelligenz der Deutschen auf diesen dunkeln Punkt hinzuleiten; von den Früchten solch ehrenvollen Bemühens haben wir aber bis jetzt noch wenig bemerkt. In der Regel weiß man von Geistern, die vor uns lebten, des Trüben viel zu erzählen. Namen zu nennen wäre hier überflüssig. Ein Blick in die Litteraturgeschichte gibt Stoff genug um lange Zeit davon zu zehren. Von Lebenden war selten die Rede. Aber man hatte den Wunsch für das lebende Geschlecht zu wirken, zu sorgen, indem man von Abgeschiedenen sprach. Die traurigen Tage, Monate und Jahre, an denen das Lebensschiff jener scheiterte oder langsam zerschellte, sollte als anfeuerndes Beispiel dienen, um den Nachgebornen Gutes zu thun. Gewirkt hat dies Streben etwas, das muß anerkannt werden, ob aber bis auf diesen Tag ein wirklich Darbender Unterstützung erhalten hat in Folge solchen Wirkens, das wissen wir nicht. Der Name Herrmann Schiff hat in der deutschen Litteratur seit langen Jahren einen guten Klang. Schiff gehört als producirender Autor zu den letzten schwärmerischen Anhängern der romantischen Schule, die längst als beseitigt zu betrachten ist. Er hat nicht eben viel geschrieben, was aber von ihm existirt, das erhebt sich weit über die Mittelmäßigkeit. Gemeingut der Nation sind seine Schriften nicht geworden, sie werden es auch schwerlich jemals werden. Schiff schreibt zu fein, zu eigenthümlich, um sich ein großes Publicum erobern zu können. Original im Leben, ist er original in seinen Schriften. Ein feiner Humor lacht als zart spottender Schalk aus allen seinen Schriften, und selbst da wo er derb auftritt, überspringt er nie die Gränze der Schönheit. Auch im Derben bleibt er anmuthig. So stellt er sich den besten Stylisten unter den modernen Autoren an die Seite. Seine originelle Sammlung jüdischer Märchen — Schiff ist Israelit von Geburt — die unter dem Titel „Hundert und ein Sabbath" wohl schon vor etwa vierzehn Jahren erschien, sein trefflicher humoristischer Roman „Schief Levinche," von dem der verstorbene Heine voll des Lobes war, sind litterarische Leistungen von bleibendem Werth, obwohl die Kritik leider wenig Notiz von ihnen genommen hat, und das Publicum sie eigentlich gar nicht las. Fragen Sie wie dieß gekommen ist, so läßt sich mancherlei darauf antworten. Schiff war zuerst und vor allem ein Original. Liebenswürdig im Gespräch, konnte doch mancher wünschen nicht genauer mit ihm bekannt zu werden. Es fehlte ihm aller Schliff des Umgangstones; ihm galt die Form, die äußere Hülle nichts. Diogenes

würde er tausendmal lieber Bruder genannt haben als einen elegant gekleideten Mann, der lackirte Stiefeln und Glacèhandschuhe trug. Das war jedenfalls eine Mißachtung moderner Cultur die sich nicht billigen läßt; an dem armen Schiff, der durch und durch von Herzen ein kreuzbraver Mensch war, hat sie sich bitter gerächt. Das Leben Herrmann Schiffs war früher ein bewegtes. Nach mancherlei Irrfahrten die ihn bald da- bald dorthin warfen, und oft curiose Abenteuer erleben ließen, kehrte er zurück in seine Vaterstadt Hamburg. Was er hier später durchzumachen hatte, wie man ihn verwies und doch wieder aufnehmen mußte, weil er nirgend anderswo bleiben konnte, das hat er selbst mit einem Humor, welcher der Feder Sterne's alle Ehre machen würde, ohne Harm und ohne jegliche Bitterkeit köstlich beschrieben. Trotz seiner Harmlosigkeit aber und seinen mehr als genügsamen Ansprüchen an das Leben ging es ihm von Tag zu Tag schlechter. Sein Styl war zu elegant und fein um Beifall zu finden, seine literarische Thätigkeit nicht geordnet genug, die Literatur, und mehr noch diejenigen die sie pflegen und tragen, vergessen ihn mehr und mehr. Er selbst ward alt und wunderlichen Aussehens. Das alles empfiehlt nicht in unserer Zeit des Scheins. Was Wunder daß sich alsbald niemand mehr um den wunderlich einherschreitenden Sonderling kümmerte? Musikalisch von Jugend auf, und im Besitz gründlicher musikalischer Kenntnisse, warf er sich jetzt in einem Raptus verzweiflungsvoller Begeisterung auf das Violon. Er wollte die Bratsche unter den Streichinstrumenten zu Ehren bringen, und behauptete Schreiber dieser Zeilen mehrmals ins Gesicht, die Bratsche mache jede Geige todt, wenn sie nur richtig gehandhabt werde. Wenn ich mich recht erinnere, so ging er damit um eine ganz eigens besaitete Bratsche zu erfinden. Auf dieser Bratsche, die er mit Virtuosität und mit jener originellen Sauberkeit spielte die uns auch aus dem geschriebenen Wort bei Schiff anlächelt, beabsichtigte er allen Ernstes Concerte zu geben. Vor etwa anderthalb Jahren trat er wirklich öffentlich als Bratschespieler auf, und zwar im Actientheater in der Vorstadt St. Pauli! Die hiesige Presse nahm nur in so fern Notiz davon als sie das Factum berichtete. Seitdem kam der talentvolle Mann mehr und mehr in Vergessenheit, und, wie man jetzt nur zu spät erfährt, auch ins Elend. Im März 1857 lief ein dunkles Gerücht durch die hamburger Presse, nach welchem ein Schriftsteller von Ruf, der nicht mehr so viel besitze um sein Haupt niederzulegen, zu Rath supplicirt und um Aufnahme in eine der Wohlthätigkeitsanstalten seiner Vaterstadt gebeten habe. Dieser unglückliche Mann war Dr. Herrmann Schiff! Seine Bitte ward genehmigt. Der Verfasser von „Hundert und ein Sabbath," Gevatter Tod," „Schief Levinche,"

und anderer von Geist und Witz sprudelnder Novellen ist seit kurzem ein Bewohner des Werk- und Armenhauses geworden! Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, auf diesen beachtenswerthen Fall die Augen jener Männer hinzulenken die gegenwärtig an der Spitze der Schillerstiftung oder des Leipziger Schriftstellervereins stehen, falls dieser noch existirt. Im Interesse der Literatur ganz Deutschlands wäre zu wünschen daß hier von jenen Vereinen etwas geschähe, um einen Mann von Geist nicht am geistigen Hungertod sterben zu lassen in einem Haus das ihn zwar gegen Wind und Wetter schützt, ihm nicht aber diejenige Speise geben kann die ein begabter wissenschaftlich gebildeter Mann, ein producirendes Talent zu beanspruchen ein Recht hat.

— Schiff Aus dem Album eines Hamburger Gelehrten theilen wir, im Einverständniß mit dem Besitzer, zwei Gedichte mit, das eine von Willibald Wulff, das andere als Parodie desselben von Dr. Hermann Schiff. Letzteres ist noch ungedruckt, wie denn überhaupt Gedichte von Hermann Schiff nicht eben häufig in Druck erschienen sind. — Ich habe nicht erfahren können, was zu dieser Parodie veranlaßte. Interessant aber ist der Gegensatz eines jungen Dichters, der am „Grabe eines Bettlers“ ganz Gefühl und Trauer ist, während der alte Verfasser des „Gevatter Tod“ an einem andern Grabe nur Gelegenheit ersieht, einen Spaß zu machen.

Am Grabe eines Bettlers.

Von

F. W. Wulff.

Nah an des Friedhofs Mauer
Da liegt ein einsam Grab,
Kein Kreuz und auch kein Denkmal
Schaut prangend d'rauf herab.

Der Todte, der dort ruhet,
Fand nimmer Fried' und Ruh',
Zum ersten Male schloß ihm
Die Lieb' das Auge zu.

Nicht eine Klage tönte,
Als man ihn trug hinaus,
Als man ihn eingescharret
In's kalte, finstre Haus.

Von keinem Menschenauge
Fiel eine Thrän' herab,
Und keine einz'ge Blume
Warf man ihm nach in's Grab.

Der Todte hatt' auf Erden
Ja nimmer einen Freund,
Und dennoch floßen Thränen,
Die hat der Himmel geweint.

Die weinenden Engel.

von

Dr. Herm. Schiff.

Inmitten unseres Friedhofs
Da steht ein Grabmal stolz,
Es weinen Marmorengel
Am Kreuz von Ebenholz.

Der Todte, der hier ruhet,
Hinterläßt nicht Weib, noch Kind,
Er hatte keine Freunde,
Er hielt kein Hausgesind'.

Nicht mal ein Pudel heulte,
Als man ihn sargte ein,
Was weinen denn die Engel
Von kaltem Marmorstein?

Was soll das ganze Grabmal?
Wer hat es ihm gestellt?
Es thaten die lachenden Erben,
Er hinterließ viel Geld.

Doch krähte nach ihm niemals
Auch weder Hahn noch Huhn,
Und sollen ihm Thränen fließen,
So muß es der Regen thun.

— Schiff. Als Heine's Reisebilder zuerst erschienen, besuchte Dr Schiff denselben, der aber kein sonderlicher Lobredner der Reisebilder war. Während des Gesprächs kam auch der Verleger Campe und frug dann den Dr. Schiff, ob er schon den Pelzschlafrock gesehen hätte, den er Heine zu Präsent machte, weil der Absatz der Reisebilder bedeutend besser wäre, als er sich vorgestellt. „Ja wohl," meinte Dr. Schiff „Sie wollen den Heine warm halten."

— Dr. Schiff saß eines Mittags in der sog. „Tonhalle". *) Da kam der nicht sehr in Achtung stehende, wohlbeleibte Theateragent Ed.

*) „Tonhalle" ist ein in Hamburg beliebtes Bierlocale.

Christiani angelaufen: „Schnell ein Seidel, ich bin ganz erschöpft — Doctor, rathen Sie, woher ich komme?“ — „Vom Galgen!“ antwortete kurzweg Dr. Schiff. — Christiani: „Nein!“ — „Nicht? Anders ist mir nicht möglich zu rathen!“ erwiderte sehr ruhig der Doctor.

Tasso, Torquato, begleitete, 27 Jahre alt, den Cardinal von Este nach Frankreich, und er wurde dort dem König Carl IX. vorgestellt. Der Monarch schenkte ihm seine Gunst und gewährte ihm sogar eine Gnade, die er vielen Andern verweigert hatte. Ein Mann, der sich durch seine Talente auszeichnete, hatte sich eines Verbrechens schuldig gemacht, worauf die Todesstrafe stand, und er war dazu verurtheilt worden; Tasso wollte den König, in Rücksicht dieser Talente, um Begnadigung des zum Tode Verurtheilten bitten. Er ging in das Louvre, erfuhr aber sogleich beim Eintritt, daß der König bereits befohlen habe, das Urtheil solle in einigen Tagen vollzogen werden, um den vielen Begnadigungsgesuchen ein Ziel zu setzen. Tasso ließ sich jedoch durch diese Erklärung eines Monarchen, von dem es allgemein bekannt war, daß er auf seinen Vorsätzen fest beharre, nicht zurückschrecken; er ließ sich bei ihm melden und wurde vorgelassen. Unbefangen trat er vor den König. „Sire,“ sagte er zu ihm, „ich komme, um Ew. Majestät zu bitten, einen Unglücklichen nach der Strenge der Gesetze, den Tod erleiden zu lassen, der durch seine strafbaren Verirrungen ein trauriges Beispiel gegeben hat, wie alle ausgezeichneten Talente und Kenntnisse den schwachen Menschen vor Verbrechen nicht schützen können.“. Den König überraschte dies so sehr, daß er, Tasso's Absicht dabei errathend, den Verurtheilten begnadigte.

— Tasso war in seiner Gemüthszerrüttung fest überzeugt, daß er vertrauten Umgang mit der Geisterwelt habe. Einst, als ihm J. B. Manso (Marquis de Villa), sein vertrautester Freund, diese fixe Idee zu benehmen suchte, gab ihm Tasso zur Antwort: „Da ich Sie nicht durch Vernunftgründe überführen kann, so will ich es durch die Erfahrung. Sie selbst sollen den Geist sehen, an den Sie nicht glauben wollen.“

Manso ging den Vorschlag ein, und am folgenden Tage, als die beiden Freunde am Kamin saßen und sich von gleichgültigen Dingen unterhielten, richtete Tasso mit einem Male die Augen starr nach dem Fenster, und schien so vertieft, daß er den Fragen seines Freundes die Antwort schuldig blieb. „Da ist er," rief Tasso endlich aus, „mein freundlicher Hausgeist, der so artig ist, zu mir zu kommen und sich mit mir zu unterhalten." Manso aber sah nichts, trotz aller Anstrengung, als die Sonnenstrahlen, die durchs Fenster schienen. Während dessen hatte Tasso ein Gespräch angefangen. Manso sah und hörte nur ihn. Bald fragte, bald antwortete er; der Sinn von Tasso's Reden war so erhaben, der Ausdruck so beredt, der Inhalt so hoch, daß sich Manso entzückt darüber fühlte. Manso durfte ihn nicht unterbrechen. Es währte lange, ehe der Geist verschwand. Tasso selbst zeigte es mit den Worten an: „Von nun an, Freund, bleibt Ihnen doch kein Zweifel!" — „Mehr als je," war Manso's Antwort, „denn so viel Schönes und Herrliches ich gehört habe, so wenig habe ich gesehen." Tasso antwortete lächelnd: „Sie haben vielleicht mehr gesehen und gehört, als . . . ." hier hielt Tasso ein, und Manso brach das Gespräch ab, voraussehend, daß Tasso eher ihm den Kopf verwirren, als er Tasso den seinigen zurechtsetzen würde.

— Tasso. Als Jemand in Tasso's Gegenwart Böses von ihm sprach, schwieg er, worüber sein Feind selbst erstaunte. Ein Anderer in der Gesellschaft, der ebenfalls kein Freund Tasso's war, sagte sogar laut: „Man muß ein Narr sein, wenn man auf so etwas nicht antwortet." — „Sie täuschen sich," erwiderte Tasso, „denn ein Narr würde nicht schweigen."

— Tasso. Der große Dichter seufzte im St. Annen-Hospitale, dem Irrenhause von Ferrara, wohin des Herzogs Alphons II. Ausspruch ihn getrieben, als das „Befreite Jerusalem" öffentlich erschien. Nach 6 Jahren (1586) stieg der Unglückliche, durch die freundschaftlichen Bemühungen des Prinzen Gonzaga befreit, wieder in's Leben hinaus, aber mit tief gebeugter Seele und erschöpfter Körperkraft. In solch' jammervollem Zustande irrte der Sänger des „befreiten Jerusalem" in seinem Vaterlande unstät umher, und kam auf dieser kläglichen Wanderung unter andern nach Mantua, Bergamo und Neapel. Im Innersten mit Welt und Menschen entzweit, war er es auch mit sich selbst und seinen eigenen poetischen Schöpfungen dergestalt, daß er sich offen gegen den Werth derselben erklärte, und Veränderungen daran vornahm, die solchen bei einer zerrütteten Seelen- und Geistesverfassung nur eher verringern konnten. Am unzufriedensten war der Erbarmenswerthe mit seinem „Gerusa-

lemme liberata." Er hielt dieses ihn verewigende Heldengedicht in Ansehung der Einheit für mißlungen, und arbeitete es um, mit dem Titel: Gerusalemme conquistata (das eroberte Jerusalem). Das Resultat konnte nicht glücklich sein, denn Einheit und Gleichgewicht waren aus des Sängers eigenem Wesen gewichen. Die Umschmelzung ist daher leider mehr geeignet, den Ruhm des Dichters zu schmälern, als zu erhöhen.

Hören wir, wie sich der gelehrte Kunstrichter Bouterweck in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften hierüber äußert: „Die Umarbeitung unter dem Titel: „Das eroberte Jerusalem," hat außer dem Dichter selbst fast keinen einzigen Freund gefunden. Es ist die Arbeit eines Hypochondristen, der aus Mißmuth und Kränklichkeit den Geschmack an seiner eigenen Begeisterung verloren hatte. Mit kalter Beredsamkeit wollte er Fehler verbessern, die in die Vorzüge seines Gedichtes so eingewebt waren, daß er jene nicht aufheben konnte, ohne diese zu entstellen. Die Composition gewann durch diese kritische Arbeit hier und da; aber Styl und Ausdruck verloren überall; und was abgeschnitten wurde, blieb unersetzt, so viel Zusätze auch der künstelnde Dichter seiner Erfindung anheftete. „Das eroberte Jerusalem" hat vier Gesänge mehr als das befreiete. Der schöne Rinald ist, um nicht mit seinem Namensverwandten beim Ariost verwechselt zu werden, umgetauft, er heißt Richard. Die Episode von Olynt und Sophron ist weggestrichen." Die Aufzählung aller übrigen Veränderungen, die das Ganze in der Anordnung und Ausführung erleiden mußte, würde hier zu speciell sein.

Dieses Gerusalemme conquistata, von Tasso's eigener Hand geschrieben, ist im Besitz der Wiener Hofbibliothek, wo es mit gewohnter Hospitalität gezeigt, und von einem der vielen kenntnißreichen Bibliotheks-Beamten mit Zuvorkommenheit besprochen wird. Das Manuscript beginnt erst mit der dreißigsten Stanze des zweiten Gesanges. Auf der innern Seite des rothsammtnen Einbands ist von fremder Hand geschrieben: „Donato alla libraria di S. Apostoli dal Sigr. Scipione Palverino al mese di Agosto 1623." Da der Dichter 1595 in eine gerechtere Welt hinüberschlummerte, so geht hervor, daß dieses Geschenk 28 Jahre darnach gemacht wurde. Das Manuscript, in klein Folio, ist auf Papier, und gehört unter die leserlichern jener Zeit. Höchst merkwürdig, besonders in psychologischer Hinsicht, erscheinen die vielen nachträglichen Verbesserungen und Abänderungen, gleichfalls von Tasso's Hand, welche nicht nur einzelne Wörter, sondern manchmal ganze Verse betreffen. Auf welche Weise dieser kostbare Codex in die k. k. Hofbibliothek

gelangt ist, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; man vermuthet es sei durch Metastasio geschehen. *)

Wer würde diese ehrwürdige Reliquie und ihre theuren Schriftzüge wohl betrachten können, ohne, von innerster Wehmuth ergriffen, den Manen des unglücklichen Sängers eine Thräne zu weihen!

— Tasso. In einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin hielt der geistvolle, durch die Kunst, historisch zu portraitiren, und sein novellistisches Darstellungstalent ausgezeichnete Geschichtsforscher Ranke einen in vieler Beziehung höchst interessanten Vortrag über Torquato Tasso. Ueber die Gemüthsstimmung des Dichters erklärte er, kraft seines Quellenstudiums der Geschichte damaliger Zeit, Manches auf, wodurch die Darstellung unserer Poeten, die dies Thema auffaßten, sich als antihistorisch erweist. Nach Ranke's Documentirung war es nicht vorzugsweise die Liebe zur Princessin, die den Dichter in Melancholie versinken ließ, sondern die Qual religiöser Skrupel, die ihn folterten. Die harte siebenjährige Kerkerstrafe kam dazu, um ihm die heitere Besonnenheit des Lebens zu rauben. Im Gefängnisse verschärften sich die religiösen Gewissensbisse. Er studirte eifrig die Kirchenväter, glaubte mit Engeln und abgeschiedenen Geistern in wirklichem Umgange zu stehen, und faßte endlich den Entschluß, sein „befreites Jerusalem" nach der neu gewonnenen religiös-mystischen Anschauung umzuschmelzen. Wir haben nach Göthe's Gedicht, nichtdeutsche Autoren zu vergessen, eine Anzahl von Dramen dieses Sujets von Raupach, Zedlitz und Brummer erhalten; auch J. D. Hoffmann in Jena hat ein Stück geschrieben, das, wie sein Faust, das Göthe'sche Gedicht gewissermaßen fortsetzt und beschließt. Wie viel werden wir nunmehr noch erhalten, nachdem eine neu gewonnene Anschauung von Tasso's Gemüthszustande das Interesse anders gestaltet? Mich dünkt, jetzt sei es mehr an der Zeit, einen Tasso zu dichten. Die Selbstqual eines Dichtermenschen in religiösem Irrsinn enden zu lassen, so daß er sich, sein Talent und sein Gedicht rettungslos zerstört, hat freilich etwas tief Vernichtendes.

Taubmann, noch sehr jung, besaß schon eine bedeutende Kenntniß des Lateinischen, ging zu Rollenhagen und bat, ihn doch auch unter seine Schüler aufzunehmen. Rollenhagen machte Schwierigkeiten und sagte zu Taubmann, der sich weit unwissender stellte, als er in der That war: Für seine Prima sei er zu ungeschickt, und für seine Quinta zu

*) Man möge diese Notiz auch mit von Leons sehr brauchbarer „Beschreibung der Hofbibliothek" vergleichen, die wir in diesem Augenblicke nicht bei Handen haben.

groß, er wisse nicht, was er mit ihm anfangen solle. Taubmann ließ sich dadurch nicht abschrecken und bat inständigst, daß er ihm doch nach Prima setzen möchte, denn er sei blos darum gekommen, damit er sich Gelegenheit verschaffte, ihn selbst zu hören, und werde es an Mühe und Fleiß gewiß nicht fehlen lassen. Rollenhagen gibt endlich nach und setzte den Supplicanten wirklich in seine erste Classe, wo Taubmann auch, seinem Versprechen gemäß, mit aller nur möglichen Anstrengung arbeitete. Kaum ist einige Zeit vergangen, so gibt Rollenhagen ein Thema zu lateinischen Versen auf. Taubmann arbeitet dies nicht blos in einer, sondern in allen möglichen Arten von Sylbenmaßen der Alten, setzte dann die Worte: „Taubmannus adfuit“ darunter und machte sich plötzlich unsichtbar. Rollenhagen erstaunt nicht wenig über eine so gelungene Arbeit, eilt ihm auf der Stelle nach und will, als er ihn glücklich eingeholt hatte, durchaus wieder mit sich zurücknehmen; allein der Flüchtige, welcher die frühere Zurücksetzung nicht ganz verschmerzen konnte, antwortete: „Satis est, me audivisse Rollenhagium, te vidisse Taubmannum.“

— Taubmann. Der Decan und Dichter Homagius in Schwabach schlug einst Taubmann vor, eine von seinen drei Töchtern zu heirathen und sich die Schönste zu wählen. „Die Schönste?“ sagte Taubmann, „da könnte mir's gehen wie dem Paris mit der Venus. Nein, ich will Eure drei Töchter in gleichem Werthe halten und um der Schönsten willen die beiden Anderen mir nicht gehässig machen.“ — Das heißt mit Verstand einen Korb geben.

— Taubmann. Im Jahre 1595, als Taubmann Professor in Wittenberg geworden war, entdeckte ihm sein vertrauter Freund, Professor Sieber, daß er die Jungfer Elisabeth Matthäi zu heirathen wünsche, und bat ihn, hinzugehen und statt seiner das Wort zu reden. Taubmann ließ sich dies gefallen, verfügte sich in das Haus der Jungfer und ließ sich das Jawort geben, — aber nicht für seinen Freund und Collegen, sondern für sich. Sieber nahm dieses als einen lustigen Scherz auf und stellte sich, als ob er es nicht hoch achtete, ließ aber das Heirathen sein und starb als Junggeselle im Jahre 1616.

— Taubmann. Es trank einmal der Kurfürst von Sachsen Taubmann einen Becher mit Wein zu, worin er ein schönes Goldstück geworfen hatte, und sagte, daß, wenn er einen lustigen deutschen Vers schnell darauf machen könne, er das Goldstück erhalten sollte. Taubmann nahm den Becher mit Freuden her, weil er sich des reichen Fisch-

zugs versichern konnte, trank den Wein völlig aus und langte das Goldstück aus dem Becher mit dem Verse hervor:

„Zwei Götter können sich im Glase nicht vertragen;
Geh' Plutus in den Sack und Bacchus in den Magen!"

— Einst speiste Taubmann beim Kurfürsten. Da befahl dieser heimlich seinem Haushofmeister, seinen silbernen Löffel dem Taubmann in die Tasche zu prakticiren. Es geschah. Taubmann bemerkte es, verstellte sich aber und ließ sich den Löffel einstecken. Indessen brachte Taubmann gar listig den Löffel in des nebensitzenden Kurfürsten Tasche. Nach der Tafel war ein Suchen und Fragen nach dem Löffel und man untersuchte die Taschen der Gäste nach der Reihe herum, bis auf den Kurfürsten und Taubmann. Da sagte jener zu diesem: „Einer von uns Beiden muß ihn haben, ein Schelm hat ihn gestohlen, Unter uns muß auch nachgesucht werden." Es geschah. Der Löffel fand sich in des Kurfürsten Tasche, und die Posse gefiel diesem so wohl, daß er seinen Löffel Taubmann schenkte.

— Einst war Taubmann beim Kurfürsten in Ungnade gefallen. Weil er aber im strengen Winter Holz brauchte, so ließ er sich beim Kurfürsten nur auf ein einziges Wort anmelden. Es wurde ihm erlaubt zu kommen, aber ja nur auf ein einziges Wort. Taubmann kam blieb aber stockstille stehen und redete kein Wort. Endlich fragte ihn der Kurfürst: „Taubmann, was begehrt Ihr?" Und Taubmann antwortete: „Holz!" Hiermit hielt er ein und sagte kein Wort mehr. Darüber lachten Alle, und Taubmann bekam nicht nur Holz, sondern auch einen Pelz.

— Taubmann. Die Kurfürstin verlangte einmal Taubmanns Frau zu sprechen. Da machte er jener glaublich; daß seine Frau sehr harthörig wäre und ihr Alles in das Ohr geschrien werden müßte. Die Kurfürstin ließ es sich gefallen, und Taubmann brachte seine Frau, welcher er vorher gleichfalls glaublich gemacht hatte, daß die Kurfürstin sehr übelhörig wäre und ihr Alles in das Ohr geschrien werden müßte. Sobald nun beide Frauen zusammen kamen, ging es an ein Schreien, daß Alles im Schlosse zusammenlief. Die Professorin schrie der Kurfürstin schrecklich entgegen und diese jener. Die sinnreiche Posse gefiel aber dem Kurfürsten und der Kurfürstin so wohl, daß sie Taubmann dafür reichlich belohnten.

— Taubmann. Einst fragte ihn der Kurfürst bei der Tafel unter andern, was die Studenten in Wittenberg machten. Taubmann stellte sich, als hätte er diese Frage nicht gehört, aß hastig fort und leerte in aller Eile einen Becher aus. Darauf stand er schweigend auf, ließ sich

von einem der anwesenden Hofjunker einen Degen geben, ging damit hinunter auf den Schloßplatz, wetzte auf den Steinen, daß die Funken umherstoben, schrie abwechselnd bald Vivat, bald Pereat, bald Horrida, Lichtweg u. s. w., sprang, brüllte und tobte dabei, als ob er von Sinnen gekommen wäre. Der Kurfürst, welcher seine Frage längst vergessen hatte, erschrack über den Teufelslärm und erkundigte sich, wer der Wütherich sei. Man berichtete, es sei Taubmann. „Er soll heraufkommen," sagte der Regent. Der Professor erschien. „Was zum Henker treibt Ihr denn da unten für ein Spectakel! Seid Ihr besessen, oder was fehlt Euch?" — „Eure Durchlaucht," versetzte Taubmann, „verlangten vorhin zu wissen, was die Studenten in Wittenberg machen. Exempla illustrant rem. Ich habe daher soeben gezeigt, wie sie's zuweilen zu treiben pflegen." Der Kurfürst fing herzlich an zu lachen und hieß ihm sich nur wieder ruhig niedersetzen, welches unser Professor sich denn auch gar gern gefallen ließ.

— Taubmann war einst mit dem Cardinal Clesel, der ihn weidlich aufzog, bei dem Kurfürsten von Sachsen zusammen. Taubmann, des Reckens überdrüssig, rief: „Ach, Herr Cardinal, schweigen Sie doch. In Ihnen stecken ja 150 Esel!" — „Den Beweis möchte ich sehen!" erwiderte der Cardinal. — „Sogleich," versetzte Taubmann, holte Kreide und schrieb auf den Tisch: CL ESEL!

— Taubmann. Außen vor dem Wittenberger Elsterthor ist ein wunderschönes Echo, wohin einst Taubmann mit einigen Studenten lustwandelte. Hier zeigte er ihnen denn im Scherze (im Ernst that er es wohl auf andere Weise): was ein alter und ein junger Jesuit sei, indem er dem Echo Folgendes zurief:

Taubm. Nonne nequam est Jesuita? Echo. Ita!
Taubm. Quid est Jesuitulus? Echo. Vitulus!

Ein nicht minder wahrer Ausspruch über die Jesuiten, welcher Taubmann zugeschrieben wird, ob jedoch mit Recht oder mit Unrecht, das müssen wir unentschieden lassen, lautet:

Si cum Jesuitis, non cum Jesu itis;
Si cum Jesu itis, non cum Jesuitis!

— Taubmann. Ein vornehmer, aber ziemlich grober Herr lud einmal Taubmann zu Gast. Als sich nun dieser einstellte und dem Herrn die Hand gab, hielt ihn dieser sehr fest und sprach: „Herr Professor, was macht Ihr doch daheim, daß Ihr so grobe und harte Hände habt? Ich glaube gar, Ihr seid ein Drescher?" — „Errathen," versetzte Taubmann, „jetzt habe ich schon den Flegel in der Hand."

— Taubmann. Bei einer Vorlesung im Collegium sah einmal Taubmann, wie der benachbarte Weinwirth einige Kübel mit Wasser in den Weinkeller trug, und rief deswegen laut auf dem Katheder: „Feuer! Feuer!" Die Studenten riefen: „Wo?" — „Dort im Keller!" antwortete jener. Als nun die Studenten haufenweise in den Keller hinabliefen, fanden sie den Weinschenk oben auf dem Fasse sitzen und Wasser in den Wein schütten. So artig wußte Taubmann die im Finstern schleichenden Wiedertäufer an das Licht zu ziehen.

— Taubmann. Ein sehr begüterter junger Edelmann, der in Wittenberg studirte und unseres Professors Kostgänger war, pflegte zuweilen Reisen zu machen und entschloß sich, ein wüstes Dorf, das ihm auf einer derselben aufstieß, wieder aufzubauen und zu bevölkern. In Kurzem war der neue Pflanzort angelegt, allein — wurde damals gerade eine Anzahl patriotischer Aristokraten ihrer großen Tugenden wegen aus dem Lande gejagt, oder eine deutsche Reichsarmee verabschiedet! — genug, er bestand aus lauter zusammengelaufenem Lumpengesindel. Einst reiste Taubmann mit seinem Tischgenossen aus, um das neue Dorf zu besehen. „Nun, Herr Professor!" sagte der Edelmann, als man Alles wohl in Augenschein genommen hatte, „wie gefällt Ihnen meine Colonie?" — „Recht wohl!" war die Antwort. „Indessen haben Sie doch etwas vergessen." — „Und was wäre das?" — „Sie hätten vor allen Dingen eine Papiermühle hier anlegen sollen." — „Eine Papiermühle? Warum, in aller Welt warum eine Papiermühle?" — „Damit man doch wüßte, was man mit dem Lumpenpack hier im Dorfe anfangen soll."

— Einst besuchte Taubmann eine Anzahl Zechbrüder, die, was eben nicht alle Tischfreunde zu thun pflegen, gleich beim Eintritt erklärten, sie kämen bloß, um sich einmal recht gütlich bei ihm zu thun. Nun hatte freilich unser Professor, bei dem meistens Schmalhans Küchenmeister war, gar keine sonderliche Freude über die Ehre, welche man ihm zu erzeigen drohte. Da sie indessen nicht abzulehnen stand, so hieß er seine Gäste willkommen und bat sie, ihre Mäntel abzulegen und Platz zu nehmen; er wolle sogleich Anstalt machen. Dem Famulus ward befohlen, die sämmtlichen Mäntel für's erste in seine Studirstube zu tragen. Man setzte sich, Taubmann that so geschäftig, als ob er einen Hochzeitschmaus anzurichten hätte, und in Kurzem war der Tisch, zur größten Freude der durstigen Fremdlinge, mit Flaschen und Gläsern bepflanzt. Die Herren ließen sich's wohlschmecken und leerten einen Becher nach dem andern auf die Gesundheit ihres Wohlthäters, der immer mehr auftrug, welches denn die Gäste, die so etwas an ihm gar nicht gewöhnt waren, nicht wenig in Verwunderung setzte und ihnen zu allerlei Glossen Ver-

anlassung gab. Der Eine meinte, der Professor habe heute die Spendirhosen an, der Andere, er habe einen reichen Vetter beerbt, es sei dies ein Zeichen seines herannahenden Endes u. s. w. Taubmann lächelte und schwieg. Endlich erinnerten die das Capitolium umnebelnden Dünste des Weines und Bieres nebst dem Mitternachtsrufe des Wächters unsere Zecher an den Abmarsch. Sie brachen also auf und baten sich ihre Mäntel aus. Taubmann. „Die sind in guter Verwahrung.“ — „Das sind sie. Aber wir wollen Dich nunmehr davon befreien.“ — „Das hab ich schon selbst gethan.“ — „Du selbst? Wie so?“ — „Ich habe sie zum Unterpfande für unsere Zeche auf den Stadtkeller geschickt, da könnt Ihr sie Morgen wieder einlösen; und damit kein Streit darüber entsteht, so will ich selbst dabei gegenwärtig sein.“ Die Herren sahen einander an und brachen endlich in ein lautes Gelächter aus. Nun mußte er freilich, zur Strafe für die ihnen gespielten Possen, am folgenden Tage mit ihnen einige Stunden auf dem Stadtkeller verderben; aber dafür war er auch dieser zudringlichen Gäste auf immer entledigt.

— Taubmanns Fenster befanden sich in den erbärmlichsten Umständen. Er pflegte ihre Scheiben, nach dem verschiedenen Einfluße, welchen die Zeit auf sie gehabt hatte, einzutheilen: 1. in diejenigen, durch welche man hindurch sehen kann; 2. in diejenigen, durch welche man nicht hindurch sehen kann. Unter diesen verstand er die erblindeten, unter jenen die zerbrochenen. Ueberhaupt ging es ihnen wie den berüchtigten unglücklichen Pantoffeln des geizigen Al Casem zu Bagdad, von welchen der Dichter sagt: „Es hatte zu Bagdad der Kern aller Meister durch Hacken und Sohlen und Schnauzen und Reißer die Trümmer verbunden, gepappt und geflickt, schon zwei Mal zehn Jahr der Verwesung entrückt.“ — Die ganze löbliche Zunft der Glaser würde an diesen Fenstern vergebens ihre Kunst verschwendet haben, daher man's unserm Professor unmöglich verargen kann, wenn er sich nach einer Generalreform derselben sehnte. „Aber woher nehmen wir Brot in der Wüste?“ sagte er, so oft er sie ansah und mit dem Zustande seiner Finanzen verglich. Das Problem war also: „wie er zu neuen Fenstern gelangen könnte, ohne selbst den Beutel ziehen zu dürfen.“ Man höre, wie er es auflösete. An einem Winterabende, als der Thauwind den Schnee zu ballen begann, stand Taubmann am Fenster und hörte einen Haufen lustiger Zechbrüder unter lautern Jubel die Gasse heran kommen. Sogleich reifte ein Plan in seinem Kopfe. Er warf seinen Mantel um, drückte den Hut tief in's Gesicht, mischte sich unter die „Horrida!“ und „Lichtweg!“ schreienden Söhne Minervens, und rief, als der Schwarm vor seinem Hause vorüber ziehen wollte: „Brüder! wißt Ihr was! wir wollen Taubmann

eine Fenstermusik bringen. Vivat sequens!“ Und damit warf er einen Schneeball gegen die alten Fensterscheiben, daß sie klirrten. Sein Beispiel fand gar bald Nachfolger, und in Kurzem war der Boden mit Glastrümmern bedeckt, worauf denn die Herren laut jauchzend fürbaß zogen. Taubmann, der seinen Endzweck nach Wunsch erreicht und sich die Hauptperson dieses Trauerspiels wohl gemerkt hatte, schlich nun in aller Stille wieder davon und nach Hause. Wer in der Trunkenheit sündigt, der muß gar oft bei nüchternem Muthe dafür büßen. Kaum hatten die Nachtschwärmer den Rausch ausgeschlafen, so wurden sie vom Pedell durch ein dominus citatur ad Magnificum vor das Concilium beschieden, wo unser Professor mit der Klage gegen sie auftrat, daß sie ihm am verwichenen Abend die Fenster eingeworfen hätten. Die Beschuldigten wollten sich auf's Leugnen legen; allein Taubmann hatte sie genau erkannt, und wußte sie so unwiderlegbar zu überführen, daß sie die That eingestehen und sich ohne weitere Umstände bequemen mußten, ihm neue Fenster machen zu lassen.

— Taubmann. Der Dr. Koch und Taubmann waren einst abgeordnet, auf den Landtag nach Dresden zu reisen. Der Dr. Koch stellte seine Reise etliche Stunden früher an und sagte im Gasthause zu Großenhayn, daß bald der Scharfrichter aus Wittenberg kommen würde, dem man einen offenen Krug vorsetzen müßte. Dieses wiederfuhr Taubmann bei seiner Ankunft. Als er um die Ursache eines solchen Betragens fragte, hörte er, daß Koch ihm diesen Streich gespielt habe. Er entschloß sich nun, sich an ihm zu rächen. Kaum war er in Dresden angelangt, so ging er zum Kurfürsten, und gab den Doktor als einen Ehebrecher an, der bei seiner Köchin geschlafen habe. Dieser ward gerichtlich vorgeladen und berief sich wegen seiner Unschuld auf Taubmann, der ihn aber fragte wie er das Verbrechen nur leugnen möge, denn wenn er Koch hieße, so möchte seine Frau Köchin heißen, bei der er oft geschlafen habe.

Thümmel. Oft klagte Thümmel, wenn ihm Dichterwerke zur Durchsicht und Verbesserung zugesandt wurden, über die Zumuthung, diese zum Theil schmutzige Wäsche zu reinigen. Einst hatte ihm eine bekannte deutsche Dichterin ein, ungeachtet einzelner schönen Stellen mittelmäßiges Epos gesendet. Seine Gutmüthigkeit und Feinheit gegen das weibliche Geschlecht erlaubten ihm nicht, die Sache geradezu abzulehnen. Eines Abends gestand er einem Freunde: er habe nun ein Mittel gefunden, den Kopf für jetzt und vielleicht für immer aus der Schlinge zu ziehen, ohne es mit der liebenswürdigen Dichterin zu verderben. Er hatte nämlich ihr Gedicht ganz umgearbeitet, aber dasselbe dabei zugleich in ein so

frivoles Gewand gekleidet, daß die zartfühlende Frau durchaus nicht wagen konnte, diesem Stiefkinde ihren Namen zu geben, und es in ihr Pult verschloß.

— Thümmel bewirthete einst bei der Feier seines Geburtstages nach dem Mittagsmahle mit einem köstlichen Kaffee, den er selbst in einer eigenen Maschine zu bereiten pflegte. Einer der Anwesenden äußerte: „Der Verfasser der Wilhelmine ist auch im Kaffeebereiten klassisch." — „Nun," entgegnete Thümmel, „so habe ich doch wenigstens den Trost, nach meinem Tode im Reiche der Kaffeeschwestern noch fortzuleben."

— Thümmel. Erschöpft von der Hitze auf einem Spaziergange nach dem herzoglichen Lustschlosse Friedrichswerth, kehrte Thümmel einst unterweges in einer Mühle ein, die einst sein Eigenthum gewesen, doch schon vor zwanzig Jahren von ihm verkauft worden war. Er bat um ein Glas Milch, und erkundigte sich dann nach der Einrichtung der Mühle, worüber er die gewünschte Auskunft erhielt. Endlich aber fing er an, allerlei Warnungen und gute Lehren wegen des Gebrauchs des Mühlenrades und der Geräthe auszuspenden, und zwar in einem strengen Tone, welchen der Besitzer sonderbar und ungehörig fand, bis es sich endlich entdeckte, daß Thümmel sich noch für den Besitzer jenes Grundstückes und den Eigenthümer für seinen Pächter hielt.

— Thümmel äußerte einst: „Merk' ich einmal an den Gesichtern meiner Aerzte — und auf Gesichter versteh' ich mich, — daß es für diese Welt aus ist mit mir, so leer ich dies Fläschen auf eine glückliche Reise." Er hatte sich nämlich ein Fläschen 1768iger Rheinwein aufgehoben. Gewissenhaft hielt er sein Wort, denn er starb mit der Flasche in der Hand.

Ludwig Tieck und seine Geschwister sollen schon als Kinder viel Vergnügen an der Lectüre verschiedener Theaterstücke gefunden haben; da aber ihr Vater ein Feind des Theaters war, so mußten sie von den abgelegensten Schlupfwinkeln des Wohnhauses Gebrauch machen. Als sie auch hier nicht mit voller Sicherheit ihre Vorlesungen halten konnten, so waren sie gezwungen, ein anderes Plätzchen zu suchen.

Eines Sonntags nämlich durchstreifte Tieck, wie es Knaben zu thun pflegen, müßig und gelangweilt die St. Petri-Kirche. Er gelangte in einen weit entlegenen Winkel des Chors, wo sich niemand befand, weil dort die Worte des Predigers nur undeutlich zu verstehen waren, und selbst Gesang und Orgel nur halblaut ertönten. Tieck ersann sogleich daß hier ein passender Ort für seine Lectüre wäre. Nachdem er seinen Geschwistern die gemachte Entdeckung mitgetheilt hatte, fanden sie es für zweckmäßig, den nächsten Sonntag zum Tage ihres Besuches zu bestimmen. Der beschlossene Tag kam heran und die Kinder schlichen an den finstern

Ort. Schnell wurde das Buch geöffnet und Ludwig begann unter Verzweiflung und Verwünschung Carl Moor's Worte: „O Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodilenbrut!" Kaum waren diese Worte gesprochen, als unser Vorleser vor Schrecken erstarrte. Wie Donner erschallten die Worte Carl Moor's aus allen Ecken der Kirche. Nicht geringes Entsetzen erfaßte die Gemeinde. Der Priester auf der Kanzel stockte und keiner der Gläubigen konnte sich die Bedeutung dieser Worte erklären, bis die Kinder das Geschehene erst in späterer Zeit erzählten.

— Tieck, sagte bei Gelegenheit, als eine Sängerin sich weigerte, in einer Oper aufzutreten: „So lange es unmöglich bleibt, von Obrigkeitswegen einen solchen Eigensinn zu bestrafen und zu hindern, so lange das Publicum selbst nicht eine solche Frechheit und Verachtung seiner selbst so ahndet, daß kein Zweiter dieselbe Vergehung wieder wagt, so lange bleiben wir das Opfer dieser Capricen von unwissenden Menschen, die für ihr mäßiges Talent viel zu sehr belohnt und von den Directionen und allen Zuhörern verzogen werden."

— Tieck. Hebbel, der während seines Aufenthalts in Berlin (1851) mit Tieck viel verkehrte, erzählte folgendes: Tieck las eines Abends im Beisein des Philosophen Hegel Shakespeare's Othello vor und brachte, wie gewöhnlich, einen gewaltigen Eindruck hervor, namentlich durch die Art, wie er den „Jago" zu lesen verstand. Hegel war ebenfalls tief ergriffen und er schwieg lange; endlich räusperte er sich und brach in die unglaublichen Worte aus: „wie zerrissen muß dieser Mensch (Shakespeare) gewesen sein, daß er das so darstellen konnte!" Tieck, der seinen Ohren kaum zu trauen wagte, entgegnete ungestüm: „Professor, sind Sie des Teufels?" Die Freundschaft der beiden Männer war von nun an für immer gestört.

— Tieck, fand man zwar in seinem 80. Jahre zu Bette liegend dennoch aber gerade so wie zehn Jahre seiner alten Traditionen eingedenk, gegen die neue Welt mißtrauisch, aber zu einem feinen Humor immer nach aufgelegt und von unerschöpflicher Sympathie für das deutsche Theater. Er äußerte sich zu jener Zeit, einstmal im lächelnden Tone zu Laube: „Was wollen Sie, ich habe selbst Schauspieler werden wollen in meiner Jugend. Ich habe all meine Studien darauf gerichtet und verstehe eben deshalb mehr von der Sache als Andere und mein Hauptvorwurf gegen die deutschen Schauspieler ist immer dahin gegangen, daß sie nicht sprechen können. In den Nebensachen versuchen sie künstliche Sprünge, im Hauptpunkte ihrer Kunst aber, in Behandlung der Rede, bleiben sie getrost unkundig." Wie wahr! Und heutigen Tages noch mehr anwendbar als zur Zeit Tiecks.

— Tieck hatte bekanntlich eine hartnäckige Abneigung gegen Iffland und sagte: Iffland war trivial und das äußerte sich im Schauspieler, wie im Schriftsteller und im Director, gegen Fleck ein niederschlagender Rückschritt.

Uz war unverheirathet. Einst liebte er ein Mädchen, Demoif. H.. in Anspach, welches die „Chloe" in seinen Gedichten war. Allein Uz entdeckte ihr seine erst, als sie schon längst an einen Prediger verheirathet war und er sie zufällig in einer Gesellschaft fand.

— Uz speiste einst mit Junkheim und Lösch bei dem Präsidenten von Wechmar. Lösch neckte Uz, wie gewöhnlich mit seiner „Chloe." „Nein," sagte Wechmar, das muß ich dem Herrn Assessor hier attestiren, daß er, sobald er in mein Collegium gekommen ist, seiner lieben Chloe gute Nacht gegeben hat. — „Ach, Ew. Excellenz," antwortete Uz, „dies Glück habe ich nie gehabt." —

— Uz. So sehr die Sprache sich auch seit Uz' Zeiten vervollkommnet hat, so verwöhnt wir durch den höheren Schwung unserer neueren Poesie sind, so wird doch eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte immer interessiren. Mir gewährte eine kritische Vergleichung seines Gedichts an die Freude mit dem Schiller'schen viel Vergnügen. In jenem spricht sich der sanft begeisterte, in diesem der feuertrunkene Dichter aus. Der Geschäftsmann Uz war bei dem Ansbachischen Justiz-Kollegium angestellt, als Dichter aber seinem Fürsten, dem Markgrafen Alexander, unbekannt geblieben. Diesem wurde, während seines Aufenthaltes in Rom, vom Pabst Clemens dem XIV., der Uz' Gedichte in einer italienischen Uebersetzung gelesen hatte, Glück gewünscht, einen so vortrefflichen Sänger in seinem Lande zu besitzen. Dadurch aufmerksam gemacht, ließ der Markgraf nach seiner Zurückkunft ihn zu sich kommen, und bezeugte ihm seine Achtung, zeichnete ihn auch in der Folge ehrenvoll aus.

Uhland in Wien. Der Ausspruch Uhland's im deutschen Parlamente: „Wenn ich einen Oesterreicher sprechen höre, ist mir, als ob ich den Laut des adriatischen Meeres vernähme," ist historisch geworden.

Ohne Oesterreich konnte er sich kein ganzes Deutschland denken, wenn auch seine Mahnung:

„Auf, gewaltiges Oesterreich,
Vorwärts, thu's den Andern gleich!"

lange ohne Erfüllung blieb.

War es ein Herzenszug nach dem stammverwandten Lande, eine Sehnsucht, sich in den herrlichen Wäldern, an den blauklaren Seen, den Gletschern und Alpen Oesterreichs zu erfrischen, oder lockten Uhland die Liederstimmen, welche verzaubert in den vergilbten Blättern unserer Bibliotheken wohnten? Uhland sprach oft den Wunsch aus, nach Oesterreich zu kommen, aber er — traute sich nicht.

Dies ist wörtlich wahr. Die geheime Polizei, die ihr blutverwandte Censur, der naiv patriarchalische Absolutismus waren allerdings geeignet, den freigesinnten Abgeordneten des würtembergischen Landtages mißtrauisch zu machen und Oesterreich als eine Höhle des Löwen zu betrachten.

Waren auch seine Dichtungen nicht, wie Goethe sich graziös ausdrückt, „durch das Verbot der österreichischen Censur bekränzt," so mochte er doch jenes zu Beginn der Dreißigerjahre erschienene Reisebuch aus Oesterreich gelesen haben, worin der Verfasser, den Börne als einen „Franzosenfresser" und Heine als einen „Denuncianten" für die Nachwelt einpöckelten, treuherzig erzählt: wie ihm der Arzt eine mehrwochentliche Gedankendiät angeordnet und er sich daher entschlossen habe, nach — Oesterreich zu reisen. Es herrschte große Entrüstung in Wien über diese Auskunft und das Schlimmste war, daß sie niemand für — wahr hielt.

Nur zögernd nahte sich Uhland den schwarzgelben Schranken, und noch von Ischl her richtete er an den gelehrten, ihm befreundeten Custos der k. k. Ambrasersammlung, Herrn Bergmann, der ihm schon früher eine Abschrift aus dem Ambraser-Heldenbuche geschickt hatte, die zaghafte Frage, ob er ohne Behelligung nach Wien kommen könne, wo man damals selbst die Nibelungen, wenn sie auf einem Geisterschiffe die Donau herabgekommen wären, um ihre von allen königlichen, großherzoglichen, herzoglichen und kurfürstlichen Gesandtschaften vidirten Päße gefragt hätte. Es mochte wohl auch das berühmte Lied: „Naderer da!" des Wiener Spaziergängers dem Dichter „für das freie Recht" abschreckend in den Ohren geklungen haben.

Uhland ahnte wohl in seiner Bescheidenheit nicht, wie viele Tausend Herzen, von seinen Liedern bewegt, von seinen Balladen ergriffen, ihm gerade in Oesterreich entgegenschlugen, daß eine ganze Generation von Dichtern sich an ihm emporrankte, und ihn wohl auch nachahmte. Die edelsten Dichter Oesterreichs richteten Gedichte an ihn; Grün wid-

mete ihm seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten." Lenau rief ihm aus den Urwäldern Amerikas den berühmten Vers zu: „Uhland! wie stehts mit der Freiheit daheim?" Wenn Herr v. Cotta seine Hauptbücher aufschlagen wollte, dürfte er nachweisen können, daß ganze Auflagen von Uhland's Gedichten in Oesterreich allein ihren Absatz fanden.

Uhland kam Mitte Juli 1838 über Ischl in Wien an, und bezog eine Wohnung „zur Stadt Frankfurt." Sein erster Besuch galt seinem Freunde in der Ambraser sammlung, die seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nahm, besonders der Rest der altdeutschen Handschriften und das „König Ottind-Buch." Uhland betrachtete und studirte hier nicht allein, er wußte auch zu gelehrter Forschung anzuregen. Das „Ambraser-Liederbuch" vom Jahre 1582, das Bergmann später herausgab, und das seinen Ruhm vermehren half, verdankt Uhland die Veröffentlichung, der in wiederholten Gesprächen zu derselben aufmunterte.

Eines Abends versammelte Herr Bergmann in seinem Hause einen Kreis von Verehrern um den Dichter. Es erschienen unter Anderen die greise Caroline Pichler, Pauline v. Koudelka, die nachmalige Gattin des jetzigen Staatsministers, mit welcher Bergmann „Homer und Sophokles" in der Ursprache zu lesen pflegte, und die wegen ihrer ausgezeichneten Blumengemälde die österreichische Rachel Ruysch genannt wurde. Alle waren gespannt auf die Erscheinung und auf das Wort des edlen Dichters, und alle waren auf die unangenehmste Weise überrascht, denn Beides entsprach gleich wenig dem Bilde, das die Phantasie von Dichtern gerne zu entwerfen pflegt. Gleich zu Beginn wurde ihm Caroline Pichler vorgestellt. Uhland sagte ihr wörtlich: „Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; besonders wird es meine Frau, die Ihre Werke gerne liest, freuen, wenn sie hört, daß ich Sie kennen gelernt habe."

Wahrscheinlich hatte Uhland nie eine Zeile von Caroline Pichler gelesen, und war in seiner schlichten schwäbischen Weise nicht unredlich genug, eine Salonlüge zu sagen. Die Gesellschaft fühlte aber das Peinliche, und Uhland's Benehmen war nicht geeignet, den Eindruck zu verwischen.

Er benahm sich eigentlich gar nicht, er schwieg; aber er schien antheillos auch nicht einmal zuzuhören. Nur mühsam war ihm ein Wort, eine Aeußerung abzuringen. Sein Auge mochte, wie er in einem seiner Lieder sagt, „nach innen strahlen."

Der kaiserliche Rath Bergmann unterrichtete damals den jüngsten Sohn des Erzherzogs Karl, den Prinzen Wilhelm. Der berühmte Feldherr forderte Bergmann auf, den von ihm hochgehaltenen Dichter zur

Tafel nach dem Schlosse Weilburg bei Baden zu bringen. Da gab es harte Arbeit mit Uhland. So sehr er sich durch eine solche Aufmerksamkeit geehrt fühlte, überwog fast die Schüchternheit und ihre leibliche Schwester, die Unbeholfenheit des kleinstädtischen deutschen Professors, und er sann darüber nach, wie er die ehrende, aber ihn peinigende Einladung ablehnen könnte. Die freundlich dringende Zusprache Bergmann's, die Mittheilung, wie einfach und leutselig die ganze fürstliche Familie sei, bewogen endlich den offenbar sehr bedrängten Dichter zur Zusage.

Am 21. Juli, einem Samstage, fuhren Bergmann und Uhland nach der Weilburg. Damals führte noch nicht die Eisenbahn dahin, und gewöhnlich machten die einst witzigen Fiaker Wiens in Neudorf, auf dem halben Wege, Halt, um die Pferde zu tränken und den Reisenden Zeit zu gönnen, nach gut österreichischer Sitte die hier berühmten „Würfteln mit Kren" zu frühstücken. Auch unsere Reisenden kehrten ein, und wir würden dieses geringfügigen Umstandes nicht erwähnen, wenn hier nicht ein zufälliges Zusammentreffen Uhland's mit Conradin Kreutzer stattgefunden hätte. Uhland hatte seinen Landsmann, der vielleicht die schönsten seiner Lieder durch echt nachempfindende und tragende Musik erst recht populär gemacht hat, nie gesehen. Es ging ein Strahl angenehmer Ueberraschung über Uhland's starre Züge, und der lebhafte Componist pries laut und freudig das Glück, das ihm durch die Begegnung mit dem verehrten Dichter aufging. Es fehlte nur ein Clavier, er hätte ihm so gerne „Der gute Camerad" — „Schäfer's Morgenlied", wenn auch nur mit schüchtern andeutender Componistenstimme, vorgesungen.

Um 9 Uhr Morgens kamen die Herren in Weilburg an. Der Erzherzog empfing Uhland sogleich in der freundlichsten Weise, und spazierte lange Zeit mit ihm durch die schönen Parkanlagen, welche das Schloß umgeben. Vielleicht hat Uhland, wenn sie von Bedeutung waren, seine Gespräche mit dem „Ueberwinder des Unüberwindlichen" aufgezeichnet; seinen Wiener Freunden, schweigsam und rückhaltend wie er war, hat er davon nichts mitgetheilt.

Der Erzherzog führte ihn nach längerem Spaziergange im Park den beiden Erziehern seiner Söhne zu: dem kaiserlichen Rathe Ritter v. Köchel und dem Ritter v. Scharschmidt-Adlertreu, dem jetzigen Präsidenten des niederösterreichischen Landesgerichts; sie geleiteten den Dichter auf die umliegenden waldbewachsenen, mit Burgruinen verzierten Höhen. Bei der Tafel benahm sich Uhland wieder schweigend; man konnte merken, daß er, trotz des liebenswürdig einfachen Tones, der, vom geistvollen Wirthe und seinen Kindern angeklungen, herrschte, sich unbehaglich fühle.

Von der Weilburg herab wanderten Uhland und Bergmann durch das schöne Helenenthal, dessen waldige Höhen im Abendrothe glühten. Immer munterer, wie von einem Alpdrücken erlöst, wurde Uhland. Unter anregenden Gesprächen gelangten sie durch Wald und Thal nach dem anmuthig gelegenen Cisterzienser-Stifte Heiligenkreuz, und kehrten im Gasthause ein, um daselbst zu übernachten.

Bergmann hatte am folgenden Morgen im Kloster einen Besuch abzustatten. Kaum hörten die Mönche, daß Uhland in Heiligenkreuz sei, bestürmten sie den ihnen befreundeten Gelehrten, ihn in's Kloster zu führen. Bergmann kehrt zu Uhland zurück, um ihm die Einladung zur Tafel des Prälaten Seidemann zu überbringen. Wieder nur nach langem Zureden gelang es, Uhland zu vermögen, die Einladung anzunehmen, indem er ihm vorstellte, daß es einen „Ketzer" immerhin interessiren könne, eine klösterliche Gesellschaft kennen zu lernen, zumal auch Alt-Württemberg vor der Reformation zahlreiche, selbst berühmte Klöster, wie Hirschau, Maulbronn besaß. Auch der „Dichter" werde wohl gestimmt werden in den halbdunklen Gängen des Klosters, zwischen den Grabstätten der Herzoge aus dem Geschlechte der Babenberg, an der Gruft Friedrich des Streitbaren, der im Kampfe gegen die Ungarn gefallen. Uhland speiste im Refectorium an der Seite des durch den Gast geehrten und erfreuten Prälaten, und schien sehr vergnügt, denn zu einer Aeußerung kam es nicht, wie er denn auch hier, trotz des heiter geselligen Tones, kaum viele Worte sprach. Es mochte in dem in alten Burgen, geheimnißvollen Klosterhallen, in Königssälen heimischen Balladendichter das lange Refectorium mit den vielen tafelnden Mönchen immerhin einen eigenthümlichen Eindruck erweckt haben. Nach der Tafel wanderten die Freunde, nachdem sie noch die Merkwürdigkeiten des Klosters betrachtet hatten, bei heiterstem Himmel „unter munterer Behaglichkeit" über Sparbach in die Hinterbrühl, an der Veste Liechtenstein vorbei, nach Maria-Enzersdorf, auf dessen Friedhofe der Bruder „Unstät", wie sich P. Ludwig Zacharias Werner nannte, besucht wurde. Dann nahmen sie beim Schwager Bergmann's, Baron Adolph Pratobevera, dem nunmehr in Ruhestand getretenen k. k. Justizminister, eine „Jause" ein, was in Deutschland Vesperbrod heißt. Uhland benahm sich auch hier wie es in Goethe's „Lilis Park" heißt: „Genießet stumm, blickt ringsum." In einem „Zeiselwagen" kehrten die Freunde spät Abends nach Wien zurück.

Auf der Hofbibliothek war es vorzüglich der gelehrte Dr. Ferdinand Wolf, mit dem Uhland, durch gleichartiges Studium der altfranzösischen Literatur zu ihm hingezogen, verkehrte. Man wollte dem berühmten Gaste, damit er bequemer und ungestörter lesen könne, einen besonderen

Platz anweisen, was er jedoch entschieden ablehnte, und fortan saß er täglich unter den übrigen Lesern, unscheinbar und gerne unbeachtet, und las die auf fliegenden Blättern gedruckten Volkslieder in den Mischbänden aus dem 16. Jahrhunderte.

Man drängte sich vielfach in Wien, Uhland „kennen zu lernen". Selbst eine literarische Fehde wurde ihm, gleichsam als Schiedsrichter, vorgelegt, die Affaire zwischen Pannasch und Zedlitz, in welcher der letztere die Genugthuung versagt hatte. Vor allem waren es die überaus geistreichen Autographophagen, was zu deutsch Selbstschriftfresser heißt, und die sentimentalen Stammbuch-Blättersammler, welche Uhland sehr bedrängten. Auf der Bibliothek selbst entging er diesem Schicksale nicht, wo ihn der Franzose Sylvester, der über Handschriftenkunde ein gelehrtes Werk herausgegeben hat, zu seiner peinlichsten Verlegenheit als „Le premier poéte de l'Allemagne" apostrophirte und um ein Autograph bat. Uhland schrieb, wie immer in solchem Falle, einige seiner bereits gedruckten Verse nieder, diesmal folgende:

„Man rettet gerne aus der Wirklichkeit
Sich in das heitre Reich der Kunst."

Am 18. Juli versammelte Herr Ferdinand Wolf einen kleinen Kreis von Männern, Uhland zu Ehren in seinem Hause zum Mittagsessen. Es kamen der im Josephinischen Geiste freisinnige Chorherr Chmel, es kam der von der Kanzel der Philosophie an der Wiener Universität entfernte Rembold, die Gelehrten v. Karajan, Bergmann, Hahn, Mohne und der vielseitig versirte, im Leben und Sterben räthselhafte Endlicher. Letzterer ging damals mit dem Gedanken um, nach dem Muster der „Notices extraites" eine Zeitschrift unter dem Titel „Museum" in Wien zu begründen, und setzte mit großer Lebhaftigkeit den Plan auseinander. Die Besprechung der in der Hofbibliothek befindlichen reichsten Schätze altfranzösischer Literatur bot ebenfalls einen mannichfachen Gesprächsstoff. Uhland hörte aufmerksam zu und — schwieg.

Aber nicht immer schwieg er, ihn schien nur die Gesellschaft zu verwirren, eine ungewohnte Umgebung, eine, wenn auch ehrende Aufmerksamkeit auf seine Person einzuschüchtern. Den 26. Juli brachte er den ganzen Nachmittag in Karajan's Studirstube mit Chmel und Hahn, sogar sehr lustig zu; er sprach fast ganz allein, Gelehrtes und Heiteres aus der Fremde und aus der Heimat mittheilend. So erzählte er, er sei schon zweimal zu Hammer-Purgstall geladen worden, aber „er gehe nicht zu dem Diplomaten", was von den Anwesenden, die den berühmten Orientalisten als just das Gegentheil eines Diplomaten kannten, höchlich belacht wurde. Später überzeugte sich Uhland zu seiner Freude selbst

von dem Gegentheile. Auch den württembergischen Gesandten in Wien konnte er sich lange nicht entschließen, zu besuchen.

Ein andermal speiste Uhland bei Herrn v. Karajan. Letzterer hatte früher besonders seinem ältesten Söhnchen gesagt, er möchte den Herrn, der zu Tische kommen werde, recht genau ansehen, er könne jetzt noch nicht begreifen, was das für ein berühmter Mann sei, aber einst werde es ihn freuen, ihn gesehen zu haben. Die Kinder folgten genau der Weisung ihres Vaters und hörten nicht auf bei Tische, fast das Essen vergessend, den Dichter fort und fort zu betrachten; ihre Augen waren wie angeheftet, bis das Uhland auffiel und der Wirth dem Gaste das Räthsel löste. Dieser war hoch erfreut und ließ die Kinder nach Tische trotz aller Abwehr der Eltern an sich heranklettern, und wurde nicht müde' mit ihnen zu spielen und zu lachen!

Bei anderem Anlasse wurde ein Ausflug auf den schön bewaldeten Tulbingerkogel, an dem mehrere anwesende Freunde und Verehrer des Dichters theilnehmen sollten, besprochen. Es kam nicht dazu, und so fuhren am 2. August des Morgens Uhland, v. Karajan, Grillparzer, Kaltenbaeck, Freiherr v. Feuchtersleben, Alexander Baumann nach Weidling, demselben Dorfe, wo jetzt Hammer-Purgstall und Lenau begraben liegen. Von da wanderten sie zwischen den Rebenhügeln, die den König der österreichischen Weine zeitigen, über den schönen Bergrücken nach Klosterneuburg. Auf der Höhe ragt eine Steinsäule mit dem Bildnisse des Gekreuzigten empor. Von diesem Punkte aus fliegt der Blick über goldene Saatfelder, Rebenhügel, zwischen grünen Auen über den sich breit und glänzend windenden Strom. Zur Linken erhebt sich die mit dem riesigen erzernen Herzogshute geschmückte Kuppel des Klosters von Neuburg, und weit hinaus, jenseits des Stromes, dehnt sich jene berühmte Ebene hin aus, auf welcher die Ottokar- und die Aspernschlacht geschlagen wurde. Den Horizont begrenzt, in blauem Dufte schwimmend, der gewaltige Berg, der die Grenze Ungarns andeutet.

Uhland sah all'dies schweigend an, während seine Begleiter, ebenfalls schweigend, zu erwarten schienen, daß der Anblick den Dichter zu irgend einem Ausrufe bewegen werde. Mehr interessirte ihn die erwähnte Steinsäule. Kaltenbaeck las die wunderliche Inschrift:

„Ach Christenmensch hör an was ich Dier wil sagen
so sich allhie vor Zeiten hat zugetragen
in diese Bildnus wart gots lesterlich geschlagen
durch Trunkene Bösewicht, daraus geflossen sodann rosenfarbenes Blut
wie solches wahre Aussag bezeugen thut
auf das Hernach der Orten in Lüften
Von Teufel einer zerrissen in Stücken

solches ist geschehen umb das 1562 Jahr
als die Lutherische Ketzerei gemain war."

Auf der Kehrseite ist das Kreuzbild zu sehen und ein doppelter Wappenschild mit der Inschrift: „Durch Maximilian Heinrich, Churfürst zu Colln, Anno 1672, der die Bildniß lassen erhöhen."

Rücksichtlich der Sprache äußerte Uhland: „Man sollte glaube, daß die Inschrift aus dem sechzehnte Jahrhundert seie."

Als Uhland auf dem Wege den in Oesterreich vielfach üblichen Gruß der entgegenkommenden Landleute: „Gelobt sei Jesus Christus!" vernahm, fiel ihm dies gar sehr auf, und er äußerte, wie sehr ihm der Gruß gefalle.

In Klosterneuburg wurde auf der Schießstätte, welche theilweise von der alten Stadtmauer eingefaßt ist, und eine reizende Aussicht über Stadt und Berge gewährt, das Mittagsmahl eingenommen und vom „Prälaten" Weine, der auch Ketzern und Juden schmeckt, manch ein tieferer Krug geleert. Uhland allein löste er die Zunge nicht. Die Anderen, vom Weine angeregt, erlaubten sich durch Wink und Lächeln über die Weise Uhland's, „der geradezu verstockt schien", sich heimlich zu erlustigen. Nur die höchste Verehrung für den Dichter, und der Gedanke: Es ist denn doch ein Unsterblicher, mit dem wir speisen! wehrte einem Ausbruche der Weinlaune, den Uhland hätte merken müssen. Spät Abends kehrte die Gesellschaft nach Wien zurück. —

Ein anderer Ausflug wurde nach der Besitzung des Freiherrn von Schloißnigg, Herrschaft Ebergassing, oder Ebreichsdorf unternommen Sein Schwiegersohn, der durch sein kurz vorher gedichtetes Drama „Griselbis" schnell berühmt gewordene Friedrich Halm, war durch ein längeres Unwohlsein daselbst gefesselt, so daß er nicht, wie er gerne gewollt hätte, nach Wien kommen konnte, um Uhland zu begrüßen. Dr. Ferdinand Wolf veranlaßte Uhland, mit ihm und dem damals auch in Wien anwesenden Rosenkranz den eben genesenden jüngeren Liedgenossen zu besuchen. Auf die freundlichste Weise aufgenommen, brachten die edlen Gäste einen ganzen Tag in dem Schlosse zu. Halm erinnert sich nur zweier Gesprächsstoffe, an denen Uhland lebhafter theilnahm. Es wurde die große Verwandtschaft des österreichischen und schwäbischen, zunächst aber bayerischen Stammes besprochen. Eigenthümlich zustimmend war die Aeußerung Uhland's, als Halm seine Ansicht aussprach, daß er es nachtheilig für einen dichterischen Geist halte, wenn er jede praktische Thätigkeit verschmähe und ausschließlich Dichter sein wolle. Er sei dann in der peinlichen Lage, die Stimmungen, die zu dem poetischen Schaffen nöthig sind, nicht abwarten zu können, und zum Nachtheile der

Kunst fort und fort produciren zu müssen. „Ich sage,“ erwiderte Uhland, „jedesmal jungen Poeten, wenn sie nur dichten wollen: Was aber dann, wenn ein Poet als solcher sich zu Bette legt, und beim Erwachen merkt, daß er es zu sein aufgehört hat?“

Im Ganzen war Uhland auch hier, wiewohl er heiter schien, schweigsam, und kehrte gegen Abend mit den Freunden wieder nach Wien zurück.

— Uhland. In Tübingen, das so viele der berühmtesten Männer Deutschlands erzog, und in den stürmischen Zeiten des Landes manche Belagerung und manchen Sturm aushielt, lebte Uhland, einer der ältesten und besten lyrischen Dichter seines Volkes. Er hat niemals die Heimat lange verlassen; seine Art und Weise war derb, und zwar ist dies um so bemerkenswerther bei einem Manne, der sich in der württembergischen Kammer als ein freimüthiger Redner und als Vertheidiger der liberalsten Grundsätze ausgezeichnet hat. Eben in Folge seiner sehr liberalen politischen Ansichten hatte er sich sowohl von der Kammer als vom Lehrstuhle der Universität zurückgezogen, und da er ein ausreichendes Vermögen besaß, so widmete er sein Leben der glücklichsten und einer der edelsten Beschäftigungen des Lebens, der Dichtkunst. Ein witziger Landsmann sagte von ihm, Uhland sei eine echte Nachtigall, die man hören, aber nicht sehen müsse. Doch das ist wohl zu hart. Obgleich im Aeußeren mehr als schlicht, aber etwas unruhig in seinen Bewegungen, vergaß man diese Dinge doch sehr bald in dem Enthusiasmus geistiger Unterhaltung. Er wohnte in einem Hause auf der Bergseite, von wo man auf der Straße nach Ulm die Neckarbrücke übersieht. Oben liegt sein herrlicher Garten nebst Weinberg, und hier hat man eine vollständige Aussicht auf die entfernten schwäbischen Alpen, die innerhalb ihrer sich durchkreuzenden Linien eine der reichsten, schönsten und belebtesten Landschaften des heiteren Schwabenlandes einschließen. Seine Frau, eine sehr freundliche Dame, kam aus dem Garten mit ihrem Arbeitskorb, in welchem stets eine Lectüre lag, worin sie eben gelesen hatte. Die beiden Gatten waren kinderlos, doch hatten sie einen hübschen Knaben als Pflegesohn adoptirt. Uhland schien hier ein sehr glückliches, unabhängiges Leben zu führen, glücklich durch seine liebenswürdige, sehr gebildete Frau, die seinen Genius ungemein bewunderte, und so recht mitten in seinem Geburtslande, welchem er wie alle Schwaben, sehr zugethan war, während er in ganz Deutschland eines großen und gesicherten Rufes sich erfreute.

— Uhland. Eines Tages, zur Zeit, als der unglückliche kleindeutsche Erbkaiser bereits gewählt war, kam im Parlamente ein poetisches

Product in Umlauf, welches je nach der klein- oder großdeutschen Richtung viel Heiterkeit und auch Verdruß verbreitete. Es hatte Carl Vogt zum Verfasser und war mit Beibehaltung der Verse und der Melodie von Uhland's: „Der Wirthin Töchterlein", zu einem sogenannten „Parlamentslied" gestempelt. Nachdem es bereits in und außer dem Parlamente zahlreich verbreitet war, hatte doch Uhland selbst noch keine Ahnung von der eigentlich unziemlichen Verunstaltung seiner herrlichen Ballade; und doch gab es Neugierige genug, die nicht erwarten konnten, den Eindruck zu sehen, welchen der politische Humor der Parodie auf Uhland machen werde. Verschiedene Versuche wurden gemacht, um das neue „Parlamentslied" dem ernsten Meister in die Hände zu bringen, aber vergebens; endlich da man gewahrt hatte, daß J. Rank oft mit Uhland vertraulich verkehrte, wurde dieser als Bote zur Ueberbringung des Gedichtes auserfehen. Er weigerte sich Anfangs entschieden, Uhland mit einer solchen Neuigkeit, die ihm bei aller Objectivität des Autorgefühles nicht wohl angenehm sein konnte, bekannt zu machen; allein der Gedanke, daß Uhland vielleicht auf eine viel unliebsamere Weise die parodistische Leistung kennen lernen würde, bewog ihn schließlich doch, ihm dieselbe unter großer Spannung eines Dutzends von Beobachtern, darunter der üppige Parodist selbst, zu überbringen. Die Parodie, den todtgebornen kleindeutschen Kaiser betreffend, lautete, wie folgt:

Das deutsche Kaiserlein.

(Frei nach Uhland's: „Der Wirthin Töchterlein".)

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei Frau Germania kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schiaches *) Kaiserlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Das Kaiserlein liegt auf der Todtenbahr."

Und als sie kamen nach Frankfurt am Main,
Da lag es in einem schwarz-weißen Schrein.

Der Dahlmann, der schlug den Schleier zurück
Und schaute es an mit gläsernem Blick:

---

*) Dies Wort war die poetische Privatunthat eines Oesterreichers, der statt kleines — schiaches setzte.

„Ach! lebtest du noch, du schiacher Freund!
Ich würde dich lieben so morgen wie heund!"

Der Beseler deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der Heinrich **) hub ihn wieder sogleich,
Und küßte ihn auf den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!"

Uhland hatte das Gedicht mit großer Ruhe und ohne eine Miene zu verziehen, gelesen; schon glaubte ich, einige Worte des Tadels über die Kühnheit des Verfassers sagen zu sollen — als sich Uhland's Stirne sachte röthete und eine merkwürdige Heiterkeit um seinen Mund spielte; — plötzlich brach er in ein herzliches Lachen aus und blickte unverwandten Auges nach der Tribüne, wo eben derselbe Beseler erschien und wie bestellt, in näselndem, fast weinerlichen Tone über das preußische Erbkaiserthum zu sprechen begann. Uhland blickte noch einmal nach der Stelle:

Der Beseler deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebt so manches Jahr!"

Dann sagte er lächelnd: „Ist's erlaubt, die Abschrift zu behalten?" Natürlich wurde das gerne gestattet und die Vorstellung hatte ein Ende.

— Uhland. Eines Tages wollte Rank Uhland eine Freude dadurch bereiten, daß er ihm einen sehr schönen Kupferstich zeigte, welcher eine Scene aus einer seiner historischen Balladen darstellte und zwar seines Erachtens in recht gelungener Weise. Uhland warf aber nur einen flüchtigen Blick auf das Bild, legte dasselbe fast verstimmt bei Seite und sagte nach einer Pause: „Ich liebe solche Bilder nicht. Die Maler sollten derlei Gegenstände nicht zum Vorwurfe ihrer Kunst machen. Entweder sollten sie wirkliche Geschichte machen oder, wenn es ihnen schon besondere Freude macht, Gedichte freien politischen Inhalts illustriren. Historische Stoffe, welche einmal den Weg durch die Sage und durch die Schöpfungsform eines Dichters gemacht, führen den Künstler auf einen Zwitterboden, der sehr bedenklich ist; denn indem auch der Maler dem

*) Gagern.

fort und fort verwandelten Stoffe noch einmal in seiner Weise ein eigenes Gepräge gibt, geht ja zu leicht die historische Wahrheit, Ursprünglichkeit und Kraft ganz verloren."

— Uhland. Als eines Tages Rank und Uhland sich in längerer Unterredung über die lebenden österreichischen Poeten unterhielten, deren ältere Gruppe: Grillparzer, Halm, Grün, Lenau, Bauernfeld, Castelli, Frankl, Ebert, Seidl, Vogl, die Uhland mehr oder weniger genau kannte, deren jüngere Gruppe aber: Meißner, Hartmann, Beck u. s. w. ihm nur theilweise oder aus Besprechungen bekannt waren, beklagte Uhland aufrichtig, daß kein Literaturblatt vorhanden sei, welches die neueste Literatur in ihren wesentlichen Erscheinungen umfassend, unparteiisch, fern von Cliquewesen und verhärteter Widerhaarigkeit in der Kritik, zur Kenntniß bringe; er gab den Werth mancher Mittheilungen und Urtheile in den vorhandenen Literaturblättern zu, aber ein Gesammtbild, und zwar ein richtiges Bild von der literarischen Gegenwart aus den zahlreichen Blättern, die Kritik betreiben, sich zusammen zu stellen, sei für den Mann der Wissenschaft oder eines Amtes gar nicht möglich, abgesehen davon, daß der Privatmann gar nicht im Stande sei, diese Blätter alle für seinen Privatgebrauch anzuschaffen. Uhland hätte zu seiner Anregung und Orientirung gerne ein in jeder Weise genügendes Literaturblatt gewünscht; lobend erwähnte er nebenher die meist glücklich gewählten Auszüge aus guten Werken in den Brockhaus'schen „Blättern für literarische Unterhaltung."

— Uhland. Auf einer kleinen Vergnügungsreise, welche der verewigte Dichter mit Gustav Schwab und dem Professor Osiander machte, kamen die Freunde in die Nähe der alten Reichsstadt „Reutlingen", die Uhland in seinen Balladen wegen ihrer Tapferkeit im Mittelalter besungen hat, während sie in späterer Zeit sich hauptsächlich durch ihre Betriebsamkeit im Nachdruck schriftstellerischer Werke auszeichnete. Beim Anblick der alten Reichsstadt recitirte Schwab die bekannten Uhland'schen Verse: „Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt", worauf Osiander schnell mit den Worten einfiel: „Wie haben da die Färber so blutigroth gefärbt!" Uhland aber lächelte und setzte improvisirend hinzu:

„Wie haben da die Drucker so schändlich nachgedruckt,
Und manchem armen Schlucker das Honorar verschluckt!"

— Uhland. Es muß auffallend erscheinen, daß im Vergleich mit anderen Dichtern so wenige Porträts von Ludwig Uhland existiren. Die Sache hat aber ihren Grund in der Eigenthümlichkeit des Sängers, der sein Haupt nicht gerne zu den Sitzungen den Malern und Künstlern bot. Sein Antlitz war, wie er wohl wußte, ohne Schmeichelei nicht

schön zu nennen, nur wenn es von einer Idee belebt war, so zitterte bisweilen eine geistige Schönheit darüber, aber Alles, was man sonst Grazie oder originelle Prägnanz nennen mag, blieb ihm versagt. Deshalb kostete es keinen geringen Kampf, als die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig vor zwei Jahren sich an Uhland wandte und dessen Porträt für ihre prächtige Sammlung der „Bildnisse berühmter Deutschen" erbat, bis der Dichter sich endlich dazu bequemte, sich einer photographischen Aufnahme zu unterziehen. Wie erschrocken aber die Herren, als das längst besprochene Contrefeit endlich ankam! Der Sänger war unmuthig dazu niedergesessen, hatte ein trotziges Gesicht und finstere Mienen angenommen, und überdies noch den Mund geöffnet und die Zähne gezeigt. Das konnte man doch unmöglich dem Stich übergeben, und den Lieblingsdichter der Nation derselben so vor Augen führen! Deshalb wurde Hrn. Kupferstecher A. Schultheiß in München der Auftrag, sich mit der besagten Photographie nach Tübingen zu verfügen und nach seinem künstlerischen Gewissen ein möglichst ähnliches, anschaubares Bildniß herzustellen. Schultheiß ging mit guten Empfehlungsbriefen, die den Künstler bei dem Dichter einführen, und Letzteren freundlich und bereitwillig zu der für ihn so schweren Aufgabe stimmen sollten, nach Tübingen. Es war aber gar nicht leicht, demselben beizukommen. Seine Gattin, welche die vermittelnde Hand bieten sollte, stellte Anfangs geringen Erfolg in Aussicht. Endlich war es dem Künstler gestattet, im Hause des Dichters Eingang zu finden. Uhland erschien, sorgfältig in neues Schwarz gekleidet, aber übel gelaunt, obwohl er erst von einer Fahrt nach dem ihm so lieben Bodensee zurückgekehrt war, wo er eine gute Ausbeute für seine Sagenstudien und Mythenforschungen gemacht hatte. Aber auch jetzt gab es noch allerhand Einwände über Stellung ꝛc. zu beseitigen, der Dichter bewies darinnen eine beinahe unglaubliche Kindlichkeit und Naivetät. Endlich warf er sich in eine Position, und setzte sich, starr, trotzig und finster schauend, den Mund wie gewöhnlich geöffnet. Erst als sich der Künstler so weit verständigen konnte, daß er zu seiner Arbeit gar keine eigentliche Sitzung nöthig habe, daß Uhland sich frei bewegen, sprechen und gehen oder nach Belieben auch arbeiten und lesen dürfe, wurde es dem Dichter leichter um's Herz. Bald waren die Beiden in fließender Conversation, die sich nun gar zur Herzlichkeit steigerte, als Schultheiß das alte Nürnberg seine Heimat nannte. Uhland erging sich im Lobe dieser Stadt, dachte mit Freuden daran, wie er daselbst früher einige Tage verweilt habe, sprach mit Wärme von der Geschichte und dem Schaffen und Leben der dortigen Meister, kurz, er war auf einmal voll Liebe und Freundlichkeit geworden, so daß er glücklicher

Weise ganz und gar vergaß, warum der vor ihm Sitzende gekommen war. Der aber machte sich den glücklichen Umschlag wohl zu Nutzen, zog leise den Stift hervor und heftete die theueren Züge mit fliegender Hast und stillem Jubel auf sein Blatt.

Die Arbeit war bald gethan, das Störende gebessert, das Unsichere fixirt, der ganze Eindruck noch fest zusammengefaßt — und Schultheiß hatte seine Mappe schon lange geschlossen, als Uhland es erst bemerkte, und nun, als wenn eine Last von ihm genommen wäre, frei aufathmete. Nun brachte er ihm auch alle früher von ihm gemachten Bilder, erklärte seine Unzufriedenheit mit Diesem und Jenem, sprach neuerdings seinen Widerwillen gegen alle derartigen Reproductionen aus, zuletzt aber überwog doch die Neugierde, wie er zuletzt dargestellt worden sei, er besah das Blatt — und war völlig damit zufrieden. Wenn es einmal sein müsse, so wolle er jetzt nichts mehr einwenden. Einmal gegen seine Gewohnheit in Fluß gebracht, führte er den Künstler in seinen Garten, freute sich dort des schönen Herbstes und der heiteren Landschaft, und erklärte sich schließlich aus freien Stücken nochmal bereit, wenn etwa der Künstler noch irgend etwas zu ändern hätte, neuerdings zu einer solchen „Sitzung" verfügbar zu sein.. Darauf schieden die Beiden, die sich erst in ziemlich seltsamer Situation einander gegenüber gestanden waren, wohlgemuth von einander. Schultheiß begann gleich nach seiner Rückkehr den Stich welcher bald darauf zu Ende kam, und nach Aussage aller Bekannten des Dichters das einzige Bildniß ist, welches mit der künstlerischen Auffassung und Durchbildung auch die größte Treue und Aehnlichkeit vereinigt.

— Uhland. Als im Jahre 1856 das berüchtigte „Schwarze Buch" erschien, in welchem zur gefälligen und beliebigen „allgemeinen deutschen Polizei" die Namen aller „gefährlichen Demokraten" verzeichnet waren befand sich darin auch der Name „Uhland". Diese höchst „humoristische Thatsache" veranlaßte nachstehendes ernstes und treffendes Gedichtchen:

An Ludwig Uhland.

Der hohe Schiller ward mit Noth
Vor seinen letzten Tagen
In's gold'ne Buch auf Reichsgebot
Als adlig eingetragen.

Du, grauer Sänger, ruhmbedeckt,
Den alle Deutsche lieben,
Bist als gefährliches Subject
In's „Schwarze Buch" geschrieben.

Doch Dir gereicht dies Angebind
Am wenigsten zum Tadel;
Gefährliche Subjecte sind
Jetzt unser bester Adel. Fr. M.

— Uhland. Das 75. Geburtsfest des Dichters, überall auf's freudigste und feierlichste begangen, sollte auch in der Metropole Böhmens den würdigsten Ausdruck finden. Waren es auch keine Massen- und Kraftproductionen, die geboten wurden, so gewährte es dennoch den erhebendsten Eindruck; der gleichgestimmte Grundton der innern Anregung zog durch die äußere Betheiligung und verschmolz die Gefühle der Einzelnen zu einem harmonischen Ganzen. Und ein solches Fest ist dann ein bleibendes, ehrendes, erhebendes! Diese Gefühle theilte die an zweitausend Personen zählende Menge, welche sich am 26. April 1862 in den schattigen Räumen des Baumgartens eingefunden hatte, um eine Feier zu veranstalten, die so wenig vorbereitet war, daß der durch Zeitungsanfruf dazu den Anstoß gebende Professor Ludwig, zu jener Zeit erst seit wenigen Monden an die Prager Universität berufen, den Weg in den Baumgarten gar nicht getroffen hatte. Den ursprünglichen Plan, sich im eng gezogenen Kreise eines Saalraumes zu versammeln, mußte man, der zahlreichen Betheiligung wegen, aufgeben und so wogte eine erwartungsvoll gespannte Menge in der Allee auf und ab. Unter den fröhlichen Klängen des Gaudeamus zog die bändergeschmückte Jugend der Universität, die trotz der eben stattfindenden Ferien ein starkes Contingent stellte, auf den Platz, um durch ihr Erscheinen den erfreulichen Beweis zu liefern, daß in ihnen die Liebe zur deutschen Dichtkunst und zu deutschen Dichtern auf das Lebendigste erhalten und sie freudig die schöne Gelegenheit ergreifen, dem Gefühle ihrer Dankbarkeit und Hochachtung Ausdruck zu verleihen. — Mitglieder des Landesausschusses, Schriftsteller, Professoren der Universität, viele Mitglieder des Landestheaters, der geselligen Vereine „Flöte" und „Harmonia" und des Turnvereins in ihren geschmackvollen Anzügen, zahlreiche Doctoren aller Facultäten, ein reicher und blühender Kranz von deutschen Mädchen und Frauen und noch viele andere Gäste der gebildeten Classe fanden sich ein; ja selbst die Plattform des Restaurationsgebäudes trug eine große Anzahl von Personen, die theilnahmsvolle Zeugen des Festes bildeten, das unter freiem Himmel stattfand, gleich den Festen der alten Deutschen, welche dieselben im Schatten uralter Eichen begingen.

Die Eingangshalle des Restaurationsgebäudes wurde durch Tische und Stühle rasch zu einer Rednerbühne umgestaltet, die Professor Ludwig

betrat, der, nach einigen einleitenden Worten der Freude über die zahlreiche Betheiligung, zur Bezeichnung des Charakters dieses Festes überging und das folgendermaßen that: „Preis und Anerkennung der Mit- und Nachwelt, auf Verständniß und Mitgefühl gegründet, ist der Lohn, der dem Dichter geschuldet wird. Der Dichter muß wissen, daß er nicht blos für den Literaturhistoriker schreibt, sondern daß er auch wirkt. Durch diese Einwirkung gelangt der Dichter zu einer historischen Bedeutung, über die Literatur hinaus. Was ist nun natürlicher, was billiger, als daß die Tausende, in deren Geiste der Dichter sich fortwährend wiedergebärt, das Gefühl hievon in einer Huldigung zum Ausdruck bringen!“

Den warm gefühlten Worten des Redners antwortete die dichtgedrängte Schaar der Zuhörer durch lauten Zuruf, der noch andauerte, als Joseph Bayer *) die Tribüne bestieg und also begann:

„Das Fest, das wir heute feiern, trägt das Gepräge reiner Freudigkeit an sich, und dies mit vollem Rechte. Wir freuen uns, einen theuren Dichter noch den unseren nennen zu können, an dem sich schon das zweite Geschlecht erhoben, erbaut und gekräftigt hat — und sind dessen bewußt, daß dasselbe Gefühl von einem Ende Deutschlands zum andern vollstimmig wiederhallt! Ludwig Uhland ist der letzte der großen Vorkämpfer der Nation, den dieses Geschlecht der Epigonen noch zu seinen Zeitgenossen zählt! — Preisen wir denn das ewige Schicksal, daß es ihn uns noch erhalten, — daß wir das wahrhaft Große nicht überall nur bei den Schatten zu suchen brauchen! Endlich ist auch einmal die Mitwelt dankbar, während sie sonst die Schuld der Pietät erst auf die Nachwelt vererbt. Freilich zahlt diese die verjährte Schuld in dem Cultus der großen Geister mit Wucher zurück — aber die Opferflamme, die auf dem Altar vor der Statue brennt, wärmt nicht mehr den kalten Marmor, indeß der Sonnenstrahl der Liebe noch den Abend eines großen Lebens zu verschönern vermag . . .

---

*) Joseph Bayer, geb. zu Prag 1827, gehört unstreitig zu den Schriftstellern, auf welche die Vaterstadt mit Stolz blicken kann. Seine Schriften: Vom Sinai, Olymp und Tabor, Studien zur Philosophie der Geschichte, Religion und Kunst, Leipzig, Hübner 1854; Aesthetik in Umrissen, 2 Bände, 1856 und 1862, Prag, Mercy; und: Von Gottsched bis Schiller, Vorträge über die classische Zeit des deutschen Dramas, 3 Bände, Prag, Mercy, stellen ihn Vischer an die Seite; mögen nur unsere deutschen Brüder in Prag ihm jene erhöhte Theilnahme schenken, die er verdient und die ihn veranlassen möge, uns seine Thätigkeit zu erhalten.

Schön trifft es sich, daß der Frühling das Geburtsfest unseres Dichters so heiter mitfeiert, des Dichters, der aus so voller Brust den Frühlingsglauben in die Welt hinausgesungen!

Unter grünen Bäumen, unter hellem blauen Himmel — wie hebt sich erst da beim Namen Uhland's die Brust, dessen Dichtung weit und frei ist, wie die klare Luft, dessen Lied jauchzend emporsteigt, wie der Ton der Lerche, wenn sie sich himmelan schwingt! Mit den Sängerchören, die jetzt seine Lieder feiernd anstimmen, bringt ihm auch die Drossel und die Nachtigall tausend schöne Grüße, und Blüthenzweige nicken freundlich hernieder auf sein ehrwürdiges, greises Haupt.

Ja, Dank vor Allem, wärmsten Dank unserem Dichter! Wie oft haben wir bei der ermüdenden Wanderung durch das Leben bei seinen Liedern ausgeruht, wie oft unter dem blühenden Baum seiner Dichtung freundliche Einkehr gefunden! Und so sei der Baum gesegnet allezeit, von der Wurzel bis zum Gipfel! Wie oft, bei schwüler Mittagsgluth, deckte er uns mit seinem kühlen Schatten zu — da kamen in sein grünes Haus viel leicht beschwingte Gäste und sangen unser Herz zur Ruh. Dann lag die Welt in weicher Dämmerung vor uns — und durch die bunte Zaubernacht da zogen die Träume um uns her in wechselnden Gestalten. Schalkhaft tauchte die Nixe hervor aus dem Schilfe, um plätschernd zu verschwinden — tief athmeten die Blumen im Mondenschein — geisterhaft rauschte der Wald und träumend gingen die Quellen. — Da wurde es still — und aus dem fernen Wald ertönte ein dumpfes Läuten — von der verlornen Kirche kam es, zu der Niemand den Pfad mehr zu finden weiß, und näher, voller klang das Geläute, je höher nach dem Göttlichen unsere Sehnsucht stieg! — Da drängten sich hellere Bilder heran, buntfarbige Gestalten der Sage. Edelfräulein nickten vom Söller den freundlichen Gruß, es wankte das Helmgefieder auf dem Haupte der Ritter, die stattlich zogen zum Turnier, — es schlugen die Harfner in die Saiten im glänzenden Hochzeitssaal — und auf dem ferneren Nebelgrund, da stiegen reckenhaft, gewaltig, die Helden Carls des Großen auf, und beim Wetterleuchten griff träumend nach dem Schwert der alte Held Harald ... Die deutsche Romantik, die gleich Dornröschen, in eines Waldes Grund manch hundert Jahre schlief — sie ist auf unseres Dichters Ruf erwacht, und blickt uns an aus tiefen, dunkelblauen Augen.

Doch der Zauber dieser Mondnacht mußte weichen vor dem hellen Tageslichte der Geschichte. — Stern für Stern erbleichte, und zu den Schatten sanken jene bunten Bilder nieder. Aber unseren Sänger selbst — ihn fand der Freiheit Morgenstunde wach! Als Knabe stieg er oft in

die Hallen verlassener Burgen hinan — er pilgerte durch alte Städte, und betrachtete staunend die alten Münster: da war es, daß der Geist der Vorwelt bei ihm mit stillem Mahnen stand — doch nun sprach mit mächtigen Lauten der Geist der Gegenwart zu ihm, und im Geschützesdonner der Völkerschlacht vernahm er die Rufe der neuen Zeit! Wenn er in vorigen Tagen von alter, frommer Sage, von Minne und vom Mai gesungen — so dünket dies ihm jetzt nur Tand: das Heerschild ist erklungen, der Ruf für's Vaterland! Ueber Flur und Wald, über Fels und Burg hatte er den Goldschimmer seiner Poesie gewebt — jetzt aber wird dieses Gold zur Flamme, zu einem Feuerzeichen der Freiheit! Wie einst die Natur, wie der deutsche Wald ihm seine Geheimnisse zugeflüstert, so greift nun ebenso des Vaterlandes Hoffnung und Schmerz durch die Saiten seines Herzens, und entlockt seinem Lied den metallenen Klang des streitbaren Wortes! Ebenso theuer, wie die Quellen und Berge der Heimat, ist ihm das gute alte deutsche Recht, das gleich der Eiche auf vaterländischem Boden seine festen, tiefen Wurzeln geschlagen.

Nicht auf die großsprecherischen Phrasen eines leeren Radicalismus geht unser Dichter ein — er gründet seine Forderungen auf den heiligen Vertrag zwischen Fürst und Volk! Aber nicht weniger entschieden verlangt er deshalb die Freiheit für den Geist, wie das tägliche Brod für den Leib! — Geschlagen war die Völkerschlacht — vertrieben war von deutscher Flur der Fremdling — doch die befreiten Lande trugen noch des Dranges tiefe Spur; wie man aus versunkenen Städten Götterbilder gräbt, so galt es, manches heil'ge Recht zu retten, das unter wüsten Trümmern lag. Noch immer war das Heil nicht im mindesten sichtbar, das der Gewittersegen jener Schlacht der jungen Saat der Freiheit bringen sollte... Da befragte der Sänger mit ernstem Wort die Fürsten, ob sie jenen blutigen Tag vergessen, an dem sie auf den Knieen lagen, huldigend der höheren Macht? Wenn damals ihre Schmach die Völker treu gelöst, so sei's an ihnen, jetzt zu leisten, was ihren Völkern sie gelobt! Und an diese gewendet, stellt der Dichter die andere Frage:

> Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
> Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
> Das Herrlichste, was ihr erstritten,
> Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
> Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
> Doch innen hat sich nichts gehellt,
> Und Freie seid ihr nicht geworden,
> Wenn ihr das Recht nicht festgestellt...

Aber wie den Frühlingsglauben, so gibt unser Dichter auch den Freiheitsglauben nicht auf; untröstlich ist es wohl noch allerwärts, „doch

sieht er manches Auge flammen und klopfen hört er manches Herz!" — In diesem Sinne sang er und so handelte er auch. Immer war sein Wort und seine That aus gleichem Stahl geschmiedet. Auch zur Zeit des deutschen Parlaments, in den Jahren des Unheils von oben und unten stand er, der Letzten Einer, auf dem untersinkenden Wrak der deutschen Freiheit, er blieb sich immer selber treu, wie in den braunen Locken, so in den grauen auch.

Und so möge denn auch die Strömung geistigen Einflusses fort und fort von unserem Dichter zu uns herüberwirken! Möge er, das echte Vorbild deutschen Gefühls und deutscher Gesinnung, immer erneut auf unsere Jugend wirken, und das männliche Alter in seinen Ueberzeugungen kräftigen und stärken! Und auch unsere Wünsche, die wir ihm entgegenbringen, werden wohl nicht wirkungslos verhallen! Ihm, der stets so liebevoll auf die Entwicklung der jüngeren Geschlechter blickte, hat es das Schicksal bis jetzt vergönnt, unter uns zu weilen — möge er endlich auch die Sprößlinge der neuen Freiheitssaat an's Licht steigen sehen! Und wenn es ihn einigermassen erfreuen kann, daß hier, an der gefährdeten Grenzmark deutschen Geistes und Lebens, so viele Herzen warm ihm entgegenschlagen — so wird er auch den bescheidenen Erntekranz nicht verschmähen, den wir auf die reiche, große Ernte seines Lebens legen!"

Lautlose Stille herrschte während dieser Ansprache, aber nur zu oft siegte der Enthusiasmus über die gespannte Aufmerksamkeit und gab sich in donnerndem Applause kund, welchen die begeisterte und begeisternde Rede auch verdiente. Nachdem nun Schauspieler Sauer Uhland's Ballade: „Des Sängers Fluch", Schauspieler Oberländer Uhland's vaterländisches Gedicht: „Das Herz für unser Volk," mit Wärme der Empfindung vorgetragen, brachte noch schließlich Professor Ludwig ein dreimaliges Hoch auf den Dichter Uhland, in das die ganze Versammlung freudig anstimmte, worauf das Gaudeamus und später noch mehrere andere deutsche Lieder gesungen wurden. Dazwischen klangen Toaste von den Studenten auf die Professoren der Universität und von diesen auf die Studenten gebracht, andere galten dem Festarrangeur Professor Ludwig, Joseph Bayer, der deutschen Schauspielkunst und den Schauspielern u. s. w.

Schließlich wurde eine Subscription auf eine neue Ausgabe von Uhland's Gedichten eröffnet, die allsogleich zahlreiche Beträge zeigte und folgendes Telegramm an den Dichter abgesendet:

„An Ludwig Uhland in Tübingen!
Die im Baumgarten bei Prag festlich versammelten Deutschen dem theuern Dichter Ludwig Uhland Gruß und Heil!"

Vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt, verfloß das Fest ungestört und heiter, und erst als die Sonne hinter die Berge sank, trennte sich die Gesellschaft, mit dem frohen Bewußtsein im Herzen, einen Abend verlebt zu haben, dessen Andenken nicht so bald erlöschen wird, an dem deutsche Einigkeit, Innigkeit und Treue einem Fernweilenden und nur durch seine Werke unserem Geiste näher gerückten Dichter den Ehrenzoll abgetragen haben! *)

Zu Uhland's Geburtstag.

(26. April 1863.)

Herbei, herbei mit fröhlichem Reigen,
Mit Blumen und Blättern, mit Blüthen und Zweigen;
Aus Allem, was lieblich von Duft und von Glanz
Lasset uns winden den herrlichen Kranz.

Doch nicht zur Todtenfeier —
Er ist nicht todt! er lebt!
Er, dessen sanfte Leier
Der Frühling selbst umschwebt.

Er, der sein Lied gesungen,
Als tief der Schnee noch lag,
Bis Alles warm durchdrungen
Vom gold'nen Frühlingstag.

Bis Veilchenbusch und Flieder
In voller Blüthe stand,
Und Uhland's Frühlingslieder
Durchjubelten das Land.

Herbei, herbei mit fröhlichem Reigen,
Mit Blumen und Blättern mit Blüthen und Zweigen;
Aus Allem, was lieblich von Duft und von Glanz,
Windet dem Sänger des Frühlings den Kranz.

---

*) Es dürfte Manchem auffallend erscheinen, daß wir gerade die Prager Uhlandfeier so ausführlich oder gar überhaupt in den „Deutschen Hausschatz" aufgenommen haben, wir glauben aber, daß der größte Theil unserer Leser damit einverstanden sein werde, indem wir gerade „die Prager Uhlandfeier" von nicht geringer Bedeutung für das Deutschthum ansehen, und so auch für die Zukunft so zu sagen zu controlliren für nicht unpassend fanden!

Es klingt wie Morgenglocken
Durch linder Lüfte Hauch;
Es weht, wie gold'ne Locken,
Es grüßt ein blaues Aug'.

O süßer Ton voll Wonne,
Denn doch kein Wort umschließt —
So sanft, als wenn die Sonne
Um junge Rosen fließt.

So still, wie Sonntagsfriede
Hat's oft um uns geblaut,
Wenn Deinem Liebesliede
Wir unsren Schmerz vertraut.

Herbei, herbei mit fröhlichem Reigen,
Mit Blumen und Blättern, mit Blüthen und Zweigen;
Aus Allem, was lieblich von Duft und von Glanz
Windet dem Sänger der Liebe den Kranz.

Nun, wie durch Winternächte
Der Strom und Sturzbach rauscht:
Das ist das Lied, das ächte,
Dem gern die Seele lauscht.

Ihr wird im Sturm, der sausend
Die Wolke mit sich führt,
Als ob ein ganz Jahrtausend
Im Schlummer sich gerührt.

Als ob die dunkle Wolke
Nun endlich sich geklärt:
Als ob dem deutschen Volke
Ein deutsches Reich gewährt!

Drum fröhlich herbei mit Blüthen und Zweigen,
Gebt alle, gebt all' sie dem Sänger zu eigen —
O reichet den vollsten, den duftigsten Kranz
Dem Sänger der Freiheit, des Vaterlands!

Julius Rodenberg.

— Uhland. Am 14. November 1863 war Uhland nach kurzem Krankenlager entschlafen. Wie innig aber die allgemeine Verehrung für den heimgegangenen Sänger, das zeigte die Betheiligung an seinem Leichenbegängniß. Aus allen Theilen des Landes eilten die Freunde, die Verehrer, die Abgesandten der Körperschaften oder Vereine herbei, die Eisenbahnzüge

waren überfüllt, ein Extrazug aus Stuttgart brachte hunderte von Theilnehmern, dem großen Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Vor dem wohl bekannten Hause, das so freundlich auf die Neckarbrücke herabschaut, wo so mancher festliche Zug in frühern Tagen gehalten, dem Dichter eine Huldigung zu bringen, ordneten sich nun am Nachmittag des 16. November bei trübem Himmel und in wehmüthiger Stimmung die Bewohner der Stadt und die Herbeigekommenen zum großartigen Geleite des Todten. Da lag der Sarg auf dem Todtenwagen, ganz in Kränze gehüllt: auf beiden Seiten zu Häupten des Todten hingen zwei schöne Lorbeerkränze, mit schwarz-roth-goldenen Bändern umwunden, welche eine Abordnung des neu constituirten deutschen und der Ausschuß des schwäbischen Sängerbundes Namens der Sänger Deutschlands ihrem Meister gebracht; auf der Bahre lag ein Palmzweig des Stuttgarter Liederkranzes, seinem Ehrenmitgliede gewidmet, und die Fülle der weitern Kränze und Blumen, welche dankbare Pietät allerwärts gestiftet hatte.

Ein solches Zeichen der rührenden Verehrung wollen wir hier im Einzelnen hervorheben: die Schüler des obern Gymnasiums in Stuttgart wollten die dankbare Anhänglichkeit der nachwachsenden strebsamen Jugend ausdrücken und sandten durch eine Deputation einen Lorbeerkranz. Den Leichenzug eröffnete, nachdem vor dem Trauerhaus ein Choral von den Sängern der Stadt Tübingen und des Stuttgarter Liederkranzes gesungen worden war, die akademische Liedertafel.

Die Ordnung des Zuges war: 1. Akademische Liedertafel; 2. Studenten; 3. Universität; 4. Ständekammern; 5. Gerichtshof und Bezirksbeamte; 6. Lehrer der öffentlichen Anstalten; 7. die bürgerlichen Collegien von Stuttgart; 8. Stadtgarde; 9. die bürgerlichen Collegien von Tübingen; 10. Musik; 11. Abgeordnete des Sängerbundes und anderer auswärtigen Gesangvereine; 12. Tübinger Gesangvereine; 13. Bürger von Tübingen und Stuttgart; 14. Theilnehmer aus andern Orten; 15. Turn- und Schützenvereine; 16. Feuerwehr.

Die große Fahne des schwäbischen Sängerbundes, welche 5 Jahre zuvor in Tübingen vor dem Hause des Dichters ihre erste Weihe empfangen hatte, wurde, mit Flor verhüllt und von den Bannern des Stuttgarter Liederkranzes, der Vereine von Tübingen, Reutlingen u. s. w. gefolgt, getragen. Am Grabe sang die Liedertafel den Bardenchor: Stumm schläft der Sänger.

Decan Georgi zeichnete in geistvoller Weise und in lebenswahren Farben ein Bild des Verstorbenen, seine Bedeutung für die Nation, sein Wesen im Privat- und Familienleben. Er hob insbesondere hervor, daß

Es klingt wie Morgenglocken
Durch linder Lüfte Hauch;
Es weht, wie gold'ne Locken,
Es grüßt ein blaues Aug'.

O süßer Ton voll Wonne,
Denn doch kein Wort umschließt —
So sanft, als wenn die Sonne
Um junge Rosen fließt.

So still, wie Sonntagsfriede
Hat's oft um uns geblaut,
Wenn Deinem Liebesliede
Wir unsren Schmerz vertraut.

Herbei, herbei mit fröhlichem Reigen,
Mit Blumen und Blättern, mit Blüthen und Zweigen;
Aus Allem, was lieblich von Duft und von Glanz
Windet dem Sänger der Liebe den Kranz.

Nun, wie durch Winternächte
Der Strom und Sturzbach rauscht:
Das ist das Lied, das ächte,
Dem gern die Seele lauscht.

Ihr wird im Sturm, der sausend
Die Wolke mit sich führt,
Als ob ein ganz Jahrtausend
Im Schlummer sich gerührt.

Als ob die dunkle Wolke
Nun endlich sich geklärt:
Als ob dem deutschen Volke
Ein deutsches Reich gewährt!

Drum fröhlich herbei mit Blüthen und Zweigen,
Gebt alle, gebt all' sie dem Sänger zu eigen —
O reichet den vollsten, den duftigsten Kranz
Dem Sänger der Freiheit, des Vaterlands!

Julius Rodenberg.

— Uhland. Am 14. November 1863 war Uhland nach kurzem Krankenlager entschlafen. Wie innig aber die allgemeine Verehrung für den heimgegangenen Sänger, das zeigte die Betheiligung an seinem Leichenbegängniß. Aus allen Theilen des Landes eilten die Freunde, die Verehrer, die Abgesandten der Körperschaften oder Vereine herbei, die Eisenbahnzüge

waren überfüllt, ein Extrazug aus Stuttgart brachte hunderte von Theilnehmern, dem großen Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Vor dem wohl bekannten Hause, das so freundlich auf die Neckarbrücke herabschaut, wo so mancher festliche Zug in frühern Tagen gehalten, dem Dichter eine Huldigung zu bringen, ordneten sich nun am Nachmittag des 16. November bei trübem Himmel und in wehmüthiger Stimmung die Bewohner der Stadt und die Herbeigekommenen zum großartigen Geleite des Todten. Da lag der Sarg auf dem Todtenwagen, ganz in Kränze gehüllt: auf beiden Seiten zu Häupten des Todten hingen zwei schöne Lorbeerkränze, mit schwarz-roth-goldenen Bändern umwunden, welche eine Abordnung des neu constituirten deutschen und der Ausschuß des schwäbischen Sängerbundes Namens der Sänger Deutschlands ihrem Meister gebracht; auf der Bahre lag ein Palmzweig des Stuttgarter Liederkranzes, seinem Ehrenmitgliede gewidmet, und die Fülle der weitern Kränze und Blumen, welche dankbare Pietät allerwärts gestiftet hatte.

Ein solches Zeichen der rührenden Verehrung wollen wir hier im Einzelnen hervorheben: die Schüler des obern Gymnasiums in Stuttgart wollten die dankbare Anhänglichkeit der nachwachsenden strebsamen Jugend ausdrücken und sandten durch eine Deputation einen Lorbeerkranz. Den Leichenzug eröffnete, nachdem vor dem Trauerhaus ein Choral von den Sängern der Stadt Tübingen und des Stuttgarter Liederkranzes gesungen worden war, die akademische Liedertafel.

Die Ordnung des Zuges war: 1. Akademische Liedertafel; 2. Studenten; 3. Universität; 4. Ständekammern; 5. Gerichtshof und Bezirksbeamte; 6. Lehrer der öffentlichen Anstalten; 7. die bürgerlichen Collegien von Stuttgart; 8. Stadtgarde; 9. die bürgerlichen Collegien von Tübingen; 10. Musik; 11. Abgeordnete des Sängerbundes und anderer auswärtigen Gesangvereine; 12. Tübinger Gesangvereine; 13. Bürger von Tübingen und Stuttgart; 14. Theilnehmer aus andern Orten; 15. Turn- und Schützenvereine; 16. Feuerwehr.

Die große Fahne des schwäbischen Sängerbundes, welche 5 Jahre zuvor in Tübingen vor dem Hause des Dichters ihre erste Weihe empfangen hatte, wurde, mit Flor verhüllt und von den Bannern des Stuttgarter Liederkranzes, der Vereine von Tübingen, Reutlingen u. s. w. gefolgt, getragen. Am Grabe sang die Liedertafel den Bardenchor: Stumm schläft der Sänger.

Decan Georgi zeichnete in geistvoller Weise und in lebenswahren Farben ein Bild des Verstorbenen, seine Bedeutung für die Nation, sein Wesen im Privat- und Familienleben. Er hob insbesondere hervor, daß

Uhland's Tod.

Wann im letzten Abendstrahl
Gold'ne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?

Ja, Meister, ja. Deine jugendlich schwellende Seele stellte einst diese Frage, Deinem ehrwürdigen, von Bürgertugend, Weisheit und Poesie verklärten Alter ist die Antwort geworden: dort oben liegt Dein ersehntes Ruhethal, Du bist eingezogen in dasselbe, obwohl zu früh für Alle, welche den Werth Deines Herzens, Deines Charakters, Deines Genies und Deiner Wissenschaft kennen und verehren; und zu frühe, glauben wir auch, ist Dir der Engel des Todes erschienen, um Dir die Freuden Deines Ruhethals zu zeigen, denn was Du in der vollen Kraft des Mannes bescheidentlich sangest:

Will mich selbst die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich in frischer Luft
Hätt' ich Manches noch zu schaffen —

Das gilt auch von den Tagen Deines Alters noch. Rastlos, wenn auch ohne Geräusch, bist Du noch täglich in den Schacht tiefer Forschung niedergestiegen, um verborgene Schätze unserer Literatur und Cultur an's Tageslicht zu fördern, oder Du wandertest im Mondenglanz der Sehnsucht durch „altdeutsche Wälder," um goldene Früchte des Volksgesanges und der Sage dem Dunkel der Vergessenheit zu entraffen. Ich war Zeuge Deiner stillen und rastlosen Arbeit; Du selbst hast mich ja so manches Mal zum Nachbar Deiner Studienzelle gemacht; ich weiß es wie Du lebtest, wie Du, makellos als Mensch und rüstig als Arbeiter des Geistes, täglich herniederstiegst in die Zelle Deines stillen Wirkens, um sie nur gezwungen durch die Ansprüche des Lebens kurze Zeit wieder zu verlassen. Das hehre Gegenbild des Faust, hast Du innerhalb Deines Dichtens und Forschens jenes Genüge gefunden, welches die Brust des ganzen Mannes erfüllen soll. Ja, Meister, ja; Du hättest noch Manches im Lichte dieser Welt zu schaffen gehabt; nicht bloß die Wissenschaft und die Poesie bedürften noch Deiner, eine That des Segens wäre es, wenn Du Deinen Lieben Dich lange noch gezeigt, Deinen Freunden noch lange erhalten, den Patrioten auch leiblich noch lange vor Augen geblieben, denn Allen warst Du ein Muster und Trost, eine Freude und Er-

Heute auch Dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der Dich gesendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch' ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft ist.

Und wir empfinden ganz den Meistersegen
Mit den Tausenden allen, welche ferne
Dieses seltenen Tags mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem selt'nen Todten.

Wenige Augenblicke — und wir scheiden,
Deinem Schlummer allein Dich überlassend;
Aber Deines begeisterten Volkes Herz wird
Stärkung an Deinem Grabe suchen.

Weinende Jungfrauen, denen Deine Harfe
Gold'ne Lieder ins Herz klang, werden kommen
Die Gelübde zu lösen, die sie Deiner
Frauengestalten Vorbild schwuren.

Aber an euch, ihr deutschen Musensöhne,
Die die Fackel vor Uhland's Namen schwingen,
Wird sein Mahnen ergeh'n und vom Pocal euch
Rufen zum ernsten Männerkampfe.

Jünger des Lieds, auch ihr kommt und lernet,
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die echten Werths gewiß sind,
Kommet und lernt's an diesem Grabe.

Drängen doch die sich selbst zur Fahne, denen
Keine Ader von seinem Geiste geworden,
Weil sie hörten, wie hell der Schild erglänze
Ueber dem Grab des Patrioten.

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!

„Ludwig Uhland!“ hallte ein schallendes Echo von der gegenüber liegenden Hügelwand, als hätte der Geist des deutschen Volkes bestätigend geantwortet.

Unter den fremden Theilnehmern wurden bemerkt: Staatsrath v. Römer, Consistorialpräsident v. Köstlin, Feodor Löwe, Gustav Pfizer, Ferdinand Scholl, Fried. Notter, Otto Müller, Frhr. v. Seckendorff aus Stuttgart, Theobald Kerner aus Weinsberg, Eduard Zeller aus Heidelberg.

———

Uhland's Tod.

Wann im letzten Abendstrahl
Gold'ne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?

Ja, Meister, ja. Deine jugendlich schwellende Seele stellte einst diese Frage, Deinem ehrwürdigen, von Bürgertugend, Weisheit und Poesie verklärten Alter ist die Antwort geworden: dort oben liegt Dein ersehntes Ruhethal, Du bist eingezogen in dasselbe, obwohl zu früh für Alle, welche den Werth Deines Herzens, Deines Charakters, Deines Genies und Deiner Wissenschaft kennen und verehren; und zu frühe, glauben wir auch, ist Dir der Engel des Todes erschienen, um Dir die Freuden Deines Ruhethals zu zeigen, denn was Du in der vollen Kraft des Mannes bescheidentlich sangest:

Will mich selbst die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich in frischer Luft
Hätt' ich Manches noch zu schaffen —

Das gilt auch von den Tagen Deines Alters noch. Rastlos, wenn auch ohne Geräusch, bist Du noch täglich in den Schacht tiefer Forschung niedergestiegen, um verborgene Schätze unserer Literatur und Cultur an's Tageslicht zu fördern, oder Du wandertest im Mondenglanz der Sehnsucht durch „altdeutsche Wälder,“ um goldene Früchte des Volksgesanges und der Sage dem Dunkel der Vergessenheit zu entraffen. Ich war Zeuge Deiner stillen und rastlosen Arbeit; Du selbst hast mich ja so manches Mal zum Nachbar Deiner Studienzelle gemacht; ich weiß es wie Du lebtest, wie Du, makellos als Mensch und rüstig als Arbeiter des Geistes, täglich herniederstiegst in die Zelle Deines stillen Wirkens, um sie nur gezwungen durch die Ansprüche des Lebens kurze Zeit wieder zu verlassen. Das hehre Gegenbild des Faust, hast Du innerhalb Deines Dichtens und Forschens jenes Genüge gefunden, welches die Brust des ganzen Mannes erfüllen soll. Ja, Meister, ja; Du hättest noch Manches im Lichte dieser Welt zu schaffen gehabt; nicht bloß die Wissenschaft und die Poesie bedürften noch Deiner, eine That des Segens wäre es, wenn Du Deinen Lieben Dich lange noch gezeigt, Deinen Freunden noch lange erhalten, den Patrioten auch leiblich noch lange vor Augen geblieben, denn Allen warst Du ein Muster und Trost, eine Freude und Er-

bauung — Du: zu allen Zeiten eine feste Säule, wenn der Boden des Rechtes und der Treue überall wankte! . . . Eines Morgens — in voller Blüte standen Leib und Seele Dir noch — erwachtest Du aus einem schweren Traume; wunderbar hatte es Dich in der Nacht ergriffen, die Glieder schienen bereits in Todes Macht, im Herzen fühltest Du letztes Leben, ungewohntes Zagen befiel Deinen Geist: erlöschend jetzt, dann wieder angefacht, schien er ein Flämmchen, das die Winde jagen — da erwachest Du und es ist schöner, heller Morgen — und Du fragst betroffen:

Wie? hielten schwere Träume mich befangen?
Die Lerche singt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend frisch geblüht,
Sie hängen, hingewelket, dort am Stengel.

O Mann! O väterlicher Freund! Was hast Du uns gethan. Welkten einst die Blumen, die am Abend frisch geblüht, weil der dunkle Engel nur an Dir vorbeigegangen — was soll die Folge sein, da Du diesem Engel nun gefolgt, uns ganz verlassen hast? Die Blumen der Liebe, der Freundschaft, der Verehrung von Tausenden nah und ferne, sollen sie nicht trauernd ihre Häupter senken und zu welken drohen? Die Gefahr ist groß, doch Du hast gesorgt, daß sie erhalten bleiben und im Lichte der Erinnerung, wenn das erste Weh gestillt ist, sich erholen und unverwelklich weiter blühen. Denn „ein Stück von Dir," viel Liebes und Hohes Deines herrlichen Gemüths ist, in goldene Formen der Dichtung gefaßt, uns zurückgeblieben, und so lange edle Herzen im Vaterlande schlagen, wirst Du lebend unter uns sein, ein Tröster, Freund und Meister! Ja auch dann noch, wenn wir Alle, die Dich kannten, längst dahin sein werden, wird sich das an Dir bewähren, was Du prophetisch von „Des Dichters Wiederkehr" gesagt:

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

Josef Rank.

Ludwig Uhland.

O wehret nicht den stillen Zähren,
Die Euch und Euren Sänger ehren!
Der Liebling Aller ist dahin!
Vor ihm verstummte jeder Richter;
Er war der deutscheste der Dichter,
So stark, so zart, so rein von Sinn.

So rein, daß Jungfrau'n könnten tragen,
Zu Grabe, wie vor alten Tagen,
Auf ihren Schultern diesen Mann.
Er pries die Heiligkeit der Jugend
Und Freiheit, Vaterland und Tugend,
Wie sie ein Seraph singen kann.

Kein falscher Ton ist je gekommen
Von seiner Leier, noch vernommen
Aus seinem Munde, so treu und wahr,
Die Ehren suchten ihn vergebens;
Ihm war genug als Lohn des Lebens
Die Liebe Deutschlands immerdar.

Ach, von dem deutschen Sängerkriege
Der Wartburg ging nach schönem Siege
Der letzte große Meister nun!
Vorbei ist Singen jetzt und Sagen;
Die gold'ne Harfe Walther's schlagen
Kann Keiner mehr, sie muß nun ruh'n.

Die unentweihte Harfe legen
Wir auf das Grab, und Dank und Segen
Ihm, der so hold in Ernst und Scherz.
Dort wird man Nachtigallen lauschen,
Dort wird um ihn die Linde rauschen,
An welcher jedes Blatt ein Herz!

(Köln. Ztg. Nr. 322. v. 20. Nov. 1862.)

An Ludwig Uhland. *)

Du deutscher Sänger, süß wie Deinem Munde
Müßt' meinen Lippen auch das Lied entsprießen,
Wollt' ich Dich würdig in dem Tempel grüßen,
Den ich gebaut dem deutschen Sängerbunde.

Das Herz genest von seiner tiefsten Wunde,
Wenn Deine Frühlingslieder es durchfließen,
Aus Jünglings Augen helle Flammen schießen,
Vernimmt er, Barde, Deine Siefriedskunde.

Mit freiem Wort für deutsches gutes Recht
Stehst Du ein muth'ger Kämpe in den Schranken,
Gerüstet mit der Rede blanken Waffen:

Glücksel'ger Sänger, Deiner Zeit Geschlecht,
Es horcht auf Dich, ob Du für den Gedanken,
Der in ihm ruht, das rechte Wort wirst schaffen.

Ludwig Uhland.

Laß Deiner Saiten Zauber wieder klingen
Von kühnen Sängern und biderben Rittern,
Von Minneglück und tapf'rem Lanzensplittern,
Und dann von Völkern, die um Freiheit ringen.

Du sagtest selbst, man müsse jubelnd singen,
So lange noch des Herzens Fibern zittern,
Den Geist des Alters Fesseln nicht verbittern,
Und ihn berauben seiner Adlerschwingen.

Doch Seelen, wie die Deine, altern nimmer,
Geöffnet bleiben Dir des Lichtes Pforten,
Glänzt auch des Hauptes Haar mit bleichem Schimmer.

Man hoffet noch auf Dich an allen Orten,
Und sehnt sich in dem bunten Versgeflimmer
Nach Vater Uhland's ernsten, tiefen Worten.

1847. Max Waldau. **)

---

*) Siehe: An die deutschen Sänger von Silesius Minor, im Morgenblatt für gebildete Stände. 1834. Nr. 303.

**) Siehe dessen: Blätter im Walde. Brüssel, Vogler 1847.

Uhland.

Stirbt wo ein Fürst im Schmucke seiner Kronen,
Wenn auch von Volksliebe nicht bekränzt,
Da braucht es wohl des Canons der Kanonen,
Des Katafalks, vom Lichtermeer umglänzt.

Bedarf's des Glockendröhnens, dumpfer Schauer,
Gedämpfter Trommeln, schwarz behangner Wand,
Des vollen Apparats befohlner Trauer,
Die Form zu wahren durch das ganze Land.

Wir haben nichts dergleichen zugerüstet,
Und doch starb uns ein König und ein Held,
Kein Garten für Trophäen ward verwüstet,
Es rücken die Geschütze nicht in's Feld.

Kein schwarzer Flor verhüllt der Freude Farben,
Kein Grabgesang die laute Stadt durchweint;
Und doch von allen Großen, welche starben,
War keinem herzlicher der Gruß gemeint.

Ein heimlich Flüstern geht von Mund zu Munde,
Bei Jung und Alt, von Früh- — zum Abendroth,
Ein flüchtig' Blatt macht allerwärts die Runde,
Nichts steht darauf, als — Ludwig Uhland todt!

Dann webt man weiter ungelöste Fragen,
Die Lebensfrage mancher Nation —
Die Welt hat keine Zeit zu Trost und Klagen,
Und die sie lenken — steh'n am Rubikon.

Was weiter auch, es starb ja nur ein Dichter,
Ein echter Ritter zwar vom heil'gen Geist,
Doch wissen Wenige mehr, daß er die Lichter
Entflammte, die man heut' erlösend preist.

Sein Wort war einst ein heilig lodernd Feuer
Und sein Gesang ein wetterleuchtend Schwert,
Um ihn her stand die kleine Schaar Getreuer,
Bereit zu kämpfen für den freien Herd.

Sein ganzes Leben war: die Frühlingsahnung,
Des Sängers Fluch, das Glück von Edenhall,
Und jedes seiner Lieder eine Mahnung:
Bewahret Deutschland vor der Schmach, dem Fall

Sonst weiß die Welt nicht viel von ihm zu sagen,
Doch dieses Wenige, es ist so viel;

Er blieb der Freiheit treu in Prüfungstagen,
Verschmähte Fürstengunst und Ordenspiel.

So kommt es, daß in diesem Namenslaute
Das Volk den Dichter wie den Menschen liebt,
Und gern die Töne, die er ihm vertraute,
Aus treuem Herzen dankbar wiedergibt.

Die Losung: Uhland mehr als Blut und Eisen
Verhorsten wird die Deutschen Stamm an Stamm,
Wenn's nicht mehr, ihre Einheit zu beweisen,
Bedarf Kokarden an des Helmes Kamm.

Ein ernstes, doch ein Fest noch war's den Alten,
Wenn der Befreier Tod ein Herz berührt —
Was sollen wir es nicht wie jene halten,
Wenn unserm Kreis ein König wird entführt?

Begeh'n wir jetzt, indem wir uns erheben
Uns seiner freuend mitten noch im Schmerz:
Daß der gesungen, dem Gesang gegeben,
Daß der geliebt, der trug ein treues Herz!

Wien, 15. November 1862. L. Foglar.

Uhland.

Wenn freudetrunken sich die Sänger messen,
Wenn's jubelnd auf von allen Zweigen schallt,
Wer könnte Dein, wer könnte Dein vergessen,
Du Nachtigall im deutschen Dichterwald!

Wenn ahnungsvoll und bang, in süßen Schmerzen
Die Sehnsucht schleicht zum gold'nen Liebeshort,
Dann sucht die Jugend träumerisch nach Herzen,
Und „Uhland“ ist ihr stilles Losungswort.

Du ziehst die Glocken der Kapellen wieder
Und Hirtenknaben steh'n verschämt von fern,
Dann tönen Deine lichten Himmelslieder
So zaub'risch segensmild vom Tag des Herrn.

In wundertrunk'ne Märchenwelt versinket
Des Lebens nüchterne Alltäglichkeit,
Wenn hold von Deinem Liederwald umblinket
Das Herz sich schwinget über Raum und Zeit.

Dir dank' ich meine erste Weihestunden,
Du führtest mich zum Hain der Poesie —
O nimm den Kranz, begeistert Dir gewunden,
Du Dichterfürst im Reich der Phantasie.

Adolf Schirmer.

Virgil. Culex, ein scherzhaftes Gedicht Virgil's auf eine Mücke, enthält Folgendes: Einem schlafenden Schäfer nähert sich eine Schlange, um ihn zu stechen. Eine Mücke wird es gewahr und sticht ihn auf die Wange, daß er davon aufwacht. Der Schäfer, unwillig darüber, erdrückt die Mücke, erblickt zugleich die lauernde Schlange, die er verjagt, und darauf sogleich wieder einschläft. Nun erscheint ihm aber der Geist der erschlagenen Mücke, beschuldigt ihn des sträflichen Undanks, und erzählt ihm hierauf, was sie im Reich der Todten und im Elysium bereits gesehen und gehört. Der Schäfer erwacht, erkennt sein Unrecht, und errichtet der Mücke ein zierliches Grabmal von grünendem Rasen, mit mannigfaltigen wohlriechenden Blumen bepflanzt.

— Virgil. Als auf eine sehr stürmische Nacht ein vorzüglich schöner und heiterer Tag folgte, welchen Augustus zu öffentlichen Schauspielen bestimmt hatte, schrieb Virgil folgendes Distichon an den Palast des Kaisers, wodurch er sich ihm zuerst bekannt machte:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane,
Divisum imperium cum Iove Caesar habet.

Bathyll, ein ruhmrediger Poet, maßte sich dieses Distichon an, und gab es für das seinige aus. Daher schlug Virgil dasselbe noch einmal an, und setzte noch darunter:

Hos ego versiculos feci, tulit alter honores,
Sic vos non vobis
Sic vos non vobis
Sic vos non vobis
Sic vos non vobis.

Als man hierauf von Bathyll verlangte, er solle die angefangenen Verse vollenden, konnte er es nicht; Virgil aber ergänzte dieselben sogleich auf folgende Weise:

Sic vos non vobis mellificatis apes,
Sic vos non vobis nidificatis aves,
Sic vos non vobis fertis aratra boves,
Sic vos non vobis vellera fertis oves!

Und so ward er zu Bathyll's großer Beschämung auch für den rechtmäßigen Verfasser des ersteren Distichons erkannt.

Lope de Vega hatte durch die neue Gattung von Schauspielen, die er einführte, die ganze Nation gewonnen; gegen den Reichthum seiner fantastischen Erfindungen erschienen die Komödien, an denen man sich bisher erfreut hatte, die von gelehrten Poeten den Terenzischen und Plautinischen nachgebildet werden, so trocken und langweilig, daß sie nimmer auf den Brettern erscheinen durften. Die alten Dramatiker sahen sich in kurzer Zeit vernachlässigt, ja vergessen, und wenn sie auch durch scharfe und gelehrte Spottgedichte dem jüngern Dichter und seinen Freunden die Freude des Siegs in etwas verkümmerten und bei den Gelehrten als Märtyrer des guten Geschmacks galten — die Dolaren, mit denen man ihre Kunst bezahlt hatte, waren für sie verloren, und gar Manche, wie selbst unser großer Cervantes, geriethen durch den Verlust dieses Erwerbszweigs in bittere Armuth.

Desto besser ging es dem trefflichen Lope de Vega: kurz zuvor ein armer Student in Salamanka, hatte er nun die Mittel, in Madrid eine schöne Wohnung zu beziehen, die täglich von Schauspieldirectoren wimmelte, welche sich gegen gute Bezahlung neue Stücke von ihm erbaten. Es ist bekannt, daß er oft in einem Tage ein Schauspiel ausfertigte; er pflegte sich dabei eines armen Schreibers zu bedienen, dem er seine Komödien in die Feder dictirte, und der ihm bald unentbehrlich wurde, da er nicht nur Alles getreu nachschrieb, wie es ihm vorgesagt wurde, sondern auch in Mythologie, Geschichte, Geographie so bewandert war, daß ihm Lope dahin einschlagende Namen nicht vorzubuchstabiren brauchte. Da er so den armen, gelehrten Teufel den halben Tag um sich haben mußte, wäre er gerne in ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm getreten, aber mit aller Zutraulichkeit konnte er ihm kein freundliches Gesicht abgewinnen; der Schreiber war im höchsten Grade dehmüthig, devot, aber seine Mienen verriethen stets einen verbissenen Grimm.

Nachdem das Verhältniß auf diese Art mehrere Jahre gedauert hatte, trat der Schreiber eines Tags in das Zimmer des Dichters, um ihn um einen kleinen Geldvorschuß zu bitten. Ihr könnt das Geld dann gleich haben, sagte Lope; aber thut mir den Gefallen, Freund Solis, und bleibt eine halbe Stunde zu meinen Diensten hier; ich bin im Augenblick in der besten Stimmung, eine Vorrede zu der Sammlung meiner

Schauspiele zu schreiben, die ich jetzt etwas verbessert dem Druck übergeben will. Der Schreiber setzte sich, Lope dictirte. Vorrede. Ich übergebe dem Publikum hier mit einem von Dank und freudigem Stolz erfüllten Herzen die erste Sammlung meiner bessern Komödien, die, von dem Verfasser in der Absicht geschrieben, Freunde erlaubter Ergötzlichkeit für einen Abend zu unterhalten, um dann in die Vergessenheit zurückzusinken, von meinen geliebten Landsleuten über Verdienst geschätzt, beinahe den Meisterwerken des erhabenen Seneca, des feinen Terenz, des so ergötzlichen Plautus gleichgesetzt und der Aufbewahrung für die Nachwelt würdig erachtet werden. Es ist eine gute Reihe von Jahren, seit mir die Freunde des Theaters ihre Gunst fortwährend bewahrt haben. Wie schmählich sind die Prophezeiungen meiner Feinde — — Sagt doch auch immer das letzte Wort, wenn ihr fertig seid, bemerkte Lope zwischen hinein. Feinde, sagte der Schreiber; zu Lügen geworden, dictirte der Dichter weiter. Was sie mir geweissagt hatten, den gemeinen, neidischen Rueda an ihrer Spitze, — Spitze — daß ich nach kurzer Zeit, von allen Bessern verachtet, der Vergessenheit anheimfallen werde, — werde — ist an ihnen selbst in Erfüllung gegangen; kaum kennt man ihre Namen noch, geschweige ihre Werke; der ruhmredige Lope de Rueda ist verschollen, — verschollen — in wohlverdienter Armuth, heißt es, büße dieser hündische, niederträchtige — niederträchtige, wiederholte der Schreiber mit so sonderbarer Stimme, daß Lope erschrocken nach ihm hinsah. Die Feder war ihm plötzlich entfallen, mit entstelltem Angesicht lag er sprachlos im Stuhle. Der Dichter brachte den Erstarrten mit großer Mühe auf ein Ruhebett, der Arzt wurde herbeigerufen, aber der vom Schlag heftig gerührte Schreiber war nimmer zum Leben zu bringen.

Erst nach einigen Tagen ergab sich, daß der Schreiber Solis Lope de Rueda gewesen war. Lopen war der Vorfall unvergeßlich, seine Rührung und Erschütterung wurde aber, wenn er sich die Situation wieder vergegenwärtigte, wie der arme Autor in der Noth seine eigenen Schimpfnamen nachgeschrieben hatte, immer von einem so tollen Lachen unterbrochen, daß manche seiner Freunde an seinem guten Herzen zweifeln wollten.

Le Vayer vermied sorgfältig jeden literarischen Streit, weil ihm Ruhe über alles ging. Als aber Vaugelas seine Bemerkungen über die französische Sprache drucken ließ, ängstete ihn dieß sehr. Er sah voraus, daß er seine Schriften ganz umarbeiten mußte, wenn er die darin aufgestellten Grundsätze für richtig annahm. Wider seine Ueberzeugung trat er daher gegen ihn in die Schranken, und behauptete, daß seine Veränderung entweder schlecht oder doch unnütz wäre. Er glich darin vielen

ergrauten Geschäftsmännern, die deshalb allen Neuerungen feind sind, weil sie sich vor der Mühe scheuen, einen andern ihnen noch nicht bekannten Weg einzuschlagen, und das alte Gleis zu verlassen.

— Le Bayer wurde, bei seinen Lebzeiten, wegen seines Scepticismus, den er in seinen Schriften offenkundig machte, sehr verketzert. Einst traf ihn Saint-Sor in Desmarets, damals schon mehr bekannt wegen seiner fanatischen Gesinnungen, als wegen eines geistlosen Gedichts, Clodovich, in einer Gallerie des Louvre an. Als er bei la Motte le Bayer vorüberging, sagte er so laut, daß es dieser hören konnte: das ist auch ein Mensch ohne Religion. „Freund!" versetzte la Motte le Bayer: „ich habe so viel davon, daß ich mich unmöglich zu Deiner bekennen kann."

— Le Bayer war ein großer Freund von neuen Zeitungen, wie er überhaupt seine Neugierde, auf alle Vorgänger seiner Zeit erstreckte. Als Bayer im Verscheiden lag, besuchte ihn sein Freund Bernier; als er denselben beim Eintritt erblickte, frug er denselben: „Was haben wir neues von den großen Mogul?" und starb; Es war seine letzte Frage:

Voltaire wurde am 22. Februar 1694 geboren, konnte aber wegen ungewöhnlicher Schwächlichkeit erst den 22. November getauft werden. Kästner machte im Hinblick darauf nachstehendes Epigramm:

Die Kränklichkeit des Knäbchens nicht zu mehren,
Gab man die Taufe spät Voltairen;
Und hätte man gekannt, was schon in ihm gewohnt,
Man hätt' ihn gar damit verschont!

— Voltaire wurde 1716 in die Bastille gesetzt. Man hielt ihn für den Verfasser einer auf den verstorbenen König Ludwig XIV. gedruckten Schmähschrift. Denn kaum hatte derselbe die Augen geschlossen, als man schon anfing sein Andenken zu lästern. Dieser Monarch, der während eines Zeitraums von vierzig Jahren Europas Schrecken und Bewunderung gewesen war, ward nun beinahe in allen Gesellschaften gemißhandelt. In kurzer Zeit war Paris mit Satyren auf ihn und seine ehemaligen Günstlinge überschwemmt. Unter den vielen fliegenden Schriften zeichnete sich ein kleines Gedicht aus, betitelt: „was ich gesehen habe." — Das Gedicht schloß mit den Worten: „Alles dieß Unglück hab' ich gesehen und bin noch nicht zwanzig Jahr alt." Das war ungefähr Voltaire's Alter. Er wurde verhaftet, und wie schon gesagt, in die Bastille gebracht, wo er über ein Jahr sitzen mußte. Alle Bitten, alle Verwendungen, ihm die Freiheit wieder zu schaffen, waren umsonst. Endlich gab sich der Verfasser des Gedichts, den sein Gewissen beunruhigte, selbst an. Voltaire ward seines Arrest's entlassen. Den Tag nach seiner Befreiung ließ sich der Regent von Frankreich, Herzog von Orle-

aus, von ihm die Aufwartung machen, und empfing ihn sehr gnädig. — „Mein gebietender Herr! sagte Voltaire, es würde mir ein großes Vergnügen sein, wenn des König's Majestät fernerhin für meinen Unterhalt sorgen wollte; aber ich bitte unterthänigst, sich nie wieder um eine Wohnung für mich zu bemühen."

— Voltaire speiste einst bei dem Herzog von Sully. Ueber Tafel äußerte der Chevalier Rohan Chabot sich über einen Gegenstand, und Voltaire widersprach ihm. Der Chevalier nahm dieß sehr übel und fragte spöttisch: wer ist der junge Mensch, der sich so vorlaut benimmt? — „Herr Chevalier!" erwiederte Voltaire: „es ist ein junger Mensch, der keinen vornehmen Namen führt, aber dem seinigen keine Schande macht." — Der Chevalier stand von der Tafel auf und entfernte sich. Als Voltaire nach einigen Tagen wieder bei dem Herzog zu Tische geladen war, ließ ihm der Chevalier auflauern, und in einer engen Gasse in seiner Gegenwart, von erkauftem, schlechten Gesindel durchprügeln. Voltaire wollte die Sache anhängig machen und den Herzog von Sully dabei zum Zeugen vorschlagen, dieser wollte sich aber dazu nicht verstehen. Voltaire beschloß nun, nie mehr seine Schwelle zu betreten. Er verließ eine geraume Zeit das Zimmer nicht und nahm Unterricht im Fechten. Dann suchte er den Chevalier Rohan in der Loge einer Schauspielerin auf und sagte zu ihm: „Mein Herr! Sie werden unmöglich Ihr Benehmen gegen mich vergessen haben; ich hoffe, daß Sie mir dafür Genugthuung geben werden." Der Chevalier nahm die Herausfoderung auf den folgenden Tag an, und bestimmte das Rendezvous vor dem Thore St. Antoins. Aber schon am Abend setzte er davon seine Familie in Kenntniß, und um seinen Gegner zu entfernen, suchte man einen Vorwand, ihn unschädlich zu machen. Man hielt es für das Beste, dem Herzog Regenten, der bekanntlich einäugig war, die Verse, die Voltaire an dessen Geliebte, die Marquise de Prie gemacht hatte, zu zeigen.

Io, sans avoir l'art de feindre,
D' Argus sut tromper tous les yeux;
Nous n'en avons qu'un seul á craindre,
Pourquoi ne nous pas rendre heureux?

Voltaire wurde sogleich verhaftet und nach der Bastille geschickt, wo er sechs Monate blieb. Doch ward er nicht strenge behandelt, er konnte dort seine Freunde sprechen, und erhielt Bücher und Schreibmaterialien. Hier lernte er die englische Sprache, und als er die Freiheit, unter der Bedingung erhielt, Frankreich zu verlassen, ging er nach England. Dort erschien die erste Ausgabe seiner Henriade.

— Voltaire. Ein junger Schriftsteller ohne Talent schickte Voltaire'n ein Trauerspiel mit der Bitte, es seiner Kritik zu unterwerfen. „Es ist eben nicht schwer," sagte Voltaire, „eine Tragödie zu machen wie diese; aber desto schwerer ist es, dem darauf zu antworten, der sie gemacht hat."

— Voltaire. M... gab im Jahre 1730 eine Schrift heraus unter dem Titel: „Ueber die Seele der Thiere." Nachdem sie Voltaire gelesen hatte, sagte er: „Der Verfasser ist ein herzensguter Mann, aber er kannte noch nicht genug die Geschichte seines Vaterlandes."

— Voltaire. Ein Mitglied der Akademie zu Chalons sagte einst zu Voltaire: „Unsere Akademie ist die älteste Tochter der Pariser Akademie." „Wahrlich, sie ist eine recht gute Tochter," versetzte Voltaire, „nie hat man etwas von ihr gesprochen."

— Voltaire. In Paris erschien ein Werk: Histoire de bêtes, welches dort viel Aufsehen machte. Man sprach darüber auch mit Voltaire und fragte ihn um sein Urtheil. „Ich hab' es auch gelesen," versetzte er, „es scheint mir, als wenn das Familienarchiv des Verfassers nicht in der besten Ordnung ist."

— Voltaire hatte eine Menge Bekannten, die ihn unaufhörlich die gehässigen Aeußerungen seiner Antagonisten hinterbrachten und ihn durch ihre unüberlegte Indiscretion beunruhigten oder zornig machten. „Ich bitte täglich Gott," sagte einst Voltaire, „mich von meinen Freunden zu befreien, was meine Feinde betrifft, so will ich schon mit ihnen fertig werden."

— Voltaire. Pluche hatte in seiner Schrift: „Schauspiel der Natur" behauptet: die Vorsehung habe darum dem Ocean die Ebbe mitgetheilt, damit die Schiffe desto leichter in die Häfen einlaufen könnten. Voltaire sagte darüber: „Es ist gerade so, als wenn ich behaupten wollte, Gott habe die Beine zum Besten der Strumpfwirker und Schuhmacher, und die Nasen zum Vortheil der Brillenmacher und Tabacksfabrikanten erschaffen."

— Voltaire hatte eine alte Magd, Babet. Er ließ sich Alles von ihr sagen, gebieten, verbieten, litt ihre Launen geduldig; sie durfte ihn schelten, ihm den Text lesen. Eines Morgens, als er im Bette Kaffee trank, den sie ihm gebracht hatte, hört sie ihn kläglich rufen. „Was gibt's?" — „Ach Babet!" — „Nun, was soll Babet?" — „Ach, liebe Babet!" — „Gewiß wieder was Schönes!" — „Ach, ach! ich habe kosten wollen, wie Rosenwasser zu Kaffee schmeckt, und nun ist mir so übel, so übel; hilf mir, liebe Babet!" — „Wieder ein dummer Streich! Na, ich

will gleich Thee machen. Que les gens d'esprit sont bêtes!" (Was doch Leute von Verstand häufig dumm sind.) „Tu as raison, toi qui en a si peu." (Du hast Recht, obgleich du selber wenig Verstand hast.)

— Voltaire. Ein Cavalier reiste nach Rom, um Ganganelli, den er als Cardinal gekannt hatte, als Papst zu sehen. Er besuchte auf dieser Reise Voltaire und fragte ihn, was er den Papst von ihm sagen sollte? Voltaire antwortete: „Benedict IV. schickte mir Medaillon, Ablaß und seinen Segen, ich wünsche, daß mir Ganganelli die Ohren des Großinquisitors schicken möchte. Der Reisende richtete seinen Auftrag treulich aus und der Papst gab ihm zum Bescheid: „Schreiben Sie nur an Voltaire, daß so lange Ganganelli Papst bleibt, der Großinquisitor weder Augen noch Ohren haben wird."

— Voltaire war einst gegen einen seiner Bedienten sehr aufgebracht. Mit großer Heftigkeit fuhr er auf ihn zu. Der Bediente lief davon und schrie im Fliehen: „Wahrhaftig, Sie haben den Teufel im Leibe!" Voltaire antwortete ihm mit Milde: „Ach, mehr noch, als den Teufel, denn mir sitzt ein abscheulicher Tyrann im Gehirn, den ich erdolchen möchte, weil er mit einer sehr tugendhaften Prinzessin mit aller Gewalt zu Bette gehen will. Noch kann ich nicht zum Ziel kommen und das macht mich ganz rasend."

— Voltaire's Widersacher veranlaßten, daß seine Tragödie „Orest" bei der Darstellung durchfiel. Diesen Zweck erreichten sie um so sicherer, da der fünfte Aufzug, wo er das griechische Schauspiel nachzuahmen gesucht, dem Geschmack der Franzosen nicht zusagte. Als das Publikum sein Mißfallen laut zu erkennen gab, rief Voltaire zornig aus: „Ihr seid Barbaren! Ihr wißt nichts vom Sophokles!" Frau von Graffigny, die sich neben ihm befand, erwiderte sogleich mit einem Vers aus Molière:

„Excusez-nous, Monsieur, nous ne sommes pas Grecs."

— Voltaire. Jemand äußerte gegen Voltaire, daß der berühmte Büffon über seine Naturgeschichte fast gar keinen tadelnden Beurtheiler gefunden. Er glaube, der Reichthum seines Gegenstandes und der blühende und kräftige Styl, womit er ihn behandelt, habe der Kritik Stillschweigen auferlegt. „Man hat noch nicht Zeit gehabt, seines Ruhms überdrüssig zu werden," versetzte Voltaire, „aber je mehr er sich verbreiten wird, um desto weniger wird man ihn im ungestörten Genuß desselben lassen. Den Menschen macht das nämliche Idol Langeweile, und diejenigen, die es zur Verehrung aufgestellt haben, werden für die Menge bald ein anderes, zu ähnlichen Huldigungen, an dessen Stelle setzen."

— Voltaire. Der Name Clement war für Voltaire sehr verhaßt. Mehrere dieses Namens hatten, bei seinem Auftreten in der literarischen Welt, sich als seine Gegner gezeigt. Der erste dieses Namens war aus Genf gebürtig und starb im Irrenhause von Charenton. Er hatte früher mit Voltaire rivalisirt, und ebenfalls ein Trauerspiel, „Merope", geschrieben, das aber nie auf der Bühne dargestellt worden ist. Einst meldete sich bei Voltaire ein Bedienter und suchte ein Unterkommen bei ihm. Voltaire erkundigte sich, bei wem er früher gedient habe? „Bei Herrn Clement in Genf," war die Antwort. Voltaire sah ihn scharf an und sagte dann: „Du siehst mir ganz darnach aus, als hättest du die drei ersten Acte zur Merope gemacht."

— Voltaire. N. Ange, ein mittelmäßiger Schriftsteller, durch eine jämmerliche Uebersetzung des Ovid bekannt, machte einst Voltaire seine Aufwartung. Der Gast, der seinen Besuch durch einen Witz enden wollte, bemerkte, indem er den Hut zwischen den Fingern herumdrehte: „Heute habe ich den Homer gelesen; morgen behalte ich mir vor, den Euripides und Sophokles zu besuchen, den nächsten Tag den Tacitus, den folgenden den Lucian, den folgenden —" „Ich bin bereits sehr alt," unterbrach ihn Voltaire, „ich kann nicht lange mehr leben; denken Sie also, Sie hätten allen diesen Herren auf einmal Ihre Aufwartung gemacht."

— Voltaire. Turgot, der 1778 Voltaire bei dem Marquis de Villete besuchte, hatte gerade das Podagra, weshalb er nicht gut fort konnte. „Wie geht's denn?" fragte Voltaire. — „Schlecht genug; ich stehe viel aus." — „Auch kamen Sie mir immer schon so vor wie Nebukadnezar's Bild." — „Nicht wahr? die Füße von Thon —" „Und das Haupt von Gold," sagte Voltaire.

— Voltaire. Mehrere Hofdamen hatten sich in das Haus des Marquis Villete begeben, um Voltaire einen Besuch zu machen. Er hatte gerade einen Anfall von übler Laune und lehnte es ab, in dem Salon zu erscheinen. Endlich siegten die dringenden Bitten der Frau von Villette, die von ihm als eine besondere Gunst sich ausbat, daß er sich wenigstens einen Augenblick zeigen möchte. Voltaire kam, öffnete die Thüre des Salons, drehte sich einige Male herum und sprach: „Hier, meine Herren und Damen, haben Sie den alten Bären, den Sie sehen wollen. Stillen Sie Ihre Neugier und betrachten Sie ihn wohl!" Und husch war er wieder zur Thür hinaus.

— Voltaire. Ein Buchhändler schrieb an Voltaire: „Mir sind viele scandalöse Anecdoten, Sie betreffend, zugekommen. Ich unterdrücke sie jedoch, wenn Sie mir die kleine Summe nur von 100 Louisd'o

senden." — Voltaire antwortete: „Ich bin Ihnen für Ihr ausnehmendes Zartgefühl sehr verbunden; aber ich besitze eine kleine Sammlung unbekannter, noch scandalöserer Anecdoten von mir, die ich Ihnen, sollte ich auch dabei verlieren, nur für 50 Louisd'or anbiete."

— Voltaire's Schweigen und Mißmuth fiel in einer Gesellschaft bei Frau von Chatelet sehr auf. Sie antwortete den Fragenden: „Ihr würdet's wohl nicht ergründen; aber ich weiß es: Seit drei Wochen spricht man in Paris von Niemand, als von dem auf's Rad geflochtenen verrufenen Straßenräuber und Mörder. Darüber zürnt der berühmte Dichter, kurz er ist auf den Geräderten — eifersüchtig."

— Voltaire. Ein junger eitler Schriftsteller überreichte einst Voltaire eines seiner Bücher in der Handschrift und erbat sich darüber ein Urtheil von ihm. Voltaire strich blos den letzten Buchstaben des ganzen Buches aus und gab es ihm dann zurück. Auf dieser Art war aus dem Worte Fin (Ende) Fi (pfui) entstanden.

— Voltaire. Bei der Vermählung des Dauphins mit der Infantin von Spanien erhielt 1745 Voltaire den Auftrag, den Plan zu einem Ballet mit Versen anzufertigen, damit solche während des Tanzes gesungen würden. Es sollte gleichsam ein Schauspiel werden, wo der Text das wenigste, die Musik etwas mehr bedeutete, der Tanz aber die Hauptsache ausmachte. — Voltaire wählte zur Heldin eine Prinzessin von Navarra, machte einige Arien, aber auch ein Generalpächter, Namens de la Popeliniere der ein Schöngeist sein wollte, mischte einige Liederchen ein. Rameau setzte dazu die Musik. Dafür erwirkte die Marquise von Pompadour für Voltaire die Stelle eines ordentlichen Kammerherrn, als Belohnung für seine literarische Arbeit, deren Ertrag 60000 Livres an Kapital ausmachte. Voltaire wollte aber die Funktion einer solchen Stelle nicht verrichten; er bat also, daß er sie verkaufen, jedoch den Titel und die damit verknüpften Vorrechte behalten dürfe. Auch dieß wurde ihm zugestanden. Voltaire spöttelte sodann selbst darüber: „Mein Heinrich der Vierte, meine Zaire, ja sogar meine amerikanische Alziere haben mir nie einen freundlichen Blick des Königs erwerben können; ich hatte davon ein wenig Ruhm, aber desto mehr Feinde und Verfolger. Endlich wurde ich mit Ehren und Gütern überhäuft, und warum? — wegen einer Jahrmarktsfarce!" —

— Voltaire. Es ist für den Beobachter interessant zu sehen, wie die größten Männer der vergangenen, so wie der jetzigen Zeit oft immer um Ideen halber unglücklich waren, und Alles besaßen, ohne sich glücklich zu fühlen, weil ihnen das abging, was sie noch zu haben wünschten. Daß Menschen, welche dieses ganz öffentlich bekannten, in die Reihe der

Philosophen gezählt wurden, kann den Menschenkenner nicht befremden. So war es mit dem Philosophen von Fernai. Voltaire war von seiner Jugend an der Gesellschafter der ersten Klasse in Paris, er fühlte sich wohl unter ihnen und seine aufgeweckte Laune würzte ihre Souvers. Daß er aber diese zu den soupers fins des Königs gehen sah, ohne auch mitgehen zu können, dieß war ihm unerträglich. Voltaire kaufte sich einen Platz als Kammerherr, er besang den Frieden, den Ludwig XV. Frankreich gab; aber so wie es noch jetzt geht, ging es auch damals, je mehr Voltaire that, um sich dem König zu nähern, desto mehr entfernte sich Ludwig von ihm. Vielleicht fürchtete der König sich vor der scharfen Lauge Voltaire's, vielleicht fand er den Schmeichler in dem Besingen seines Friedens, vielleicht waren die andern Hofleute besorgt, daß ihr Witz neben dem von Voltaire verloren gehen würde.

Alle Bemühungen Voltaires, dem König näher zu kommen, scheiterten. Sogar als er durch Frau v. Pompadour, die dem König anfangs durch ihre dramatischen Talente zu gefallen suchte, seinen Zweck zu erlangen glaubte, wurde er entfernt, und Crebillon vorgeschoben. Der gute alte tragische Dichter saß längst vergessen in seinem Fauxbourg St. Antoine in einem Hinterstübchen, als man seine Originalität im Vorlesen seiner hohen tragischen Scenen von Neuem hervor rief, seinen alten mahlerischen Kopf, seine unbelohnten Verdienste, kurz durch alles wusste man ihn in die Nähe und an die Gunststelle von Voltaire bei Frau von Pompadour zu bringen. Als sie ihn nach der Sitte der französischen Damen des Morgens im Bette empfing, und ihm ein Geschenk mit ihrer gewohnten Grazie bot, küsste er die schöne Hand in dem Augenblick, wo Ludwig XV. hereinkam — Nous sommes perdus, le roi nous a surpris sagte der graue Alte, und sein bon mot aus den grauen Locken gefiel Ludwig so sehr, daß Catilina von Neuem gemustert, hervorgezogen und gegeben wurde. Fr. v. Pompadour mit einem zahlreichen Anhange, ging ins Theater, das Stück wurde gespielt und erhielt Beifall. O armer Voltaire, hättest du nur nach dem Hofe und seinen soupers fins nicht so sehr gelüstet, so würde dir kein Gegner entgegen gesetzt, und hätte deine zweite Leidenschaft die Ruhmsucht rege gemacht. Ein Unglück kommt nie ohne das andere — ganz begreiflich — der Getroffene ist getroffen, und ergreift selten die rechten Mittel, sich aus der Schlinge zu ziehen. Voltaire wollte gefallen, und einige seiner Stücke, die nachher allgemein anerkannt wurden, fielen, ob er gleich Lust hatte mit gezogenem Degen ins Parterre zu laufen und mitten durch das Pfeiffen schrie: Barbares que vous etes, c'est Sophocle qui parle. Ja, Semiramis, die auf unsern französischen Theatern in Deutschland so oft gegeben

wurde, Semiramis — fiel. Als der Geist des ermordeten Gemahls mitten unter den Hof petit maitres die chapeau bas in Hof Galla ihre Plätze auf dem Theater hatten — herum wandelte, brach das Parterre, bei der in Frankreich so ungewohnten, bei uns Deutschen so oft vorkommenden, sichtlichen Vorstellung der Geister — in lautes Lachen aus, und Voltaire wusste seinen Unmuth nicht anders zu dämpfen, als daß er eine seit 16 Jahren immer erneuerte Einladung Friedrichs II., nach Berlin zu kommen, annahm. Dort war ihm nichts entgegen. Kein souper fin á la cour ohne ihn, kein undankbares Publikum. Noch einige Kränkungen standen dem armen Voltaire bevor der sich noch immer an den Hof, der ihm bei Ludwig dem XIV. so günstig gewesen war, sehnte. Er arbeitete an einem großen Gelegenheitsstück, welches zur Feier Ludwig XV. gegeben wurde. Ludwig wurde unter der allegorischen Person Trajans dargestellt. Voltaire, der vielleicht fürchtete, der König habe ihn nicht recht verstanden, befand sich auf dem Wege, als der König aus dem Schauspielhause ging. Trajan est il content? sagte er zum König, und dieser, der es vielleicht nicht wohl aufnahm, daß man ihn anzureden wagte, schwieg, und ließ den Dichter beschämt stehen.

Fest entschlossen diesen, sein für Hof- Gunst so empfindliches Herz so tief verwundenden, Dingen zu entgehn, nahm er die Reise nach Preußen an, und als er beim Abschiednehmen als Kammerherr des Königs diesen fragte, ob er nichts nach Berlin zu bestellen habe, drehte er sich um, ohne ihm zu antworten. Von Berlin aus erlitt Voltaire Beleidigungen, die ihm die ganze Reise hätte mögen verleiden. Die 1000 Louisdor, die zu seiner Reise bewilligt waren, sollten ausgezahlt werden; aber die 1000, die er für seine geliebte Nichte, Madame Denis, verlangt hatte, wurden in Gnaden abgeschlagen. Der König schrieb: ich werde Madame Denis gerne sehen, aber ich verlange es nicht.

Voltaire war außer sich vor Zorn, wollte nun gar nicht gehen. Wie? ein so reicher König gibt nicht einmal 1000 Louisdor, um Madame Denis zu sehen! — Ein Umstand machte doch, daß Voltaire schnell ging, Marmontel und noch einer seiner Freunde kommen eines Morgens mit Briefen von Berlin, ehe Voltaire noch aufgestanden war. D' Arnaud ist in Berlin angekommen, sagt Marmontel, er macht viel Aufsehn und ist vom König sehr wohl aufgenommen worden. Wie, d' Arnaud der Wäßrige, meint Voltaire, macht Eindruck, wenn man Voltaire erwartet! Lächelnd fährt der Freund fort. Der König und d' Arnaud haben sich gegenseitig Episteln in Versen geschrieben, in der des Königs findet man unter andern,

Vous-êtes à votre Aurore
Voltaire est à son declin.
D'Arnaud ist in seiner Morgenröthe,
Voltaire im Untergehn.

Ich im Untergehn, rief Voltaire, und mit einem Sprung war er aus seinem Bette und sprang in seinem Zimmer, wie man ihn lange nicht hatte springen sehen. Seinen Freunden war die Scene unvergeßlich, wo der Philosoph, der Dichter, so im Hemde sich selbst vergessend umher sprang und rief: Nun reis' ich gleich; der König soll erfahren, ob Voltaire an seinem Declin ist. Die 1000 Louisd'or der Frau von Denis waren vergessen und Voltaire reiste ab.

— Voltaire, der Kammerherr Friedrichs des Großen geworden, verlor bald, bei seinem Aufenthalt in Berlin, einen großen Theil der frühern großen Gunst des Monarchen, wegen seiner beständigen Zänkereien mit Maupertuis und andern französischen Gelehrten, die der König um sich versammelt hatte, und wegen mancher niedrigen Handlungen, die Letzterem nicht unbekannt blieben. Indeß wurde er doch noch immer zu den kleinen Abendgesellschaften gezogen, wo Jeder ziemlich zwanglos sich seiner Laune überlassen durfte. Bei einer solchen Abendgesellschaft war Voltaire anmaßend genug, folgende Verse auf eine Karte zu schreiben und sie der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs II., zu überreichen:

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge;
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des Rois j'étais monté.
Je Vous amais alors et j'osais Vous le dire,
Les Dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

(Es mischet sich der Wahrheit Schimmer
Selbst in den gröbsten Wahn fast immer;
Ein Traum, in dieser Nacht, zum Rang
Der Könige empor mich schwang.
Ich liebte Dich, und durft' es wagen,
Es unverhohlen Dir zu sagen;
Die Götter raubten nicht, als ich erwacht,
Gleich Alles mir, nur meine Herrschermacht.)

Der König, höchlich entrüstet darüber, schrieb sogleich nachstehende Verse auf eine Karte:

On remarque pour l'ordinaire
Qu'un songe est analogue à notre caractère,
Un héros peut rêver, qu'il a passé le Rhin,
Un chien, qu'il aboie à la lune,
Un joueur, qu'il a fait fortune,

Un voleur, qu'il a fait butin.
Mais que Voltaire, a l'aide d'un mensonge,
Ose se croire Roi, lui, qui n'est qu'un faquin!
Ma foi! c'est abuser du songe.

(Wie man bemerkt, im Traumgebild
Sich der Charakter oft enthüllt;
Im Traum geht über'n Rhein ein Held,
Ein Hund empor zum Monde bellt,
Im Traum das Glück dem Spieler lacht,
Und Beut' ein Straßenräuber macht.
Doch wenn Voltaire, in Zuversicht.
Auf Lügenschutz, frech ungereimt
Auf einem Herrscherthron sich träumt,
Er — ein gar jämmerlicher Wicht —
Das Recht, das man den Träumen gibt,
Mißbrauchend unverschämt er übt.)

— Voltaire schmeichelte unaufhörlich dem Herzog von Choiseul, so lange er Premierminister war; als er aber in Ungnade fiel, huldigte der Dichter nur seinem Nachfolger. Der Herzog ließ, um sich zu rächen, auf seinem neuen Schlosse zu Chanteloup einen Wetterhahn mit Voltaire's Bildniß anbringen. Ein artiger Contrast mit der Vergötterung des Dichters auf dem französischen Theater, und mit seiner Büste im Saal der Akademie der Vierziger.

— Voltaire wurde während seines Aufenthaltes zu Ferney mit Besuchen überhäuft. Dem Greise fiel endlich die Zudringlichkeit der Fremden beschwerlich, und er ließ sich oft wegen Krankheit entschuldigen. Einst erschienen einige Engländer zu Ferney. Sie meldeten sich bei dem Kammerdiener. Er meldete sie. — Voltaire: „Sagt, ich sei todtkrank." — Der Kammerdiener bringt die Antwort. Die Engländer bitten hierauf um die Erlaubniß, ihn zu sehen. — Voltaire: „Sagt, ich sei gestorben." — Abermalige Meldung des Kammerdieners! — Die Britten bitten hierauf um die Erlaubniß, die Leiche zu sehen. — Der Kammerdiener referirt. „Nun denn," ruft der äußerst gedrängte Voltaire aus, „sagt ihnen, der Teufel habe mich geholt!"

— Voltaire, der ewig witzige und freigeisterische Voltaire speiste einst mit der schönen Herzogin von Würtemberg, der Tochter des Markgrafen Friedrich von Baireuth, und überreichte ihr ein Gedicht, dessen Sinn war: „Stets habe ich Ungläubiger an der mystischen Lehre der Dreieinigkeit gezweifelt; seit ich bei Ihnen, Fürstin! die drei Gracien in Einem Wesen vereint fand, bin ich bekehrt!"

— Voltaire. Ein junger Dichter las Voltaire ein Trauerspiel vor. Gleich in der ersten Scene traten dreißig Personen auf. — „Was

halten Sie davon?" fragte er. „Nur ein Feldmarschall kann eine solche Menge bis zum Ziele führen," versetzte Voltaire.

— Voltaire war sehr reich, und verdankte diesen Reichthum zum Theil kaufmännischen Speculationen. Einst kam er aus einer Vorstellung seiner Tragödie: „Brutus", die mit keinem besondern Beifall aufgenommen worden war, nach Hause und erhielt die Nachricht: das Schiff „Brutus", das er befrachtet und durch Schiffbruch verloren geglaubt hatte, sei glücklich in Marseille eingelaufen. „Nun," sagte er zu seinem Geschäftsführer, „da der Brutus aus der Barbarei sich wieder eingefunden hat, wollen wir die laue Aufnahme des Brutus aus dem alten Rom verschmerzen. Vielleicht kommt die Zeit, wo man auch diesem Gerechtigkeit angedeihen läßt."

— Voltaire. Es wurde ein Wilddieb in Ferney ergriffen und vor Voltaire gebracht. „Der Mensch muß vertheidigt werden," sagte er, indem er sich in seinen Armstuhl zurücklehnte, und sein Secretär Mailly Chateaurnaud wurde als Vertheidiger des Wilddiebs ernannt. Mitten in der Vertheidigung hielt dieser plötzlich inne und sagte, es fehle ihm ein Buch, aus welchem er eine Stelle anführen wolle, das Buch befinde sich in der Bibliothek des Herrn Voltaire, und er könne es in einem Augenblicke herbeischaffen. Voltaire erlaubte ihm, das Buch zu holen. Der Secretär blätterte nach seiner Rückkehr lange in dem Buche umher, ohne ein Wort zu sagen, so daß Voltaire endlich die Geduld verlor und fragte, was es denn für ein Buch sei. „Es ist Ihr philosophisches Wörterbuch," antwortete der Secretär ganz ruhig; „ich suchte das Wort „Menschlichkeit", sehe aber, daß Sie es vergessen haben." Auf Voltaire machte diese Bemerkung einen so tiefen Eindruck, daß er den Wilddieb sogleich entließ und ihm noch ein Geschenk gab. Das Wort „Menschlichkeit" fehlt wirklich noch in dem berühmten Wörterbuche.

— Voltaire. Das matte geistlose Heldengedicht „Hermann" war von dem Verfasser, dem Freiherrn v. Schönaich, an Voltaire gesandt worden. Dieser dankte dem Uebersender dafür, und schrieb ihm unter Andern: Il seroit impardonnable d'ignorer une langue, que les Gottsched et Vous rendent nécessaire à tous les amateurs de la littérature, und zum Beweis, daß er auch Deutsch verstehe, schloß er diesen Brief mit: „Ich bin ohne Umstand Ihr gehorsamer Diener."

— Voltaire wurde einst befragt: Wen er für die größten Betrüger der Welt halte? Er antwortete: „Die Aerzte." Und die größten Narren? fragte man weiter. „Natürlich die Patienten!" entgegnete er.

— Voltaire sagte: Die Untrüglichkeit des Papstes ist ein Hirngespinnst, welches man des Nutzens wegen in Rom unterstützt, aber nicht

daran glaubt. Dem Papste, fügte er hinzu, mag, wer will, die Füße küssen; die Hände aber muß man ihm — binden.

— Voltaire's Werke wurden vielfach nachgedruckt; er äußerte sich folgendermaßen darüber: „Ich komme mir vor wie ein Todter, dessen Nachlaß man verkauft."

— Voltaire sagte: „Die Höflichkeit ist für den Geist, was die Schönheit für das Gesicht ist."

— Voltaire wurde einst befragt: ob ein König Günstlinge haben soll? — „O ja!" war seine Antwort — „sein Volk!"

— Voltaire. Auf der Post zu Paris kam 1769 ein Brief mit folgender Aufschrift: „Au Prince des Poêtes, Phénomène perpétuel de gloire, Philosophe des nations, Mercure de l'Europe, Orateur de la patrie, Protecteur des citoyens, Historien des Rois, Panegyriste des Héros, Aristarque des Zoïles, Arbitre du gout, Peintre en tout genre, le mêne á tout age, Protecteur des arts, Bienfaiteur des talents, Admírateur du génie, Fléau des persécuteurs, Ennemi des fanatiques, Défenseur des opprimés, Père des orphelius, Modèle des riches, Appui des indigens, Exemple immortel des sublimes vertus. Man sandte diesen Brief an Voltaire, und dieser zweifelte nicht, daß er für ihn bestimmt sei.

— Voltaire. „Sehe ich einen Ihrer Landsleute," sagte er zu einem Engländer, „der verschlagen und genußsüchtig ist, so denk' ich, das ist ein Normann, der mit Wilhelm dem Eroberer gekommen ist; seh' ich einen freundlichen, gebildeten, so muß er mit den Plantagenets gekommen sein; zeigt sich mir ein roher, so ist es ein Däne. Ihre Nation ist, wie Ihre Sprache, ein Galimathias von vielen anderen." Auch sagte er von den Britten: „Sie gleichen Ihrem Biere; der Schaum ist oben, die Hefe unten und das Beste ist in der Mitte."

— Voltaire. Im Jahre 1730 wurde Voltaire's Tragödie: „Brutus," auf die Bühne gebracht. Der Dichter wurde bei Vertheilung der Rollen zu Rathe gezogen, und er gab die des Brutus dem Schauspieler Sarrasist. Bei einer Probe des Stücks verlor Voltaire die Geduld über den schleppenden Ton dieses Schauspielers bei der Anrufung des Mars, und überhaupt über den Mangel der Kraft und des Ausdrucks von Würde und Seelengröße in seinem Spiel. „Bedenken Sie doch," sagte er zu ihm mit beißender Ironie: „daß Sie den Brutus vorstellen, den römischen Consul, der von Allen am meisten unerschütterliche Festigkeit des Charakters besessen hat. Sie müssen also den Gott Mars nicht so anrufen, als wenn Sie sprächen: Ach! heilige Jungfrau

Maria! laß mich doch ein Loos von hundert Franken in der Lotterie gewinnen."

— Als Voltaire seine Tragödie „Oedip" geschrieben hatte, ließ ihm Fontenelle sagen: er müßte ihm zwar alles Lob ertheilen, aber es sei doch zu viel Feuer darin. Voltaire erwiderte demjenigen, der ihm dies kund machte: „Statten Sie Fontenelle meinen Dank ab, und um diesen Fehler zu verbessern, werde ich seine Schäfergedichte fleißig lesen."

— Voltaire. So oft der Privatsecretär Voltaire's diesem die neuesten Briefe vorlegte, befanden sich viele darunter, welche den berühmten Mann um Gefälligkeiten und Dienstleistungen ansprachen, was ihn nicht wenig belästigte; Voltaire pflegte alsdann gewöhnlich zu fragen: „Interessire ich mich für diesen Herrn?" Der Secretär antwortete: „Ja, Herr, und Sie haben ihm erst neulich geschrieben, daß Sie sich glücklich schätzen würden, ihm eine Gefälligkeit oder einen Dienst zu erweisen." Weiter fragte Voltaire: „Habe ich ihm wirklich geschrieben und Versprechungen gemacht? Interessire ich mich besonders lebhaft für ihn?" — „Ja," antwortete der Secretär, worauf Voltaire mit den Worten schloß: „Nun, so schreiben Sie ihm nochmals und mit recht viel Wärme, man muß gegen Jedermann gefällig und artig sein."

— Voltaire ließ für die erste Vorstellung seines Trauerspiels „Orest" (1750) ganz eigne Theaterbillets drucken. Sie enthielten die Anfangsbuchstaben eines Verses des Horaz:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.
O. T. P. Q. M. U. D.

(Das Werk trägt den Stempel der Vollkommenheit, welches das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, und glichen der nachstehendeu Zeichnung:

	Comediens	
	du Roi	
O	T	P
	Q	
M	U	D
	Parterre.	

Ein witziger Kopf hatte den boshaften Einfall, diesen Anfangsbuchstaben des Horazischen Verses folgenden Sinn unterzulegen:

Oreste, tragedie pitoyable que Monsieur Voltaire Donne.

(Orest, erbärmliche Tragödie, welche Herr Voltaire gibt.)

— Voltaire. Als der Lord Chesterfield in Paris war, fragte ihn Voltaire in einer Gesellschaft sehr geschmückter Damen: „Wie gefallen Ihnen die Französinnen?“ Chesterfield erwiderte ihm sogleich leise: „Ich versteh' mich nicht auf Malerei.“ Voltaire schwieg, da ihm keine passende Replik einfiel; er vergaß aber dies Epigramm nicht. Bei seiner Anwesenheit in London war er bei dem Lord eingeladen, und fand dort die schönsten Damen versammelt. Sie wetteiferten, den berühmten französischen Dichter zu unterhalten. Voltaire schien die Eine davon auszuzeichnen, die ganz wider die englische Sitte roth aufgelegt hatte. Er gerieth bald mit ihr in ein interessantes Gespräch. Chesterfield trat hinter ihn, klopfte ihn auf die Schulter und lispelte ihm in's Ohr: „Nehmen Sie sich in Acht! man wird Sie kapern.“ — „Sollt' ich dies Schicksal haben, Mylord!“ erwiderte ihm Voltaire leise, „so geschieht es doch nur durch ein englisches Schiff mit französischer Flagge.“

— Voltaire. Die Gräfin de Thil zu Auxois war mit Voltaire und der Marquise Duchatelet genau bekannt. Ein Mann aus der Provinz besuchte sie einst in Paris und lernte bei ihr auch Voltaire kennen. — Als er von der Gräfin Abschied nahm, sagte er zu ihr: „Der Voltaire scheint mir ein recht verständiger Mann zu sein.“ Die Gräfin erzählte dies Voltaire mit einem sarkastischen Lächeln. „Ich finde diese naive Aeußerung viel schmeichelhafter,“ erwiderte er, „als viele Lobreden der Akademie.“

— Voltaire. Ein Maler hatte einst Voltaire als Apoll dargestellt. Hierüber machten mehrere seiner Neider bittre Glossen, weil sein Carricaturgesicht in einem gar zu großen Contrast mit dem idealischen Kopf eines Apoll stände. — Man hinterbrachte dies Voltaire, und dieser erwiderte lächelnd: „Meine Antagonisten sollten froh sein, daß mich der Maler als Apoll abgebildet, denn hätte er mich als Silen gemalt, so würde ich sie zum Reiten gebraucht haben.“

— Voltaire hatte, als er in Ferney seine Tragödie „Catilina“ schrieb, um sich mehr zu begeistern, eine Toga angelegt und declamirte seine Verse in diesem Aufzuge unter heftigen Geberden in den Alleen des Gartens. Der Gärtner wagte darüber zu lachen und wurde deshalb sofort aus seinem Dienste entlassen. Am andern Tage verwendeten sich mehrere für den Armen, aber der Herr von Ferney blieb unerbittlich; er setzte ihm ein Jahrgehalt aus, in den Dienst aber, sagte er, könne

er einen Mann nicht wieder nehmen, der dem Cicero in das Gesicht gelacht habe.

— Voltaire. Friedrich II. ließ Voltaire's Büste in Gyps mit der Inschrift „Viro immortali“ verfertigen und demselben als Geschenk überreichen. Voltaire sprach seinen Dank in den Worten aus: „Ew. Majestät fühle ich mich tief zum Danke verpflichtet für das Landgut, welches Sie in Ihrem eigenen Gebiete mir angewiesen haben.“

— Als Voltaire im 77. Jahre seines Lebens zum letzten Male nach Paris reiste, wo er im folgenden Jahre starb, ließ sich kein Postmeister auf der ganzen Route die Ehre nehmen, ihn selbst zu fahren. Einer derselben, welcher Alters und Krankheits halber auf diese Ehre Verzicht leisten mußte, trug dieses Geschäft seinem Sohne auf, indem er sagte: „Sei hübsch vorsichtig und nimm Dich in Acht, denn bedenke, daß es in Europa zehn Könige, in der ganzen Welt aber nur einen Voltaire gibt.“

— Als Voltaire nach der oben erwähnten Reise in Paris ankam, sandte die französische Akademie drei ihrer Mitglieder zu seiner Bewillkommnung ab, obschon sonst nur ein Mitglied gesandt zu werden pflegte, die Schauspieler warteten ihm in corpore auf. „Wir sind gekommen,“ sagten sie, „Sie zu bitten, daß Sie uns mit Ihrem Odem beseelen!“ — „Ich lebe nur für Sie und durch Sie,“ war seine Antwort; ein Beweis, daß er seine dramatische Wirksamkeit für die bedeutendste hielt; und in der That waren auch dramatische Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder; so schrieb er seinen „Tancred“ im 66. Jahre seines Lebens.

— Voltaire. Der Besuche bei Voltaire waren so viele, daß er äußerte: „Ich werde erstickt, aber mit Rosen!“ — Auch Franklin, der amerikanische Gesandte, kam mit seinem Enkel zu ihm: „Mein Sohn, falle auf die Knie vor diesem großen Manne!“ Und Voltaire segnete den Knaben mit den Worten: „Gott und Freiheit!“

— Voltaire sprach mit Franklin englisch. Madame Denis äußerte zu Voltaire, daß Franklin auch der französischen Sprache kundig sei und daß er gemacht hätte, ihre Unterhaltung verstehen zu können. „Ich konnte der Eitelkeit nicht widerstehen,“ sagte Voltaire zu seiner Nichte, einige Augenblicke in der nämlichen Sprache mich auszudrücken, die ein Mann wie Franklin spricht.“

— Voltaire. Aus so mannichfachen und zahlreichen Verfolgungen sind wohl die Schriften keines andern Verfassers noch bei seinen Lebzeiten siegreich hervorgegangen, wie jene des Philosophen von Ferney. Folgendes

ist eine chronologische Uebersicht derjenigen seiner Arbeiten, welche Gegenstände jener Angriffe waren:

1716. Je l'ai vu, et la naissance d'Adonis.

Die Veranlassung beider Gedichte gab eine Niederkunft der Herzogin von Berry, Tochter des Regenten. Das Erstere soll den Dichrer A. L. Lebrun zum Verfasser haben; es ward aber Voltairen zugeschrieben, und er mußte dafür ein Jahr lang in der Bastille sitzen.

1722. Le Pour et le Contre ou Epitre à Uranie.

Dem Ungewitter, welches dieses poetische Stück über Voltaire herbeizog, entging er durch dessen Verläugnung.

1723. La Henriade.

Die erste Ausgabe durfte in Frankreich nicht erscheinen; sie ward in London gedruckt; die Geistlichkeit fand darin semipelagianische Irrthümer, und die Hofleute ärgerten sich über das dem Admiral von Coligny ertheilte Lob.

1725. Quatrain à Madame la Marquise de Prie.

Diese Verse und ein Streit mit dem Chevalier de Rohan veranlaßten einen sechsmonatlichen Aufenthalt des Dichters, und nachher dessen Verweisung aus Paris.

1728. Lettres philosophiques.

Auf Verwendung der Geistlichkeit wurden diese Briefe durch ein Edict des Staatsraths verboten, und durch Parlamentsschluß verbrannt zu werden verurtheilt.

1731. La mort de César.

Die Hofleute nahmen an den republikanischen Maximen des Trauerspiels Aergerniß.

1736. Le Mondain.

Durch schnelle Flucht entzog sich der Dichter den Gefahren, die um dieser Dichtung willen ihn bedrohten.

1739. Mahomet.

Lange widersetzte sich die Geistlichkeit der Aufführung und Bekanntmachung dieses Trauerspiels.

1747. Histoire des voyages de Scarmentado.

Der satyrische Roman ward verboten.

1748. Zadig ou la destinée.

Gleiches Schicksal ward diesem ähnlichen Stücke zu Theil.

1755. La Pucelle d'Orléans.

Die Schicksale dieses Gedichtes sind allbekannt.

1758. Candide ou l'Optimisme.

Auch dieser philosophisch-satyrische Roman ward verboten.

1759. **Cantique des Cantiques.**

Das Gedicht ward durch Parlamentsschluß zum Feuer verdammt.

1764. Dictionnaire philosophique, (später unter dem Titel: Questions sur l'Encyclopédie.)

Das Buch ward in Genf verbrannt, in Holland verboten, und vom Parlament in Paris am 19. März 1765 zum Feuer verurtheilt.

1765. Questions sur les miracles.

Erhielt gleiches Verdammungs-Urtheil.

1767, Examen important de la religion chretienne par Bolingbrocke.

Galt für Voltaire's Arbeit und hatte mit obigen gleiches Schicksal.

1767. L'homme aux quarante écus.

Als das Parlament auch diesen politischen Roman zum Feuer verurtheilte, soll einer der Parlamentsräthe gesagt haben: Ne brûlerons-nous que des livres?

1767. Le diner du comte de Boulainvilliers.

Das antichristische Pamphlet ward abermals verbrannt.

1769. Jenny ou le sage et l'Athée.

Ein philosophischer Roman, der verboten ward.

1769. Histoire du Parlament de Paris.

Das verbotene Buch ward Anfangs nur insgeheim verkauft (sous le manteau — wie es die Colporteurs verbotener Bücher von jeher buchstäblich in Paris übten), und mit sechs Louisd'or bezahlt.

1769. Dieu et les hommes.

Durch Parlamentsbeschluß vom 18. August 1770 zum Feuer verurtheilt.

1776. La Bible commentée.

Hatte ähnliches Schicksal. — **Das Verzeichniß ist schon allzu groß; Niemand wird der Unvollständigkeit dieser eben so gehäuften als ohnmächtigen Verbote zürnen. Wenn je irgendwo, so haben dieselben hier die Verbreitung der oft freilich nicht ohne guten Grund bezichtigten Schriften befördert.**

Voß, J. H., äußerte sich in einer Rede beim Antritt seines Rectorats in Eutin 1782 wie folgt: „Lernt vor allen Dingen die Sprache Eures Vaterlandes, wenn Ihr Eurem Vaterlande nützen wollt; lernt die Sprache der Römer, denn sie erhellte zunächst die Finsterniß, die über Europa schwebte und ist noch jetzt die gemeinsame Sprache der Gelehrten Europas; lernt die griechische Sprache; zwar sollt Ihr sie weder schreiben noch reden; aber sie ist Mutter der Lateinischen und man sagt ihr nach, sie sei weit schöner als ihre Tochter."

— Voß, der alte „eutinische Leue" wie er in den „Xenien" genannt wird, lebte und webte so in seinen classischen Hexametern, daß er darin die geringfügigsten Dinge aussprach. Als er auf einem Ausfluge nach Lübeck daselbst am Thore nach seinem Charakter gefragt wurde, entgegnete er ganz pathetisch:

„Ich bin Voß aus Eutin, logire im Römischen Kaiser."

Weisen, die sieben, Griechenlands handelten bei einem freundschaftlichen Mahle die Frage ab, welche Regierung die vollkommenste sei. Solon sagte: „Die, wo durch eine irgend einem Privatmanne zugefügte Beleidigung, sich alle Bürger gekränkt fühlen." — Bias: „Die, wo das Gesetz mächtiger ist, als der Mensch!" — Thales: „Die wo die Bürger weder zu reich noch zu arm sind!" — Anacharsis: „Die, wo die Tugend geehrt und das Laster verabscheut ist!" — Pittacus: „Die, wo nur rechtschaffene Leute zu Aemtern und Würden gelangen!" — Kleobulos: „Die, wo die Bürger mehr den Tadel als das Gesetz fürchten!" — Chilon: „Die, wo man mehr auf das Gesetz, als auf die Redner hört!" — Periander: „Die, wo die Gewalt in den Händen einer kleinen Anzahl tugendhafter Männer ruht!"

Vogelweide, Walter von der, verordnete in seinem Testamente, daß man sein Grabmal mit einem viereckigen Stein bedecke. Auf den vier Ecken dieses Steines sollten Vertiefungen eingehauen werden, die man jeden Tag mit frischem Wasser füllen müsse; in der Mitte des Steins soll man aber eine Handvoll Fruchtkörner streuen, damit die Vögel täglich sowohl Speise als Trank dort finden möchten, wozu er ein Kapital ausgesetzt hatte. Viele Jahre wurde dieser letzte Wille des Dichters auch genau befolgt; aber in der Folge änderten die Chorherren und Sänger des Stiftes eigenmächtig diese Anordnung. Sie beschlossen, daß aus dem für die Vögel bestimmten Getreide Semmeln gebacken und unter sie vertheilt werden sollen. In Ansehung des Wassers ließen sie es beim Alten, das hatte zu wenig Werth.

Walter von der Vogelweide sagt von sich: „Wol vierzec iar hab ich gesungen und me von minnen und als jeman sol."

Wollaston, William. Einem Bekannten, der seine Verwendung um einen Staatsdienst in Anspruch nahm, schrieb er: „Ich bin jetzt 60 Jahre alt und habe nie, weder einen Schreiber, noch einen Minister, auch nur um eine einzige Gunst gebeten; nach einer so langen Reihe selbstständig durchlebter Jahre kann ich mich daher nicht mehr bewegen lassen, selbst für meinen Bruder zu bitten. Wenn die Einlage Ihnen indessen nützen kann, bitte ich, sich derselben nach Willkür zu bedienen." — Diese Einlage war ein Wechsel von 10,000 Pfd. Sterl.

— Wollaston unterlag einem langen und schmerzhaften Krankenlager, dessen ungeachtet war sein Geist in fortwährender Thätigkeit. So dictirte er noch gegen das Ende seiner Tage die Construction zu einem, von ihm verfertigen, vortrefflichen Microscop. Als man ihn endlich bereits für todt hielt, richtete er sich plötzlich vom Lager auf, und verlangte Bleistift und Papier. Beides wurde ihm von seiner erstaunten Umgebung gereicht; er rechnete etwas, rechnete ganz richtig, legte sich nieder und hatte für diese Welt — ausgerechnet.

Werner, Zacharias. Es war im ersten Decenium dieses Jahrhunderts, als Werner, des wüsten Lebens in Deutschland müde, sich nach Frankreich begeben hatte und sich in Paris wie in einem Ocean der sinnlichen Freuden befand. Er wohnte in einem Hotel neben dem Carousselplatze, wo sich auch einige junge Dänen aufhielten. Er war ein hagerer Mann, der sich altmodisch kleidete und eine ungeheuer große Tabacksdose trug. Da er damals noch kein katholischer Geistlicher war und also dem schönen Geschlechte ohne Verstoß gegen seinen Stand (denn er hatte keinen) hold sein durfte, so war das Besuchen des Palais Royal am Abende, wenn die Lustdirnen darin umherirrten, seine liebste Beschäftigung. Er hatte einen deutschen Bedienten bei sich, den er kurzweg das Rindvieh nannte, und bei welchem wirklich kein Ueberfluß des Verstandes vorherrschte. Dieser Bediente mußte hinter ihm hergehen, wenn des Abends der Verfasser der „Weihe der Kraft" seinen Spaziergang unter den Bogengängen des Palais Royal begann und die herumwandelnden Mädchen in Augenschein nahm. Werner hatte ein sehr kurzes Gesicht und trug eine Brille; dessen ungeachtet konnte er die Reize der „Unverschleierten" nicht wohl erkennen und hatte einige Male das Versehen begangen, daß er eine sehr Häßliche für eine Bildschöne genommen hatte, und da er im Französischen nicht wohl bewandert war, so konnte er sich, wenn er einmal Unterhandlungen mit der Häßlichen angeknüpft hatte, nicht gut von ihr losmachen. Um nun nicht mehr solche Irrthümer zu begehen, war er mit seinem Bedienten übereingekommen, daß dieser, wenn er ein recht

schönes Mädchen erblicken würde, zum Zeichen ihn beim Rockschoße ziehen sollte. Dieß that der Bediente auch pünktlich, aber so plump, daß die Mädchen, die ohnehin schon über die Donquixotte'sche Figur Werner's ihren Spaß hatten, es bald bemerkten. Als die losen Dirnen nun einmal die Liebhaberei des hagern Deutschen kannten, hatten sie tausend Späße mit ihm. Sobald er unter den wohlerleuchteten Bogengängen erschien und sie ihn erblickten, liefen sie hinzu, umringten ihn und riefen um die Wette: „Nehmen Sie mich! Nein, mich müssen Sie nehmen, ich bin die schönste von Allen!" Dabei schäkerten und lachten sie über den hagern Mann, den sie unter sich den Deutschen mit den vier Augen nannten. — Werner war wüthend über das verrathene Incognito und über das Mislingen seiner heimlich sein sollenden Heerschau der feilen Schönheiten. Wenn er den ganzen Abend umhergeschwärmt hatte, vom Palais Royal nach Hause kam und die jungen Dänen beim Studiren fand, konnte er sich nicht der Bemerkung enthalten, daß er, ein bejahrter Mann, sich wie ein Taugenichts aufführe, indeß sie, die Jüngern, denen er ein gutes Beispiel schuldig sei, ihren Aufenthalt in Paris zur Förderung ihrer Studien und zu ihrer Bildung benutzten. Einer dieser Dänen traf ihn hernach in Rom wieder, wo er fastete und sich kasteite. Da ihm diese Mummerei nach solcher Liederlichkeit in Paris höchst verächtlich schien, so verhehlte er Werner seine Gesinnung nicht, wie denn der Dichter überhaupt manche harte Aeußerung von jenem Gelehrten vernehmen mußte. Er antwortete immer gelassen, suchte sein Betragen zu entschuldigen, und mitten unter dem Geständnisse seiner Erbärmlichkeit ließ er zuweilen sein Genie durchblitzen. „Wissen Sie wol," sagte er einmal zu seinem Sittenrichter, „daß mir noch Niemand so harte Wahrheiten gesagt hat als Sie, und daß ich dergleichen von Niemanden so geduldig angehört habe als von Ihnen? Vermuthlich kennen Sie selbst die Ursache meiner Gelehrigkeit nicht; ich will sie Ihnen erklären. Jeder Mensch hat ein doppeltes Princip in sich: das männliche und das weibliche. Ist ersteres vorherrschend, so wird ein kräftiger, energischer Mann aus ihm; die Herrschaft des zweiten Princips aber macht weichherzig und schwach und verursacht, daß man dem überwiegenden männlichen Principe eines Andern nicht widerstehen kann. Dies ist, sehen Sie, der Fall mit mir und Ihnen. Ihrem männlichen Principe kann ich fast nur mein schwaches weibliches entgegensetzen; Sie beherrschen mich; ich hänge an Ihnen und liebe Sie, obschon Sie mich zuweilen hart behandeln."

— Werner. Einer der Gebrüder Riepenhausen in Rom hatte einmal zum Spaße Werner als Johannes in der Wüste, tiefsinnig da-

sitzend, mit ausgemergeltem, bloßem Leibe, aber mit seiner großen Tabacksdose in der Hand und von Heuschrecken umschwärmt, dargestellt. Hätte man dieß possirliche Caricaturbild in die Mitte hängen wollen, so hätte man zwei Gegenstücke dazu, einerseits den Dichter im Palais Royal, von den Lustdirnen umringt, und andererseits den katholischen, über das jüngste Gericht predigenden Geistlichen in Wien anbringen können. Man hätte alsdann seinen doppelten Lebenslauf anschaulich vor Augen gehabt. Oder wenn man sich mit der Riepenhausen'schen Cariactur begnügen wollte, so müßte man im Hintergrunde des büßenden Predigers in der Wüste die Bogengänge des Palais Royal andeuten, als Erinnernng an das wüste Leben, welches den Kasteiungen vorhergegangen war. Als Werner Paris verließ, rühmte er sich, den Kelch der sinnlichen Lüste bis auf den Grund ausgeleert zu haben. Vielleicht war es die Uebersättigung und die Betrachtung über die Leere des Herzens nach einem solchen Rausche, die ihn der Andacht in der katholischen Kirche zuführte und aus dem Besucher des Palais Royal einen Bußprediger — quasi eine männlich büßende Magdalena machte.

— Werner, wagte es auf eigenen oder fremden Impuls, bei der Anwesenheit eines großen protestantischen Fürsten in Wien, denselben zum Uebertritte zur katholischen Confession bewegen zu wollen. Als er nun in einer Audienz, die er sich zu verschaffen gewußt, nach mancherlei Umwegen sich über die eigentliche Absicht seines Gesuchs unumwunden erklärt hatte, erhielt er von dem Fürsten die kurze Antwort: „Halte nichts von Leuten, die ihren Glauben wechseln!" — Dadurch jedoch nicht außer Fassung gebracht, erwiderte der schlaue Proselytenwerber: „Nun, was halten Ew. . . dann aber von Jesus?" — Die Antwort auf diese Spitzfindigkeit war ein verächtliches Zuwenden des Rückens, und das Project scheitere. Man sieht daraus, wenn die Anecdote sich wirklich so verhält, wie gewandt man Einwürfen zu begegnen und Gewissen zu beschwichtigen sucht, wo es gilt, eine Seele zu ködern.

Wieland. In Biberach war die Stelle eines Predigers erledigt, und Wieland, der damals Kanzlei-Director daselbst war, empfahl einen jungen Mann, Namens Brechter, der sich späterhin als Schriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht hat. Auch gefiel die ihm übertragene Probepredigt ungemein. Indessen es waltete ein unglückliches Gestirn dabei ob. Eben war nämlich ein Marktschreier in Biberach angekommen und mit seinem Wirthe in die Kirche gegangen. Während der Predigt fängt er bitterlich an zu weinen. „Was habt Ihr denn?" fragte der Wirth. „Ach!" antwortete der Marktschreier, „der Herr da war ehemals mein Hanswurst, und einen solchen bekomme ich in meinem Leben nicht wieder!"

Die Sache verhielt sich allerdings so; Brechter hatte sich, ehe er die Universität besuchte, aus Armuth so ernähren müssen. Allein die unglückliche, unzeitige Entdeckung setzte nun ganz Biberach um so mehr in Bewegung, weil Brechter in Verdacht stand, kein strenger Rechtsgläubiger zu sein. Besonders bot ein Prediger Alles auf, Brechter's Wahl zu hintertreiben, und als diese dennoch durch Wieland's Einfluß vor sich ging, mußte Brechter vom Bürgermeister und Wieland zur Kanzel geführt und so vor dem Pöbel geschützt werden. Wieland verewigte den Zeloteneifer in seinen „Abderiten." Sein Zunftmeister Pfrieme und der Priester Strobylus sind Copien nach dem Leben, in Biberach gezeichnet.

— Wieland's ältester Sohn äußerte eines Tages, daß er jetzt etwas schlafsüchtig wäre. „Vielleicht ist es die Gewitterluft," wurde erwidert. „Nein!" sprach eine der Töchter, „es ist jetzt die Fliederblüthenzeit." Nachdem hierüber etwas gescherzt worden war, fragte Wieland den Dr. Lütkemüller, der auch zugegen war, ob er jetzt auch schlafsüchtig wäre. „Das eben nicht," antwortete der Doctor, „ob ich gleich in der Nacht ganz vortrefflich in einem Zuge fortschlafe." — „Wie?" sprach Wieland „Sie füllen die Nacht mit ununterbrochenem Schlaf aus? Schämen Sie sich doch! Wer wollte so die ganze Nacht für seinen Geist verlieren!" — „Gewinnt doch dadurch der Geist für den Morgen und den ganzen Tag," erwiderte Dr. Lütkemüller. — „Sagen Sie, was Sie wollen," entgegnete Wieland, „et nox est musis amica. (Auch die Nacht ist den Musen hold.) Ich für meinen Theil verdanke der Nacht nicht wenige meiner glücklichsten Ideen und Einfälle und eine Menge meiner besten Verse, meiner gelungensten Darstellungen und treffendsten Ausdrücke. Sie sehen mich mit Verwunderung an? Ich rede nicht von Lucubrationen. Was ich da namhaft machte, das kam mir Alles im Bette bei guter leiblicher Ruhe. Wenn ich nämlich mit irgend einem Werke oder Werkchen beschäftigt war, oder etwas gelesen hatte, was mich sehr ansprach und meinen Geist herausforderte, oder mein Herz kitzelte, so wachte ich gewöhnlich, oder doch oft nach drei Stunden erquickenden Schlafes auf, und war dann so regen Geistes und voll so freier und erhöheter Seelenkraft, wie der Tag mir selten zu sein erlaubte. Sie finden den frühen Morgen so poetisch; er mag sich immerhin mit solcher Nacht oder mit solchen Stunden der Nacht vergleichen. Wenn die Dunkelheit derselben Licht des Geistes wird, und ihre Stille sanft, wie mit göttlicher Hand, Gedanken und Gefühle entfesselt und man Schöneres findet, als man hat erfinden können, kurz, wenn man eines Afflati divini von vorzüglicher Art theilhaftig wird, so —" Wieland hielt hier etwas inne, und setzte dann, des Doctors Erwartung täuschend, hinzu:

„So ist das eine Sache, die sich wohl mitnehmen läßt.“ — Und die nur einem höhern Genius widerfahren kann,“ meinte der Doctor. — „O!“ erwiderte Wieland, „poetisch, genialisch und wiedergeboren werden, das ist im Grunde einerlei. „Der Wind bläset, wie er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“

— Wieland. Der größte Dichter, den Deutschland in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte, war Klopstock. Aber kein deutscher Fürst munterte ihn auf; der größte gebildetste König jener Zeit, Friedrich II., wollte sogar nicht einmal etwas von ihm wissen. Der König von Dänemark allein ehrte sich und den Dichter mit einem Jahrgehalte. Durch Wieland, dem Zeitgenossen Klopstock's, sollte in derselben Epoche die französische Literatur, welche damals an allen deutschen Höfen herrschte, verdrängt werden. Aber schwerlich wäre dies so bald geschehen, wenn nicht die Franzosen selbst die Hand dazu geboten hätten. Bouflers, einer der geistreichsten Franzosen und selbst Dichter, hatte in Wien, wo er am Hofe eine Hauptrolle spielte, Wieland's „Grazien“ in's Französische übersetzt und las sie einem vornehmen Zirkel vor. Sie gefielen allgemein. Jetzt aber schalt der Franzose die Damen tüchtig aus, daß sie erst aus einer Uebersetzung kennen lernten, was ihnen längst im Original bekannt sein sollte. Wieland war nun in der Kaiserstadt empfohlen. Andere Uebersetzungen seiner Werke machten ihn in andern großen Städten bekannt. Franzosen halfen ihm zu dem Ruhme, der ihm in Deutschland noch lange nicht geworden wäre.

— Wieland. Fragment eines Briefes an Archenholz:

Weimar, 1786.

„Alle Anscheinungen müßten mich sehr betrügen, wenn es nicht Ihr guter Genius war, der Ihre Wahl eines Wohnorts für Hamburg bestimmte. Außer vielen andern Vortheilen, die ich nicht zu nennen brauche, so Sie dabei gewinnen, scheint mir der einzige Umstand, daß man in Hamburg Luft der Freiheit athmet, für einen Geist, wie der Ihrige, und für einen Schriftsteller, der auf das fare quae sentiat (wie billig) einen so hohen Werth legt, sehr wesentlich zu sein. Ich bin, wie Sie wissen, kein Freigeist in dem Sinne, worin man dies Wort nimmt, wenn es ein Schimpfwort sein soll, aber ich bin überzeugt, daß ohne gänzliche Freiheit der Vernunft und ohne so viel Freedom of Wit and Humour als mit den Gesetzen der Wohlanständigkeit und den Prinzipien aller bürgerlichen Gesellschaft bestehen kann nichts Gutes unter den Menschen gedeihen kan

— Wieland. Nicht lange nachdem Werthers Leiden von Göthe (1774) erschienen waren, reisete der Dichter Gleim nach Weimar, um diesen kennen zu lernen. Als literarische Neuigkeit hatte Gleim den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht und las in einer Gesellschaft der verwittweten Herzogin Amalia mehrere Gedichte daraus vor. Während er noch las, hatte sich ein junger Mann, auf den er kaum geachtet hatte, mit Stiefeln und Sporen und in einem kurzen grün aufgeschlagenen Jagdrocke unter die Zuhörer gemischt. Er saß Gleim gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Während einer kleinen Pause, wo Einzelne über dieses und jenes Gedicht ihr Urtheil abgaben, erhob sich der Jägersmann von seinem Stuhle und erbot sich, Gleim im Vorlesen abzulösen. Dieser reichte ihm sogleich den Almanach. Anfänglich ging es mit dem Vorlesen ganz leidlich und die Gedichte von Voß, Bürger, Stolberg (Leopold) wurden so vorgetragen, daß sie allgemein gefielen, allein auf einmal las der Jäger Gedichte, die gar nicht im Almanache standen und schüttelte Hexameter, Jamben, Knittelverse u. s. w. durch einander heraus. Er nannte Dichter, denen die Gedichte angehören sollten und die nie so vortrefflich gedichtet hatten. Endlich verglich er auch Gleim selbst mit einem gewaltig geduldigen Truthahne, der fremde und Truthühnereier in großer Menge ausbrüte. Voll Ungeduld rief jetzt Gleim Wielanden zu, der ihm gegenüber saß: „das ist entweder Göthe oder der Teufel." — „Beides" war Wielands Antwort.

— Wieland. In einem Abendzirkel der Wittwe des Herzogs Carl August von Weimar fragte die Herzogin den Sänger des „Oberon" „Wie befindet sich Ihre. Frau?" — „Sie leidet seit gestern an Zahnschmerzen und hat eine schlaflose Nacht gehabt," entgegnete Wieland. Die theilnehmende Fürstin rieth zu einem als wirksam erprobten und noch wenig bekannten Hausmittel. Mit der letzten Silbe des Recepts verschwand Wieland aus dem Gesellschaftssaale. Seine Wohnung lag am entgegengesetzten Ende der Stadt und Regenwolken ergossen sich in Strömen. — „Wo ist Wieland geblieben?" erkundigte sich die Herzogin bei dem ihr zur Seite sitzenden Herder. „Gewiß," antwortete dieser, „ist er schon bei seiner Frau, um ihr das hülfreiche Mittel zu verordnen. Nie hat noch in diesem Punkte seines Herzens Natur sich verläugnet. Nach einer Stunde ungefähr erschien Wieland mit der Miene eines Menschenfreundes, welcher eine Freudennachricht bringt, wieder in der Versammlung, dankte der Herzogin mit unverkennbarer Rührung und versicherte freudig, der Gebrauch der Kur habe seine Gattin plötzlich von allen Schmerzen befreit.

— Wieland. Ein geistreicher Franzose machte Wieland das artige Compliment: „Daß er der deutsche Voltaire sei," Wieland aber wich mit der glücklichen Wendung aus: daß man, um so übermüthig wie Voltaire zu sein, wenigstens 400,000 Livres Renten wie er haben müsse.

— Wieland. Die auf die Schlacht von Jena folgende Nacht war für die Einwohner von Weimar eine schreckliche. Doch mitten in der schrecklichsten Verwirrung, welche am folgenden Tage in der Stadt herrschte, empfing Wieland einen sprechenden Beweis der hohen Achtung von demjenigen, der über Königsthrone und Kronen verfügte. Doch wollen wir die nähern Umstände dieser ersten Zusammenkunft, welche Wieland bei dieser Gelegenheit mit Napoleon hatte, diesen selbst erzählen lassen: „Ich wartete kaum 5 Minuten," sagte er, „als der Kaiser von einem andern Ende der Gallerie auf mich zukam. Die Herzogin von Heister stellte mich ihm vor, worauf er, seine durchdringenden Blicke scharf auf mich richtend, mich mit den gewöhnlichen Artigkeiten empfing. Niemand besaß besser als Napoleon die Gabe, einen Menschen nach dem Blicke seines Auges zu beurtheilen. Er sah wohl, daß ich ohngeachtet meines Rufes ein anspruchsloser Greis war, und in der Absicht ohne Zweifel, einen günstigen Eindruck auf mich zu machen, ergriff er die Gelegenheit, um sich in seiner Ueberzeugung von mir noch mehr zu bestärken. Niemals sah ich in dem Laufe meines Lebens einen einfachern Mann und der weniger Gezwungenheit gezeigt hätte. Ich vergaß, daß der Mann, zu dem ich sprach, ein großer Monarch war; er unterhielt sich mit mir, wie mit einem alten Freunde, wie mit seines Gleichen, und, was er wohl, wie ich wenigstens glaube, niemals gethan hat, unsere Unterhaltung dauerte zum großen Erstaunen der Versammlung länger als eine halbe Stunde. Es war beinahe Mittag, und ich fühlte wohl, daß ich mir einen längern Aufenthalt nicht erlauben dürfte. Ich nahm mir also eine Freiheit, welche wohl vor mir kein anderer Deutsche in gleichem Falle gewagt haben würde; ich bat seine Majestät um die Erlaubniß zu meiner Entfernung. Meine Kühnheit mißfiel ihm nicht. „Seien Sie frei, Wieland," sagte er in einem sehr freundschaftlichen Tone zu mir; „leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen eine dauerhafte Gesundheit."

— Wieland. Ein gewisser Andreas Szluchovinyi, Lehrer an der protestantischen Bürgerschule zu Preßburg, der im Jahre 1838 plötzlich in seinem Berufe starb, indem er am Charfreitag zum Gottesdienst die Orgel spielte, hatte in seiner Jugend eine Ferienreise nach mehren Hochschulen Deutschlands unternommen und die Eindrücke, die ihm dabei geworden, so wie mancherlei kleine Begebenheiten, die er erlebte, in einem

Tagebuche aufgezeichnet, aus welchem wir (auf Grund einer ausführlichen Mittheilung des Professors Schröer in Preßburg) das Nachstehende entnehmen.

Am 19. August 1803 betrat der junge Reisende, der am Vormittage von Jena ausgegangen war, das ersehnte „Deutsch-Athen", das liebliche Weimar. Nachdem er einen kleinen Imbiß zu sich genommen, schlenderte er durch die Stadt und folgte unvermerkt einem Wege an Sommerhäusern und Gärten hin. Der vierstündige Marsch von Jena herüber und die brennende Augustsonne am wolkenlosen Himmel hatten den Wanderer höchlich durstig gemacht und da er plötzlich aus einer offenstehenden Gartenthür fröhliches Lachen, den Ton stürzender Kegel und das Klingen angestoßener Gläser vernahm, trat er in den Garten ein, um sich durch einen kühlen Trunk zu laben. Was er nun gesehen und erlebt, mögen seine eigenen Worte uns schildern:

„Unter dem Laubdache einer ehrwürdigen Linde, nahe dem wohnlichen, rebumrankten Hause, erblickte ich an einer Kegelbahn eine Gesellschaft von Männern und Frauen versammelt. Etwas verlegen, da mich Aller Augen neugierig betrachteten, setzte ich mich an einen nahen leeren Tisch, stopfte eine Pfeife und winkte der eben mit mehren vollen Bierkrügen aus dem Hause tretenden Aufwärterin, ihr zurufend: „Auch mir einen Krug, Jungfrau!" Auf diesen Zuruf wendete sich die Magd wie erstaunt nach mir und hielt zögernd an; allein der Wink eines Mannes von einnehmender Gesichtsbildung, der, eben die Kugel zum Wurfe emporhaltend, mich einen Augenblick scharf beobachtet hatte und wahrscheinlich der Wirth war, bewog die Magd, mir lächelnd und knixend und ob der Zurechtweisung ihres Gebieters oder vielleicht meiner Person willen bis unter das Häubchen erröthend, den Krug mit einem: „Prost der frische Trunk!" hinzusetzen. In langen Zügen trank ich vom erfrischenden Gerstensaft und blies die blauen Knasterwolken in die milde Luft, während die Gesellschaft, scheinbar unbekümmert um meine Person, unter Kichern und Schäkern ihr Spiel fortsetzte.

Mit voller Muße betrachtete ich mir die Gesellschaft und folgte mit Theilnahme den Wechselfällen des Glücks. Drei der anwesenden Herren zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Den Einen zeichnete eine edel geformte Stirn, lebhaftes Auge mit fast stolzem, doch wieder unbeschreiblich mildem Blicke und schön gebildeter Nase vortheilhaft aus; die Haltung seines wohlgebildeten Körpers, das Edle seines Anstandes, seine natürlichen, ungezwungenen und abgerundeten Bewegungen, die selbst bei den gewöhnlich unmalerischen Stellungen, die das Kegelspiel mit sich bringt die eckig oder gar unschön wurden, bezeichneten einen Mann, der durch

unausgesetzte Uebung und Aufmerksamkeit auf sich selbst die vollendetste Herrschaft über seine Bewegungen erlangt hat, kurz, es sprach Etwas aus ihm, das mich vermuthen ließ, daß er den höchsten Sphären der Gesellschaft angehören dürfte. Ein kleines, schon bejahrtes, jedoch lebhaftes, oft lachendes und vorzüglich mit den anwesenden Frauen scherzendes Männchen mit rundem vollem Gesichte und klugen Feueraugen, die er oft gar komisch beim Kugelwerfen zu schließen pflegte, dünkte mir ein herzlicher, für alles Gute und Angenehme empfänglicher Mensch, nach seiner Art zu sprechen im Besitze der wahren praktischen, aus Erfahrung geschöpfter Lebens-Philosophie zu sein. Am meisten jedoch zog mich mein freundlicher Wirth an; obgleich blaß und leidend von Aussehen, erregte er in meiner Seele durch seine großen geistvollen Augen, die er mit unbeschreiblicher Schwärmerei, sich selbst unbewußt, nach dem goldenen Abendhimmel aufschlug und dabei aus der Stirn die langen niederwallenden Locken mit der schöngeformten Hand hinwegstrich, ein unnennbares Mitgefühl. Ein Hauch von Rosenroth, auf seine Wangen durch die Anstrengung des Spiels gelockt, erhöhte den Reiz des männlich schönen Angesichts und ließ ein nur mit meinem Leben schwindendes liebliches Bild in meiner Erinnerung zurück. Er schien mir ein Mann, in dessen innersten Tiefen des Geistes ein Schatz von Ideen, Gedanken und Bildern in stetem und unerschöpflichen Wechsel kreisen mußte.

Mein Wirth — der gewiß zu allem Andern mehr Geschick besitzen mag, als zum Kegelspiel — warf jedes Mal, wenn ihn die Reihe traf, verzweifelt schlecht, so daß die Kugel fast immer durch die Gasse rannte, und hatte, da er stets fehlte, einen vollen Chor von Etsch! Etsch! von dem Kreise der liebenswürdigen, größtentheils schönen, mit dem Strickstrumpfe umhersitzenden Kampfrichterinnen zu ertragen. Ich, ein tüchtiger Kegelschieber, trat daher, eine Kennermiene annehmend, an die Kegelbahn und machte, als mein Wirth an den Wurf kam, die bescheidene Bemerkung, daß er die Kugel grundfalsch aufsetze, daher seine Würfe stets fehl schlagen müßten. Mir fast unbewußt, hatte der liebe Mann plötzlich die schöne schwere Lignum-sanctum-Kugel in meine Hand gedrückt und bat mich mit den freundlichsten Worten, für seine Rechnung diese und die nachfolgenden Würfe zu thun, da ihn auf kurze Zeit Geschäfte ins Haus riefen. Ich nahm das Anerbieten freudig an, war bald mit den übrigen Spielern im eifrigen Gespräch verwickelt, wurde gefragt und fragte, gab und erhielt Bescheid und spielte mit so viel Glück (aber ich wandte auch all meine Kunstfertigkeit an, um in Ehren zu bestehen), daß ich manch schönen Groschen gewonnen hatte, als die zunehmende Dämmerung dem Spiele ein Ende machte. Endlich trat der Wirth in unsern Kreis und

dankend überreichte ich den Gewinnst, sah nach der Aufwärterin, um meine Zeche zu bezahlen, und wollte mich, da ich sie nicht erblicken konnte entfernen, sie aufzusuchen.

Indem ich nun Kratzfüße zog und Bücklinge machte, dabei stets nach guter Sitte rückwärts ging, stieß ich an eine lange gedeckte Tafel, die von mir im Eifer des Spiels nicht bemerkt worden. Da ergriff mich mein Wirth an der Schulter und drückte mich auf den nächststehenden Stuhl neben sich nieder, indem er sprach: Sie bleiben mein Gast, Herr Magister! — Zum Abendbrod! rief Alles und nahm Platz in bunter Reihe an dem wohlbesetzten Tisch; herrlicher Braten wurde herumgereicht köstlich duftender alter Rheinwein perlte in den Römern: ich genoß mit allen Sinnen. Stets füllte sich von Neuem mein Glas — da that sich mein Herz weit auf, und nach alter Ungarsitte brachte ich ein herzlich Lebehoch meinem Wirthe. Jubelnd klirrten die Gläser aneinander, und der Herr mit der schön geformten Nase brachte mir mit Würde und Anmuth sein Glas mit dem Zuruf: „Heil Ungarns hohem König! Heil dem edlen Ungarvolke! Heil seinen braven Lehrern! Heil Ihnen und Glück Herr Magister!“ Als Nachtrag muß hier bemerkt werden, daß mir die Herren beim Spiel Namen, Stand und Vaterland abgefragt, meine Bescheidenheit es jedoch nicht zuließ, sie um ihre Namen zu fragen. Ich stieß an mit Freudenthränen im Auge, im Herzen hallten des Mannes Worte wieder, und ich ließ im Stillen alle, alle mir Theuren leben im Vaterlande. Nun folgten Toaste auf Toaste — Weimars Herzog, Deutschland, seine Gelehrten, alle edlen Menschen ließ ich leben und wurde von Freude und Liebfrauenmilch so begeistert, daß ich Schiller's Hymnus an die Freude, mein Lieblingslied, anstimmte, in welches in vollem Chor die heitern Tischgenossen einstimmten. Als er zu Ende gesungen war (es leuchtete bereits hoch am Sternendome der Vollmond) und Alles sich zum Aufbruche erhob, da überkam es mich mit unbezwinglicher Gewalt, nochmals ergriff ich mein Glas und rief begeistert: „Hoch lebe der hochgeliebte Dichter des Hymnus an die Freude!“ Ein lautes: „Er lebe, lebe hoch!“ erscholl, dann war es still, und mein blasser Wirth reichte mir sanft die Hand und sprach: „Ich danke Ihnen, werther Freund, und freue mich herzlich, daß meiner Muse Sang auch Ungarns edle Söhne verstehen und lieben.“ Da starrte ich ihm freudig ins Antlitz und schlürfte die köstlichsten Freudenperlen mit dem Weine. Mein alter Lavater hatte mich nicht getäuscht, denn eben trat mein Tischnachbar, der kleine lebhafte Herr, auf mich zu und sagte, auf meinen Wirth deutend: „Hier, Herr Magister, sehen Sie unsern Schiller, hier — Goethe, und ich bin der alte Wieland!“ Morgen — doch indem ich dies schreibe, ist es fast

Tag geworden — will ich ruhen, um mit gesammelter Seele mein Abenteuer, die glücklichsten Stunden meines Lebens zu überdenken, nochmals genießen die überschwängliche Wonne, die ich so unerwartet empfunden. Ich halte noch immer Alles für einen lieblichen Traum, oder hat der Dichter des „Oberon" Hüon's Zauberhorn benutzt?" Hier endete das Tagebuch, dessen Erzählung eben so glaubwürdig als hübsch ist. Die geschilderte Scene spielte offenbar in Goethe's Garten „am Stern"; daß der Erzähler Schiller für den Wirth nahm, erklärt sich leicht aus der Annahme, daß bei seinem Rufe nach Bier Schiller ihm am nächsten stand oder ohnedies wenigstens zuerst entschlossen war, ihn nicht enttäuschen zu lassen, und daher sofort die Rolle des Wirthes improvisirte, wie er denn bekanntlich manchmal zu heitern Mystificationen aufgelegt und rasch entschlossen war.

Walcott, John (Peter Pindar), litt an einem hartnäckigen Husten Sein Arzt verordnete ihm, Eselsmilch zu trinken. Pindar lehnte dies ab; jener behauptete jedoch, es sei ein probates Mittel, und er habe sich selbst dadurch curirt. „Das beweist nichts, lieber Doctor," sprach Pindar, „für Sie war das Muttermilch."

— Walcott. Der Amerikaner Thomas Payne, dieser bekannte Antagonist der Engländer, ging im Anfange der französischen Revolution von Paris nach London, um auch dort seine revolutionären Ideen zu predigen. Einst befand er sich zu London in einem Club, wo unter mehreren Personen auch Pindar anwesend war. Payne behauptete in dieser Gesellschaft, daß bei allen berathschlagenden Versammlungen immer nur die Minorität über die zum Vortrag gebrachten Sachen entscheiden müsse. „Denn," sagte er, „in der Regel ist das Verhältniß der einsichtsvollen Männer, gegen die Dummköpfe und Ignoranten, wie zwanzig gegen hundert; und man kann also als gewiß annehmen, daß unter einer Menge Menschen, die über einen Gegenstand nicht einig sind, der Irrthum gewiß auf Seiten der Majorität ist." Ihr Argument hat viel für sich," versetzte Pindar, „aber ganz kann ich mich doch nicht davon überzeugen und ich berufe mich deshalb auf das Urtheil der hier versammelten Herren." — „Ich nehme Sie beim Worte," entgegnete Payne, „und bitte alle Diejenigen, die meiner Meinung sind, gefälligst aufzustehen," wobei er sich selbst von seinem Sitze erhob. Die ganze Gesellschaft folgte seinem Beispiele, nur Pindar blieb sitzen. Nach einer Pause aber sagte er „Da Sie aufgestanden sind, so ist es klar, daß Herrn Payne's Meinung die Majorität für sich hat und ich allein als die Minorität zu betrachten bin, und daraus folgt ganz einfach, nach Herrn Payne's eben behaupteten Satz, daß ich Recht habe."

— **Walcott.** In einer Gesellschaft geistreicher Männer zu London unter welchen sich auch **Walcott** befand, forderte einer der Anwesenden den letztern scherzhaft auf, ihm doch ein Recept zu einem Epigramm zu geben, damit er sich dadurch auch, gleich ihm, einen Namen machen könnte. **Walcott** antwortete nach kurzem Nachdenken mit den Versen:

Nimm eine Dosis Witz,
Und fädele ihn fein
In eine Nadel ein,
Die aber muß mit Spitz'
Und Auge wohl versehen sein,
Durch's Oehr sieh Alles an,
Dring' mit der Spitze dann
Auf Thorheit und auf Laster ein.

Young, E. ging einst in seinem Garten zu Welwyn mit zwei jungen, liebenswürdigen Damen spazieren, von welchen er in der Folge auch eine zur Gattin wählte. Ein Bedienter meldete dem Dichter einen Herrn, der ihn zu sprechen wünschte. „Sag' ihm," antwortete **Young**, „ich wäre jetzt in zu angenehmer Gesellschaft, um sie verlassen zu können." Die Damen bestanden aber darauf, daß er den Fremden annehmen und ihm entgegengehen sollte, weil es ein Mann von Rang, sein Gönner und Freund sei; und da alles Zureden nicht fruchten wollte, so ergriff ihn die eine Dame bei dem rechten, die andere bei dem linken Arm und führten ihn so, gleichsam wie einen Gefangenen, bis zur Gartenthür. Sein Widerstand war vergebens, er stand vor dem Fremden. Er beugte sich, legte seine Hand auf's Herz und sagte mit der ihm eigenen Begeisterung folgende Verse her:

Thus Adam look'd when from the garden driv'n:
And thus disputed orders sent from heav'n.
Like him I go, but yet to go am loth;
Like him I go, for angels drove us both:
Hard was his fate, but mine still more unkind;
His Eve went with him, but mine stay's behind.

(So mußte Adam aussehn, als er aus dem Garten
Verdammt ward, so des Himmels Wink sich sträuben;
Ihm ähnlich geh' ich zwar, jedoch mit Widerwillen,
Ihm ähnlich geh' ich fort, es treiben Engel mich,
Ein hart' Geschick für ihn, doch bitt'rer ist das meine,
Ihm folgte Eva nach, die meine bleibt zurück.)

— Young war ein ausgezeichneter Flötenspieler. Als er einst mit einigen Damen, die er nach Vauxhall führen wollte, über die Themse fuhr, fing er an zu spielen, steckte jedoch seine Flöte ein, als er bemerkte, daß er deshalb von einem andern Fahrzeuge mit jungen Officieren verfolgt und immer begleitet wurde. Einer derselben fragte ihn: „Warum hören Sie auf zu spielen?“ — „Aus eben demselben Grunde,“ entgegnete Young, „warum ich zu spielen anfing — weil es mir so gefiel.“ — „Gut,“ entgegnete der Officier, „nehmen Sie im Augenblick Ihre Flöte wieder und spielen Sie fort oder ich werfe Sie in die Themse.“ Young sah, daß die Damen ängstlich wurden bei dem Streit. Er gab daher den Umständen nach und spielte während der ganzen Ueberfahrt. Als die Gesellschaft in Vauxhall angekommen war, verlor er seinen Beleidiger aus dem Gesichte. Eines Abends fand er ihn jedoch allein in einer Allee und sagte zu ihm mit einem festen, ruhigen Tone: „Sir, aus Furcht, Ihre und meine Gesellschaft zu beunruhigen, habe ich Ihrer Impertinenz nachgegeben. Um Ihnen jedoch zu beweisen, daß Herzhaftigkeit eben so gut unter einem schwarzen Kleide wohnen kann, als unter einem rothen, ersuche ich Sie, morgen, Vormittag um 10 Uhr, sich im Hydepark einzufinden. Secundanten brauchen wir nicht. Der Streit geht blos uns an und es wäre unnöthig, Fremde mit hineinzumischen. Da wollen wir uns auf den Degen schlagen.“ Der junge Krieger nahm die Herausforderung an. Beide fanden sich zur bestimmten Stunde ein. Der Officier zog den Degen und setzte sich in Positur. Young aber setzte ihm eine Pistole auf die Brust. — „Wollen Sie mich umbringen?“ rief der Officier. — „Nein,“ antwortete Young kaltblütig; „aber seien Sie so gütig, Ihren Degen auf der Stelle einzustecken und — ein Menuett zu tanzen, oder Sie sind sogleich des Todes.“ Der Officier machte einige Umstände. Aber die Kaltblütigkeit und feste Sprache seines Gegners bewirkten, daß er gehorchte. Als das Menuett geendet, sagte Young: „Sie zwangen mich neulich wider meinen Willen auf der Flöte zu spielen. Ich habe Sie heute wider Ihren Willen tanzen lassen. Wir sind quitt. Sind Sie indeß noch nicht zufrieden, so will ich Ihnen alle Satisfaction geben, die Sie verlangen.“ Statt aller Antwort umarmte ihn der Officier, stotterte einige Entschuldigungen und bat um seine Freundschaft. Wirklich errichteten sie einen Bund mit einander, der sich erst mit Young's Tode auflöste.

— Young. „Geißeln Sie die Laster so viel Sie wollen, nur schonen Sie die Lasterhaften,“ sagte Lord D. zu Young. „Sie verlangen also,“ versetzte dieser, „daß ich die Karten verdammen und die falschen Spieler unangetastet lassen soll?“

— **Young** gibt eine sehr einleuchtende Ursache an, warum die alten Frauen so fleißig in die Kirche gehen. „Der liebe Gott," sagte er, „unterbricht sie nie in den Dingen, die sie ihm vorschwatzen; sie können sich recht ausreden."

Zuberus, Matthäus, ein armer Dichter, ging zu einem sehr reichen Manne und bat ihn um eine Unterstützung, deren er sehr bedürftig war. Dieser öffnete seine Börse und gab dem Dichter drei Kreuzer. Zuberus faßte sogleich in seine Tasche und überreichte seinem Mäcen sechs Kreuzer, mit nachstehendem Stegreifverse:

Das mihi tres obolos, et vis patronus haberi,
Do tibi sex, duplex ergo patronus ero.
(Um ein Patron zu sein, gibst Du der Kreuzer drei,
Ich gebe sechse Dir, damit ich's doppelt sei.)

Zschokke, Heinrich, hatte den Auftrag von der bayerischen Regierung, eine Geschichte Bayerns zu schreiben. Als das Werk fertig war, ernannte der damals regierende König Max den Verfasser zum Commandeur des Civilverdienst-Ordens. Der Argauer Rathsherr befand sich in keiner geringen Verlegenheit; als Republikaner durfte oder wollte er keinen Orden tragen, und eine Ablehnung desselben konnte ohne Beleidigung des königlichen Gebers nicht statthaben. Wie nicht anders zu erwarten, siegte in Zschokke der Grundsatz über die Convenienz. In einem so bescheidenen als gemüthlichen Schreiben eröffnete er dem König sein Bedenken. Was thut nun der alte Max? Er schrieb zurück, wenn der Zschokke von dem König keinen Orden nehmen dürfe, so soll er beifolgendes Andenken von dem Privatmann nehmen. Das Andenken bestand in einer goldenen, reich mit Brillanten besetzten Dose, und darauf noch etwas Wertheres, das Brustbild des wackeren Max. Bei solchen Gelegenheiten verstummt die Parteimeinung und es heißt: „Hut ab vor zwei Ehrenmännern!"

Inhalts-Verzeichniß

nebst

historischen Notizen.



Literatur.

Seite

Seite

Seite

Richter (Jean Paul), geb. zu Wunsiedel im Bayreuth'schen am 21. März 1763, † 14. November 1825 1015

Rückert (Friedrich), einer der bedeutendsten lyrischen Dichter der neueren Zeit, geboren den 16. Mai 178. zu Schweinfurt . 1033

Sokrates, der größte und ehrwürdigste Weltweise, geb. 470 vor Chr. Geb. So sehr Sokrates mit unerschütterlicher Festigkeit an den geheiligten Religionsgesetzen festhielt, konnte ihn dennoch nichts behindern den Mißbrauch und die Vorurtheile, die mit dem Opferdienste verbunden, kräftig zu bestreiten und nach Möglichkeit zu beseitigen. Nicht erkaufen, sondern verdienen müsse man sich die Gnade Gottes! und das könne man nur durch ein unsträfliches Leben, welches der einzige und wahre Gottesdienst. Daß aber mit diesem tugendhaften Leben auch Gebet verbunden sein müsse, das schärfte der erhabene Weise als eine unerläßliche Pflicht ein und lehrte seinen Schülern nachstehendes Gebet: Vater! gib uns alles Gute, um was wir dich bitten und nicht bitten, nnd wende alles Böse auch wenn wir dich darum bitten, von uns ab. Segne alle gute Handlungen und belohne sie mit Glück und Wohlstand. — Die Tugend erklärte Sokrates für das Bestreben, sich selbst und Andre so viel als möglich zu vervollkommen. Er theilte sie in zwei Cardinaltugenden in Mäßigkeit, welche gewissermaßen alle Selbstpflichten, und Gerechtigkeit welche alle Pflichten gegen andere umfaßt. Er starb im 70ten Jahre seines Lebens, also 400 Jahr vor Chr. Geb. 1036

Sophokles, dieser unsterbliche Dichter, der das griechische Drama auf den höchsten Gipfel erhob, ist der allgemeinen Annahme noch im zweiten Jahre der 20ten Olympiade zu Kolonos in der Nähe von Athen geboren. Als sein Ruhm weit über die Gränzen seines Vaterlandes drang, suchten mehrer Könige ihn an ihrem Hofe zu ziehen, aber er blieb seinem Vaterlande treu, und war überhaupt so wenig von dem Weihrauch des Beifalls betäubt, der ihm zu Theil wurde, daß er bei dem Tode des mit ihm wetteifernden Euripides selbst in Trauerkleidern erschien, ja sogar seine Schauspieler ohne Kränze auftreten ließ. Von seinen vielen dramat. Dichtungen, die von Einigen auf 130 berechnet werden, sind sieben auf unserer Zeit gekommen, die aber sämmtlich vollendet und herrlich dastehen: „Der wüthende Ajax," „Elektra," „Antigone," „Oedipus," „Oedipus auf Kolonos," „die Trachinerinnen", und „Philoktetes." — In seinem 80ten Lebensjahre verklagte ihn ein undankbarer Sohn, als sei er vor Alter unvermögend, seinem Hauswesen vorzustehen, und er brauchte nichts weiter als seinen eben vollendeten Oedipus auf Kolonos seinen Richtern vorzulesen und von ihnen freigesprochen und im Triumph nach Hause begleitet zu werden. Dieses ist der Vorwurf des im Hauptinhalte dieses Werkes Pag. 1038, mitgetheilten Gedichtes. Er starb im 95. Lebensjahre, doch wird die Art und Weise seines Todes verschiedenartig erzählt. Bald soll er vor Freude über einen unverhoff-

Seite

ihn thatsächlich hervor, daß er selbst in den Kreisen der höchst gestelltesten Personen, der Fürsten und deren einflußreichsten Günstlingen in seine Würde vergoß, nie zum Lustigmacher, am wenigsten aber zum verworfenen Schmeichler und Bückling herabsank. Er hat auch bei allem Reichthum seines Witzes nie die Gränze des Aesthetischen oder gar Sittlichkeit überschritten. Und es ist traurig daß es schon damals, so wie heute, literarische Scribler gab, die, um die Literatur verdienstvolle Männer nach ihrem Tode, wo sie sich nicht mehr vertheidigen konnten herabzuwürdigen sich bestrebten, um ihr eignes Nichts dadurch zu einer gewissen momentanen Geltung zu bringen. Aber Taubmann war nicht nur ein Humorist seltener Art, sondern auch Gelehrter und Schriftsteller im weitesten Sinne des Wortes. Als Letzterer hat er mit Ernst, Würde und Energie allen Verirrungen seiner Zeit entgegengestrebt. Ja Taubmann war es auch, welcher, als die Philologie durch die theologischen Zwisten, welche gegen Ende des 16 Jahrhunderts Sachsen im Innern zerittete und immer mehr vernachlässigt wurde und nach Melanchthons und Camerarus immer tiefer sank, und nur sehr wenige scharfsichtige Männer das Verderben erkannten, ja da war „der Lustigmacher" Taubmann der Einzige, der diese Verirrungen durch Wort und Beispiel offene Fehde bot. Seine literarische Thätigkeit in dieser Hinsicht legte das evidenteste Zeugniß für das hier gesagte ob. — Seine lustigen Einfälle sind 1717 edirt worden, in neuerer Zeit hat Prof. Oertel dieselben kritisch bearbeitet, herausgegeben. — Taubmann starb 24. März 1613 1129

Thümmel (Moritz August), geb. 27. Mai 1738 zu Schönfeld, einem Rittergute bei Leipzig. Er studirte an der Universität zu Leipzig, daselbst war sein vorzüglichster Lehrer Gellert, der auch bis zu seinem Tode sein Freund blieb. Ein lachender satirischer Genius, von feinem, schalkhaftem Wesen, führte Thümmels Hand, als er mit leichtem Pinsel die kleinen komischen Gemälde vollendete, aus denen seine Poesien zusammengesetzt sind. So seine: Wilhelmine, welche das erste wahre Meisterstück einer komischen Epopöe bildet; sodann: die Inokulation der Liebe, Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Er schrieb auch Gedichte 1135

Tieck (Ludwig), geboren zu Berlin 1773, † daselbst am 28. April 1853 1136

Uz (Joh. Peter), geb. 3 Oct. 1720 zu Ansbach, gestorben daselbst 12. Mai 1796: zählt zu den ältern Dichtern die sich besonders im lyrischen Fache rühmlich hervorthaten; so wie seine Oden, Briefe und Lieder sich durch Hoheit, tiefe Weisheit, Würde der Gedanken nicht verläugnen, trotzdem oft sanfte Heiterkeit und einnehmender Scherz vorherrschen. C. F. Weiße charakterisirt, mit nur wenigen Zeilen unsern Uz, sie lauten:

